Convertitenbilder

aus

dem neunzehnten Jahrhundert.

Von

David August Rosenthal.

Erster Band.

Deutschland.

Convertitenbilder

aus

dem neunzehnten Jahrhundert.

Von

David August Rosenthal.

Erster Band.

Deutschland. I.

Viam veritatis elegi ....
Ps. 118. 30.

Schaffhausen.
Hurter'sche Buchhandlung.
1866.

Convertitenbilder

aus

dem neunzehnten Jahrhundert.

Von

David August Rosenthal.

Ersten Bandes erste Abtheilung.

Deutschland. I.

Convertitenbilder

aus

dem neunzehnten Jahrhundert.

Von

David August Rosenthal.

Ersten Bandes erste Abtheilung.

Deutschland. I.

Viam veritatis elegi ....
Ps. 118. 30.

Schaffhausen.

Hurter'sche Buchhandlung.

1865.

Druck von C. Fr. Meyer in Weissenburg.

Matri Misericordiae.

Vorwort.

Bei der Abfassung dieses Buches schwebte mir ein doppelter Zweck vor Augen. Zunächst ein apologetischer. Die Feinde unserer heiligen Kirche ermüden nicht und hören nicht auf, in Wort und Schrift die gehässigsten Lügen und Verleumdungen gegen sie zu verbreiten, ihre Lehren zu verdrehen und zu entstellen, allen Schmutz auf sie zu häufen, und so eine finstere, häßliche Ausgeburt ihrer eigenen Phantasie als den göttlichen, herrlichschönen Leib jener hinzustellen und dem allgemeinen Hohn und Spott preiszugeben. Nicht bloß obskure Traktätchen-Fabrikanten, Pamphletenschreiber und feile Literaten aller Art üben dieses saubere Handwerk aus, sondern auch Männer von wolverdientem Rufe und hoher Stellung im Reiche des Wissens, von deren Gelehrsamkeit und Geistesbildung man mehr Gerechtigkeit und Klugheit erwarten sollte, entblöden sich nicht, selbst wider besseres Wissen zu Jenen herabzusteigen und in ihr: „Kreuzige, kreuzige!" einzustimmen. Darf man sich da wundern, daß auch unter sonst wolwollenden Leuten die krassesten Vorurtheile gegen die Kirche und ihre Lehren herrschen, und daß auch viele Namenskatholiken, die ihre Bildung und Aufklärung aus den schlammigen Pfützen kirchenfeindlicher Tagesblätter schöpfen, mit den ärgsten Widersachern jener gemeinschaftliche Sache machen und die Frevlerhand gegen die eigene Mutter erheben?

Da gilt es nun auf der Wacht zu stehen, die Angriffe abzuwehren, die Unwissenden zu unterrichten, die Bethörten und Irregeleiteten zu belehren und zurechtzuweisen. Die Zahl der zu diesem Behufe in letzter Zeit in Deutschland erschienenen apologetischen Schriften ist denn auch keine ganz geringe, und es sind darunter treffliche, klassische Werke. Diesen kann und will mein Buch sich nicht an die Seite setzen, wol aber möchte es sie ergänzen und vervollständigen, indem es die in ihnen vorgetragenen Lehren in ihren Beziehungen zum Leben erörtert und durch die Darstellung ihnen entsprechender concreter Fälle eine Fülle von praktischen, und darum treffenden Beweisen liefert. Bei der tausendfältigen Verschiedenheit der Motive, von denen die Einzelnen bei ihrem Eintritt in die Kirche geleitet worden, muß eine umfassende Zusammenstellung derartiger Fälle, in denen der Entwickelungsgang des einzelnen Individuums psychologisch erörtert ist, gewissermaßen eine Apologetik in Beispielen darstellen. Diese Methode aber dürfte zweifellos für einen nicht unbedeutenden Leserkreis von großem Vortheil sein, wie denn auch Prediger und Katecheten sie bereits vielfach mit Gewinn in Anwendung gebracht haben.

Zum Andern soll mein Buch eine Art Ehrentempel sein. Fast alle größeren und kleineren literarhistorischen und biographischen Sammelwerke und Encyclopädien sind von Protestanten redigirt und herausgegeben, da kann man sich leicht denken, in welcher Art über entschiedene Katholiken, wenn sie überhaupt Aufnahme finden, berichtet wird, zumal über Convertiten. Man sehe, welche Rolle Männer, wie Friedrich Schlegel, Adam Müller, Zach. Werner, Ferdinand von Eckstein, Jarcke u. A. in den meisten derselben spielen. Die aber nicht an die Höhe und Berühmtheit dieser Koryphäen heranreichen, werden in der Regel ganz ignorirt, oder es wird doch mit Stillschweigen übergangen, daß sie aus eigenem innerstem Antriebe den Protestantismus verlassen und sich in den Schooß der Kirche geflüchtet

haben. Bis auch auf diesem Gebiete die Katholiken den ihnen gebührenden Antheil werden erobert haben, soll mein Werk wenigstens jenen Märtyrern des Glaubens ein ehrendes Andenken wahren, die alle irdischen Vortheile, oft hohen Rang, Ehre und Würde ihrer religiösen Ueberzeugung zum Opfer gebracht haben und dafür von der in Vorurtheilen befangenen, in den krassesten Materialismus versenkten, dem Uebersinnlichen entfremdeten Menge geschmäht, gelästert und mit Koth beworfen worden sind.

Wie auf dem Titel bemerkt ist, habe ich nur die im Laufe dieses Jahrhunderts vorgekommenen Conversionen zusammengestellt, die der vorangegangenen Jahrhunderte werden, von bewährter und erfahrener Hand gesammelt, vielleicht gleichzeitig mit meinem Buche erscheinen, so daß dieses gewissermaßen den Schlußstein bildet. Möchte es dieser Ehre nicht ganz unwerth befunden werden.

Da es sich, der mir gestellten Aufgabe gemäß, bei den einzelnen Darstellungen hauptsächlich um das innere Leben handelte, über das ein Dritter selbstredend keinen Aufschluß zu geben vermag — de interioribus non judicat praetor — so habe ich auch, soweit immer möglich, mich der eigenen Worte der Betreffenden bedient. Das war nun freilich nur bei denen möglich, die entweder Conversionsschriften veröffentlicht, oder mir auf meine Bitte Mittheilungen über ihren Entwickelungsgang haben zukommen lassen. Was die schon Verstorbenen betrifft, die Nichts über sich veröffentlicht, da habe ich keine Arbeit und Mühe gescheut, um soviel Material als immer möglich zusammen zu bringen. Unzählige Bücher wurden durchsucht, ebenso viele Briefe nach allen Enden und Ecken geschrieben, wo immer ich auf einige Auskunft rechnen mochte, leider nur allzuhäufig ohne allen Erfolg. Aus dem schon oben angedeuteten Grunde war in den Druckwerken wenig oder nichts zu finden, und die noch lebenden Zeitgenossen wußten in der

Mehrzahl der Fälle gleichfalls nur wenige, oft noch unzuverlässige, Mittheilungen zu machen. Die Todten reiten eben schnell. Es mag unglaublich erscheinen, daß z. B. über den edeln seiner Zeit vielgenannten Christian Schlosser kein Nekrolog existirt, und daß Alles, was ich über ihn aufzufinden vermochte, in den wenigen mitgetheilten Zeilen besteht. Die Meisten, bei denen ich anklopfte, erinnerten sich nur einzelner äußerlicher Momente, Viele auch, wie das zu gehen pflegt, erübrigten keine Zeit mir zu antworten. Noch häufiger trat dieser letztere Fall ein, wo ich um Mittheilung autobiographischer Notizen bat. Ich sage dies nicht etwa aus Verdruß, es ist nicht Jedermann gegeben, von sich und über sich zu reden und mit seinen tiefinnerlichsten Gefühlen vor die Oeffentlichkeit zu treten, Andere haben oft zarte Familienverhältnisse zu berücksichtigen, nein, sondern nur um meine Bitte um gütige Nachsicht für derartige Lücken und Mängel zu motiviren. Ueberhaupt kann hier an eine absolute Vollständigkeit selbstredend nicht gedacht werden. Der größere oder kleinere Umfang der einzelnen Charakteristiken ergibt sich aus Obigem von selbst. Eine Bekehrungsgeschichte kann nach meinem Dafürhalten nur dann einen Nutzen gewähren, wenn sie möglichst ausführlich die Gnadenwege schildert, auf denen Gottes Barmherzigkeit den Irrenden zum ersehnten Ziele geführt. Nach dieser Ueberzeugung habe ich auch, soweit es der Raum zuließ, gehandelt. Die mir anvertrauten Mittheilungen noch Lebender über ihren eigenen religiösen Entwickelungsgang habe ich unverändert zum Abdruck gebracht, aus umfangreichen Conversionsschriften erschöpfende, das Wesentlichste enthaltende Auszüge gemacht, und von den Verstorbenen, die der Geschichte anheimgefallen sind, unter sorgfältigster Benutzung der Quellen nach allen Seiten hin möglichst vollständige Charakterbilder zu entwerfen versucht. Es ist dies der kleinste Tribut, den die Dankbarkeit den edeln Todten und ihrem Wirken zu leisten gebietet. Die kürzeren Mittheilungen, wo ich eben ein Mehreres nicht

erfahren, mithin auch nicht geben konnte, habe ich gleichwol nicht unterdrücken mögen, um dem Leser wenigstens eine annähernd richtige Anschauung von der Fülle der göttlichen Gnadenwirkungen zu geben, wie sie sich in so zahlreichen Bekehrungen in oft überraschender Weise kundgeben.

Der erste Band beschäftigt sich in zwei Abtheilungen lediglich mit den in Deutschland und unter Deutschen vorgekommenen Conversionen aus der angegebenen Zeit. Der Vereinfachung wegen habe ich auch die ehemals zum Reiche gehörigen, durch unglückliche politische Verhältnisse losgelösten Nachbarländer dem theuren Vaterlande insofern annektirt, als ich die dort vorgekommenen Fälle hier mit abgehandelt habe. Der zweite Band wird die außerdeutschen Länder umfassen. Aus naheliegenden Gründen konnte hier nicht nach gleicher Vollständigkeit gestrebt werden, auch wäre sie noch schwerer zu erreichen gewesen. Nur die hervorragendsten unter den neuen Gliedern der Kirche konnten mit einer ausführlichen Darstellung bedacht werden.

Ich habe wol kaum zu bemerken nöthig, daß mein Buch keine Demonstration gegen die andern Glaubensbekenntnisse sein soll. Haß und Bitterkeit gegen Andersgläubige sind meiner Seele fremd, und wie sollte dies anders sein, zähle ich doch meine theuersten und nächsten Verwandten, meine geliebtesten Freunde, mit denen ich im täglichen traulichsten Verkehre lebe, gerade unter ihnen! Wie ich aber diesen gegenüber aus meinen religiösen Ueberzeugungen niemals ein Hehl gemacht, so durfte ich diese auch jetzt nicht verläugnen, wo ich mit einem Buche vor die Oeffentlichkeit trete, das sich ausschließlich auf religiösem Gebiete bewegt und religiösen Interessen gewidmet ist. Und wie ich im persönlichen Verkehre niemals Anstand genommen, Vorurtheile zu bekämpfen, in denen auch die Besten der Andersgläubigen befangen sind, und Lügen und Verleumdungen abzuwehren, mit denen aus Ermangelung besserer Gründe gegen unsere heilige Kirche angekämpft wird, so durfte ich wol auch

hier, wo sich Veranlassung fand, das Kind beim rechten Namen nennen. Die Halbheit hasse ich und das gleißnerische Liebäugeln mit sogenannter religiöser Toleranz; das aber schließt die Liebe nicht aus.

Zum Schlusse bleibt mir noch die angenehme Pflicht, für die zahlreichen Beweise der warmen Theilnahme und des regen Interesses zu danken, die mir so vielfältig zu Theil geworden. Und dieser Dank gebührt vor Allen dem hochwürdigsten Bischof von Straßburg, Herrn Dr. Räß, der mir eine Menge seltenen, sonst wol kaum zu erlangenden, Materials mit liebenswürdigster Zuvorkommenheit zur Benutzung überlassen; den Herren Geheimen Regierungsrath Volk in Erfurt, meinem verehrten Freunde; Professor Steinbrück in Berlin, Professor Schlüter in Münster und vielen Andern, deren überaus gütiges Wolwollen mir meine schwierige Arbeit wesentlich erleichtert hat.

So gehe denn hinaus, mein Buch, in die Welt und suche dir Eingang und Freunde zu verschaffen, und wenn es dir gelingt, auch nur eine verirrte Seele auf den rechten Weg zu führen, so soll dein Wirken ein gesegnetes, dein Zweck erfüllt und die Mühe und Arbeit, die du erforderteſt, reichlich vergolten sein! —

Am Tage der heil. Ursula, den 21. Oktober 1865.

D. A. R.

Einleitung.

Es ist eine namentlich unter Protestanten ziemlich allgemein verbreitete und tief eingewurzelte Annahme, daß an jeder Glaubensänderung ein Makel hänge, und daß man in dem Glauben, in welchem man geboren und erzogen sei, leben und sterben müsse. Dieser Grundsatz ist so oft und eindringlich verkündet worden, daß er selbst unter Katholiken hier und da Eingang gefunden. Daher die nicht seltene Erscheinung, daß Convertiten von diesen mit Kälte und Mißtrauen empfangen, von ihren früheren Glaubensgenossen aber mit Haß und Erbitterung verfolgt werden.

Und doch trägt jener Grundsatz das Brandmal schmachvollster Charakterlosigkeit so offen an der Stirn, daß wahrlich nur ein von blindem Eifer und Haß getrübtes Auge es zu übersehen vermag. Ist es die höchste Aufgabe der Vernunft, nach der Erkenntniß des Wahren zu streben, die höchste Aufgabe des Menschengeistes, die Entfaltung seiner selbst, d. h. das Vernunftgesetz in seiner gesammten Thätigkeit zu verwirklichen, so ist die höchste That desselben, die Freiheit in der Wahrheit zu erringen. Täglich sehen wir, wie scharfsinnige Denker die Resultate vieljährigen angestrengten Forschens, einer neuen bessern Erkenntniß folgend, aufgeben, und ihre mühevolle Arbeit auf Grund anderer Anschauungen von Neuem beginnen; wie von den Voreltern überlieferte und durch ihr Alter gewissermaßen geheiligte Meinungen, Irrthümer und Vorurtheile der bessern Erkenntniß zum Opfer fallen, wie in den Wissenschaften und Künsten, so im Leben der Gesellschaft und in dem des Staates, und kein Mensch nimmt an diesem Wechsel der Ansichten und Meinungen Anstoß, vielmehr sieht mehr oder weniger jeder Einzelne in ihm das sich seinem Ziele nähernde, sich immer mehr verwirklichende Vernunftgesetz. Nur in Sachen der Religion, diesem für den Menschen allerwichtigsten, für Zeit und Ewigkeit maßgebenden Gegenstande, soll das Gesetz der Stabilität gelten, soll eine Beschränkung der menschlichen Freiheit statthaben, soll man

gegen seine Ueberzeugung und der bessern Erkenntniß zum Trotz im Irrthum befangen bleiben müssen, denn „ein Ehrenmann darf seinen Glauben nicht wechseln“.

Wäre dieser Grundsatz der richtige und zu allen Zeiten als maßgebend anerkannt gewesen, dann hätte sich die Menschheit während des ganzen Zeitraums seit der ersten Offenbarung bis auf den heutigen Tag im fortwährenden Widerspruch mit ihm befunden, da die Geschichte in ihrem Verlaufe im Wesentlichen ein Bild ununterbrochenen Wechsels religiöser Meinungen und unaufhörlichen Kämpfens und Ringens um dieselben vor unsern Augen entrollt. Kein Judenthum hätte entstehen, kein Christenthum sein weltbeglückendes Panier entfalten können, wir stünden eben noch im Anfange. Welche Thorheit! — Moses, als er im Ingrimm über die Abgötterei der Juden das goldene Kalb zertrümmerte, Christus, als er seine göttlichen Lehren verkündete, die Apostel, als sie diese in seinem Namen verbreiteten, hätten also Unrecht gehandelt? Nun könnte man uns erwidern, daß dem Plane Gottes zufolge der Gang der Ereignisse kein anderer sein durfte und Christus von Anfang an bestimmt gewesen, die Welt zu erlösen, und daß demnach das Christenthum als solches bei Aufstellung jener Maximen gar nicht in Frage gestanden. Dies zugegeben, wie stünde es nun aber mit der sogenannten Reformation, die Christus nicht verkündet hat, und deren Lehren mit der von Ihm eingesetzten Autorität, der Kirche nicht im Einklang stehen? Haben die Reformatoren nicht ihren Glauben geändert und ihre Nachfolger noch so oft, daß der jetzige Protestantismus mit seines Gründers ursprünglichen Lehren keine Aehnlichkeit mehr darbietet?

Gewissenszwang also und Widerspruch mit dem eigenen Prinzipe auf derselben Seite, welche die schrankenloseste Freiheit im Forschen und Denken für sich in Anspruch nimmt, dergestalt, daß der Satz: „soviel Köpfe, soviel Meinungen“, seine vollste Bethätigung findet! Alle Sekten, von den Herrnhutern bis zu den Tunkern und Mormonen, ihre Zahl ist Legion, wer könnte ihre Namen behalten, sich gegenseitig befeindend und bekämpfend, einig nur im Hasse gegen die Kirche, sind unter dem Collektivnamen „Protestanten“ begriffen. Täglich geschehen Uebertritte aus dem einen in das andere Lager, daran hängt kein Makel und nimmt daran Niemand Anstoß, denn „im Gebiet der Religion muß Freiheit herrschen“. Wir haben auch noch nie gehört, daß man Apostaten, aus welchen Rücksichten auch immer sie die Kirche verlassen haben, diesen Schritt als einen unehrenwerthen vorgehalten, wol aber haben wir erlebt, daß man solche gefeiert und mit Ehrenbezeigungen aller Art öffentlich und privatim überschüttet hat, und zwar

um so mehr, je größer das Aergerniß war, das sie gegeben, und je ärger die Schmähungen, Lästerungen und Verleumdungen waren, mit denen sie die verlassene Mutter und ihre Getreuen überhäuft.

Es hat mithin obige Maxime nur Bezug auf den Rücktritt in die katholische Kirche. Da gibt es keine Gewissensfreiheit und keine Duldung und keine Liebe, da gibt es nur Hohn und Spott und Verfolgung. „Es ist eine allgemein angenommene Meinung," sagt ein englischer katholisch gewordener Schriftsteller, „und über die sich kaum noch ein Zweifel erhebt, daß der, welcher in die katholische Kirche eintritt, sich sofort jedes Rechtes begibt, selbst zu denken, und jedem Mittel entsagt, sich einer Erniedrigung zu entziehen, die seine Fähigkeiten lähmt und tödtet, wenn er nicht bald die Bande löst, in die er sich tollkühn verstrickt hat, und das römische Joch, unter das er sich einen Augenblick gebeugt, abwirft und von sich stößt. Seine Freunde beklagen ihn, seine Verwandten beweinen seinen Fall, der Gebildete lacht über ihn und der gewöhnliche Mensch betrachtet ihn mit Verwunderung als eine Art stumpfsinnigen Thieres. Erscheint er schon durch seine Conversion mehr oder weniger strafbar, so ist er nach dem Urtheile Aller aber auch von einer größern oder geringern Tollheit befallen worden; man betrachtet ihn mit jener Mischung von Ueberraschung und Traurigkeit, die uns beim Anblick eines wahrhaft Wahnsinnigen in einem Irrenhause ergreift [1])."

Woher der Grund dieser Erscheinung? Er ist zu suchen zum Theil in der gränzenlosen Unwissenheit, in der sich der weitaus größte Theil der Protestanten in Betreff der katholischen Religion und ihrer Institutionen befindet, zum Theil in dem alten, tiefen und unauslöschlichen Hasse der Häresie gegen die Mutterkirche, wie er sich in den ersten Zeiten offenbart und bis auf den heutigen Tag erhalten hat!

Seltsam! Während auch die eifrigsten Protestanten zugeben, daß in der katholischen Kirche alle Heilswahrheiten und alle Heilsmittel vorhanden sind zur Erlangung der ewigen Seligkeit, haben jene eifrigen Apostel der Glaubens- und Gewissensfreiheit doch keine Duldung für den, welcher, seiner bessern Einsicht und Ueberzeugung folgend, in den Schooß dieser Kirche, zu dem Glauben seiner Vorfahren zurückkehrt. „Wer diesen Vorwurf leidenschaftlicher Intoleranz," äußert sich ein unbefangener Protestant [2]), „von unsern protestantischen Glaubensbrüdern abzuwälzen

---

[1]) J. Moore Capes: Quatre années d'experience de la Religion catholique.

[2]) Beleuchtung der Vorurtheile wider die katholische Kirche. Von einem protestantischen Laien (David Kett, † 1850 zu Zürich). 2. Aufl. Luzern, 1839.

versuchte, den erinnern wir an so viele auffallende Beispiele der neuern Zeit, wo solche Convertiten doch wahrlich nicht heftiger hätten geschmäht und gelästert werden können, wenn sie zum Koran, statt zur alten Mutterkirche zurückgekehrt wären."

Wie verhält sich dagegen im Allgemeinen der Katholik gegen die von der Kirche Abgefallenen? Wir erinnern uns nicht bei Gelegenheit eines solchen Anlasses jemals eine auch nur annäherungsweise ähnliche Aufregung, auch nicht in den am allermeisten als fanatisch, unduldsam und ultramontan verschrienen katholischen Zeitblättern beobachtet zu haben, und auch der oben erwähnte Protestant sieht sich zu der Frage veranlaßt: „Wie kommt es denn, daß, wenn ein Katholik zu einer der beiden protestantischen Kirchengemeinden hinübertritt, von seinen bisherigen Glaubensgenossen kein Lärm erhoben wird?" Und er beantwortet sie selbst mit den Worten: „Wahrlich nicht auf religiöser Indolenz beruht solches Stillschweigen, wol aber auf dem lebhaften Bewußtsein der guten Sache, welche durch einen solchen Abfall nicht die mindeste Gefahr leidet, indem die Kirche sich mit dem Ausspruch 1. Joh. 2 beruhigt: „Sie waren nicht von den Unsrigen; denn wären sie von den Unsrigen gewesen, sie wären bei uns geblieben." Wol mag der Katholik den unglücklichen Bruder bemitleiden, der seine Ueberzeugung und Gewissensruhe etwa zeitlichen Vortheilen zum Opfer bringt; aber einen solchen — nach protestantischer Sitte — vor den Augen der ganzen Welt beschimpfen, seine Persönlichkeit auf jede Weise verdächtigen und ihn moralisch zu vernichten suchen, dies hätte wahrlich zu jeder Zeit der Katholik tief unter seiner Würde gehalten." —

Nein, mit keiner Schmach und mit keinem Makel ist der Glaubenswechsel verbunden, wenn er aus tiefinnerster Ueberzeugung geschieht und ihm nicht unlautere Motive zum Grunde liegen. Erfüllt doch der Neubekehrte nur die erste und heiligste aller Pflichten, indem er der höchsten Wahrheit, Gott, die Ehre gibt und feierlich bekennt, daß nur die Eine Religion die wahre sei, die Er selbst dem Menschen offenbart, die Christus gelehrt und auf Felsengrund gebaut hat, und die seine Apostel verkündet haben. Die Motive allein geben einen gültigen Maßstab zur Beurtheilung eines Schrittes, der so oft alle Leidenschaften wach gerufen und sonst würdige und verdiente Männer zu einer Handelsweise veranlaßt hat, die als ihrer und der von ihnen vertretenen Sache höchst unwürdig erscheinen mußte. Und je hervorragender die Stellung des Convertiten im Staate und in der Gesellschaft, und je bedeutender seine Verdienste in Wissenschaft und Kunst, um so größer war selbstredend die Bewegung im verlassenen Lager, um so

heftiger wurde Allarm geschlagen, um so lauter das alte Feldgeschrei erhoben: „Hie Welf, hie Waibling," in moderne Redeweise übersetzt: „Hier Licht — dort Finsterniß, hier Fortschritt — dort Rückschritt." Daß die alten Schlagwörter: Papismus, Jesuitismus, Ultramontanismus, Geistesschwäche, Verdummung 2c. nicht fehlten und fehlen durften, ist selbstredend. Alle Hebel, selbst die Staatsgewalt, wurden in Bewegung gesetzt, um weitere Nachfolge möglichst zu verhüten, man vergaß bloß dabei, daß die Bewegung der Geister durch keine menschliche Macht zurückzuhalten und daß Gottes Gewalt mächtiger sei als auch die Staatsgewalt.

Wir wiederholen, lediglich die Motive sind es, die eine höhere Richtschnur zur Beurtheilung eines Glaubenswechsels gewähren. Wol mögen unter den unübersehbaren Schaaren derer, die seit der Reformation bis auf den heutigen Tag zu dem Glauben ihrer Väter zurückgekehrt sind, Einzelne, mögen Viele von unlautern Beweggründen geleitet worden sein — wer kann in die Tiefe der Menschenherzen blicken? — aber welch ein Gegengewicht geben diese Einzelnen, und geben diese Vielen gegen die unzählige Menge der Andern, deren Leben offen daliegt wie ein aufgeschlagenes Buch vor dem prüfenden Blicke des Menschenbeobachters? Wie Viele von ihnen, hervorragend durch Rang und Würde, durch Thaten und Verdienste, ausgezeichnet durch Kenntnisse und Wissenschaft, glänzend durch Geist und Talent, haben nicht Stellung und äußere Ehre dahingegeben, um dem Drange ihres Gewissens folgen zu können! Wir möchten wol wissen, was Männer, die bereits die ganze Stufenleiter irdischer Ehre erstiegen, noch hätte anreizen können, wenn nicht die Aussicht auf die Ehren des Himmels? Es wäre lächerlich, zu meinen, daß Männer von zum Theil so außerordentlicher Begabung sich nicht eine derselben angemessene Stellung im Leben hätten erringen können, wenn sie in ihrem frühern Glauben verblieben wären. Zudem möchte der Spekulant in Glaubenssachen heut zu Tage wol zuletzt sich einer Kirche anschließen, die in jeder Beziehung als Ecclesia pressa erscheint, und zwar nicht bloß in schismatischen und protestantischen Ländern, sondern selbst in katholischen, deren Regierungen mit vollen Segeln im Fahrwasser des flachsten Liberalismus und Maurerthums dahintreiben, und wo es in Bezug auf äußern Vortheil nicht selten gerathener sein dürfte, die angeborene Religion zu verläugnen und sich zu jeder andern, selbst zum Judenthum, zu bekennen, als der katholischen und apostolischen Kirche anzugehören.

Wie diese letztere nur Missionäre aussendet zur Bekehrung der Heiden, nicht aber, um unter Juden und den verschiedenen christlichen Religionsparteien Propaganda zu machen, so besitzt sie auch keine Zu-

fluchtshäuser zur Aufnahme und Versorgung protestantischer Geistlichen, keine Fonds zur Unterstützung anderer Nichtkatholiken, die in ihrem Schooße Ruhe und Frieden suchen. Ihrer Reichthümer und Kostbarkeiten hat man sie beraubt, ihrer Prachtgewänder entkleidet und kaum ihr gelassen, die eigene Blöße zu bedecken, im Magdgewande schreitet sie, die Haustochter, einher, welche Reizmittel stünden ihr zur Verfügung, um Andersgläubige zu sich herüberzuziehen? O nein! nicht auf irdische Vortheile mag der rechnen, der sein Heil sucht bei der allzeit getreuen Braut des Herrn, vielmehr auf Anfechtungen aller Art, auf Verfolgung, Hohn und Spott, auf Kummer und Sorgen, ja auf Mangel und Noth, wenn er selbst nicht unabhängig oder irgendwie behindert ist, sich eine äußere Existenz zu gründen.

Uebrigens meinen wir, müsse auch der Schatten eines Verdachtes unlauterer Beweggründe fallen bei Nennung des Namens von Männern, welche, um nur einige der bekanntesten aus neuester Zeit zu erwähnen, wie Graf Stolberg, Friedrich Schlegel, Adam Müller, Emmanuel Veith, Schenk, wie die beiden Schlosser, Jarcke und Phillips, wie Haller, Beckedorff und Hurter, wie Overbeck und Schadow, wie Philipp Veit und Vogel 2c. 2c., in Wissenschaft und Kunst den besten Klang haben, und die das deutsche Vaterland mit Stolz zu seinen edelsten Söhnen zählt. Und wenn wir von Ausländern einen Lord Spencer, einen Newman, Manning, Faber, einen Pugin und Zoëga, einen Gagarin und Schouvaloff nennen, denen wir unzählige andere anreihen können, wer möchte in Abrede stellen, daß sich unter denen, die durch Gottes Gnade den Weg zur Kirche gefunden, die hervorragendsten Geister, die edelsten Charaktere finden? Ganze Bücher sind mit Verzeichnissen denkwürdiger Convertiten ausgefüllt worden, und doch ist das Material nicht erschöpft und wird niemals erschöpft werden, denn hier gibt es keinen Abschluß. Schon im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts schreibt Graf Josef de Maistre an eine protestantische Dame: „Wir besitzen Namensverzeichnisse von Männern, ausgezeichnet durch Rang und Würde, Geist und Talent, die allen Vorurtheilen des Glaubens und der Erziehung zu Trotz der Wahrheit die Ehre gegeben haben, indem sie in den Schooß der Kirche zurücktraten. Versuchen Sie, ich bitte darum, eine ähnliche Liste aller derer anzufertigen, die den katholischen Glauben verlassen haben, um sich einer Sekte anzuschließen. Sie werden im Allgemeinen nur Wüstlinge, unruhige Köpfe (des mauvaises têtes) oder verworfene Menschen finden." Dem entspricht, was ein Protestant, der schon erwähnte Verfasser der „Beleuchtung" anläßlich der in letzteren Zeiten sich so massenhaft folgenden Rücktritte in die Kirche äußert: „Wahrlich," sagt er, „nicht Schwärmerei, nicht Blödsinn, viel

weniger Weiber- oder Habsucht, nur wahre, innere Ueberzeugung war es, was die Bekehrung solcher Männer zu bewirken vermochte. Wie ganz anders verhält es sich mit dem Uebertritte namentlich katholischer Geistlichen vorzüglich in neuerer Zeit! Wie oft ist nur Befriedigung der Fleischeslust (mulierositas) und eine ökonomisch vortheilhafte Heirath der wahre Beweggrund gewesen, und wie viele derselben — hätte man ihnen nur Weiber gelassen — wären gar zu gerne der Mutterkirche treu geblieben!"

Die tief innerste Ueberzeugung also von der Wahrhaftigkeit der katholischen Kirche, und daß nur in ihr und mit ihr Heil und ewige Seligkeit zu finden, muß demnach im Allgemeinen als das einzig und allein bestimmende Motiv zur Rückkehr in dieselbe angenommen werden. Um so mannichfaltiger aber sind die Mittel und Wege, zu dieser Ueberzeugung und durch diese in die Kirche zu gelangen. „Die katholische Kirche," sagt Cardinal Wiseman, „ist wie eine Stadt, zu der von allen Seiten her Wege führen, und in welche man von jeder Richtung her und auf den verschiedensten Straßen gelangen kann, sei es auf den rauhen und dornigen Steigen einer strengen Forschung oder auf den mehr blumenreichen Pfaden des Gefühls und der Empfindung." Das ist nun eben Nichts als die Umschreibung des bekannten Sprichwortes, daß alle Wege nach Rom führen. Unter den unzähligen Bekehrungen, von denen wir wissen, sind auch nicht zwei, die sich in ihren Motiven und den Mitteln, deren sich die göttliche Gnade bediente, sie zu verwirklichen, gänzlich glichen. Wie der Eine durch strenges objektives Eindringen in den Geist der Geschichte zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt, so der Andere durch philosophische oder theologische Forschungen und Untersuchungen, ein Dritter durch das Studium des Rechts oder der Staatsökonomie, noch Andere durch andere Wissenschaften. Die christliche Wahrheit hat nicht Ursache das Licht zu scheuen und scheut es nicht. „Die Wissenschaft," sagt Baco, „nur mäßig gekostet, führt zum Unglauben, dagegen in vollen Zügen geschöpft, führt sie zu Gott zurück." —

Doch sind nicht gerade gelehrte Studien erforderlich, um zur wahren Erkenntniß zu gelangen. Christus der Herr hat seine Kirche mit einem so überschwellenden Reichthum an Heilsmitteln ausgestattet, daß sie trotz der tausendfältigen Verschiedenheiten in der äußern Stellung und der geistigen Organisation der einzelnen Individuen gleichwol von Jedem leicht zu finden ist, wer nur immer Augen hat zu sehen, und Ohren zu hören, und der bessern Ueberzeugung sich nicht geflissentlich und hartnäckig verschließt. Unzählige sind so, nachdem sie auf den dürren Weiden Babylons Hunger und Durst gelitten, gesättigt worden,

indem sie, mit gläubigem Sinne dem ihnen leuchtenden Sterne folgend, auf die fetten Triften Jerusalems kamen. Von den verschiedensten Standpunkten ausgehend, sind sie, wie die Radien eines Kreises, in einem Punkte zusammengetroffen, dem, daß sie in der katholischen Kirche die Kirche erkannten, die der Welterlöser auf den Felsen gegründet. Und sie sind in dieselbe eingetreten mit voller, unbedingter Hingebung an ihre Lehren, mit gänzlicher Unterwerfung unter das Lebens- und Grundprinzip des Katholizismus selbst; unter seine oberste Glaubensregel, die Autorität der Kirche, und haben so lebendiges Zeugniß abgelegt für die Universalität derselben.

Diese Rückströmung aber datirt nicht erst von heut oder gestern. Kaum war der unselige Riß in den ungenähten Rock des Herrn geschehen, als schon hervorragende Männer, die des verwegenen Mönches Beginnen mit Begeisterung begrüßt und sich ihm rückhaltslos angeschlossen hatten, das Unselige ihres Schrittes, sowie die ganze Größe des heraufbeschworenen Unheils erkannten, und reuevoll in den Schooß der von ihnen verkannten und verlassenen Mutterkirche zurückkehrten. So der Prediger George Wizel, die Professoren Veit Amerbach in Wittenberg und Friedrich Staphylus in Königsberg, alle drei vorher begeisterte und vertraute Freunde Luthers und Melanchthons, ferner der hessische Prediger Theobald Thamer, der berühmte Nürnberger Patrizier Willibald Pirkheimer, Crotus Rubeanus, der Mitverfasser der berüchtigten „Briefe der Dunkelmänner“, der Lübecker Gelehrte Lorenz Surius, der berühmte Philologe Justus Lipsius, der gelehrte Caspar Schoppius, auch Vornehme und Große der Welt.

Noch häufiger erfolgten diese Rücktritte im 17. Jahrhundert, dem traurigsten in der Geschichte des deutschen Vaterlandes, das nun von der Höhe seiner politischen Macht herabsinken und zum Spielball ausländischer Intriguen werden sollte. Unbarmherzig zertraten der fremden Abenteurer Füße den gesegneten Boden der heimischen Erde, und Gräuel wurden verübt, wie seit der Hunnen und Hussiten Zeiten niemals erhört worden, und das Alles angeblich um Gottes und der Religion willen! Und als der entsetzliche Krieg vorüber, da war Deutschland verödet, entvölkert, verarmt, von der geistigen Höhe, auf der es noch im vorigen Jahrhundert gestanden, herabgesunken; der deutsche Stolz und Trotz war gebrochen und hatte jenem erbärmlichen Kosmopolitismus Platz gemacht, der seitdem der Deutschen Erbtheil verblieben, und als einzige Errungenschaft, o der bittern Ironie! trat ein bis dahin unbekannter Absolutismus in weltlichen und geistlichen Dingen in die Erscheinung. Die aus der Fremde überkommene, dem deutschen Wesen ganz und gar widerstrebende Idee der unbeschränkten Herrscher-

gewalt war von den zahlreichen deutschen Fürsten mit begreiflicher Lust und Hast adoptirt worden, und aus den klassischen Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts waren Schuldespoten geworden, die sich jeder freien Bewegung im Reiche des Geistes entgegenstemmten. An die Stelle der heitern Wissenschaft aber und der die Seele zum Himmel reißenden herzerwärmenden Religion war ein starrer, todter, in spitzfindigen Sophismen sich gefallender Buchstabenglaube getreten, der jede Meinung verdammte und streng verfolgte, die von der Ueberlieferung der Schule abwich. Dem engherzigen Hochmuth, der Streit- und Verfolgungssucht der Professoren und Theologen entsprach die entsetzliche Rohheit der Studirenden, wie die geistige Verdumpfung des Volkes, dem man seine Religion genommen und seinen Aberglauben gelassen hatte.

In dieser dunkeln Geistesnacht ist daher das Auftreten des Pietismus und Mystizismus, wie er sich in dem Wirken Philipp Jakob Speners und Jakob Böhmes kundgab, als ein, einen helleren Morgen verkündendes, Gestirn nicht zu unterschätzen. In diesen beiden Erscheinungen, in deren Wesen wir hier nicht weiter eingehen können, gab sich wieder das tiefgefühlte Bedürfniß nach einem lebendigeren, das Gemüth in seinem tiefsten Innern ergreifenden und ausfüllenden Christenthum zu erkennen. Beider Einfluß auf ihre Zeitgenossen war ein bedeutender, besonders der des tiefsinnigen Böhme, dem ein ursprüngliches schöpferisches Talent nicht abzusprechen ist, und der gerade unter dem gebildeteren und denkenderen Theile der deutschen Nation seine Anhänger und Verehrer fand. Böhme, der den Calvinismus den Alles verzehrenden Wolf nennt und es tadelt, daß in der lutherischen Kirche so Vieles aus dem alten Pabstthum abkomme und je mehr und mehr geläugnet werde, was auch „Babel und Fabel" sei, ward so Manchem, und nicht bloß unter seinen Zeitgenossen, eine Brücke zum Katholizismus, dessen Anhänger, wie er sagt, den Stein der Weisen besäßen, ihn aber nicht zu gebrauchen wüßten.

Auf der andern Seite machte sich die Wirksamkeit der Jesuiten immer mehr geltend. Ihre glänzende Beredtsamkeit gegenüber dem trockenen polemisch-dogmatischen Tone, wie er auf den protestantischen Kanzeln und Kathedern herrschte, ihre großartigen Leistungen in allen Gebieten der Wissenschaft, bei der sonst so kläglichen Gestalt des wissenschaftlichen Lebens im übrigen Deutschland, konnten bei Gelehrten und gebildeten Laien, besonders aus den höheren Ständen, ihre Erfolge nicht verfehlen, um so weniger, als durch die Vermittelungsversuche der Helmstädter Schule und die irenischen Bestrebungen von Hugo Grotius, Leibnitz und Molanus der protestantische Fanatismus sich bereits wesentlich in gewissen Kreisen gemildert hatte. Von den

zahllosen Conversionen dieses Zeitraumes können wir nur der allermerkwürdigsten vorübergehend Erwähnung thun. Zu diesen gehören die des Rechtsgelehrten Helfrich Ulrich Hunnius, Professors und Vicekanzlers der Universität Marburg (1625), des Weimar'schen Predigers Berthold Nihus (1622), des Hamburger Philologen Lucas Holstein (1629), der als Präfekt der Vatikanischen Bibliothek in Rom starb, und seines Neffen, des Hamburger Rektors Peter Lambeck, des berühmten Tübinger Rechtsgelehrten Christian Besold (1639), des Dichters Angelus Silesius (1653), des Mainzer Erzkanzlers Freiherrn Johann Christian von Boineburg (1653), des Helmstädter Professors Heinrich Julius Blume (1653), des Berliner Predigers und Superintendenten Andreas Fromm, des Königsberger Professors Johann Philipp Pfeiffer und seines Schwiegersohnes, des gelehrten Breslauer Arztes Christian Helwig, des Breslauer Stadtschreibers Freih. von Buckisch 2c. 2c. Nicht minder häufig waren die Bekehrungen unter den Fürsten und Vornehmen, von denen wir nur des Herzogs Johann Friedrich von Hannover (1657), und seines Ministers, des ausgezeichneten Freiherrn Gustav Bernhard von Moltke, des Landgrafen Friedrich von Hessen-Darmstadt († 1682 als Cardinal und Fürstbischof von Breslau), des Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, eines gründlich unterrichteten, hochgebildeten Fürsten und tapfern Feldherrn (1652), des Kurfürsten Friedrich August II. von Sachsen, des Herzogs Albert von Sachsen-Weißenfels, ferner der Generale Wallenstein und Pappenheim gedenken wollen.

Auch das 18. Jahrhundert ist, zumal in seiner ersten Hälfte, nicht arm an bemerkenswerthen Bekehrungen, von denen hier nur der des Kurfürsten Friedrich August III. von Sachsen, des gelehrten 77jährigen Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig, der Herzöge Karl Alexander und Christian Ulrich von Würtemberg, des Prinzen Friedrich und der Prinzessin Maria Elisabeth von Pfalz-Zweibrücken, sowie des gelehrten Professors Eckard gedacht sein möge. Später machte sich der verderbliche Einfluß des von Frankreich aus gepredigten Atheismus, der deutschen Illuminaten und der Freimaurer immer mehr geltend, und die unverständigen Aufklärungsbestrebungen katholischer Fürsten, die ihre Unterthanen mit dem neuen Licht in Eile und Hast, gegen deren Willen und selbst mit Gewalt beglücken zu müssen vermeinten, Bestrebungen, in denen sie von einer rohen, schmutzigen Presse, der man die Sklavenfesseln, in denen sie früher gehalten, plötzlich abnahm, und die nun das Heiligste und Ehrwürdigste mit ihrem Geifer besudeln durfte, aufs Nachdrücklichste unterstützt wurden, trugen nicht wenig dazu bei, Gleichgültigkeit gegen alle religiösen und kirchlichen Interessen,

ja selbst Verachtung und Widerwillen gegen die katholische Religion zu erzeugen, und während man sie auf der einen Seite nur noch höchstens für Weiber und Schwachköpfe unter den Männern gelten lassen wollte, suchte man sie auf der andern zu einer bloßen Polizei-Anstalt herabzuwürdigen. Die Nachwirkungen dieser Agentien sind gerade in den katholischen Staaten auch gegenwärtig noch nicht beseitigt, und es dürfte noch so mancher Sturm über sie hinweggehen müssen, um die letzten Spuren zu verwehen und verschwinden zu machen. Die Aufklärungspest aber durchdrang alle Schichten der Bevölkerung, die Geistlichkeit nicht ausgenommen, daher denn die noch treubleibenden gläubigen Katholiken immer mehr eingeschüchtert wurden und sich von aller und jeder Oeffentlichkeit zurückzogen. So schien denn alles katholische Leben abgestorben, die katholische Kirche, der man durch Vergewaltigungen aller Art sowie durch die erzwungene Aufhebung des Jesuitenordens die Wurzeln abgegraben zu haben vermeinte, bereits eine Leiche, die demnächst in Verwesung übergehen mußte. Da läßt es sich denn leicht begreifen, daß auffallende Bekehrungen nur noch selten geschahen, und daß ein mehr als gewöhnlicher Muth dazu gehörte, sich der herrschenden Zeitströmung entgegenzustellen und sich einer Kirche anzuschließen, deren völliger Untergang nur mehr noch Frage der Zeit war. Und gleichwol fanden sich noch Männer, die diesen Muth besaßen, so die berühmten Archäologen Winkelmann und Zoëga, der bekannte Held Laudon, Herzog Christian II. von Zweibrücken u. A.

So kam das 19. Jahrhundert heran, ohne daß die religiösen Verhältnisse sich besser gestaltet hätten. Die französische Revolution mit ihren Folgen, die Invasion der Franzosen, die Aufhebung unzähliger Klöster, der Raub alles kirchlichen Eigenthums u. s. w. schienen das im vorigen Jahrhundert Begonnene nun zu Ende bringen zu sollen. Allein es war von der Vorsehung anders beschlossen. Die erwähnten Uebel trugen schon die Heilmittel in sich. Die politischen Drangsale hatten das Volk geläutert und auf den längst abgethan geglaubten Gott, als den Retter in der Noth, hingewiesen. Die flache, erbärmliche Aufklärerei in der Literatur hatte eine gewaltige Reaktion hervorgerufen, die in der romantischen Schule gipfelte. Bei allem Verschwommenen, Unfertigen und Unklaren, das dieser anhing, ward sie gleichwol Unzähligen die Quelle eines intensiveren Glaubens, sowie die Brücke zum Uebergang in die katholische Kirche. Die wiederaufgelebte, von gottbegnadeten Meistern gepflegte altdeutsche Kunst trug nicht weniger dazu bei, die Gemüther himmelwärts zu lenken und den katholischen Glauben in all seiner Schönheit darzustellen. Die späteren, von einem corrupten, despotischen Bureaukratismus veranlaßten Verfol-

gungen und Vergewaltigungen, sowie die revolutionären Wirren, von welcher Seite sie auch heraufbeschworen wurden, vermochten die schon sehr erstarkte festwurzelnde kirchliche Gesinnung des katholischen Volkes nicht mehr zu erschüttern, trugen vielmehr dazu bei, dasselbe darin zu befestigen und für seine Kirche immer mehr und mehr zu entflammen und zu begeistern. Die Hingebung, mit welcher sich das katholische Volk um seine von der Staatsgewalt bedrängten Hirten schaarte, die Wallfahrt nach Trier, die fast mehr einer Völkerwanderung glich, waren beredte Antworten auf die Fragen der Zeit. Auch der Rongeskandal wirkte wolthätig, indem er viele unsaubere Elemente aus dem Kirchenverbande herausschied und zur Klärung der Situation nicht wenig beitrug, die Märzstürme aber des Jahres 1848, die alle Dämme zu vernichten drohten, gaben für die Machtstellung der katholischen Kirche ein glänzendes Zeugniß. Und wie sehr auch einzelne, den Zeitströmungen huldigende Regierungen an dieser rütteln, die Zeit der Knechtschaft für die Kirche ist vorüber.

So steht denn diese, umtost von den Stürmen der Revolution, zu deren Unterstützung die Hölle selbst die Schaaren ihrer Dämonen entsandt zu haben scheint, ruhig und fest da, eine treue Mutter ihren Kindern, eine sichere Zuflucht den Schwachen und Bedrängten, ein mächtiges Bollwerk gegen den Uebermuth der Starken. Die Stürme aber werden austoben, die Wogen sich an ihr brechen, sie selbst aber in ewig unvergänglicher Schönheit erstrahlen, der Ankunft des Bräutigams harrend. Die Pforten der Hölle werden sie nicht bewältigen.

Mit dem Wiedererwachen aber der kirchlichen Gesinnung und dem Erstarken der Kirche selbst steht die Zahl der Rücktritte in diese in geradem Verhältnisse. Das neunzehnte Jahrhundert ist reich, sehr reich an solchen, und die Aufgabe, dieses nachzuweisen, ebenso schwierig als lohnend. Wir betrachten es als ein glückliches Omen, die nachfolgende Arbeit mit dem Bilde eines der edelsten und bedeutendsten Söhne Deutschlands beginnen zu können, mit dem des ewig unvergeßlichen

Friedrich Leopold von Stolberg.

Inhalt.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Friedrich Leopold Reichsgraf zu Stolberg-Stolberg wurde den 7. November 1750 zu Bramstedt in Holstein geboren, wo sein Vater, der wegen seiner hochherzigen Liberalität und Frömmigkeit gepriesene Graf Christian Günther, als Obervorsteher einer königl. Amtmannsschaft lebte. Sein Bruder Christian (geb. 15. Okt. 1748) war um zwei Jahre älter. Ihre Knabenzeit brachten sie theils auf der Insel Seeland, theils auf dem lieblichen Gute Rongstedt am Sunde, theils auch zu Kopenhagen zu, wohin der Vater im Jahre 1756 als Geh. Rath und Oberhofmeister der verwittweten Königin Sophie Magdalene berufen wurde. Derselbe starb jedoch schon am 22. Juni 1765.

Beide Brüder verriethen frühzeitig überraschende Geistesgaben und namentlich eine besondere Hinneigung zur Dichtkunst. War Christian mehr von wolwollender Sanftmuth, so besaß freilich Leopold eine feurige Phantasie, welcher Unterschied des Temperaments nicht hinderte, daß die Brüder in unzertrennbarer Liebe lebenslang verbunden waren.

„Und wir wuchsen empor freudig, wie Stauden am Bach"

sang später Leopold in einer Elegie an seinen Bruder von dieser Zeit. Körperliche und geistige Entwicklung hielten bei ihrer Erziehung gleichen Schritt. Zu jeglicher Art von Leibesübungen angehalten lernten sie Rosse tummeln, fechten, schwimmen und, besonders auf Klopstocks Antrieb, das von diesem besungene Schlittschuhlaufen, während der Umgang mit dem genannten Dichter ihrer Geistesentwicklung die entscheidende Richtung gab. Seine Oden entzündeten ihre Seele für die allerdings noch nebelhaften Ideen von Tugend, Freiheit und Vaterland. Im

Vollgenuß geistiger und körperlicher Gesundheit, wol ausgerüstet mit Wissen und Kenntnissen, bezogen die Brüder im Jahre 1770 die Universität Halle, um sich dem Studium der Philosophie und der Rechtswissenschaft, sowie der weitern Ausbildung in den classischen und neueren Sprachen zu widmen, was sie denn auch mit allem Eifer thaten, obgleich sie wenig Befriedigung fanden in des „Lehrsals hochgelahrtem, leeren Tand und der eitlen Schlüsse hohem Bau".

Nach zwei Jahren gingen sie nach Göttingen, wo Heyne sie für griechische Sprache und Literatur begeisterte. Ueberhaupt war das Leben daselbst für sie anregender. Ihr Dichtertalent machte sie zu vollkommenen Theilnehmern des um diese Zeit unter dem Namen des „Hainbundes" gestifteten Dichtervereins, dessen bedeutendste Mitglieder außer ihnen Maß, Miller, Overbeck, Hölty, Bürger und Leisenitz waren. Ihr Beitritt erregte Enthusiasmus. „Die beiden wolgestalteten leutseligen Jünglinge aus einem der höchsten und ältesten Adelsgeschlechter Deutschlands, mit dem leichten freien Lebenston und dem feurigen Idealismus in Aug und Herzen, traten fast wie Erscheinungen aus einer höhern Welt in diesen kleinen, beschränkten Kreis der biedern Tabaks- und Mondscheinsänger, und überdieß als Freunde Klopstocks, des Allgefeierten, fanden sie in dem Bunde, wo die Klopstockverehrung als Herdfeuer flammte, eine stürmische Aufnahme." [1]) Namentlich war es Voß, der sich zu den Brüdern hingezogen fühlte und besonders an den jüngern sich herandrängte, derselbe Voß, der ihn später aus religiöser Engherzigkeit so gehässig anfeindete.

„Ach, welche Leute sind das!" schrieb Voß an seinen Gönner und Freund, den Pastor Brückner. „Es ist an sich ungewöhnlich, Leute von mittelmäßigem Geschmacke nur unter den französischen Großen und Landsassen zu finden; aber Leute von der feinsten Empfindung, dem edelsten Herzen, voll Vaterland und Gott, den vortrefflichsten Talenten zur Dichtkunst und — ohne den kleinen Stolz — kurz! Leute, die Klopstock schätzt und liebt, in diesem Stande zu finden, das ist ein großer Fund, denk' ich. Und den hab' ich gemacht!"

Voß besang den Grafen Friedrich Leopold sofort in einer Ode:

„Ach! Nah' ich mich dem edlen Mann?
Ich zittr'! Umarm' ich ihn,
Den Freiheitsrufer? Ich? den Mann,
Den Klopstock liebt?"

---

[1]) Hist. polit. Bl. Bd. 53. S. 758.

und kurz darauf schreibt er an denselben Gönner: „Nicht darauf bin ich stolz, daß ein Graf mich liebt, nein, darauf, daß ein Deutscher, ein Biedermann, ein Dichter, ein Freund Klopstocks, mein Herz werth achtet." So entspann sich wunderlicher Weise zwischen dem seelenvollen, feurigen Grafen, der, wie Wilhelm von Bippen sagt, „an Herz und Haupt, in Fehl und Tugend, in schwärmerischer Begeisterung und Tiefe der Empfindung ein Dichter" war, und zwischen dem nüchternen, phantasiearmen, durchaus philisterhaften Voß ein unnatürlicher Freundschaftsbund, der an eben seiner Naturwidrigkeit später zerbarst.

Nach Jahresfrist verließen die gräflichen Brüder zum Leidwesen der Bundesglieder, deren unbegrenzte Liebe sie erworben hatten, Göttingen und kehrten nach Kopenhagen zu ihrer Mutter zurück, die noch im Dezember desselben Jahres (1773) starb. Zwei Jahre später machten die Brüder eine Reise nach der Schweiz, dem „heiligen Lande der Freiheit und der großen Natur". In Frankfurt lernten sie Göthe kennen, der damals schon eines großen Rufes genoß, und in dessen elterlichem Hause sie eine Zeitlang als willkommene Gäste weilten. Bei ihrer Weiterreise schloß sich ihnen Göthe an. In der Schweiz machten sie die Bekanntschaft des berühmten Lavater, aus welcher eine fürs ganze Leben dauernde Freundschaft entstand. Auf der Rückreise verweilten sie in Weimar und gewannen daselbst in solchem Maße alle Herzen, daß der Herzog Karl August im Einverständniß mit Göthe den jüngeren Grafen in seinen Hofdienst zu ziehen suchte, was Friedrich Leopold jedoch auf dringendes Abrathen Klopstocks ablehnte.

Zurückgekehrt trat er mit dem Titel eines Oberschenken in die Dienste des protestantischen Fürstbischofs von Lübeck und Herzogs von Oldenburg am Hofe zu Eutin, während sein Bruder Christian Amtmann zu Tremsbüttel in Holstein wurde. Bis dahin ungetrennt, mußten sie fortan gesonderte Wege gehen, aber bis an's Ende ihres Lebens waren sie mit inniger Liebe, Treue und Anhänglichkeit an einander gekettet. Die Trennung war eine schmerzliche:

„Zärtlicher bebte der Freundschaft Bund auf Jonathans Lippe
Nicht, im heimlichen Thal, wo er dem Liebenden schwur;
Zärtlicher zitterte nicht an Benjamins Auge die Thräne,
Als sein Josef lag ihm an der klopfenden Brust."

In den nächstfolgenden Jahren lebte Graf Stolberg bald zu Eutin, bald bei seinen Freunden in Holstein, zeitweise auch als bevollmächtigter Minister seines Herzogs am dänischen Hofe zu Kopenhagen.

Nach einer Gesandtschaftsreise nach St. Petersburg, wo er von der Kaiserin Katharina mit großer Auszeichnung aufgenommen wurde, trat er im Jahre 1786 die von ihm selbst erbetene Stelle eines Landdrosten zu Neuenburg im Oldenburgischen an. „Hier fand er Alles, was sein Herz so lang ersehnt, ländliche Ruhe, eine Geschäftsthätigkeit, in welcher er nützen oder wirken konnte, ohne seinen Lieblingsstudien entsagen zu müssen. Dabei ein geliebtes Weib, holde Kinder, treue Freunde und Platz für seine Bücher" (v. Bippen). Im Jahre 1782 hatte sich Stolberg mit dem ebenso schönen als geistvollen Hoffräulein Agnes von Witzleben, die er zu Eutin kennen und lieben gelernt, vermählt und lebte mit ihr in glücklichster Ehe.

Um diese Zeit hatte auch sein Dichterruhm den Gipfelpunkt erreicht. Namentlich waren viele seiner Lieder und Romanzen Gemeingut geworden, wir erinnern nur an das bekannte: „Süße, heilige Natur", das Lied vom deutschen Knaben, vom alten schwäbischen Ritter u. dgl., wie denn Stolberg seiner Zeit im lyrischen Rhythmus von keinem deutschen Dichter übertroffen ward. Am Hofe zu Eutin entstanden seine satyrischen „Jamben", poetische Episteln und Lehrgedichte, in welchen er die Thorheiten und Meinungen seiner Zeit geißelte, auch den „Gelehrten- und Hofpöbel" nicht verschonte.

Dieses sein Glück währte jedoch nicht allzulange; seine Gattin erkrankte und starb unerwartet am 15. Nov. 1788 nach kurzem Kranksein. Dieser Verlust erschütterte ihn aufs Tiefste. „Was einem Sterblichen eine Sterbliche sein kann, das war mir meine Agnes; ich fühle das bessere Theil meines Selbst von mir gerissen", so schrieb er tiefgebeugt im ersten Kummer. Es litt ihn nicht mehr auf seinem Wohnsitze, und gern nahm er den Vorschlag seines Schwagers, des Ministers Bernstorff zu Kopenhagen, an, als dänischer Gesandter nach Berlin zu gehen.

Im Frühjahr 1789 trat er seinen Posten an. Allein die in Berlin herrschende Freigeisterei und dünkelhafte Vernünftigkeit sagten ihm wenig zu, ebenso wenig das unruhige Treiben des Hof- und Geschäftslebens, so daß er schon im Sommer des nächsten Jahres die preußische Residenz wieder verließ, nachdem er daselbst (15. Febr. 1790) seine zweite Gattin, Gräfin Sophie von Redern, ein Mädchen von trefflichen Herzens- und Geisteseigenschaften, geheirathet hatte. Selbst Waise, hoffte er, würde sie seinen vier „Agneskindern" eine gute Mutter werden. Als Präsident der fürstbischöflichen Regierung zu Eutin trat er in die Dienste des ihm wolwollenden Fürsten zurück.

Wenige Wochen nach seinem Amtsantritt unternahm er, einem lang genährten Wunsche nachgebend, in Begleitung seiner Gemahlin, seines ältesten Sohnes Ernst und dessen Erzieher Nicolovius, eine Reise nach Italien. Die Erlebnisse und Beobachtungen während derselben legte er in einem größeren Reisewerke [1]) nieder, das damals viel gelesen wurde. Der Aufenthalt in Münster war für ihn von besonderer Bedeutung, indem er daselbst die Fürstin Gallitzin und ihren Kreis kennen lernte, und damals schon das später so enge Freundschaftsbündniß anknüpfte, das einen entscheidenden Einfluß auf die ganze Gestaltung seines Lebens ausüben sollte. Die Weiterreise geschah über Genf und den Mont Cenis nach Turin, Genua u. s. w., und am Weihnachtsabend trafen die Reisenden in Rom ein. Die Peterskirche, die er am Christtage besuchte, machte einen überwältigenden Eindruck auf ihn. „Niemals ergriff mich ein Werk von Menschenhand gemacht, wie dieses", schrieb er in sein Tagebuch, obschon sich keine Andeutung von Hinneigung zur katholischen Kirche in seinem Reisewerk kundgibt. All sein Sinnen und Trachten war nur auf das Schöne und Erhabene gerichtet, das sich ihm in der herrlichen Natur und auf dem classischen Boden in Fülle darbot. Der Aufenthalt auf der anmuthigen Insel Ischia gab ihm Anlaß zu den prächtigen poetischen Episteln an seinen langjährigen Freund Ebert, die unter dem Namen „Hesperiden" in sein Reisewerk aufgenommen sind. Nirgends aber findet sich, wie bemerkt, ein Anhaltspunkt für seinen sechs Jahre später gethanen Schritt, wenn er auch in seinem Billigkeitsgefühl nicht in das Lästern katholischer Zustände einstimmt, das man von protestantischen Beurtheilern so häufig vernimmt, und manches Vorurtheil bei unmittelbarer Anschauung einer richtigen Würdigung Platz machte.

Nach seiner Rückkehr im Frühling 1793 trat Graf Stolberg sein Amt an, das ihm immer noch Nutzen für seine literarische Thätigkeit gewährte. Durch ihn ward das kleine Eutin ein Anziehungspunkt erhöhten geistigen Lebens, in welchem die vornehmsten Strömungen der bewegten Zeit sich sammelten und durch ausgezeichnete Geister ihren bunten Ausdruck fanden. Abgesehen von vielen ausgezeichneten Persönlichkeiten, die aus allen Theilen Deutschlands, aus der Schweiz

---

[1]) Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien. 4 Bde. Königsberg und Leipzig 1794. N. A. Hamburg 1822.

wie aus Dänemark sich zu längeren oder kürzeren Besuchen einfanden, hatten Andere daselbst ihren bleibenden Aufenthalt genommen, so Nicolovius, Friedrich Jacobi, Joh. Georg Schlosser, Göthes Schwager, und besonders Voß, dem Graf Stolberg das Rektorat der gelehrten Schule in Eutin übertrug, eine Stellung, die ihn aus einer äußerst drückenden Lage, er lebte seit 1778 als Lehrer zu Otterndorf im Lande Hadeln, befreite, und die Voß mit überwallender Freude aufnahm. Es war dieß im Jahre 1782, in der Zeit von Stolbergs erstem Aufenthalt in Eutin. Wir werden später sehen, wie Voß ihm seine Freundschaft, seine Wolthaten vergalt, als Stolberg, seiner Ueberzeugung getreu, im Jahre 1800 zur katholischen Kirche übertrat.

Wie, die Frage liegt nahe, wie war denn aber der hochgestellte, klassisch gebildete, durch Dichterruhm wie durch Reinheit des Charakters gleich hervorragende Mann zu dem Entschlusse gekommen, einen Schritt zu thun, von dem er wußte, daß er allgemeines Aufsehen erregen und ihm nicht geringe Anfeindungen zuziehen würde? Wir wollen versuchen, dem Gange seiner innern Entwicklung zu folgen und darzuthun, wie er, der gläubige Protestant, allmählig zu der Ueberzeugung kam, daß nur in der katholischen Kirche das wahre Heil zu suchen, daß nur sie allein die von Jesus Christus gestiftete Kirche sei.

Stolbergs Eltern waren streng religiös und ließen ihren Kindern eine entsprechende Erziehung zu Theil werden. So konnte es auch nicht fehlen, daß unser Stolberg von Kindheit an sich einer strengeren religiösen Richtung innerhalb des Protestantismus zuwandte, als zu seiner Zeit gewöhnlich war, was jedoch nicht hinderte, wie wir oben gesehen, daß er noch enthusiastischer als die meisten seiner Freunde für die eben herrschenden Ideen von Freiheit und Aufklärung schwärmte. Dieser sein Freiheitsdrang, der aus lebendigem Mitgefühl für die unter dem Drucke der Zeitverhältnisse leidenden Mitbrüder aus den untern Ständen entsprang, ließ ihn denn auch den Beginn der französischen Revolution mit Freude begrüßen, ein Gefühl, das er mit vielen der edelsten und vortrefflichsten Menschen seiner Zeit theilte. Konnte sich doch selbst der fromme Klopstock, der geliebte, väterliche Freund Stolbergs, dem Alles überwältigenden Eindrucke des ungeheuren Ereignisses nicht entziehen; auch er war von der Kunde des Geschehenen freudig überrascht und aufgeregt worden und hatte seinen Gefühlen in einer begeisterten Ode Luft gemacht.

Aber der Gang der Revolution rüttelte alle Bessergesinnten aus

ihrem Traume auf. Stolberg und seine Meinungsgenossen hatten in idealistischer Arglosigkeit von derselben die Neugestaltung des französischen Königthums und damit den Aufgang einer allgemeines Glück verbürgenden Epoche erwartet, und statt dessen sahen sie, wie ein unermeßlicher Abgrund sich vor ihnen öffnete, welcher alles Bestehende, alle geistlichen und weltlichen Satzungen verschlang. Da gingen ihm bald die Augen auf, und er war einer der Ersten, der seine veränderte Meinung offen und unumwunden aussprach, während Klopstock selber noch zu Hamburg den Taumel des allgemeinen Freiheitsfestes zur Erinnerung an den Bastillensturm mit zwei Oden feierte.

„Ich ehre", schrieb er unterm 20. Januar 1791 an seinen Freund Gerhard Anton v. Halem, „ich liebe — Sie wissen, wie sehr! — die Freiheit. Aber eben deswegen glaube ich, daß sie sich auf Tugend gründen muß. Und diesen Grund hat Frankreich nicht gelegt, Frankreich, welches ganz Europa mit dem Gifte seiner Immoralität und Irreligion gekränkt hat."

Und später, als er sich schon auf seinen großen Reisen nach dem Süden befand, schrieb er von Rom aus (dd. 11. Januar 1792) an denselben: „. . Ich werde nie glauben, daß die Pyramide auf der Spitze stehen könne. Geschichte, Philosophie und Nachdenken haben mich gelehrt, daß nur verständige und tugendhafte Völker Freiheit behalten konnten. Freiheit muß auf Gesetzen ruhen, Gesetze auf Sitten, Sitten auf Religion. Wenn die Tiber von Abend gegen Morgen heraufströmen wird, so werde ich auch an die französische Freiheit glauben; aber zugleich möchte ich dann ganz Europa bitten, auf seiner Hut gegen einen Staat zu sein, der aus Atheisten bestünde . . ."

Wo aber konnte der Damm, der den heranbrausenden, verheerenden Revolutionswogen entgegengesetzt werden sollte, gesucht werden, wenn nicht in der Religion? Und wo anders hätte ihn besonders Stolberg, der streng religiöse gläubige Christ, suchen können?

Und doch war es die Zeit, da der flachste Rationalismus die Gemüther beherrschte, die Zeit der Bahrdt, Nicolai, der Biester, Voß und Konsorten, die aus der christlichen Religion alles das als unnützen Kram ausmerzen wollten, was sie mit ihrer beschränkten Vernunft nicht zu erfassen vermochten, die da den historischen Christus, den Sohn des lebendigen Gottes, aus dem Christenthum herausescamotirten und ihn schon hinlänglich zu ehren meinten, wenn sie ihn Männern wie Sokrates, Moses, Konfuzius, Mohammed u. s. w. als ebenbürtig zur

Seite stellten. Es war die Zeit, wo die Gesetze einer selbstgeschaffenen Moral die Gesetze der Kirche ersetzen sollten, wo nicht die Bibel, nicht das Dogma, sondern vielmehr die frivolsten Tagesfragen den Sonn- und Festtagspredigten als Grundtext untergelegt wurden; wo man, wie Eichendorff sagt, „mit Fleiß im täglichen Haushalt und etwas negativer Moral, die eben Niemanden todtschlägt oder bestiehlt, mit dem Jenseits schon fertig zu werden meinte." Wie hätte nun Stolberg, dessen Wahlspruch lautete: „Alles ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist", wie hätte er sich mit der damals herrschenden Richtung des Protestantismus befreunden, ja wie weit hätte er in ihr eine Stütze gegen den herannahenden Umsturz alles Bestehenden suchen und finden können?

„In einem gewissen sublimen Sinne", schrieb er (28. April 1788) an Friedrich Jacobi, „kann man sagen, daß die Wahrheit der Vertheidigung nicht bedürfe; aber ihre objektive Unumstößlichkeit ist ein trauriger Trost für den Freund der Menschen, für einen Vater, welcher Zeiten fürchtet, in welchen seine Kinder unter getauften Heiden, vielleicht unter ungetauften Heiden leben werden. Das neue Halbchristenthum, welches den Sohn Gottes nur zum größten und besten Gesandten Gottes macht, kann nicht bestehen, da ihm die Bibel auf allen Seiten widerspricht."

Und ein Jahr später schrieb er von Berlin aus an denselben: „Es wird mir immer weh und drückt mich, wenn ich Leute sehe, die da glauben, ohne einen Gott leben zu können. Schon mit Naturalisten gehe ich ungern um. Was hilft Uebereinstimmung in der Denkungsart, wenn die edelste Seite des einen so ganz anders als die andere gestimmt ist."

Um diese Zeit hatte Stolberg schon seine herrlichsten geistlichen Lieder gedichtet, die, wie u. A. das bekannte „Daß unser Gott uns Leben gab", in das oldenburgische, später in mehrere neue Gesangbücher waren aufgenommen worden, und wie sehr er seinen ganzen vollen Glauben in diese hineinlegte, beweist ein Brief an v. Halem, der um diese Zeit mit der Herausgabe eines neuen oldenburgischen Gesangbuches beschäftigt war. Er schreibt:

„Sie arbeiten an einem neuen verbesserten Gesangbuche. Der peremptorische Terminus von sechs Wochen, welchen Sie mir scherzhaft zur Aenderung eines meiner Lieder ansetzen, scheint zu beweisen, daß sehr schnell zu Werke gegangen werde. Ich halte die Sammlung der

Gesänge, welche öffentlich und in der Stille gesungen werden sollen, welche ganze Gemeinden zum Himmel erheben und den belebenden Trost einer Religion, die vom Himmel kommt, in die Hütte des Landmannes und des Handwerkers träufeln sollen, eine solche Sammlung halte ich für ein sehr wichtiges und großes Geschäft . . ."

„Mit edler, unserer Freundschaft würdiger Offenheit haben Sie mir mehr als einmal gesagt, daß Sie die Geschichte des Evangeliums bezweifelten. Liebster Freund! Wie können Sie den Gemeinden, deren Hoffnung für dieses und jenes Leben aufs Evangelium gegründet ist, eine Liedersammlung aussuchen? . . Wollen Sie Lieder, deren Sinn Tausende in Leiden, Tausende im Tode gestärkt hat, weil sie Ihnen legendenartig erscheinen mögen, verwerfen? Oder wollen Sie aufnehmen, was Ihnen Legende scheint? . . . Ich weiß wol, daß man, wie Basedow gedichtet hat, auch sammeln könne für alle Gottesverehrer. Aber diese fordert keine christliche Gemeinde, diese genügen ihr nicht; ihr Glaube, ihre Hoffnungen sind nicht auf Vermuthungen eines hoffenden Zweiflers, ihr Glaube, ihre Hoffnungen sind aufs Evangelium gegründet. . . . Nicht um mich in Dinge zu mischen, die mich nichts angehen, sondern aus Freundschaft für Sie und noch mehr aus Liebe für Ideen, welche in mir zu mehr als subjektiver Ueberzeugung gereift sind, wiewol, oder vielmehr weil auch ich gezweifelt habe, nahm ich die Feder." —

Wir sehen, mit welch edler Offenheit er den applanirenden Bestrebungen der Naturalisten und Neologen auch unter seinen Freunden entgegentrat, und seine Briefe an Herrn von Halem sind ein schönes Zeichen seines gläubigen Sinnes wie seiner freimüthigen Geradheit. Der gleiche Gesichtspunkt leitete ihn bei der Wahl eines Erziehers für seine Kinder, was ihm eine sehr wichtige Angelegenheit war. Er schrieb in dieser Angelegenheit an Jacobi: „Wenn es auf einen Lehrer für meine Kinder ankommt, so bin ich intolerant. Ob er Theolog oder Jurist, lutherisch oder reformirt ist, ist mir gleichviel. Aber er muß mit Einfalt ans Evangelium glauben. Ich hätte lieber einen ehrlichen Atheisten, wenn es solche gibt, als einen Wischi-Waschi von zusammengeknetetem Glauben und Unglauben, wie selbst die meisten Theologen sind." Der aufrichtige gläubige Lutheraner Nicolovius, für den er sich endlich entschied, erwarb denn auch nicht bloß sein Vertrauen, sondern auch seine persönliche Freundschaft.

Je fester Stolberg mit den Jahren an dem Glauben an die Offenbarung hielt, und je ernster durch die Dünkelhaftigkeit des aufgebla-

senen Aufkläricht's er sich veranlaßt sah, in die Wahrheiten des Christenthums sich zu versenken, um so muthiger nahm er auch nach andern Richtungen den Kampf für dasselbe auf. Als Schiller sein berühmtes Gedicht: „Die Götter Griechenlands“ erscheinen ließ (1788), in welchem er „gegenüber der finsteren, öden, Entsagung fordernden christlichen Religion“ die heitere, rein menschliche, ästhetische Weltanschauung der Griechen in ein helleres Licht zu setzen bemüht war, da trat Stolberg mit seinen „Gedanken über Schillers Gedicht, die Götter Griechenlands“ (deutsches Museum) besorgt als Anwalt für das Christenthum auf, was ihm Schiller nie verziehen hat, wie wir aus den Xenien ersehen, in denen er ihn acht Jahre später seiner religiösen Gesinnung wegen verspottete. Wir werden Gelegenheit haben, hierauf zurückzukommen.

So war ihm die Sache des Christenthums eine ernste, persönliche Angelegenheit geworden, und in jener verhängnißvollen Zeit mußte er das Bedürfniß des Zusammenschließens gleichgesinnter Kräfte lebhaft empfinden. In dem Maße, als mit der Auflösung der öffentlichen Zustände der Geist der Corruption und Verneinung wie ein verheerender Aussatz um sich griff, drängte es ihn, um so wärmer sich an diejenigen anzuschließen, in denen er eine geistige Verwandtschaft entdeckte. Ein solches verwandtes Element aber fand er zu Münster in dem kleinen Kreise edler, geistig bedeutender Menschen, wie er in so vollkommen geistiger und gemüthlicher Harmonie kaum ein zweitesmal gefunden werden dürfte, und der Münster damals den Namen des „deutschen Athens“ verschaffte. Der Mittelpunkt dieses Kreises war die berühmte Fürstin Gallitzin, eine Frau, die zu den merkwürdigsten und seltensten weiblichen Erscheinungen gehört und wegen des großen Einflusses, den sie besonders nachmals auf Stolberg ausübte, hier näher besprochen zu werden verdient.

Amalie, Gräfin von Schmettau, körperlich und geistig auf das reichlichste ausgestattet, hatte sich im Alter von zwanzig Jahren mit dem russischen Fürsten Dimitri Gallitzin, Gesandten in Holland, einem glänzenden Weltmanne und vertrauten Freunde Diderots und Voltaires, verehelicht, in der Hoffnung, die Lücken einer mangelhaften Jugenderziehung bei dem feingebildeten Manne ausfüllen zu können. Aber sie hatte sich verrechnet. Wie hätte auch der Atheist ihren Bedürfnissen genügen können? Trotz des glänzenden Salonlebens fühlte sie sich innerlich verwaist und bald faßte sie den heroischen Entschluß,

im Alter von 24 Jahren von der Welt Abschied zu nehmen und sich mit ihren Kindern nach Münster zurückzuziehen. Obschon Katholikin von Geburt hatte sie doch nur ein geringes religiöses Bewußtsein, und der freundschaftliche Umgang mit dem holländischen Philosophen Hemsterhuys, der jede positive Religion verwarf, konnte nicht dazu dienen, jenes wesentlich zu stärken. Allmählig aber bewirkte der Umgang mit Hamann, dem Magus des Nordens, der in ihrem Hause starb, noch mehr aber der mit dem um Münster in jeder Weise hochverdienten Freiherrn von Fürstenberg, einem wahrhaft großen Charakter, einen religiösen Umschwung in ihrer Seele, so daß sie, dem Christenthum wieder gewonnen, im Jahre 1786 förmlich zum katholischen Glauben zurückkehrte und fortan den frommen Overberg zu ihrem geistigen Führer wählte.

Zur Charakteristik dieser Frau, für deren Bedeutsamkeit die Anerkennung so verschiedener Geister wie Hamann und Lavater, Göthe und Jacobi u. A., die aber in diesem Punkte sich begegneten, genügend spricht, möge dienen, was Göthe über sie (Wahrheit und Dichtung) schreibt:

„Die Fürstin war eines der Individuen, von denen man sich keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht gesehen hat, und die man nicht richtig beurtheilt, wenn man eben diese Individualität nicht in Verbindung so wie in Konflikt mit ihrer Zeitumgebung betrachtet. . . Sie kam frühe zu dem Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe; daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem inneren, beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt sein müsse. Als die schönste Vermittlung zwischen beiden Welten entsproßte Wolthätigkeit, die mildeste Wirkung einer ernsten Aszetik; das Leben füllte sich aus mit Religionsübung und Wolthun . . . Innerhalb dieses Elements bewegte sich die geistreichste herzlichste Unterhaltung, ernsthaft durch die Philosophie vermittelt, heiter durch die Kunst. . . In einer solchen zarten Umgebung wäre es nicht möglich gewesen, herb oder unfreundlich zu sein; im Gegentheil fühlte ich milder als seit langer Zeit. . ."

Dem geistigen Einfluß dieser Frau konnte sich Stolberg um so weniger entziehen, als ihr männlicher Geist dem seinigen an Schärfe vielleicht überlegen war, während sie sich in ihren Ansichten vom Leben, im Glauben und im Verlangen überraschend begegneten. So entstand ein inniger geistiger Verkehr, in welchem Stolberg und seine Gattin das Werk providentieller Führung erblickten, während die Fürstin ihn als ein erfreuliches Ereigniß für sie selbst begrüßte. Wie hoch Stol-

berg die Letztere stellte, wie begeistert er zu ihr hinaufsah, beweisen seine Verse an ihrem Geburtstage im Jahre 1794:

„Schauer der Ehrfurcht,
Der Freude Schauer
Beben mir, o Geliebte, durch Mark und Gebein,
Beim Gedanken an dich,
Die du sonnest im Strahl
Der ewigen Sonne!“
„Heb', o Geliebte!
Heb', o Gesegnete des Herrn,
Auf deinen Schwingen
Zur ewigen Sonne,
Heb', o Geliebte, mich empor!“

Von diesem Zeitpunkt beginnt der religiöse Prozeß in ihm, der nach sieben Jahre langer Prüfung mit seiner Conversion endete, wenn auch seine tiefen und anhaltenden religiösen Untersuchungen seine sonstigen literarischen Bestrebungen, zumal seine classischen Studien, nicht behinderten. So veröffentlichte er eine Uebersetzung der schönsten und erhabensten Gespräche des Plato (Königsb. 1796, 3 Bde.), die er mit von echt christlichem Geiste getragenen Anmerkungen ausstattete, welche Schiller ebenso wie so manche Stelle in seiner Reisebeschreibung Veranlassung gaben, ihn in den Xenien mit der Lauge ätzenden Spottes zu begießen. Für Stolbergs Tadel der „Götter Griechenlands“ rächte dieser sich durch die beiden folgenden Epigramme:

„Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnasse; dafür gehst du ins Himmelreich ein.“
„Christlicher Herkules, du erstickest so gerne die Riesen;
Aber die heidnische Brut steht, Herkuliskus! noch fest.“

Auf seine Reise beziehen sich die Xenien: der Commissarius des jüngsten Gerichts:

„Nach Calabrien reist er, das Arsenal zu besehen,
Wo man die Artillerie gießt zu dem jüngsten Gericht.“

Und ferner:

„Kommt ihr den Zwillingen nah, so sprecht nur:
Gelobt sei J— Ch—!
In Ewigkeit! gibt man zum Gruß euch zurück.“

Die Uebersetzung des Plato wird folgendermaßen persiflirt:

„Zur Erbauung andächtiger Seelen hat F . . . S . . . .
Graf und Poet und Christ, diese Gespräche verdeutscht.“

Alle derartigen Anfechtungen und Anfeindungen konnten den edeln, nach seiner Vervollkommnung ringenden Grafen nicht in seinem Glauben erschüttern. Die Religion war ihm, wie bei wenig Sterb-

lichen, das Element, in dem sein Wesen athmete, und seine Frau war vom gleichen Eifer des Verlangens nach zweifelloser Gewißheit erfüllt. „Wahrlich", schrieb er, „es ist etwas Großes, ein Christ zu sein, oder es ist ganz und gar nichts. Moral hatten die Heiden, ehe Christus erschien. Er kam, uns zu lehren, nicht wie wir die äußerlichen bürgerlichen Pflichten erfüllen, sondern wie wir in jedem Falle uns selbst verleugnen und die geheimsten Schlacken unseres Herzens vor ihm reinigen und säubern sollen. . . . Unser ganzes Christenthum muß auf Liebe Gottes eingewurzelt sein, sonst ist es ein verdorrter Baum."

Der Anblick der im Deismus versumpfenden protestantischen Kirche bot ihm längst keine Befriedigung mehr; der Kirchenagendenstreit, in den er persönlich verflochten wurde, und ähnliche praktische Erfahrungen vermehrten und schärften vielmehr in ihm, wie er an Lavater schreibt, „das dringende heiße Gefühl des Bedürfnisses einer durch den Geist Gottes geleiteten, in der Lehre, unfehlbaren Kirche anzugehören". Immer mehr vertiefte er sich in das Studium der Säulen der Kirche, eines Augustinus, Bernhardus, Chrysostomus, einer heiligen Theresia, und immer deutlicher wiesen ihm die Schriften eines Fenelon, Bossuet, Sailer u. A. den rechten Weg, obschon die volle Erkenntniß nur langsam reifte.

Die Besuche seiner Freunde aus Münster — die Fürstin Gallitzin weilte mit Overberg mehrere Wochen unter seinem gastlichen Dache —, die ihm um diese Zeit zu Theil wurden, die beiden Droste, Katerkamp u. A., fielen wie Sonnenstrahlen in die Nacht seiner Zweifel, die er endlich dem Bischof von Boulogne, dem hochw. Herrn Asseline, der sich in Folge der französischen Revolution in Deutschland aufhielt, vorlegte. Die Beantwortung derselben Seitens dieses Prälaten zeigte ihm klar und bestimmt den Weg, den er zu wandeln habe.

Wohin er blickte, überall sah er im Protestantismus nur die trostlose Dürre des Verstandesglaubens, Zerspaltung und Verwirrung, sah er alles Herzliche aus der Religion entfernt, sah er die Geistlichkeit kränkeln an der Zaghaftigkeit des Zeitalters und einer sogenannten Vernunftreligion ergeben, die aber nichts anders war als ein vollendetes Heidenthum. Er sah die Kirche in einen Kampfplatz der Meinungen, die Religion in einen Spielball menschlicher Leidenschaften umgewandelt, er sah ein Chaos von Indifferentismus, aus dem kein Heil kommen konnte.

Auf der andern Seite erblickte er eine Kirche, die alle Merkmale ihres göttlichen Ursprunges an sich trug, die trotz der Hindernisse, die ihr in den Weg gelegt und der Beschränkungen, die ihr aufgedrungen

wurden, die trotz der brausenden Stürme, welche von Zeit zu Zeit falsche Propheten herbeiführten, die wie Eber in den Weinberg Gottes einbrachen, so überaus herrliche und kostbare Blüten und Früchte erzeugte; eine Kirche, die, nach Christi Wort, auf einen Felsen gebaut war.

Es war ein langer Kampf, den Stolberg kämpfte; aber der Gewalt der Wahrheit unterliegend, gab er seinen Verstand gefangen unter den Gehorsam des Glaubens an den Gekreuzigten, der den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit, denen aber, die selig werden, Gottes Kraft und Gottes Weisheit ist. Er mußte endlich dem gebieterischen Drange seines Gewissens Folge leisten. Als das alte Jahrhundert hinabsank, war mit dem neuen auch Stolberg und seiner gleichgesinnten Gemahlin eine neue Lebenswende angebrochen.

Am Pfingstfest, den 1. Juni 1800, legten sie zu Münster in der Hauskapelle der Fürstin Gallitzin in die Hände des ehrwürdigen Overberg ihr katholisches Glaubensbekenntniß ab. Nach seiner Rückkehr meldete der Präsident der Eutiner Regierung seinen Uebertritt dem Fürstbischofe und bat um Dienstentlassung; am 22. August legte er feierlich und mit freudigem Opfer seine Aemter nieder.

Dieser Schritt eines in jeder Weise so ausgezeichneten und hervorragenden Mannes, der, gleichbedeutend als Gelehrter und Dichter, wie als Staatsmann, eine Zierde seines Vaterlandes war, erregte begreiflicherweise ein ungewöhnliches Aufsehen und die Verwunderung nicht bloß seiner früheren Glaubensgenossen, sondern auch der Katholiken selbst. Die ersteren, großentheils, wie bereits bemerkt, in den flachsten Rationalismus versunken oder einem pietistischen Zelotismus angehörend, konnten es nicht verschmerzen, einen Mann, auf den stolz zu sein sie alle Ursache hatten, zu der von ihnen verhöhnten und gering geachteten Mutterkirche zurückkehren zu sehen, einer Kirche, die sie für den ungebildeten Pöbel kaum noch gut genug hielten, und deren Ende mit fast mathematischer Gewißheit vorausbestimmt ward. Die Katholiken, von allen Seiten gedrückt und verspottet, von ihren eigenen Angehörigen verachtet, sahen mit Erstaunen einen Mann ihrem vielgeschmähten Glauben sich zuwenden, der an Adel der Geburt wie der Gesinnung die meisten seiner Zeitgenossen weitaus überragte, sahen ihn verwundert und überrascht in die Kirche zurückkehren, die von den eigenen in ihr geborenen und ihr angehörigen Regenten und geistlichen Vorstehern gedrückt, verfolgt und in ihren Rechten gekränkt worden.

Noch war Josef II. nicht lange todt, und die Wunden, die er, in vollständigster Verkennung der Kirche, ihres Wesens und ihrer Rechte, derselben geschlagen, klafften weit auf; noch waren wenige Jahre verflossen, seit die drei geistlichen Kurfürsten jene Emser Punktation aufgesetzt hatten, in welcher sie die geistliche Autorität des Papstes für Deutschland zu vernichten gedachten; noch wirkte, wenn auch mehr im Geheimen, jenes in Bayern geborne Kind des Unglaubens und der Freimaurerei, der berüchtigte Illuminatenorden, dessen Ziel dahin gerichtet war, „allem Pfaffen- und Schurken-Regimente den Garaus zu machen, Pfaffen und Fürsten als die Bösen von der Erde zu vertilgen", und noch lag die Zeit nicht ferne, wo man in einem katholischen Lande den Glauben geächtet, seine Verkünder getödtet, Gott von seinem Throne gestoßen und an seine Stelle eine Dirne als „Göttin der Vernunft" auf den Altar gesetzt hatte.

Es war die Zeit der höchsten Erniedrigung der Kirche, die Zeit, in welcher die Braut Christi im niedrigen Magdgewande einherging, und ihre getreuen Kinder sehnsüchtig dem Aufgehen eines helleren Morgenrothes entgegenharrten. Es kann daher nicht befremden, wenn der Rücktritt Stolbergs von den Katholiken, die einer Ermunterung und Befestigung im Glauben gar sehr bedurften, freudig begrüßt wurde, während er unter den Protestanten überhaupt, wie insbesondere unter seinen bisherigen protestantischen Freunden, die mannigfaltigsten und nicht immer glimpflichsten Beurtheiler und Richter fand.

Auch hier zeigte es sich, wie überall, daß der Protestantismus, der doch als Grundprinzip die Selbstprüfung, die Prüfung der subjektiven Vernunft aufstellt, dieses sein Prinzip verläugnet, wenn es, wie doch so leicht geschehen kann und so oft auch geschieht, zur katholischen Kirche führt. Auch Stolberg hatte den Weg der Selbstprüfung betreten. Jahre lang hatte er geforscht und geprüft, untersucht und verglichen, und je länger je mehr war ihm der Boden, auf dem er wandelte, unter den Füßen entschwunden und die Kirche klarer und leuchtender erschienen, bis er erkannte, daß nur in dieser Heil und Rettung zu suchen und zu finden sei. Aus vollster Ueberzeugung that er den Schritt als nothwendiges Ergebniß seiner Selbstprüfung, mit Ruhe erwartete er, dessen Herz nur die Liebe kannte, das Urtheil seiner protestantischen Freunde, denen er sich auch nach dem Wechsel seines Bekenntnisses nicht entfremdet fühlte, und die er mit derselben Liebe in sein Herz schloß wie früher, so daß selbst ein Gelzer von ihm zu

sagen sich bemüßigt fand: „Alles Schöne, was ursprünglich in Stolberg gelegen hatte, blühte unverkümmert fort, als er einer anderen Kirche angehörte; ein enges ausschließliches fanatisches Wesen, dem sich Convertiten sonst leicht hingeben, hat über ihn nie auf lange Zeit Macht gewonnen." [1])

So schrieb er bald nach seinem Uebertritt (22. Aug. 1800) an den protestantischen Geistlichen Klenker in Osnabrück: „Verzeihen Sie, mein theurer Freund (das müssen, das werden Sie mir immer mit gegenseitiger Liebe bleiben), verzeihen Sie, daß Sie wahrscheinlich durch Andere den wichtigen Schritt, den ich gethan, erfahren haben. . . Dieser Uebergang ist die endliche nothwendige Folge von siebenjähriger Untersuchung, von siebenjähriger Anrufung des Geistes der Wahrheit. . . Er hat uns Ueberzeugung, ruhige feste Ueberzeugung gegeben. . . Ihnen muß freilich scheinen, daß wir auf einen Abweg gerathen sind; aber weder Sie noch Ihre treffliche Frau werden unsere Redlichkeit verkennen. . . Sehen Sie uns als redlich Irrende an. Lassen Sie uns in brüderlicher Liebe vereinigt bleiben. Wir streben nach Einem Ziel; wir haben Eine Hoffnung; wir wollen, Sie und wir, denjenigen lieben, der uns zuerst geliebt hat."

Stolberg mußte auf viele Angriffe und Anfeindungen gefaßt sein, aber schwerlich erwartete er, der opferwillig seine glänzende Stellung dahingab, das Uebermaß der Lästerung und Verdammung, das auf ihn geschleudert ward. Fast überall wurde das Ereigniß nicht als freie Handlung eines Einzelnen, sondern als siegreicher Erfolg eines lange geschmiedeten und gut berechneten Planes, dessen Fäden bis nach Rom und Sicilien gezogen waren, ausgedeutet und gerichtet. Obschon auf die Länge der Zeit keiner seiner Freunde, mit alleiniger Ausnahme des tölpelhaften und niedrigdenkenden Voß, ihm dauernd entfremdet wurde, und Alle wieder zu ihm zurückkehrten, so verriethen doch die Meisten anfänglich bitteren Unwillen über seinen Schritt. Daß ein Mann von Gleims beschränktem Verstande und kurzsichtigem Urtheile den katholisch gewordenen Grafen einen „gefallenen Sünder", einen Mann nennt, „der seinen bisherigen Gott verlassen", kann man dem Unverstande der Zeit zu Gute halten, in welcher der gute Gleim so tief steckte, als irgend einer seiner aufgeklärten Zeitgenossen. Eine

---

[1]) Neuere deutsche National-Literatur, 2. A. 2. Bd. S. 41.

weit traurigere und tiefer betrübende Erscheinung aber ist es, wenn ein Mann wie Friedrich Heinrich Jaocbi, den Deutschland unter seine edelsten Geister zählt, der innigste Jugendfreund Stolbergs, der mit ihm und seiner Frau im innigsten Wechselverkehr gestanden, ein Mann, der selbst zwischen Glauben und Zweifel schwankte, öffentlich eine solche Entrüstung über diesen Schritt aussprach, daß man, wie Ludwig Clarus treffend bemerkt, wenigstens bei ihm am Vorhandensein des sprichwörtlich gewordenen Erzeugnisses der Philosophie: des Gleichmuthes, verzweifeln mußte. An Stolbergs Gattin richtete er (Anfang August 1800) ein Schreiben voll der herbsten Vorwürfe, welche die Ingrimmigkeit und Verbissenheit des Protestantismus in seiner ganzen Nacktheit erscheinen lassen. Er schreibt:

„Ich kann es unmöglich für eine redliche Ueberzeugung halten, wenn ein Evangelischer Papist wird. Von dem ganzen Papismus steht kein Wort in der Bibel, und dieses einzusehen bedarf es nur Augen und eines gemeinen, menschlichen Verstandes. Wer also papistisch oder römisch-katholisch wird, der geht aus der Bibel heraus zu etwas Anderem und dieses Andere ist bei meinem unglücklichen Stolberg der Tyrannen-Szepter, der jeden Kopf, der nicht wie der unsere denkt, zerschmettern soll. Er glaubt, der Geist des Menschen müsse wieder in Knechtschaft kommen und der Buchstabe als Buchstabe ihm überall das Gesetz geben. — Nein, es ist kein unschuldiger Wahnsinn, der Euch befallen hat; ein Gemische von Leidenschaften, die Ihr wolgefällig in Euern Herzen hegtet und pflegtet, hat allein Euch die Verrückung möglich gemacht, in der Ihr Euch in diesem Augenblicke so wol befindet. Ich aber höre das Hohngelächter der Hölle über Eure fromme That. Bald wird es allgemein vernehmbar erschallen, und Ihr werdet Eure Ohren nicht davor verstopfen können. Ein schreckliches, allen Euren Zwecken entgegenwirkendes Beispiel zur Warnung habt Ihr Verblendete gegeben. . . Menschenvernunft müßte aufhören Menschenvernunft, Menschenherz müßte aufhören Menschenherz zu sein, wenn es anders sein könnte. Was die römisch-katholische Religion zu einer besonderen Religion macht, ist ein rein ungöttliches Wesen. Denn sie rottet, als solche, das Gewissen aus, unterwirft Unheiligem alles Heilige, macht den lebendigen Gott zum Lehensträger ihrer lächerlichen Götzen, will den argen Wahn ihrer Priesterschaft erhoben wissen über seine unendliche Wahrheit. Darum, wie ich Gott und seine Wahrheit liebe, so hasse ich das Pabstthum.

Seine Greuel haben nicht verhindert, daß es unter denen, die sich zur Kirche dieses Namens hielten (weil sie darin geboren und erzogen waren), wahrhaft fromme, echt gottselige Menschen gegeben. Allein alle diese Menschen schieden insofern auch nothwendig von dem Papstthum aus. . . Es gibt nur Eine Gemeinschaft aller Heiligen, nur Eine, aber unsichtbare Kirche, zu welcher Christus, Epaminondas, Sokrates, Fenelon, Johan Arndt, Hamann — alle Gott wahrhaft und über Alles liebende Seelen in Gott allein und seiner Wahrheit, in seinem ebenso allgegenwärtigen als untrüglichen Lichte sich versammeln.

„Darum ist es eine grobe und die schändlichste unter allen Lügen: daß es nur Eine sichtbare Kirche gebe, und keine unsichtbare, weil die sichtbare die einzige und wahre sei und außer ihr kein Heil. . . Stolbergs Gegenwart würde mich tödten. . . In andern Armen will ich über ihn weinen, den so tief Gefallenen! — Gott, ein solcher Mann, Stolberg mit einem Rosenkranze und einer Kerze in der Hand, sich mit Weihwasser besprengend, irgend einem Pfaffen die Schleppe tragend, ein: „Gegrüßet seist du, heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns" mitplappernd, wer weiß, wol gar einmal in einer Prozession baarfuß, das Kreuz schleppend, als Büßer . . alle diese Mummereien, Andächteleien und Alfanzereien, Heiligen-, Hexen- und Teufelskram zu diesem Mann und um denselben! Es zerreißt mir das Herz! Ich sehe ein Gemälde: Salomo, von Weibern geschleppt und niedergezogen auf das Knie vor einem Bilde, schwang andächtig das Rauchfaß. Wir sehen uns nicht wieder!"

Und an den Grafen Holmer schrieb er: „Ein Fanatismus, wodurch Jemand aus dem evangelischen Glauben in den papistischen, aus der Religion in den Bilder- und Ceremoniendienst zurückgetrieben würde, ist mir von jeher als der ärgste, welcher sich erdenken ließe, erschienen, und es droht mir selber mit Verstandes-Verrückung, so etwas Ungeheures an einem Manne wie Stolberg zu erleben. Es läßt sich diese Erscheinung eines Unmöglichen durchaus nicht anders erklären, als aus der Verzweiflung, das Christenthum gegen die Angriffe einer durch Nachdenken und Geschichtsforschen erweiterten Vernunft zu retten. . . Ich möchte nicht, daß Jemand mich für tolerant in Absicht eines solchen Fanatismus, einer solchen ebenso unchristlichen als inhumanen Verirrung des Geistes und Herzens halten könnte. Eine solche Toleranz wäre Gleichgültigkeit gegen Vernunft und wahre Religion, das Schlimmste, was

ein Mensch haben und beweisen kann. . . . Es wird dringend, sieht man, der Partei der Vernunfthasser die Stirn zu bieten, sich ihnen einmüthiger zu widersetzen, und es nicht zuzulassen, daß Barbarei und Tyrannei als ein verlorenes Kleinod mit Wuth und Gewalt wieder herbeigeschafft und als das einzige Rettungsmittel der Menschheit schamlos angepriesen werde." —

Zwar erklärte Jacobi späterhin, daß er diese Briefe in der Hitze geschrieben, und gab dem gekränkten Freunde vor den deutschen Volke eine Ehrenerklärung, doch darf dieser Widerruf immerhin nur auf die Persönlichkeiten, nicht jedoch auf die Sache selber bezogen werden. Denn bei derselben Gelegenheit erklärte er, daß es ihm Religion sei, dem römisch-katholischen Kirchenglauben ganz so widerwärtig zu sein, wie er sich ihm erklärt habe, und daß es ihm daher ein unvertilgbares Aergerniß an seinem Freunde bleiben müsse, daß er eben diesem Kirchenglauben, dem ihm irreligiösen, materialistischen Dogmatismus, Mechanismus und Despotismus in dem entgegengesetzten Maße hold und gewärtig sei. Und doch war Jacobi kein trockener Verstandesmensch, der alle Gefühlserregung logisch unterdrückte, kein sauertöpfischer Zelot. Mit der Zeit erwachte die alte Liebe in seinem Herzen und er schrieb versöhnend an den tief und schwer beleidigten Freund: „Mein ewig geliebter Stolberg! Das bleibst Du trotz dem Scheidebriefe, den Du mir vor zwei Jahren sandtest. Es gilt nicht, weil es vor Gott nicht wahr ist, wessen Du mich darin anklagst. Heute will ich Dich nur bitten, daß Du meinen Söhnen, die Morgen nach Münster reisen, vergönnst, Dich und Sophie zu grüßen. . . Grüße die Fürstin und Fürstenberg von mir, wenn sie Grüße von mir annehmen wollen. Je älter ich werde, desto dankbarer wird mein Herz gegen Jeden, der mir Gutes erwiesen hat. In diesem Sinne gedenke ich Deiner und Sophiens öfter, als Ihr es ahndet (1. Sept. 1807)."

Aus seinen früheren Briefen sprach nicht der Mensch, sondern der engherzige, die Kirche tödtlich hassende Protestant [1]), und darum schrieb ihm Stolberg den Scheidebrief, in seinem letzten dagegen machte sich der Mensch geltend, und deshalb reichte ihm Stolberg die treue Freundeshand.

---

[1]) Und doch schrieb er von München aus, wo er zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften war ernannt worden, an seinen Sohn: „In die Klage über die Fallibilität des Philosophirens stimme ich leider von ganzem Herzen ein, weiß aber keinen andern Rath, als nur immer eifriger fortzuphilosophiren. Dieß — oder katholisch werden — es gibt kein Drittes.

Milder äußerte sich Göthe, der in seiner abgemessenen Weise meinte, wie er durch Stolbergs Conversion keineswegs sei überrascht worden, da er ihn längst für katholisch gehalten, was er ja der Gesinnung, dem Gange, der Umgebung nach gewesen sei. Und wenn Herder, der mit sich selbst und der Welt zerfallene, unzufriedene und bis an sein Ende unbefriedigte Denker, der sich trotz seiner universellen Bildung nicht von den anererbten Vorurtheilen losmachen konnte, es „nicht nur für intolerant und unanständig, sondern auch äußerst unedel hielt, über Stolbergs Gemüthskrankheit zu spotten", so nahm Klopstock, der väterliche Berather von Jugend auf, den Grafen bewegt, aber mit der alten Herzlichkeit auf und äußerte gegen Gleim: „Unser Freund hat bei seinem so großen Irrthume ebenso viel Größe des Herzens durch seine Aufopferung für das gezeigt, was ihm jetzt Religion ist." Von Matthias Claudius, dem Wandsbecker Boten, berichtet Stolberg selbst in dankbarer Erinnerung: „Der in schlichter Einfalt, in holder Naivität unnachahmliche Claudius, ein Weiser in seinem Leben wie in seinen unsterblichen Schriften, ließ kein Wölkchen über unsere Freundschaft ziehen, obschon er meinen Uebergang zur alten Kirche nicht gern sah." In gleicher Liebe und Freundschaft blieben ihm Claudius wackerer Schwiegersohn, Friedrich Perthes, der späterhin seine Religionsgeschichte in Verlag nahm, und Nicolovius zugethan, der noch zwei Monate nach Stolbergs Abreise von Eutin schrieb: „Der Schmerz über Stolbergs Abschied will nicht alt werden."

Lavater aber, der fromme, von den Zeloten des Unglaubens verspottete und verhöhnte Lavater, hatte ihm kurz vor seinem (am 2. Januar 1801 erfolgten) Tode geschrieben: „Du wirst, lieber Freund Stolberg, gewiß nicht erschrecken, von Lavater einen kleinen Brief zu erhalten, den ersten nach Deiner mir nicht schwer begreiflichen sogenannten Glaubens- und Religionsveränderung. Du wirst von dem Protestanten keinen Hauch von Protestation erwarten. Du wirst es mir aber so brüderlich als gläubig aufnehmen, wenn ich Dir mit voller Ueberzeugung sage: „Mich freut's, wenn Du bei diesem wichtigen Schritt an Ruhe Deiner Seele, an Lust und Kraft zum evangelischen Leben, an Leichtigkeit, das höchste Gut zu genießen, an Aehnlichkeit des Sinnes Christi gewonnen hast oder gewinnen wirst. Ich bin so kleinsinnig nicht, irgend ein Mittel zu verachten oder zu verlachen, wodurch ein Individuum, das andere Bedürfnisse hat als ich, besser, reiner, vollkommener, gottgefälliger zu werden glaubt. Gehe Jeder den

Weg, den ihn Gott und sein redliches Herz führen. Ich sage mehr noch: Werde die Ehre der katholischen Kirche! Uebe Tugenden aus, welche den Unkatholischen unmöglich sein werden, thue Thaten, welche beweisen, daß Deine Aenderung einen großen Zweck hatte, und daß Du den Zweck nicht verfehlst. Werd' ein Heiliger wie Borromäus! — Ihr habt Heilige, ich leugne es nicht; wir haben keine, wenigstens keine, wie Ihr habt. . . Ich verehre die katholische Kirche als ein altes reich beschnörkeltes, majestätisches, gothisches Gebäude, das uralte theure Urkunden aufbewahrt. Der Sturz dieses Gebäudes würde der Sturz alles kirchlichen Christenthums sein. Ich verehre, liebe, bewundere viele einzelne Katholiken.

„Bleibe Katholik! — Alle Tugenden der Gallitzin, der Droste, der Katerkamps, der Sailer, Fenelons müssen sich in Dir vereinigen! Wollte Gott, daß ich aller dieser Edlen Tugenden mir zu eigen machen könnte! Wenn der einzige mögliche Weg dazu wäre, das Joch der katholischen Glaubensform zu übernehmen, ich würde noch wol katholisch werden. Ich glaube aber, der Geist geistet, wo er will, und das Wort Gottes ist nicht gebunden, und der barmherzige Samariter war näher dem Reiche Gottes als mancher orthodoxe Priester der erzkatholischen jüdischen Kirche, deren Pabst Kaiphas mit den siebenzig Kardinälen Christum kreuzigten. Laß uns unsere Rechtgläubigkeit durch die vollkommenste Liebe beweisen. Wer Gutes thut, der ist aus Gott, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott in ihm. Adieu, Ewiggeliebter! Grüße die Engel in Menschengestalt, die Dich umgeben!" —

Hierauf erwiderte ihm Stolberg: „. . . Vollkommen Recht hast Du, mein verehrter und geliebter Bruder, mir Dein Vertrauen in dem Glimpf und in der Liebe Deiner Beurtheilung meiner zuzutrauen. Ich war weit davon entfernt, die katholische Religion anzunehmen, obschon sie mir immer ehrwürdig war, als ich bei Lesung Deines Liedes: „Der liebt nicht ganz Dich, Jesus Christ" zu jeder Zeile dieses Ergusses echter Toleranz von Herzen Ja und Amen sagte. Ich wußte ja auch, wie Dich dieser christlichen Denkart wegen die Zeloten unter den Protestanten angefeindet haben. Zeloten nämlich, nicht für die großen Wahrheiten, welche beide Kirchen gemein haben, sondern Zeloten für das Protestiren, für das Negative, für eine Null, welcher sie keine Zahl, die ihr Gehalt geben könnte, vorzusetzen wissen. Solche und nur solche sind es auch bisher gewesen, welche mir und meiner

Sophie, einige mit Härte, andere mit Hohn, den Schritt, den wir nach ernstester Ueberlegung, nach siebenjähriger Untersuchung, nach täglicher Anrufung des Geistes der Wahrheit, nicht ohne Kampf mancher Art gethan haben — vorwarfen und verargten. . . Hätte ich auch nicht den beinahe vollendeten Einsturz der protestirenden Kirche erlebt, so wäre mir doch in ihren Hallen ohne Altar, ohne praesens numen, länger nicht wol geworden. Sie, welche der Einsiedler in der Wüste spottet, isolirt, verödet die 7000 einzelner Zerstreuten der modernen großen Samaria, die des heiligen Tempeldienstes beraubt 2c., Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten. Von diesen Samaritern lehrt mich meine Kirche glauben, daß sie Mitglieder dieser von ihnen verkannten Kirche sind, ohne es zu wissen. . . Der würde nicht mich mehr als meine Kirche verkennen, welcher da glauben könnte, daß sie mich lehre Dich oder unsern Heß oder unsern seligen Pfenninger oder Claudius 2c. zu verdammen oder auch nur die Kindschaft Gottes an Euch und andern redlichen Anbetern Jesu Christi unter den Protestanten zu bezweifeln. Mit Ruhe und Wonne denke ich an den Engel in weiblicher Gestalt, den Gott vor zwölf Jahren von meiner Seite weg und hinüber in das bessere Leben rief. Sie ist früher katholisch geworden als ich, um zwölf Jahre früher ein Mitglied der großen allgemeinen Kirche zu sein, deren Kinder theils hienieden streiten, theils in läuternden Flammen büßender Liebe, dennoch selig in gewisser Hoffnung, ihre Litaneien, theils am Throne Gottes und des Lammes, wie Ströme großer Wasser ihr Hallelujah singen. Siehe, diese Ansicht läßt, gewährt, befiehlt mir der Glaube meiner Kirche. Nur für die, welche ihre Wahrheit erkennen und sich mit Bewußtsein solcher von ihr abhalten lassen, nur für diese, die allein sie Ketzer nennt, gibt und weiß sie keinen Trost. . . .

„Das dringendste Gefühl des Bedürfnisses einer durch den Geist Gottes geleiteten, daher in der Lehre unfehlbaren Kirche, einer Kirche, bei welcher Jesus Christus seiner Verheißung nach bleiben würde bis an das Ende der Tage; einer Kirche, in welcher noch immer der Fels, auf den sie gebaut ward, den Pforten der Hölle Trotz böte; einer Kirche, in welcher noch immer Machthaber des ewigen Hohenpriesters Sünden behalten und Sünden lösen konnten; einer Kirche, die am Strahle göttlicher Liebe die Ambrosius, die Augustine, die heiligen Einsiedler in der Wüste und Ludwig IX. auf dem Throne, die Leone, die Katharinen, die Theresen, die Franziskus, die Borromäen zu Früchten

für den Garten Gottes reiften; einer Kirche, in welcher der Sohn Gottes in den Hafen unserer Zeit (in dem Augenblicke, da der Antichrist mit so organisirter Macht, so furchtbarer Macht, mit dem Schlund der geöffneten Hölle dräuet) — solche Wunder thut, und eine ganze größtentheils verdorbene hohe Geistlichkeit in Frankreich, welcher die Axt schon an der Wurzel zu liegen schien — auf einmal so umwandelt, daß der faule Baum Früchte des Lebens in solcher Fülle und in solcher Reife trieb, — o Freund und Bruder, das dringende, heiße Bedürfnißgefühl, zu einer solchen Kirche zu gehören — riß mich mit Banden, die stark sind wie der Tod, d. h. mit Banden der Liebe, zu ihr hin. Und ich fühle mich nun so selig, obgleich wie so unwürdig in ihrem Schoß! Da indessen sie mich gegen Sicherheit warnet; da ich, wie wol auf Gottes Erbarmen kindlich hoffend, doch mit Furcht und Zittern meine Seligkeit suchen soll und also nicht weiß, ob ich ewig jauchzen werde: so will ich doch nun jauchzen und frohlocken, daß diese Kirche Gottes auf den Felsen gegründet steht und stehen werde, daß der Antichrist ihr nichts anhaben könne. Die Jungfrau Tochter Sion spottet sein, die Tochter Jerusalem schüttelt ihr Haupt ihm nach." —

Zu diesen Gründen kommen noch einige andere, wie er sie in einem (französisch geschriebenen) Briefe an den Grafen Schmettau, den Bruder der Fürstin Gallitzin auseinandersetzt. Es heißt in demselben:

„. . . Dem edeln Antheil, den Sie an meinem Schritte nehmen, bin ich es schuldig zu sagen, was mich dazu vermochte, lange Jahre hindurch mich mit der gründlichen Vergleichung beider Religionen zu beschäftigen, und was mich am Ende entschied, den katholischen Glauben dem Lutherthum mit voller Ueberzeugung vorzuziehen. — Protestant von Geburt, sah ich mit Schmerz den Protestantismus, ohne anzustoßen, einstürzen, in Folge seines Hanges, durch einen ihm eigenthümlichen Keim des Verderbens. Schon sein Name Protestantismus verkündigt einen unruhigen, stürmischen Geist, mehr zum Zerstören als zum Bauen gemacht und der seine Waffen gegen sich selbst kehrt, indem er die bisher noch von ihm geachteten heiligen Wahrheiten von sich wirft und Zweifel eintauscht, und bald sieht er seinem Ende im Atheismus entgegen, dessen geschickter Diener Kant geworden ist. Dagegen wird die unerschütterliche katholische Religion durch die zerstörenden Grundsätze des Philosophismus nicht berührt, denn der Katholik

verläßt seine kirchliche Gemeinschaft, sobald er sich im mindesten vom Dogma entfernt; das System der wahren Religion — auf die Wahrheit gegründet, die nur eine einzige sein kann — kann den Charakter der Einheit nicht aufgeben; er hängt mit der Natur ihrer Sphäre zusammen.

„Mit diesem Gedanken beschäftigt, nährte mich zu gleicher Zeit die Wahrnehmung, daß die Katholiken besser, als die Protestanten in ihrem Leben der moralischen Theorie der Tugenden entsprechen, die das Evangelium vorschreibt. Ich bewunderte in ihnen den Geist, der seit 18 Jahrhunderten Kraft und Muth einflößte, ihm gemäß zu leben. Ich war erstaunt und gerührt bei dem Schauspiel, das wir in unseren Tagen gesehen haben. Wir haben gesehen, wie die Kirche, die dem Ungläubigen als abgelebt galt, gläubige Bekenner, edle Martyrer erzeugte; dies entnervte und profane Frankreich hat solche Wunder hervorgebracht." —

Aus diesen und ähnlichen Stellen, die wir leicht vermehren könnten, geht zur Genüge hervor, wie Stolberg nicht aus einem ästhetisch-mystischen Gefühl, wie Einige meinten, noch geleitet von fremden Einflüssen, denen seine schwankende, weibliche Natur nicht erforderlichen Widerstand zu leisten vermochte, wie Andere sagten, sich der Kirche zugewandt; wie er nicht „in einer Periode der Dämmerung, wie Gelzer mittheilt, wo Glaube und Fantasie, Sehnsucht und Rathlosigkeit, Wahrheit und Dichtung, Schwäche und Leidenschaft in schwer zu sichtender Mischung ineinanderflossen", zu dem Glauben seiner Väter zurückgekehrt, wie das Resultat eines ruhigen, klaren Denkens und Forschens nur von Böswilligkeit oder Unwissenheit als ein leichtfertiger Schritt bezeichnet werden konnte.

So legte sich allmählig der Sturm, den Stolbergs Schritt aufgeregt hatte, die Größe und Liebenswürdigkeit seines Charakters, wie seine anerkannten Tugenden hatten die Freunde wieder zu ihm zurückgeführt, nur Voß, der immer herb war, „ward Essig und blieb Essig", um mit Stolbergs Worten zu reden. Schon lange hatte eine Kluft zwischen den beiden Freunden bestanden. Während Stolbergs edle Seele für alles Große warm erglühte und mit begeisterter Liebe das Vaterland und den christlichen Glauben umfaßte, war in Voß, dem nüchternen Verstandesmenschen schon von Hause aus die Richtung auf das Brauchbare, Handwerksmäßige, Plattverständliche vorwiegend. Von dem Biester-Nicolai'schen Rationalismus ganz und gar durch-

säuert, war er zu einem engherzigen, sauertöpfischen Pedanten herangereift. Zum Sprechen getroffen ist das Bild, das A. W. Schlegel von ihm entwarf: „Er hatte eine ganz einzige Gabe, jede Sache, die er verfocht, auch die beste, durch seine Persönlichkeit unliebenswürdig zu machen. Er pries die Milde mit Bitterkeit, die Duldung mit Verfolgungseifer, den Weltbürgersinn wie ein Kleinstädter, die Denkfreiheit wie ein Gefängnißwärter." Hierzu kam, daß Voß mit der Wuth eines ächten Jakobiners den Adel haßte und den Untergang desselben von der französischen Revolution erwartete, welcher Haß ihn so verblendete, daß er sich über die Siegesnachrichten der Deutschen ärgerte und die Jugend gegen die deutschen Heere zu erbittern suchte. Seiner Duldsamkeit kam seine Dankbarkeit gleich. Ueber diesen zwischen Stolberg und Voß obwaltenden Zwiespalt gibt Alfred Nicolovius Auskunft. „Stolberg und Voß, schreibt er am 24. März 1793, so sehr sie Freunde waren, dulden sich jetzt nur, und auch das kaum. So ist's wirklich, so wenig sie es sich gegenseitig auch gestehen. . . Stolberg ist voll Eifer für das Christenthum, voll Liebe für den Adel, voll Verachtung gegen alle Weisheit, die vor oder außer dem Christenthum gefunden wird. Voß aber haßt den Adel, und mag nur an griechischen Quellen seinen Durst löschen. Du kannst denken, wie jede Unterhaltung bei so verschiedener Denkungsart behutsam, schonend, oder voll Streit und Bitterkeit werden muß." Da aber Stolberg jederzeit der Mildere, Nachgiebige war, so trat eine Versöhnung immer wieder leicht ein, wozu auch Beider Beschäftigung mit dem Alterthum beitrug. „Die Classiker und die Poesie bildeten die Brücke zum Friedensschluß". Daß dieser Frieden nur von Stolberg ernstlich gemeint war, während Voß den Groll, ja Haß, den er gegen jenen hegte, wahrscheinlich aus Zweckmäßigkeitsgründen nur verbarg, geht aus seiner spätern Handlungsweise hervor. So lange Stolberg Präsident der Regierung zu Eutin, also Voßens Vorgesetzter war, ertrug dieser das ihm drückend gewordene Verhältniß, als aber derselbe nach seinem Glaubenswechsel auch sein Amt niedergelegt hatte, brach der lang verhaltene Groll aus, den er noch nach neunzehn Jahren auf die gemeinste Weise bethätigte. Wir werden hierauf zurückkommen. —

In Münster, wohin Graf Stolberg mit seiner Familie übergesiedelt war, wurde er in dem ihm längst befreundeten Kreise der Fürstin Gallitzin mit offenen Armen aufgenommen, während er in dem damals jugendlichen, später zum Bischof von Münster gewählten Kellermann,

der als Erzieher in sein Haus trat, einen von Allen geliebten Seelsorger und Hausfreund gewann. Als Münster im Jahre 1802 preußische Provinz ward, und der bekannte Freiherr v. Stein zur Uebernahme nach dort kam, suchte er sofort Stolberg auf, wonach es zwischen Beiden zu einem gegenseitig vertrauensvollen Verkehr kam. Stein schrieb damals an eine Freundin: „Stolberg bleibt mir immer achtungswerth wegen seiner reinen Liebe zur Wahrheit und wegen der Resignation, mit der er ihr soviel aufopfert — das Betragen seiner literarischen Gegner Jacobi und Voß bleibt herb, brutal, einseitig; sie, die mit Menschen von allen Farben und allen Meinungen und allen Kopfkrankheiten leben, warum erlauben sie Stolberg nicht, seiner Ueberzeugung gemäß zu leben? Er glaubt in der katholischen Religion Ruhe und Bestimmtheit zu finden, er findet in ihr das reine, ursprüngliche Christenthum, warum ihn mit Wuth und Schimpfen verfolgen?“

Und Ruhe und Frieden hatte Stolberg in der That gefunden, so daß er über alle Gehässigkeiten ruhig hinwegsah. Er hielt allen Angriffen den Schild schweigender Duldung entgegen und zeigte praktisch, wie sehr sein Bekenntniß That und Leben war, so daß Jacobi in einem Moment eigener Beschämung das öffentliche Geständniß ablegte: „eine schönere Großmuth, ein reineres sich selbst Vergessen bei jeder persönlichen Beleidigung, auch der empfindlichsten, mehr Zartheit und Adel fand ich in keines andern Menschen Herz“. Seine Muße benützte er zur Ausarbeitung seiner umfassenden, großartigen Religionsgeschichte [1]), in welcher er in fünfzehn Bänden bis zum Jahre 430 gelangte. Er hatte dieselbe hauptsächlich auf Anregung des damaligen Domkapitulars, Clemens August von Droste-Vischering, begonnen, der nachmals als Erzbischof von Köln eine so hervorragende Rolle zu spielen von der Vorsehung ausersehen war, und wenn dieser eine Geschichte der Menschheit in ihrer Beziehung zu Gott für ein Zeitbedürfniß hielt, so hat das Werk Stolbergs demselben würdig entsprochen. Es ist mit wahrhafter Begeisterung und echt religiöser Salbung geschrieben, die, weil aus dem Herzen kommend, mächtig in das Herz dringt und zur Liebe zum göttlichen Erlöser dahinreißt. Mag der strenge Histo-

[1]) Geschichte der Religion Jesu Christi, 15 Bde., Hamburg 1811—18 (Fortsetzung bis zum 45. Bande, Mainz 1822—48, von Franz v. Kerz, vom 45—53. Bde. von Beischer, Mainz 1850—64.)

riker Vieles in dem Werke vermissen, mag es hie und da lückenhaft sein und Sprünge zeigen, immerhin hat es eine bessere Periode in der katholischen Geschichtsschreibung angebahnt und für die Erweckung religiösen Sinnes unter den Katholiken, zumal der gebildeten Stände, unendliches geleistet, wie denn aus allen, auch den höchsten Gesellschaftskreisen und vorzugsweise aus diesen, protestantischen sowol wie katholischen, briefliche Dankesbezeugungen und Anfragen von solchen Personen an den Verfasser gelangten, die aufrichtig nach dem lebendigen Gottesglauben rangen oder in ihrer Hinwendung zur Kirche nach einem Gewissensrath verlangten. „Stolbergs Geschichte der Religion Jesu Christi, sagt Katerkamp im „Leben der Fürstin Gallitzin", hat in jener verkommenen Zeit nicht wenig theils zur Erhaltung, theils zur Wiedererweckung christlicher Gesinnung gewirkt. Sie wurde mit gleichem Interesse von Protestanten und Katholiken gelesen [1]). Und als die Zeit der Befreiung von der Fremdherrschaft gekommen war, erkannte man in den Gegenden, wo dieselbe durch längeren Bestand zur Zerstörung christlicher Gesinnung am meisten geschadet hatte, die Rückkehr zum Glauben darin, daß Gesellschaften sich bildeten, in welchen zur Belehrung und Erbauung die Religionsgeschichte vorgelesen wurde. Nicht leicht wird irgendwo auf stillem Wege in so großer Ausdehnung zur Verbreitung echt religiöser Gesinnung mehr gewirkt worden sein, als durch Stolberg in der gebildeten Welt überhaupt, und durch Overberg in den niedern und mittlern Klassen der katholischen Kirche."

Mittlerweile war die Zeit der Schmach über Deutschland hereingebrochen, die auf ihm, dem begeisterten Patrioten, mit aller Schwere lastete, um so mehr, als er durch seinen Freimuth bei der damaligen „westfälischen" Regierung anrüchig geworden war, daher er sich nach einem ruhigern Asyl umsah. Dieses fand er (1812) in Tatenhausen, einer Besitzung der Grafen Schmiesing-Kerssenbrock, deren Einer, Graf Franz Xaver, jüngst sein Schwiegersohn geworden war. Als aber schon im folgenden Jahre das deutsche Volk sich erhob zum Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes, da flammte sein Dichtergeist noch einmal und ergoß sich in begeisterten Oden. Wehmuthsvoll klagte er über das

---

[1]) Wenige Jahre nach Stolbergs Tode waren nach der Mittheilung des Verlegers Perthes, über 8000 Exemplare abgesetzt, wobei zwei Nachdrücke, die in der Schweiz und in Wien erschienen, nicht inbegriffen sind.

ergraute Haar und den zum Waffenwerk zu schwach gewordenen Arm, denn gern wäre er selbst noch in den heiligen Krieg mit gezogen. Statt seiner sandte er vier herrliche Söhne, von denen einer, der achtzehnjährige Christian, ein Jüngling voll der herrlichsten Geistesgaben, in der Schlacht bei Ligny des Heldentodes starb. „Der Herr hat Alles wolgethan, schrieb Stolberg an einen Freund, er hat meinen Christian für seinen treuen Kampf belohnt, nachdem er ihn zu einem Ernste der Gesinnung und zu einer kindlichen Demuth hatte kommen lassen, die Alles übertraf, was wir davon erwarten konnten. So verödet die Stelle ist, wo meine Augen ihn sonst sahen, so tief mein Herz zerrissen ist, indem ich Gott preisen muß: so halte ich mich dennoch für einen glücklichen Vater. Denn er ist bei unserem Erlöser, bei dem Quell der Liebe, auf dessen Gnade und Verdienst er allein traute.“ [1])

In demselben Jahre ward ihm sein jüngerer Sohn Franz im Alter von dreizehn Jahren durch einen frühen Tod entrissen, und die doppelte Lücke machte sich um so mehr fühlbar, als sich die Reihe seiner Freunde immer mehr lichtete. War doch schon im Jahre 1806 (27. April) die Fürstin Gallitzin gestorben, ein „namenloser Verlust“ für Stolberg, der ihre „schöne, große und liebevolle Seele“ zu schätzen wußte. „Sie bedürfen nicht, schrieb er an den Sohn der Verstorbenen, den Prinzen Demetrius Gallitzin, der als katholischer Missionär zu Loretto in Pensylvanien lebte, daß ich Ihnen sage, welch ein Engel Ihre Mutter war, aber ich bedarf es in meinem tiefen Schmerze, Ihnen zu sagen, daß ich, seit ich sie kannte, nicht ohne die tiefste Ehrfurcht, herzlichste Liebe und Wonne über das Band, welches Gott aus Erbarmung für mich zwischen ihr und mir knüpfte, an sie denken kann. Meine Seele ist tief betrübt, aber mein Geist freut sich gleichwol, denn sie hat das Ziel erreicht und hilft mir noch durch ihre kräftige Fürbitte.“

Seit dem Herbst 1816 hatte Stolberg seinen Wohnsitz zu Sonder-

---

[1]) Karl v. Raumer erwähnt seiner in den „Erinnerungen a. d. J. 1813 und 1814“ (Stuttg. 1850, S. 64): „Mit mir lag Graf Christian Stolberg, der 18jährige Sohn Fr. Leopolds im Quartier, Katholik wie sein Vater. Dieser liebe Jüngling kam aus Westfalen zu Fuß nach Frankfurt, um in ein Jägerregiment zu treten. Er blieb 1815 bei Ligny, er ist einer der drei jungen Helden, die Arndt besang . . . er schien in kindlicher Pietät dem Vater gefolgt zu sein.“

mühlen bei Osnabrück aufgeschlagen, und daselbst, ein Jahr vor seinem Tode, noch die Freude, fast seine sämmtlichen Kinder zu gleicher Zeit um sich versammelt zu sehen. Es war ein glücklicher und gesegneter Familienkreis. Eilf Kinder, ebensoviele Enkel und zwei Schwiegersöhne umgaben ihn, wozu sich noch sein geliebter Bruder Christian aus seiner Einsamkeit zu Windebug bei Eckernförde einfand. Doch sollte Stolberg nicht zur Ruhe gehen, ohne eine letzte Bitterkeit zu verkosten, auf die er nicht vorbereitet war. Er hatte seine literarische Thätigkeit ununterbrochen fortgesetzt und neben seiner großen Religionsgeschichte verschiedene andere Werke veröffentlicht, so die Vaterländischen Gedichte [1]), das Leben Alfred des Großen, Leben des heiligen Vincenz von Paul u. a., im Jahre 1818 auch eine Abhandlung „Ueber den Zeitgeist", die in Adam Müllers „Staatsanzeiger" erschien. Dieser Aufsatz nun war es, der den alten „sächsischen Bauer" Voß in so blinde Wuth versetzte, daß er „wie Pluto im Homer von seinem schwarzen Throne auffahrend, noch einmal alle schwarzen Mächte der Verleumdung gegen den Jugendfreund loszulassen dürstete" (Hist. Pol. Bl. LIII. 792). Er, der, wie Görres sagt, neben seinem „klassischen Zopf" auch noch die „Jesuitensucht" hatte, damals noch ein seltenes Uebel, das aber seitdem eine europäische Influenza geworden, witterte in jenem Artikel nichts Geringeres als einen überaus thätigen Bund gegen alle Denk- und Bürgerfreiheit, und ergoß all seine lang angesammelte Galle gegen seinen ehemaligen Freund und Wohlthäter in ein Pamphlet, das er in die Welt hinausschleuderte und das eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Es ist dieß die berüchtigte Schmähschrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" (Sophronizon Bd. 1), wie giftiger und schmähliger kaum jemals eine aus der Feder eines Cynikers geflossen war, „jenes Nachtstück von Verdrehungen, falschen Angaben, boshaften und heimtückischen Verunglimpfungen, welche nicht nur gegen den Grafen Friedrich Leopold allein, sondern auch auf seinen Bruder, ihren verstorbenen Vater, ihre nächsten Freunde und Freundinen, lebende und abgeschiedene, gleicherweise geschleudert waren". Hatten die Vorwürfe, die Jacobi u. A. Stolberg machen zu dürfen geglaubt hatten, immer nur den Convertiten in ihm getroffen, so scheute sich Voß, der „rationalistisch-protestantisch-antikheidnisch-hexa-

---

[1]) Vaterländische Gedichte von Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, Hamburg bei Perthes, 1815.

metrisch-platte Vergötterer des Alltagslebens", der bei seiner „unübertrefflichen Urphilisterei und der hochmüthigen Händelssucht überall die eigene welthistorische Person angegriffen glaubte", Voß, wiederholen wir, scheute sich nicht, Stolbergs allverehrte Persönlichkeit mit Koth zu bewerfen.

Freilich rief das Libell des alten Fanatikers in Heidelberg allgemeine Entrüstung hervor, und wurde nur von Solchen in Schutz genommen, die mit Voß auf gleichem Niveau des Denkens standen. Es wird Niemand befremden, einen Paulus an seiner Seite zu sehen, oder unter den Neuern einen Historiker wie Ch. Fr. Schlosser, welcher Voß seinen Platz gleich neben Luther anwies. „Wo Lessing und Luther genannt werden, da wird stets auch sein Name genannt sein." Mit Letzterem hatte er allerdings wenigstens in Bezug auf die Fertigkeit im Gebrauche der gemeinsten Schimpfworte einige Verwandtschaft, Lessing aber dürfte sich gegen die Imputation einer solchen Geistesverwandtschaft gewiß auf das Entschiedenste verwahrt haben. Auch Gervinus, im Ganzen nur eine etwas modernisirte Ausgabe des alten Voß, begnügt sich in dem Verfahren seines Lieblings „eine, wenn auch späte Nothwehr" zu erblicken. Im Ganzen und Großen aber ist Voß von der Mit- und Nachwelt verurtheilt worden. „Mit unverzeihlicher Rohheit, sagt Gelzer, wurde hier jeder Winkel, das Innerste und Geheimste des Stolbergischen Familienlebens durchsucht, um Verdächtigung und Anklage darauf zu gründen und selbst aus Blumen Gift zu ziehen. Und dies geschah an einem Freunde, an den ihn die schönsten Jugenderinnerungen, ja die engsten Verpflichtungen hätten ketten sollen, der ihn in bedrängter Zeit auf das edelste unterstützt hatte. Wenn irgendwo, so lernt man in dieser Schrift, daß es auch einen Fanatismus des prosaischen Verstandes gibt, der über die Rücksichten einer reinen und edeln Seele sich ebenso schroff hinwegsetzt, wie man es dem religiösen Fanatismus mit Recht vorwirft."

Auch der Angegriffene selbst, Stolberg, der allezeit mildgesinnte Stolberg, war empört und erhob sich in ritterlicher Entrüstung gegen seinen perfiden Widersacher. „Sie werden staunen über die Schamlosigkeit, die Wuth des Mannes!" schrieb er an den ihm befreundeten Fouqué. Obwol er aus Prinzip niemals früher gegen ihn gerichtete Angriffe erwidert hatte, und so widerwärtig ihm die Aufgabe war, so hielt er doch dafür, eine kurze Abfertigung der Voßischen Schmähschrift der Wahrheit und seinen Kindern, „und sollte es auch das Leben

kosten", schuldig zu sein. Und sie kostete ihm wirklich das Leben, denn er hatte sie noch nicht beendet, als der Tod ihn abrief. Sterbend übertrug er die Vollendung seinem protestantisch gebliebenen geliebten Bruder, der diesen Wunsch wie ein heiliges Vermächtniß übernahm, die Schrift vollendete und veröffentlichte. Es heißt darin:

„Mit ruhigem Vertrauen in alle, die den Hrn. Hofrath Voß und mich persönlich, oder auch nur aus seinen und meinen Schriften kennen, ja auch im Vertrauen auf das Urtheil aller unbefangenen Leser seiner Schmähschrift gegen mich, würde ich diese unbeantwortet lassen, wenn er sich auf allgemeine, grobe und giftige Verleumdungen beschränkt, wenn er nur den Anstand, nicht auch die Wahrheit verletzt hätte. Gerne überlasse ich Andern die Beantwortung der Fragen: Warum eben der alte Freund sich zum Ankläger des Freundes, warum Voß sich zum Rächer der Augsburgischen Confession aufdringen mußte? Er zeigt sich als einen boshaften Widersacher, wenn er, um mich desto tiefer zu kränken, meinen Bruder und meine geliebtesten Freunde und Freundinen, lebende und abgeschiedene, so hämisch und bitter als grob und wüthend verunglimpft. Aber welcher Leser wird sich leiten lassen von einem Manne, dem das Geheimniß der Briefe nicht heilig ist; der nach vielen Jahren Worte, die der unbefangene Freund gegen ihn äußerte, diesem oder einem dritten wehe zu thun, dem Publikum mittheilt? der viele Jahre lang die Gäste seines Freundes belauerte und sie selbst beschimpft? der Freundschaft für einen Mann zu heucheln fortfuhr, während er Jahre lang, im regelmäßigen Briefwechsel, bei einem gemeinschaftlichen Freunde ihn lächerlich zu machen suchte, ihn höhnte, ihn anschwärzte? . . . der nun als Ankläger gegen mich auftritt, weil ich dem Glauben der Augsburgischen Confession entsagt habe, er, der mit bitterstem Hohne die diesem Glauben anhangenden Lehrer schmähet, ohne zu bedenken, in welchem Lichte die Professoren, Prediger und Schullehrer erscheinen müssen, welche sich feierlich, oft eidlich zur Aufrechthaltung der Augsburgischen Lehre verbindlich machten und gleichwol jetzt sich des V.'schen Lobes würdig zeigen. — Dieser Mann tritt nun wider mich auf, der ich frank und frei der Augsburgischen Lehre entsagte und Mitglied der katholischen Kirche ward. Und wie tritt er gegen mich auf? Die Schmähschrift liegt offen vor Aller Augen. Und dieses giftige Erzeugniß des unter dem Scheine vieljähriger Freundschaft mich lange vor meiner Religionsveränderung arglistig Belauernden und hinter meinem Rücken Verleumdenden nennt

er aufrichtige Darstellung, welcher Art St.'s Geist sei . . . „mit redlichem Herzen will er aussagen". . . Diese Schmähschrift soll mir sein ein Gesicht von Gott . . . u. s. w. Die Schrift brach mit den Worten ab: „Woher diese langverhaltene . ."; es sind die letzten Worte, die Stolberg schrieb. An sie anknüpfend fährt Graf Christian fort: „Bei diesen Worten legte die Feder nieder Er, den ich seit früher Jugend nie ohne das regeste Gefühl der Liebe, des innigsten Vereins, aber auch der Verehrung und des Stolzes meinen Bruder nannte, und zu dem ich jetzt emporschaue in namenloser Sehnsucht nach dem Wiedersehen." Und auf Voß übergehend hebt er vor Allem die Gehässigkeit hervor, womit derselbe seinem Gastgeschenk die freche Benennung auf die Stirne präge, dem „Unfreien" es widmend. „Dem Unfreien! Ihm, der frei und offen, ohne alle irdische Rücksicht, ja unter nicht leichten Aufopferungen, nach ernster Prüfung seiner Ueberzeugung folgend das vollbrachte, was er für seine Pflicht anerkannte."

Voß hatte in seinem Pamphlet einen Brief von Gleim abdrucken lassen, in welchem des angeblich von Stolberg gegen seine Familie ausgeübten Zwanges die Rede ist, und in dem u. a. folgende bemerkenswerthen Stellen vorkommen: „Der Renegat war bei uns zweimal und war schon Renegat, ließ sich aber nichts merken. Die Söhne sahen wie Katholiken aus, waren blöde, schüchtern rc. . . . Sind die Kinder von unserer Agnes katholisch? Ach, wie mag im Himmel sie trauern, wie herabsehen auf den gefallenen Sünder! . . . Die gräfliche Familie hat entsetzlich ausgestanden und kaum sich erholt. Scenen, wie Schiller sie nicht erdichten könnte, sind vorgefallen . . Fußfälle geschehen, des Bräutigams vor dem Schwiegervater, der Braut vor dem Vater". . . . Könnt' ich ein Athlete noch sein, so stritt ich gegen die Hottentotten, die uns das Licht des Evangeliums auslöschen wollen, wie einer der Tapfersten." — Hiergegen nun veröffentlichte der Schwiegersohn Stolbergs, der Gemahl von dessen ältester, protestantisch gebliebener Tochter, der gleichfalls protestantische Graf Ferdinand von Stolberg-Werningerode folgende Erklärung: „Die Unrichtigkeit der von Hrn. Hofrath Voß in seiner Schrift gegen meinen Schwiegervater aufgestellten, mich und meine Frau betreffenden Angaben müßte mich gleich nach der ersten Durchlesung dieser Schrift zu einer öffentlichen Erklärung bewogen haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, die damals schon angekündigte

Beantwortung meines Schwiegervaters abwarten zu müssen. Jetzt aber, da diese Beantwortung erschienen ist, und mein Schwiegervater sich darin gewissermassen auf mich beruft, jetzt darf und will ich nicht säumen, hiemit öffentlich zu erklären: daß die von Hrn. Hofrath Voß einem Briefwechsel des seligen Gleim entnommenen Nachrichten von angeblich auf dem Schlosse zu Werningerode vorgefallenen furchtbaren Scenen durchaus unwahr sind. Lebte der liebe ehrwürdige Gleim noch, so würde er gewiß der erste sein, bei beruhigtem Gemüthe die in leidenschaftlicher Stimmung niedergeschriebenen, aus blos leeren Gerüchten geschöpften Nachrichten zu widerlegen und zur Rechtfertigung meines so unwürdig behandelten Schwiegervaters aufzutreten. Möge endlich noch das freudige Bekenntniß hier eine nicht unpassende Stelle finden: Wie ich es für eine große Gnade Gottes halte, meinem seligen Schwiegervater durch die zartesten, innigsten Bande angehört zu haben, und daß ich, wenn gleich Bekenner der Augsburgischen Confession, als Sohn und Bruder in den schönen Familienkreis aufgenommen und seit zwanzig Jahren mit unendlicher Liebe und unbegrenztem Vertrauen behandelt worden bin." Dieser Erklärung war eine kürzere, ähnlich lautende des Vaters des genannten Grafen Ferdinand zu St. Werningerode beigefügt. Es zeugt von dem Charakter Voßens, daß er noch nach dem Tode Stolbergs unversöhnlich die Feindschaft fortsetzte und dem Verstorbenen eine zweite mit Bitterkeit getränkte Schmähschrift nachschleuderte.

Wenden wir uns von dieser widerwärtigen Verkörperung des Hasses ab, um noch einen letzten Blick auf die herrliche Gestalt des edeln Stolberg zu werfen, der uns in dem herrlichen „Büchlein von der Liebe" seinen in heiliger Inbrunst und wahrhaft profetischer Entzückung gedichteten Schwanengesang hinterließ. Es ist dasselbe das letzte Vermächtniß des Vaters an seine Kinder, des Freundes an seine Freunde, des Christen an seine Mitchristen, ähnlich dem Testament des heiligen Johannes: Kindlein, liebet einander! „Sein Büchlein von der Liebe, heißt es in Herzog's Realencyclopädie, ist eine zusammenhängende Darstellung der biblischen Lehren von der Liebe, wie sie nur Einer geben konnte, der seinen Geist nicht nur an Augustin und der christlichen Mystik genährt, sondern vor Allem mit innigstem Herzensantheil sich in das Bibelwort versenkt hat." Und es war in der That sein Schwanengesang! Denn bald nach seiner Vollendung, am 28. November überfiel ihn die Todeskrankheit, die am 5. Dezember des

Jahres 1819 seinem edeln Leben ein Ende machte. Die Seinigen haben von der letzten Woche seiner Krankheit und seines Endes ein Tagebuch zusammengestellt, um sich selbst und den fernen Geschwistern und Freunden eine lebendige Erinnerung von dem herrlichen Manne festzuhalten, als das schönste Denkmal, das dem Edeln gesetzt werden konnte. Leider verbietet uns der Mangel an Raum, dasselbe wenigstens auszugsweise hier mitzutheilen; der Tod war hier die Probe des Lebens. „Es war wie das Scheiden eines Patriarchen, als er endlich zum letztenmale die ganze Hausgenossenschaft zusammenrief und die um sein Bett kniende Schaar in den Schutz des dreieinigen Gottes befehlend, alle um Verzeihung bat und aufforderte, auch für diejenigen zu beten, die ihn irgendwie im Leben beleidigt haben möchten". Als endlich am letzten Abend der Hausarzt ihm auf sein Andringen zu verstehen gab, daß er Mitternacht nicht mehr erleben werde, rief er: „Danke, danke! Recht herzlich danke ich Ihnen. Gelobt sei Jesus Christus!" Mit diesen Worten ging er hinüber zu Gott, den er Zeitlebens gesucht und den er gefunden hatte. In Stockkempen in Westfalen ruht seine Hülle. Sein Grab bezeichnet ein einfacher Denkstein mit der von ihm selbst bestimmten Grabschrift: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er Seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." —

Ueber seine in dieser Skizze nicht erwähnten Schriften, über die culturgeschichtliche Bedeutung derselben, über das schöne Familienleben u. s. w. wäre auch Manches zu sagen, was zu verschweigen fast Ueberwindung kostet. Wir müssen diejenigen, und hoffentlich wird es deren recht Viele geben, die über das Leben und Wirken des edeln Grafen ein Näheres wissen wollen, auf die über ihn handelnden biographischen Werke verweisen, von denen wir das mit unendlicher Liebe und Hingebung, sowie in ächt katholischem Geiste geschriebene Büchlein von Alfred Nicolovius: Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (Mainz 1846) sowie das umfangreiche, auf genauesten Forschungen beruhende, ruhig und würdig gehaltene Werk von Dr. Theodor Menge: Der Graf Friedrich Leopold Stolberg und seine Zeitgenossen (2 Bde. Gotha 1862) hervorheben.

Wir aber schließen unsere Skizze mit einigen, einer Elegie entnommenen Versen, die der treue Bruder Christian unserm Stolberg nachsang:

Sträubend ergreif' ich die stumme, verwaiste, die trauerumhüllte
Zwillings-Leyer, die, ach! ihre Genossin verlor,

Ihre hohe Schwester, der nun sich die Irdische schmachtend
Nachsehnt, lauschend umsonst ihrem vertrauten Getön. . .
Jammernde Klage verstumm'! — Ich liebt', o liebte wie viel mehr
Als mein eigenes Selbst — Bruder, Du weißt es ja — Dich.
Dennoch, thäten sich auf vor meiner Stimme die Gräber,
Wahrlich, ich hielte den Ruf, der Dich erflehte, zurück!
Deines Himmels erfreu' ich mit reiner Wonne mich, Deines —
Heiliger Sehnsucht Lohn! — Schöpfens und Sonnens, o dort,
Dort aus dem Urquell, dort an dem Urstrahl ewiger Liebe,
Deren Abglanz schon hier Odem des Lebens Dir war!

Zur Vervollständigung vorstehender Skizze geben wir im Folgenden einige Auszüge aus Briefen der Gemahlin Stolbergs Gräfin Sophie Stolberg, geb. Gräfin v. Redern, die sie an einen Geistlichen in der Schweiz geschrieben, und die Theodor Scherer in dem von Saffenreuter herausgegebenen „Allgemeinen Religions- und Kirchenfreund" (1846) hat abdrucken lassen. Es geht aus denselben deutlich hervor, wie die Gräfin, die schon am Hofe zu Berlin als geistreiche Dame gefeiert war, nicht durch Ueberredung von Seiten ihres Gemahls, oder des häuslichen Friedens wegen, wie Einige gemeint, sondern aus innerster Herzensüberzeugung in den Schooß der Kirche getreten. Unterm 22. Januar 1817 schreibt sie über die Art katholisch zu werden:

„. . . Auch ich bin völlig der Meinung aus meiner siebenjährigen Erfahrung (denn so lange ließ der Herr uns kämpfen, ehe seine Gnade uns den festen Glauben an seine Kirche gab), daß Ueberzeugung des Verstandes allein nicht zum Christen, nicht zum Katholiken macht. Beharrliches, soviel wie möglich ruhiges Gebet und Wegräumen der Hindernisse, des Stolzes, der Sinnlichkeit, der Anhänglichkeit an Zeitliches, welche so vielfach uns umschlingt, sich in die tiefsten Falten unserer Herzen verbirgt, sind — meiner Ueberzeugung nach — der einzige Weg. Es versteht sich, daß ich die vorhergehende Prüfung des Verstandes nicht ausschließe, sie führt bis an den Berg und ist gewiß nothwendig. Ich kann ja auch überhaupt (nur) über den sehr eingeschränkten Kreis, den ich zu umfassen fähig bin, urtheilen, und bin weit entfernt, mehr sagen zu wollen. Was aber mich anbetrifft, ward ich oft auf viele Jahre zurückgestoßen durch die, welche einen andern Weg mit mir einschlagen wollten, am meisten durch die Feuereiferer, die alles,

was nicht katholisch ist, zur Hölle verurtheilen, da es doch gewiß so viele unschuldig Irrende gibt, und überhaupt Keiner den Andern beurtheilen kann. Jeder hat genug zu thun, die ihm gegebene Gnade — und katholisch zu sein oder zu werden, ist eine unaussprechliche Gnade, die ich erst in der Ewigkeit ganz erkennen werde — treu und dankbar anzuwenden. Uebrigens stimme ich so ganz mit Ihnen ein, daß ich mich erst dann freuen kann, wenn ich höre, daß Jemand katholisch geworden, wenn ich auch weiß, wie er es geworden ist. Ist er, wie man es nennt, ästhetisch katholisch oder überredet, oder durch etwas Aeußeres angezogen worden, so gestehe ich, daß ich mich der Unruhe nicht erwehren kann! — es gibt ja der schlechten Katholiken aller Orten nur zu viele."

Am 25. März 1819 schreibt sie in Bezug auf Kirche und Protestantismus: „. . Einem Protestanten, scheint es mir, kann man, wenn er nicht so glücklich ist, zur Kirche Jesu Christi zurückkehren zu können — es nicht sonderlich übel nehmen, wenn er sich von seiner Gemeine trennt, er hat ja gerade dasselbe Recht dazu, wie Luther und Calvin, die Menschen waren, wie er. Eine ganz besondere Gnade gehört dazu, um alle Vorurtheile der Jugend, der Gewohnheit, der Erziehung abzulegen, alle Bande des Stolzes, der weit mehr Wolgefallen hat an der Geistesfreiheit oder Zügellosigkeit des Protestantismus, zu zerreißen. Mir scheint zwar, nur der Katholik sei frei, denn nur er unterwirft sich seiner Ueberzeugung nach dem Reiche Gottes. Beichte, Communion ist ihm unmittelbare Berührung mit Gott durch Jesum Christum, den Anfänger und Vollender unseres Glaubens, unmittelbares Verhältniß mit ihm, der unser Weg, unsere Wahrheit, unser Leben, unsere Liebe, unser Alles ist, aber erst in der Gemeinschaft der Kirche wird uns dieß Alles so klar. So lange man noch Protestant ist, sieht man hierin zum Theil wenigstens Menschensatzung, der ein freies Gemüth sich nicht unterwerfen kann noch darf. Man behält davon, was einem wolgefällt, und so geht die eigentliche Demuth des Glaubens verloren, und auf diesem Wege entfernt man sich von der Kirche, statt ihr näher zu kommen. Wie viele herrliche Seelen blieben und bleiben gefangen, wenn sie bis auf diesen Punkt gekommen, in der Ansicht einer allgemeinen Kirche! — eine Ansicht, die ihnen vielleicht unbewußt ihrer Natur und Bequemlichkeit schmeichelt, und sie aller Opfer überhebt, die immer mit dem Uebertritt zur Kirche verbunden sind. So ging es Claudius, Tersteegen und so vielen Andern,

und geht noch täglich unsern irrenden Brüdern so. Viel tragen auch dazu bei die Aergernisse, welche die Katholiken geben, ihre mechanische Religiosität oder vielmehr Irreligiosität bei der Beobachtung ihrer kirchlichen Gebräuche, ihre Weltlichkeit und profanes Leben. Darum habe ich inniges Bedauern mit jedem Protestanten, wahre herzliche Hochachtung für alle Frommen unter ihnen. Darum erstaune ich immer auf's neue über die grundlose Barmherzigkeit Gottes gegen meinen Mann und mich, der es so fügte, daß wir nach siebenjährigem Schwanken und schwerem täglichen Kampf, es so fügte, daß wir in dem Augenblicke der Ueberzeugung gerade in einem katholischen Hause in Münster waren, wo man uns doch erst nach einer Prüfung von mehreren Wochen in die Kirche aufnahm. Dann kommt der Segen der Vereinigung mit der Kirche, die Salbung und Gnade, welche mit dieser Gemeinschaft und mit den heiligen Sakramenten verbunden ist, hinzu, und der Glaube bildet sich allmählig mehr und mehr aus, wenn man nicht ganz untreu und widerstrebend ist." — In einem spätern Briefe vom 12. Juni führt sie dieses Thema weiter aus:

„. . . Ich bin wie Sie überzeugt, lieber Herr, daß sehr oft unsere lieben getrennten Brüder Aergerniß an uns nehmen, wo wir auch keines geben, und daß unter ihnen ein Geist des Stolzes ist, der den Weg zur Wahrheit hemmt. Bei unendlich Vielen ist das der Fall, und wie sollte da nicht Verstandesstolz herrschen, wo die Unterwerfung des Glaubens eigentlich unbekannt ist, oder als Dummheit verschrieen wird? Und doch wird es mir immer klarer, daß diese Unterwerfung die eigentliche Bedingung der christlichen Demuth ist, und wie vieles wird dann erst im Gemüth durch diese Demuth lebendig! Aber bei manchen Protestanten sind wirklich menschlicher Weise unüberwindliche Hindernisse des katholischen Glaubens. Die Macht der Gewohnheit, die jugendlichen Eindrücke, die Ueberzeugung, daß bei uns düsterer Aberglaube herrscht, und Alles, was sie von uns trennt, Menschenwerk und Pfaffentrug sei, läßt sie nicht zum Forschen kommen, oder hat ihr Christenthum, wenn sie religös sind, so gestaltet, daß sie glauben würden, sich von Christus zu trennen, ihm zu entsagen, wenn sie zur Kirche zurückkehrten. Sie vermögen nicht anders zu sehen, haben nicht die Fähigkeit, zu untersuchen, und bitten Gott nicht um Erleuchtung über diesen Punkt, weil sie überzeugt sind, daß sie im Lichte Gottes wandeln. Ueber andere Punkte des christlichen Glaubens sind sie oft beschämend für uns, aber es ist nicht an sie zu

kommen, Gott allein kennt den Weg zu ihren Herzen, und wenn sie Glauben und Demuth haben, so ist ja das ein Geschenk seiner Gnade. Für junge Katholiken kann der Umgang mit Solchen Gefahr haben, aber in unserer verirrten Zeit ist er nicht zu vermeiden, und da muß man es Gott überlassen. Diese übrigens so schätzbaren, oft so liebenswürdigen Protestanten beurtheilen uns oft freilich sehr streng, um so strenger, da eine gewisse Bescheidenheit im Urtheilen, die mit der Demuth zusammenhängt, ihnen selten bekannt ist, und sie den Geist unseres Glaubens, unserer Gebräuche nicht kennen, nicht fassen können, es auch unmöglich ist, ihnen denselben zu erklären, wenn Gott nicht an ihr Herz spricht und Bahn macht. Ach, er allein kann es! Darum ist Beten oft das Einzige, was wir thun können. Sehen wir nicht dasselbe, nur anders gestaltet, bei so vielen Katholiken? Ist da die Macht der Gewohnheit, sind da die Eindrücke der Jugend nicht eben so mächtig und wirksam gegen den Geist Jesu Christi und gegen das sanfte Joch dieser Gebote? Und doch haben diese die Gnadenmittel unserer Kirche und so manche frühe Eindrücke der Jugend, die sie leiten könnten. — Was so manche fromme Uebungen unserer Kirche betrifft, welche man als Aberglauben verschreien will, so ist dies meine Meinung: Gewiß hat man oft solche Uebungen mißbraucht, zu großen Werth darauf gelegt; Einzelne mögen die irrige Meinung haben, durch dergleichen Uebungen Sünden wieder gut zu machen, oder gar Verzeihung für böse Gewohnheiten zu erhalten, ohne gründliche Besserung; aber das ist der Mißbrauch und nicht die Sache. Und ich halte diejenigen für glücklich, die in lebendigem Glauben an ihren Heiland, in frommer Einfalt durch manche äußere Uebung, die unsere Kirche erlaubt, diesen Glauben aussprechen, anregen oder vermehren. Ich ward erst mit 36 Jahren katholisch, und ich fühle alle Tage, wie mächtig die Unterlassungen meiner Erziehung und meines früheren Lebens auf mich wirkten, und wie so mancher Eindruck auf mir lastet, und mich innerlich und äußerlich von Vielem abhält, was ich für gut erkenne, und wovon ich die Frucht an frommen Seelen sehe, die von Kindheit an zur Kirche Jesu Christi durch die engsten Bande gehörten und immer unter der Zucht der Gnade waren. Ich ehre also von Herzen jeden Ausdruck der Liebe und des Glaubens, oft mit innerer Beschämung, aber ich läugne nicht, daß, wenn ich mit Menschen lebte, bei denen diese Uebungen die Hauptsache, der Zweck wären, anstatt Mittel zu sein, die da glaubten, in Werken irgend einer

Art den Himmel erkaufen zu können, ich oft stoßen und gestoßen werden würde. Nur Eines ist Zweck: in Liebe durch Jesum Christum mit Gott vereinigt zu werden. Alles Uebrige ist Mittel — seine Kirche, seine Sakramente selbst, das Höchste, in welchem er sich uns armen Sündern hingibt. Mir ist das so klar, wie 2 mal 2 gleich 4. Nun sind der Mittel manche, die Andacht zu vermehren, weil der Bedürfnisse der Menschen manche sind, und wenn sie unsere Heiligung befördern, wenn die Kirche sie gut heißt, wie darf der Einzelne darüber absprechen? — Verbergen sie uns aber unser hohes Ziel, stellen sich die Mittel zwischen uns und Christus, dann sind sie nicht gut, und das ist wol, was Gutgesinnte dagegen haben, von dem Anderen spreche ich nicht. Mir z. B. ist manchmal der Rosenkranz recht behilflich gewesen, meinen Sinn gefesselt zu halten, und mich so zu Gott zu erheben, ich begreife also ganz dessen Nutzen. Ich kenne aber fromme Menschen, die ganz dagegen sind, und da freue ich mich denn, daß Gott in seiner unendlichen Liebe wol weiß, wie Jeder es meint, wenn er nur in Demuth durch Glauben Ihn sucht. . . ."

Für die Milde ihrer Gesinnung spricht, was sie in einem Briefe vom 17. Juli 1822 über religiöse Polemik spricht: „„Die Polemik der „Religionsgeschichte" scheint mir ganz im Geiste Christi, sie muß unbefangene Herzen ergreifen, sie verkündet die Wahrheit in Liebe und feindet die Gegner nie persönlich an. Aber es gibt eine andere Polemik, die sich immer als feindlich ankündet und wirklich oft mehr den Schein des Hasses als der Liebe hat. Diese thut mir wehe, im „Katholiken" und in mancher andern Schrift fällt sie oft schmerzlich auf: mich dünkt, es müsse zurückstoßen. Der milde, liebenswürdige Franz von Sales sagt, er habe viele Seelen gewonnen durch jene Polemik, welche die Wahrheit verkündet, ohne den Gegner berücksichtigen zu scheinen, da hingegen der andere Weg gleich die Opposition reizt. . ." —

So war Sophie Stolberg eine würdige Gattin und Denkgenossin ihres edlen Mannes, mit ihm in Liebe wetteifernd, an inniger frommer Hingebung an die Kirche und ihre Lehren ihm gleich. So lange Stolberg unter den Leuchten der deutschen Nation glänzen wird, so lange wird auch ihr Angedenken nicht erlöschen.

Dr. Nikolaus Möller,[1]

Professor der Philosophie an der Universität zu Löwen.

Nikolaus Möller war 1777 zu Porsgrund in Norwegen geboren. Nach Beendigung seiner Studien auf der Universität zu Kopenhagen wurde er von der dänischen Regierung, die damals noch Norwegen besaß, mit mehreren anderen talentvollen Jünglingen nach Deutschland geschickt, um sich wissenschaftlich auszubilden. Mit einem Jahrgehalt von 500 Thalern ging Möller nach Freiberg in Sachsen, um unter des Geognosten Werners Leitung dem Studium der Bergwerkskunde obzuliegen. Von da ging er nach Jena, lernte Schelling genau kennen und zählte zu dessen Lieblingsschülern, schrieb auch schon damals, von seines Lehrers Identitätsphilosophie begeistert, mehrere werthvolle Aufsätze in dieser Richtung. Als vorherrschend speculativer Kopf warf er sich von jetzt an mit ganzer Leidenschaft auf das Studium der neueren Philosophie und studirte Kant, Fichte, Fries, Herbart, Hegel 2c. Dabei war er gleichbegeistert für Kunst, Poesie und schöne Literatur. Indeß war sein forschender Geist, der am Ende zu einem positiven befriedigenden Abschluß kommen wollte, mit allen größtentheils in logischen Begriffen sich bewegenden Doktrinen der modernen Philosophie nicht zufrieden zu stellen. Er hatte auch von der katholischen Kirche Notiz genommen, und strebte überhaupt darnach, sein philosophisches Wissen mit der Religion in Verbindung zu bringen. Zu-

---

[1]) Hauptsächlich nach Mittheilungen des Prof. Lutterbeck in Giessen und des Regierungsassessors Burchard in Coblenz.

fällig fand er in Leipzig bei einem Antiquar ein katholisches Unterrichtsbuch und die bekannte Conversionsgeschichte des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig. Diese Schriften gaben ihm den Hauptanstoß zu weitern Forschungen auf kirchlichem Gebiete. Schon früher hatte er von der Großartigkeit der katholischen Kirche eine Ahnung empfunden, als er in Dresden auf der Bidergallerie vor der „heiligen Nacht" von Correggio seinen Landsmann Steffens kennen lernte, als dieser eben mit großer Begeisterung den Umstehenden die Schönheit des Bildes erklärte. Den Gedanken, ob nicht die katholische Religion die wahre sei, faßte er auch bei einer Untersuchung, die Construktion der vier Fakultäten betreffend, in's Auge. Denn als Philosophie schien ihm damals die Lehre Schellings, als Jurisprudenz das römische Recht, als Medizin das Brown'sche System das Richtige zu sein, aber als Theologie?

In Hamburg, bei einem Besuche des durch seine Streitigkeiten mit dem Hauptpastor Götze wolbekannten Predigers Alberti, eines Freundes von Lessing, schwer erkrankt, ward er von dessen Tochter Charlotte mit Aufopferung gepflegt. Es gab dies Gelegenheit zu mancherlei religiösen Unterredungen, und als er genesen, beschloßen Beide, katholisch zu werden und sich zu heirathen. Sie führten ihren Entschluß aus. Es war dies im Jahre 1803, fünf Jahre später, nachdem die älteste Schwester Charlottens sich mit dem Dichter Ludwig Tieck vermählt hatte.

Möller trat nun mit dem Grafen Stolberg in Verbindung, siedelte auf dessen Rath in's Münstersche über und pachtete daselbst, im Kirchspiel Angelswedde, nicht weit von dem einstigen Sommeraufenthalt der Fürstin Gallitzin, ein kleines Bauerngut. Nach dem Plane Stolbergs sollte er die Geschichte der Religion Jesu schreiben; doch fand er sich hierzu nicht hinlänglich vorbereitet, und so übernahm Stolberg selbst die Abfassung dieses Werkes, das ihm verdienten Ruhm erwarb. Sechs Jahre blieb Möller in Westfalen, wo ihm sein Sohn Johannes, der nachmalige Geschichtsschreiber, geboren ward. Nach mehrfachen vergeblichen Bemühungen, ein anderes Unterkommen zu finden, und nachdem er noch durch Herrn v. Hardenberg, Bruder von Novalis, eine Verwalterstelle bei Würzburg auf einem ehemaligen Klostergute erhalten, wurde er Lehrer am Gymnasium zu Nürnberg, das damals unter Hegels Leitung stand. Da jedoch die Besoldung sehr klein war, so zog er es vor, eine Hofmeisterstelle bei dem Fürsten Kinsky in Böhmen anzunehmen. Nachdem sein Zögling die Reife

zur Universität erlangt, zog Möller mit seiner Familie nach Prag und dann nach Dresden, wo er mit seinem Schwager Tieck viel verkehrte, und wo sich ihm der Regierungsassessor Burchard, der ebenfalls von der protestantischen zur katholischen Kirche übergetreten war, auf's Innigste anschloß. Die Hoffnung, sich in Wien vielleicht durch Vermittlung Friedrich v. Schlegels eine bessere Existenz zu gründen, bewog ihn, im Spätherbst 1822 nach dort überzusiedeln, wohin ihm auch sein Freund Burchard folgte. Dort, wo er sich des Umgangs mit Veith, dem berühmten Prediger zu St. Stephan, mit Friedrich v. Schlegel und seiner Frau, v. Klinkowström und andern bedeutenden Persönlichkeiten erfreute, gab er anfänglich Unterricht im Klinkowström'schen Institute, sodann nahm er selbst einige junge Adelige in Pension, unter denen sich auch der durch sein tragisches Geschick nachmals zu so trauriger Berühmtheit gelangte ungarische Revolutionsminister, Graf Louis Batthyani befand, schon damals ein junger Mensch von unbezähmbarer Leidenschaft und jedem religiösen Einflusse gänzlich unzugänglich.

Fast vier Jahre verlebte Möller so in Wien, bis ihn die Nothwendigkeit, seinem Sohne Johannes eine bessere Universitätsbildung zu verschaffen, zur Uebersiedelung nach Bonn veranlaßte, wo jener studirte, um hierauf in Berlin zu promoviren. Der Versuch, in Bonn sich zu habilitiren, mißlang, und Möller zog nun mit seiner Familie nach Düsseldorf und errichtete dort ein Pensionat für junge Adlige. In Düsseldorf lebte er in ganz besonders freundschaftlichem Umgang mit dem als Schriftsteller bekannten Pfarrer Binterim, beschäftigte sich vorzugsweise mit dem Studium des heil. Thomas von Aquin und des Suarez, und trat als Gegner der Hermes'schen Lehre in mehreren Artikeln ziemlich heftig auf.

Als in Folge der belgischen Revolution vom Jahre 1830 die katholische Universität zu Löwen errichtet ward (1834), erhielt zuerst Johannes, der inzwischen in Düsseldorf die Tochter des Gymnasialprofessors Durst, eines ehemaligen Nürnberger Collegen von Möller, der später ebenfalls convertirt war, geheirathet hatte, einen Ruf für die Geschichtsprofessur an derselben, ein Jahr später wurde auch Nikolaus Möller an dieselbe berufen, um Philosophie zu lehren. Dort nun lebte er hochgeachtet, bis er am 30. November 1862 im Alter von 85 Jahren starb.

Möller war ein sehr geistvoller Mann, wovon seine schätzbaren Untersuchungen über die „speculative Theologie des heiligen Thomas von

Aquin" im „Katholiken" Zeugniß geben. Auch seine Schrift: „Johannes Scotus Erigena und seine Irrthümer" (Mainz 1844), in welcher er den Pantheismus dieses bedeutenden Denkers des neunten Jahrhunderts auf das Entschiedenste bekämpfte, enthält eine Fülle von Geist und Gelehrsamkeit und behandelt den Gegenstand auf eine den Lehren der Kirche völlig entsprechende Weise[1]). Außerdem verdanken wir ihm einige höchst interessante Abhandlungen über das Verhältniß der Schellingschen Philosophie zum Christenthum und kritische Aufsätze im „Katholiken", unter denen die über die damals auch in katholischen Kreisen sehr beliebten und verbreiteten Aarauer „Stunden der Andacht" großes Aufsehen erregten.

In seinem Privatleben war Möller das Muster eines katholischen Mannes, ebenso ehrwürdig durch seine tiefe Frömmigkeit, wie anregend durch die Lebendigkeit seines noch im hohen Alter ungeschwächten Geistes. Er hatte die Freude, in seinem Johannes einen würdigen Erben seines wissenschaftlichen Strebens zu besitzen. Leider ist ihm derselbe nur zu bald in die Ewigkeit gefolgt und der Wissenschaft, deren begeisterter Jünger er war, entrissen worden. —

Um dieselbe Zeit etwa erfolgte zu Dresden die Conversion des berühmten Kunstschriftstellers

---

[1]) Vgl. W. v. Schütz im „Anticelsus", X. S. 160.

Karl Friedrich von Rumohr.

Derselbe ward als der jüngere Sohn des Landraths Henning v. Rumohr auf Trenthorst (das Stammgut der Familie) am 6. Januar 1785 auf dem seinen Eltern angehörigen Gute Reinhardsgrimma bei Dresden geboren. Bald nach seiner Geburt kehrten jene nach ihrem früheren Aufenthaltsorte Lübeck zurück, um von hier aus ihre sämmtlich in der Umgegend gelegenen Güter zu verwalten. Früh schon zeigte der junge Rumohr eine Vorliebe für die Kunst, für welche sich in ihm zeitig eine seltene Schärfe der Beobachtung und ein richtiges Urtheilsvermögen entwickelte, wie er dies als Knabe von fünfzehn Jahren gelegentlich der Betrachtung der dem Grafen Brabeck auf Söder gehörigen Gemäldesammlung bekundete. Wenig später bezog er die Universität Göttingen, wo er bei dem alten Dominico Fiorillo Unterricht im Zeichnen nahm und schon den Grund zu seiner späterhin an Handzeichnungen, Kupferstichen und Radirungen so reichen Sammlung legte.

Die Sehnsucht nach reichern Kunstanschauungen trieb Rumohr zunächst von Göttingen nach Kassel und Dresden, in welcher letzteren Stadt er, von den dasigen Kunstschätzen und besonders Rafaels Madonna di San-Sixto gefesselt, sechs Monate verweilte. Während seines Studiums der altitalienischen Meister in der Dresdener Gallerie trat er in derselben Stadt in die katholische Kirche zurück, wo schon früher Winckelmann, von gleicher, ja noch heißerer Liebe zur Kunst durchdrungen, dem Glaubensbekenntnisse seiner Väter entsagt hatte. Ob er bei diesem Schritte von ähnlichen Anregungen bestimmt ward wie

späterhin mehrere deutsche Künstler in Rom, welche die Bewunderung der Schöpfungen des katholischen Mittelalters dem Glauben zuführte, der jene hervorgerufen, ist nicht bekannt, da Rumohr sich hierüber in keiner Weise ausgesprochen hat.

Im Jahre 1804 reiste er nach Italien, wo er mehrere Jahre verweilte, bis ihn die Unruhe über die traurige Lage des deutschen Vaterlandes in die Heimath zurücktrieb, wo er abwechselnd theils in München, theils auf seiner Besitzung Rothenhausen bei Lübeck lebte, mit Forschungen über die Geschichte der Kunst beschäftigt, deren Ergebnisse er in mehreren Schriften niederlegte. Von 1816—22 hielt er sich abermals in Italien auf, verkehrte zu Rom mit Niebuhr und den deutschen Künstlern, forschte in den Archiven zu Florenz, Siena u. s. w., und ging 1828 nochmals in das von ihm geliebte Land, wo er dem Kronprinzen von Preußen als kundiger Führer diente. Von 1831 ab lebte er theils in Dresden und dessen Umgebung, später, nach einer 1837 wiederholten Romfahrt, in ländlicher Einsamkeit zu Rothenhausen und am Hofe zu Kopenhagen, (er war 1836 zum Kammerherrn des Königs ernannt worden) wo er an der Ordnung der reichen Kunstsammlungen den regsten Antheil nahm. Auf einer Reise in die böhmischen Bäder begriffen, starb er plötzlich zu Dresden am 25. Juli 1843. Mit den Worten: „Kinder, betet für mich!“ sank er in die Arme seiner Diener. —

„In der Betrachtung des Lebens und der Schriften Rumohrs“, äußert sich sein Biograph H. W. Schulz [1]), tritt uns das Wirken eines außerordentlichen Mannes entgegen, den hervorragende Geisteskräfte, tiefes Kunstgefühl und ein rastloser Trieb nach Thätigkeit aus einer wissenschaftlichen Bestrebungen fremden Familienumgebung in die Bahn der Kunst und Literatur führte; den aber, als er die kunstgeschichtlichen Entwickelungen mit einer keinem Gelehrten unserer Tage eigenthümlichen Schärfe und umfassenden Kunde überschaute, eben diese Leichtigkeit des Erlernens und Beherrschens verschiedener Wissenszweige, verbunden mit einer gewissen Weichheit und Unentschiedenheit des Charakters, von dem errungenen Felde des Strebens immer wieder auf neue Bahnen hinüberführte.

---

[1]) H. W. Schulz: „Karl Friedrich v. Rumohr, sein Leben und seine Schriften.“ Leipz. 1844.

„Als Dichter fehlte Rumohr der Schwung des Genius, jener höchste auf harmonischer Fülle geistiger und physischer Kraft beruhende Lebensmuth; sein immer vorsichtiger berechnender Geist bricht überall durch das zaghaft gesponnene Gewebe mit Betrachtungen hindurch und verbreitet sich am liebsten in gemüthlichen, behaglichen Beschreibungen idyllischer Situationen oder in humoristischen Darstellungen menschlicher Charaktere. In der rhytmischen gebundenen Sprache hat er sich nicht mit besonderem Glück versucht, aber den ruhigen Strom der Prosa läuterte er durch die Klarheit seiner Gedanken zur reinsten Durchsichtigkeit. In dieser für alle Gegenstände gleichmäßigen Bemeisterung der Sprache, die besonders in den spätern Novellen durchgebildet erscheint und nur bei philosophischen Bestimmungen der logischen Schärfe entbehrt, kann Rumohr zu den besten deutschen Schriftstellern gerechnet werden.

Rumohrs Hauptwerk sind seine „Italienischen Forschungen" (Berlin 1827—31, 3 Bde.), durch die er eine ganz neue Bewegung in der Kunstgeschichte zu deren Läuterung und gründlicheren Behandlung hervorgebracht hat. Außerdem veröffentlichte er: „Sammlungen für Kunst und Historie" (Hamb. 1816): „Geist der Kochkunst" (Stuttgart 1822, 2. Aufl. 1832), ein merkwürdiges Buch, in welchem er lehrt, wie in den Naturstoffen, welche überhaupt zur Ernährung und Labung der Menschen geeignet sind, durch Feuer, Wasser und Salz die nahrsame, erquickende und ergötzliche Eigenschaft entwickelt wird. Die einfachsten naturgemäßen Lehren werden mit einer Fülle von Kenntnissen und Beobachtungen aller Art in einer klassischen deutschen Sprache vorgeführt, die das Buch für jeden Leser, dem das Interesse für die Kochkunst selbst weniger nahe liegt, im höchsten Grade anziehend machen. Dazu ist ein reicher Humor, zu dem der Gegenstand eine natürliche Veranlassung darbietet, in heiterer Fülle über das Ganze ausgegossen. — „Italienische Novellen" (Hamb. 1823), eine treffliche Auswahl geschichtlicher Lebensbilder verschiedener Zeitalter, vom 13—16. Jahrhundert. — „Drei Reisen in Italien" (Leipz. 1832), die Hauptquelle für Rumohrs Lebensgeschichte, viele interessante Bemerkungen über die von ihm durchlebten Zeiträume und die Künstlerbildung unserer Tage enthaltend. — „Deutsche Denkwürdigkeiten aus alten Papieren" (4 Bde. Berlin 1832), eine Erzählung; — „Die Schule der Höflichkeit für Alt und Jung" (Stuttg. 1834), wegen der Fülle treffender

Bemerkungen, der vorzüglichen Darstellung und des unerschöpflichen Humors, der das Ganze wie mit einem Schleier umhüllt, zu seinen vorzüglichsten Schriften zu rechnen. — „Kinalopekomachia (der Hunde-Fuchskrieg, Gedicht)" Lübeck 1835; „Geschichte der königlichen Kupferstichsammlung in Kopenhagen" (Leipz. 1835); „Reise durch die östlichen Bundesstaaten in die Lombardei" (Lübeck 1835) und andere. —

Adam Heinrich Müller von Nittersdorf.

Adam Müller wurde den 30. Juni 1779 zu Berlin geboren und von seinem Großvater mütterlicher Seits, dem als Orientalisten bekannten Prediger Cube, für den geistlichen Stand bestimmt. Von weicher, sanfter, liebebedürftiger Gemüthsart schloß er sich mit innigster Treue und Anhänglichkeit an Freunde an, und namentlich war es der schon damals berühmte Publizist Gentz, mit dem er ein seltenes, bei der so total verschiedenen Eigenart desselben um so merkwürdigeres Freundschaftsbündniß knüpfte. Auf der Universität zu Göttingen, die er im Jahre 1798 bezog, vertauschte er die Theologie mit dem Studium der Rechte, beschäftigte sich aber außerdem viel mit Philosophie und Naturwissenschaft. Durch die großen politischen Ereignisse der damaligen Zeit angeregt, hielt er schon 1800 zu Göttingen Vorlesungen gegen die französische Revolution und für die Sache der Ordnung. Nach Berlin zurückgekehrt widmete er sich unter der Leitung von Gentz den Staatswissenschaften, und trat als Referendarius bei der kurmärkischen Kammer in Berlin in den Staatsdienst, betrieb dabei aber seine Lieblingsstudien, machte auch eine Reise nach Dänemark und Schweden, und hielt sich fast zwei Jahre auf den Gütern eines Freundes, des Generals Kurnatowky, in dem damaligen Südpreußen auf. Von da ging er 1805, um Gentz wiederzusehen, nach Wien, wo er am 30. April 1805 in den Schooß der katholischen Kirche trat, ein Schritt, den er in einem Briefe an Gentz (vom 7. Sept.) den „glücklichsten Entschluß" seines Lebens nennt. Noch im Herbste desselben Jahres ließ er sich in Dresden nieder, wo er mehrere Jahre zubrachte und wissenschaftliche Vorlesungen hielt, von denen die be=

merkenswerthesten, die „über die deutsche Wissenschaft und Literatur", großen Anklang fanden, so daß sie schon 1807 wieder aufgelegt wurden. Im Jahre 1808 wurde er vom Herzog von Weimar zum Hofrath ernannt, und verband sich in demselben Jahre mit dem damals ebenfalls in Dresden lebenden, ebenso genialen wie unglücklichen Dichter Heinrich von Kleist zur Herausgabe einer neuen Zeitschrift „Phöbus. Ein Journal für die Kunst", das sowol die Schiller'schen „Horen" wie das Schlegel'sche „Athenäum" übertreffen sollte, von dem aber nur ein einziger Jahrgang erschien. Er kehrte darauf wieder nach Berlin zurück und verheirathete sich daselbst mit Sophie von Taylor; eine Anstellung im Staatsdienste aber konnte er unter den ungünstigen Zeitverhältnissen nicht erhalten. In diese Zeit fallen einige seiner Hauptwerke, die Vorlesungen „über die Idee des Staates", die „Elemente der Staatskunst" (3 Bde. Berlin 1809), seine Vorlesungen über „Friedrich II." u. a.

Im Jahre 1811 ging er wieder nach Wien, wo er sich das besondere Wolwollen des Erzherzogs Maximilian von Este erwarb. Um diese Zeit (1812) regte er den ihm nahe befreundeten, berühmten P. Clemens Maria Hoffbauer zur Errichtung einer Erziehungsanstalt vorzüglich für adelige Knaben an; die Anstalt sollte nach katholischen Grundsätzen eingerichtet werden und Geistliche die Leitung des Hauses übernehmen; Müller selbst wollte die wissenschaftliche Bildung leiten. Das Unternehmen stieß aber auf Hindernisse aller Art, und Müller konnte die Genehmigung nicht erhalten. Doch wurde das Unternehmen bald auf andere Weise durchgesetzt, als P. Hoffbauer sich mit Friedrich von Klinkowström, einem Convertiten aus Pommern, zu diesem Zwecke verband. Müller aber wurde im folgenden Jahre zum königlichen Landeskommissär und Schützenmajor in Tyrol ernannt. In dieser Eigenschaft nahm er thätigen Antheil an der Befreiung des Landes. 1815 folgte er, dem Feldlager des Kaisers beigegeben, dem Heere nach Paris und wurde nach erfolgtem Frieden zum Regierungsrath und Generalkonsul für Sachsen, sowie zum Geschäftsträger an den Anhalt'schen und Schwarzburg'schen Höfen ernannt. In dieser Stellung erwarb er sich so sehr die Zufriedenheit und das Wolwollen des Fürsten Metternich, daß er 1826 in den österreichischen Ritterstand mit dem Prädikat von Nittersdorf erhoben und am Ende desselben Jahres als Hofrath im außerordentlichen Dienst der geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzlei nach Wien berufen wurde. Unerwartet starb

er daselbst am 17. Januar 1829, während ihm ein Billet von Gentz vorgelesen wurde, worin ihm dieser den einige Tage zuvor erfolgten Tod Friedrich von Schlegels anzeigte. Er liegt zu Enzersdorf im Gebirge neben Zacharias Werner begraben.

Das ist in kurzen Zügen das Lebensbild eines Mannes, der für einen der begabtesten Menschen seiner Zeit galt und durch seine ungemeine Vielseitigkeit aus allen Gesichtspunkten, politisch, philosophisch, theologisch und literarisch eine gleich merkwürdige Erscheinung ist, eines Mannes, den der große Menschenkenner Gentz „einen der größten Menschen dieser und aller Zeiten, im Gespräch mit keinem zu vergleichen" nennt. „Wäre Adam Müller ein Philister gewesen, äußert sich ein geistreicher Schriftsteller[1]), so würde ihn die halbe Welt kennen. Der Philister will compacte hausbackene Nahrung für seine Eselskinnbacken; er begehrt Lehren und Grundsätze, mit denen sofort etwas anzufangen und auszurichten ist. Wenn aber ein solcher philiströser Mensch an Adam Müllers Schriften geht, so wird's ihm gewiß flimmerig und nebelhaft vor den Augen: denn das ist das Schicksal des Geistigen, welches doch das Reellste und Unzweifelhafteste ist, daß es dem Philister zum Nebel und zum Gespenst und ein Gegenstand der unheimlichen Furcht oder einer großmüthigen Verachtung wird. . ." „Allen diesen philisterhaften Beschränktheiten, heißt es weiterhin, tritt Adam Müller entgegen. Er sieht die Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Stände, der Berufsarten, der Menschen-Alter und des Alters und des Geschlechtes der Menschen, der Künste und Wissenschaften; läßt ein Jedes in seiner besonderen Eigenthümlichkeit gelten und will Eigenthümliches erhalten wissen. Aber alles Mannichfaltige bringt er in eine lebensfrohe, organische Einheit und Verbindung. Mechanisch und stabil ist ihm Nichts, sondern Jedes lebendig in Anderes eingreifend. Ihm ist nicht Einer bloß gebietend und ein Anderer nur gehorchend, sondern er sieht, daß ein jeder Mensch beides ist. —

„In Gott und dessen Bild, dem Menschen, nimmt er die Urbilder und Grundtypen für alle organische und segensreiche Gestaltung der Welt und ihrer Einrichtung wahr. Seine Anschauung der Welt ist eine religiöse oder, näher bezeichnet, eine katholische. — Er war ein Lobredner der Freiheit und der Bewegung und zugleich ein Feind der

---

[1]) Convertiten und ihre Gegner. Paderborn 1847. S. 161 ff.

Revolution, und dürfte wol von unserer Zeit wenig und zum Theil gewiß nicht verstanden werden. Für die fanatischen Parteien unserer Tage ist er zu vielseitig, zu geistig, und materielle Brocken und staatsweise Regeln, die einseitig befolgt zum Ziele führen könnten, sind bei ihm nicht zu finden. Ich könnte es beklagen, daß die weisen und klugen Lenker und Mitlenker des Gemeinwesens diesen Propheten unseres Elendes, wie ich ihn nennen möchte, und diesen Propheten mit seiner heilenden Weisheit nicht begriffen und nicht gehört haben. Doch so ist es fast immer; das Schlechte wird studirt und befolgt, und das Gute und Heilsame ist ein verborgener Schatz. . . Es wird eine spätere Zeit dieses Mannes Schriften hervorholen, ihren Geist den Umständen anzufügen suchen und die Uebel zu heilen sich bemühen. Wenn irgend ein Mann Heilmittel gegen den Communismus unserer Tage und den Sozialismus der Irreligiösität darbietet, so ist es Müller. Wie spottet die Welt über ihn! Darum, und gerade darum steht er bei allen Verständigen so hoch. Er selbst hat sich über den Beifall der Welt nicht geirrt. Wer in seinen Werken, sagt er, unmittelbar der Welt gefällt und allgemein gelobt wird, der hat irgend eine große Einseitigkeit der Menschen darin ausgedrückt. Wollte er vollständig sein und umfassend und gerecht und nach der Fülle des Reiches Gottes streben, d. h. für das Reich Gottes wirken, so fänden die Menschen in ihm nicht unmittelbar, was sie suchten: sie müßten das Werk erst Jahrhunderte durchwandern, von der Schwankung dieser irdischen Einseitigkeit entfernt sehen, um seine Ruhe und Dauerhaftigkeit wahrzunehmen. . . Alle Geschichte zusammenzufassen, in ihrem Gang zu erfassen, war Müller bemüht: darum sind auch seine Gedanken nicht Geburten, nicht Gedanken des Augenblickes für den Augenblick, sondern für die Dauer; er ist katholisch."

Denken und Handeln auf den verschiedensten Gebieten der Lebenskreise sollte bei ihm in harmonischer Einigung statt haben; in diesem Sinne spricht er sich in der Vorrede zu seinen „Vermischten Schriften" aus, wo er zugleich der Entstehung mehrerer von seinen Werken gedenkt. „Das treue Bestreben, sagt er, in der Wissenschaft wie in der Kunst und im Leben Einem Herrn zu dienen, in der Sprachverwirrung dieser Zeit Eine und dieselbe Sprache des Herzens zu reden, und in allen Stücken, sobald ich mir eines göttlichen Willens bewußt war, auch mir selbst genug zu sein, hatte die Elemente der Staatskunst hervorgebracht: Reden an die Wenigen, von denen ich gehört

zu werden begehrte, und die auch, wie ich heute gerührt anerkenne, ihren Zweck vollständig erreicht haben. Die darin aufgestellte Ansicht des Staates wird bleiben und wird befriedigen, weil sie von einem Standpunkte aus verfaßt ist, der bestehen wird, so lange die Welt steht, und den jeder erreichen kann, in wiefern er sich nur von den Berechnungen der gemeinen weltlichen Klugheit, von dem Interesse an dem Vergänglichen und von allem Eigendünkel lossagen kann. — Jenem Werke zu einem Begleiter und Dollmetscher habe ich die Reden über Friedrich den Großen nachgesandt. Die Versöhnung der Wissenschaft und Kunst in ihren heiligsten Ideen mit dem ernsthaften politischen Leben war der Zweck meiner größeren Werke. — In dem gegenwärtigen monarchischen Zustande der deutschen Literatur ist die wahre Autorschaft nichts weniger als Correspondenz derjenigen unter einander, denen es Ernst geblieben ist, und welche die Wissenschaft an einer Stelle angreifen, die außer dem Bereiche der Mode und der gemeinen Liebhaberei liegt. So, als Sendschreiben an die besseren Zeitgenossen, deren Addresse ich zufälligerweise nicht habe, bitte ich diese zerstreuten Blätter über sehr ernsthafte und große Materien hinzunehmen." [1])

Begeistert für Deutschlands Ehre und Gedeihen redete, schrieb und kämpfte er, nicht im Sinne der damaligen Zeit als bornirter Deutschthümler und geckenhafter Demagog, der sich in abgedroschenen Phrasen von deutscher Kraft und Herrlichkeit, von welscher List und Schlechtigkeit ergeht, sondern als ein Mann, der Mittel und Wege weiß, wie zu heilen, zu helfen und zu fördern sei. Und eben, weil er wahrhaft das Vaterland, auch im Unglück, liebte, wendet er sich mit Spott gegen die sogenannten Gebildeten, die besonders Klugen, die von der Sache des Vaterlandes leicht zu denken pflegen, sie wol gar aufgeben, und deren Taktik darin besteht, sich jedes Gefühl der Begeisterung fern zu halten; geißelt er auch unbarmherzig jene engherzigen Egoisten und Privatleute, die das Vaterland für gerettet meinen, wenn sie ihre eigenen kleinen Interessen gewahrt sehen, mit

---

[1]) Wir erwähnen nur einige dieser Aufsätze, deren bloße Titel schon den Geist andeuten, der in ihnen herrscht: „Verhältniß des Staates zur Wissenschaft", „Von der Gewerbefreiheit", „Von der Freiheit", „Theolog. Moral", „Versöhnung des Egoismus mit der Religion", „Beifall der Welt", „Wissen und Glauben", „Vernunft und Offenbarung", „Denkfreiheit" ꝛc.

dem kleinmöglichsten Verluste davon kommen, und das alte Industrie- und Privatleben mit seinen Gewinnen und Genüssen wieder im Gange sehen. „Mit den begüterten, kenntnißreichen und geschmackvollen Privatmännern, sagt Müller, belastet sich das Jahrhundert nicht: sie mögen in ihrer reichen Armuth verkümmern und zerfallen. Das Jahrhundert sucht Bürger, Völker, die ein Ganzes, ihren Bund, ihren Herrn mit Kraft und Resignation zu lieben vermögen; diese und den unvergänglichen Nachlaß der Vorfahren trägt er auf seinen Schwingen der besseren Zukunft zur Befruchtung entgegen."

Es ist schon bemerkt werden, wie alle seine Schriften, auch die scheinbar heterogensten, einen durchaus religiösen Charakter tragen. Diese Richtung überwog in ihm, zu seinem eigenen materiellen Nachtheil, den Staatsmann; durch die ihm eigene Gabe feiner und gebildeter Darstellung aber, und vermöge seines versöhnlichen weichen Wesens, fügte er seinen der Geistesrichtung der Zeitgenossen nicht selten entschieden entgegentretenden Behauptungen und Ausführungen eine Anmuth und Weichheit bei, die ihnen alle Schärfe und Bitterkeit nahm. Immer und immer kommt er auch für die geselligen und politischen Verhältnisse des Lebens auf den Urquell, auf Gott, zurück, hinweisend, wie eine Religion, die in der Seele heimisch sein will, ohne den Leib und den Geist zu erfassen, nicht zum Frieden führe, der da wesentlich in der Einheit und Einigkeit des Leibes, des Geistes und der Seele besteht. Weil er nun so ganz in der Kirche wie im Staate mit sich einig ist, und die Welt als Ganzes erfaßt, wie er selbst ganz und einig ist, so sucht er überall der Spaltung und Halbirung und Viertheilung der ganzen Wahrheit hemmend entgegenzutreten, und darum mußte er Feind des Sektenwesens sein, weil durch dasselbe der ganze Jesus Christus, der Mensch gewordene und Mensch werdende Gottessohn getheilt, secirt wird. Hören wir ihn selbst: „Der Weg zu Christo ist von den ethischen Philosophen des Mittelalters besonders in negationeller Manier verzeichnet worden. Es hat oft den Anschein, als lehrten sie, daß das bloße Entsagen der Welt schon an und für sich ein Eingehen in Christo sei, und da versteht man denn natürlich nicht, warum das Wort Fleisch geworden sei. — Hat Christus bloß die Verächtlichkeit des Fleisches darthun und das Abtödten des Fleisches lehren wollen, als er Mensch wurde? Gewiß nicht; Niemand wage mir dieses Fleisch und diese menschliche Gestalt und diese irdischen Interessen herabzusetzen, seitdem Gott selbst gewürdigt hat, darin ein-

zugehen und liebend zu verweilen. Auch würde jene Entsagungslehre nur auf alle diejenigen einige Anwendung leiden, die von der Natur nur mit sehr schwachen Banden an die Gesellschaft geknüpft sind; Fürsten, Staatsdiener, Hausväter u. s. w. könnten nicht der Welt entsagen. Sicherlich aber ist die Resignation eine Seite des christlichen Lebens. Allem entsagen können, wenn es die Sache Gottes auf Erden erheischt, ist eine der wesentlichsten Eigenschaften des Christen. Aber so bedeutet Allem entsagen: allem Götzendienst entsagen; nicht die Dinge wegwerfen, aber den Götzendienst der Dinge verwerfen, wenn man mit den Dingen um ihrer selbst willen verbunden ist, wenn man sie um ihrer selbst willen liebt, dieses götzenhafte Band zerreißen, um ein göttliches zu genießen, um sie um Gotteswillen zu lieben. Die Forderung auch des gemeinen Lebens: Ich will um meiner selbst willen geliebt werden, bedeutet in letzter Instanz nichts anderes, als: ich will um Gotteswillen, um meines innersten Selbst willen, welches Gott ist, geliebt werden. — Aber gesetzt auch, man liebte das Innerste und Eigenste in mir, so kommen die Augenblicke, wo ich dieses Innersten und Eigensten nicht gewiß bin, wo mir auch dessen Vergänglichkeit einleuchtet, aber es muß sich leicht erkennen lassen, daß ich eigentlich im Selbst alles Selbst in mir meinte, ein unendliches Selbst, das ohne Wechsel und Wandel geliebt werden könnte. Und dieses Selbst suche ich, aber finde es nicht. Vernimm es, Ohnmächtiger! Das einzige Unendlich-Persönliche ist Gott. Denke dich in Gott, und die ganze Lebenserscheinung durchdrungen von seinem Geiste, so wird alles persönlich lebendig und unendlich. Siehe dich aber wol vor. Du stehst hier an der Schwelle eines fürchterlichen Irrthums, an der Schwelle des Pantheismus. Der Pantheismus ist ein lebendiges Surrogat der Religion für die Reichen und gebildeten Leute, denen es um Entschuldigung, aber nicht um Rechtfertigung — um ein bequemes und comfortables Reich Gottes zu thun ist!

„Was ist also das Selbst unseres Selbst? Die Heiden haben darnach gestrebt, oft die Freiheit, oft das Vaterland dafür angesehen, aber es selbst nie erkannt. Das Wort selbst war noch nicht Fleisch geworden. Das Wort des inneren Selbst, die ewige Persönlichkeit Gottes erschien nunmehr auf Erden in menschlicher Gestalt und wohnte unter uns, erkenntlich und ergreiflich für Alle, übersetzbar in alle Selbstheit, Sprache und Lebensweise. Daß die äußere Welt mit allem nothwendigen Beiwesen, so gut wie unser Leib und alle Träger der

Vergänglichkeit an uns, eingeführt werden können in Gott, und seiner unendlichen Persönlichkeit theilhaftig werden, das ist das in uns ewig fortwirkende Werk Jesu Christi. Also gilt es, durch die ewige Wiedergeburt in unserem Selbst sein großes Erlösungswerk fortzusetzen, nicht abzusterben der Welt, sondern sie wiederzugebären in Christo, Alle und Alles fortschreitenden Geistes seiner Gnade theilhaftig zu machen. Das Eine und das Andere ist wol zu beachten, was der tiefsinnigste christliche Philosoph, der Apostel Johannes, in der Stelle: Das Wort ward Fleisch, sagt, sowol das Wort, als auch: Fleisch. Der Schaden davon, daß die Fleischwerdung in der protestantischen Kirche zurücktrat, zeigte sich bald. Wir sind darüber einig: Wie die Lehre einer Confession von dem heiligen Abendmahl, so ist die ganze Confession. Wenn nun das: das Wort ward Fleisch, verstümmelt wird und das Fleisch möglichst bei Seite geschafft und die sogenannte spiritualistische Seite in jener Lehre in den Vordergrund trat, so war es die ganz natürliche Folge, daß der Gegensatz sich herauskehrte, und Jesus der Mensch beachtet wurde; wie denn überhaupt der Spiritualismus am ehesten den Rationalismus erzeugt und weiterhin die mythische Ansicht." —

Mit diesem auf die Totalität gerichteten Sinne stimmt nun vollkommen überein, was er in einer Abhandlung über die Denkfreiheit sagt: „Gegen das abgeschmackte Pochen der Lutheraner auf ein vorgebliches, unveräußerliches Recht des Menschen: selbst zu denken, dient zur Erwiderung: daß jede heilige Gemeinschaft besser denkt und gründlicher als der Einzelne: „wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da werde ich bei ihnen sein!" Großbritanien denkt besser und gründlicher als Newton und Locke und als seine oberen Staatsdiener. Was sind eines Wurmes des 19. Jahrhunderts Gedanken gegen die Gedanken der anderthalbtausendjährigen Kirche? — Es ist überhaupt ein gebrechliches Handwerk, welches denken heißt, und — daß zwei Menschen, wahrhaft mit einander verbunden, mehr sind, als zwei Einzelne, tiefer denken, größer handeln — das ist das große Geheimniß, darum die Welt gebracht worden." Das hier Gesagte wird supplirt durch eine Stelle in seinen Vorlesungen über die Staatskunst, wo es heißt: „Viele unter den Menschen dieser Zeit schmeicheln sich mit einer eigenen Religion, die sie im Herzen trügen, mit gewissen, ganz eigenthümlichen Richtungen von Gott, der Unsterblichkeit der Seele, — und was solcher in das vermeintliche Gebiet der Religion einschlagenden Begriffe mehr sind; und daneben berufen sie sich auf

ein unveräußerliches Recht, über diese Dinge ihre eigenen Gedanken zu haben und sich von dem Glauben der Majorität ihrer Nachbarn loszumachen. Dieses nennen sie nun: das Recht der Glaubens- oder Gewissens-Freiheit. — Einem gründlichen treuen Herzen ist eine solche Absonderung von der bürgerlichen Gesellschaft, gerade, wo es auf die erhabensten Angelegenheiten ankommt, schon an und für sich ein Gräuel. Da wird denn die Auszeichnung darin gesucht, auf einsamen Wegen, in der sogenannten schönen Natur, vermittelst der Astronomie und Philosophie oder irgend einer andern Wissenschaft zu Gott zu gelangen; und gewöhnlich bringt man nach einem kurzen Rausche der Sinne, oder nach luxuriöser Anwendung der Verstandeskräfte, eine metaphysische Erkältung der Seele mit nach Hause. Halte doch Niemand jene Prahlereien von vorgeblicher natürlicher oder philosophischer Religion für ein Zeichen starker Seelen! Sich selbst, mit Allem, was an uns ist, tief in die Schicksale der Seele und der Menschheit, welche unsere Welt ist, zu verflechten, demnach auch Eins zu werden mit ihr im Glauben und in der Hoffnung: das ist stark und groß; stärker und größer in einer Zeit, wo Jeder die Religion auf seine eigene Hand zu treiben unternimmt. — Die Freiheit kann nicht darin bestehen, daß der Mensch sein Herz, wie eine Uhr, nach dem Gange der Gestirne, oder wie eine Mühle, nach dem Gange der Winde und Gewässer stelle, oder daß er sich Götzen aus philosophischem oder wirklichem Marmor schnitze, oder daß er nach einzelnen Spuren Gottes in der Irre umhertappe; — sondern daß er kämpfe und in sich und Andern rein erhalten helfe das Wesen der Menschwerdung, das Geheimniß der Gesellschaft, das Verhältniß des Menschen zur Menschheit und zu Gott, durch Vermittelung Christi. —

„Der Mensch muß also, heißt es weiter, nothwendig zwei einander bedingende große Sachen begehren: zuerst die Aufrechthaltung des im vollen Sinne des Wortes allein seligmachenden Glaubens an Christum, des Gesetzes aller Gesetze, der Grundlage zu allem Staats- wie zu allem Privatglück; zweitens muß er begehren seine eigene Freiheit, seine eigene kräftige und liebevolle Mitwirkung zur Erhaltung des Glaubens. — Lobe und ehre man mir nicht jenen Protestantismus und jene Freiheit, die sich mit der Religion in direkte Beziehung setzen wollen, und den Ausdruck der Religion in den bestimmten gesellschaftlichen Formen des Mittelalters oder der Zeit, die zwischen uns und Christus liegt, verleugnen. Die Freiheit muß vor allen Dingen be-

wiesen werden in der liebevollen und streitenden Achtung für die Gegenfreiheit, also vorzüglich in der Achtung für die Kirche, die ja nichts anderes ist, als der freieste, vollständigste Ausdruck der einfachen Religion in einem reichen, ungeheueren Stoffe. Von der Kirche hat man sich losgesagt, und wenn man mit dem Wort „Kirche" irgend einen ernsthaften Begriff verbindet, so war das, was die Reformation an ihre Stelle setzte, nicht eine Kirche, sondern eine Privat-Anstalt. Der zweite Schritt, die Kirche nun durchaus zu verwerfen, war bald gethan; eine unvermeidliche Folge des ersten. Der Weltausbau des Christenthums, das Mittelalter, wurde verleugnet, also auch das, was ich „die Weltherrschaft Christi", sein „politisches Mittlerthum" nannte. Es dauerte nicht lange, so war Christus nichts mehr, als ein schlichter, rechtlicher Privatmann, ein guter Lehrer der Moral; und da der einzelne Protestant dessenungeachtet in den alten politischen Beziehungen fortlebte und für sie gleichfalls einer Art Religion bedurfte, da auch die Natur, die äußere, in das seiner Herrlichkeit entkleidete Menschenreich immer willkürlicher wieder eingriff: so stellten sich allmählig Sonne, Mond und Sterne und alle Herren und Götzen der alten blinden Heidenzeit wieder ein und verdrängten Christum. An die Stelle des Christenthums trat eine in alle Farben spielende, wetterwendische Natur- und Vernunft-Religion; an die Stelle edler, erhabener Freiheit, gemeine Willkür, mit Unruhe und Qualen aller Art in ihrem Gefolge. — Das ist das besonders Eigenthümliche der christlichen Religion, daß man nicht nach ihr und ihrer Erkenntniß streben kann, ohne zugleich die Gemeinschaft aller Zeitalter, Völker und Menschen in ihr auf's Lebhafteste zu begehren. Eben weil Christus gezeigt hat, wie sich Gott in der Menschheit ins Unendliche offenbart, kann man sich der Offenbarung nicht hingeben, ohne sich mit Allem, was man ist oder hat, an die Menschheit anzuschließen; in sofern man an Christus glaubt, muß man nothwendig auch an die Eine, ewige, untheilbare Gemeinschaft der Menschen in Christo, oder an die Kirche glauben. Die Befugniß, aus dieser Kirche herauszutreten, kann also nicht Glaubensfreiheit heißen; vielmehr zeigt sich diese Freiheit in dem lebhafteren, eigenthümlicheren Eingreifen in dieselbe. —

Diese Auszüge mögen hinreichen, um zu zeigen, wie Müller sich in seinen Schriften als ein in der That durchaus fertiger, abgerundeter Charakter darstellt, als ein fester, entschiedener Katholik, dem sein Glaube das Alpha und das Omega alles Denkens, Strebens und Han-

delns ist. Wie aber ist er zu diesem festen, klaren Glauben gekommen? Das ist eine Frage, die sich so natürlich in den Vordergrund stellt, erschöpfend aber kaum zu beantworten ist, da sich selbst in den Briefen an den von ihm so innig geliebten Gentz, so häufig sie auch religiöse Fragen behandeln, keine derartige Mittheilung findet. So viel aber geht aus diesen hervor, daß er schon früh jene klare, ruhige und innige Ueberzeugung von der alleinigen Wahrheit des katholischen Glaubens gewonnen habe, die alle seine Schriften charakterisirt.

Im April des Jahres 1805 hatte er das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt, und im Juli desselben Jahres schrieb er an Gentz über Johannes von Müllers Schweizergeschichte: „. . . Dem Verfasser, der mir das vierte Buch zuschickte, habe ich merken lassen, die Geschichte und er selbst, wie es in diesem Buche ganz klar wird, seien mir nicht katholisch genug, seine Schweizer seien griechische Römer oder römische Griechen. Wagt er nicht in deutlichen Worten zu erklären: „Das Reich Gottes sei nicht aus den Welthändeln zu entnehmen!" — aber aus der Natur, an einer andern Stelle. Wie kann man diese Begriffe so auseinander zerren! Um Gotteswillen! wie kann die Natur etwas lehren, was die Weltgeschichte so ganz bestimmt nicht lehrt? Und Christus ist wieder nicht viel mehr als ein guter, moralischer Herr, — aber die von Thermopylä und Theben, das sind die wahren. . ."

Aus seinem Briefwechsel mit Gentz [1]) ist das unablässige Bemühen bemerkenswerth, mit welchem er den ältern Freund, dessen politische Ueberzeugungen er theilte, zu einem positiven Standpunkt auch in der Religion zurückzuführen sich bestrebte. Daß es ihm nicht gelang, daß alle seine Bemühungen an der Scheu seines Freundes vor gewaltsamen Umänderungen und Umwälzungen, sei es auch nur in geistigen Beziehungen, scheiterten, ist bekannt. Charakteristisch ist in dieser Beziehung ein Brief von Gentz an Müller vom 8. Juli 1816, in welchem er über den Geist der damals erschienenen ersten Hefte der von Müller herausgegebenen „Staatsanzeigen" spricht. „Die Aufsätze tragen sämmtlich, schreibt er, die Ihrigen nicht ausgenommen, das Gepräge einer Zeit, einer Ansicht und einer Manier, in welcher ich mich

---

[1]) Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Heinrich Müller. Stuttgart bei Cotta 1857.

wildfremd, unbehaglich, unheimlich, desorientirt fühle. Vieles verstehe ich nicht, theils weil es mir durchaus dunkel, theils weil es mir unreif oder verworren scheint, oft vielleicht nur, weil es von meiner Art zu sehen und zu denken, so sehr abweicht, daß ich mich nicht darin zurecht finden kann. . . Mein Geist strebt nach Gleichgewicht und Ruhe; und jetzt soll ich nun erst recht in ein Meer von Umwälzungen, von rückgängigen Bewegungen, von Phantasien und Paradoxien geschleudert werden, wo alle Karten und alle Sterne mich verlassen. Ich soll z. B. lernen, daß der Friede der Welt, die Bürgschaft der Staaten, die Verbesserung der gesellschaftlichen Verfassung u. s. w. einzig und allein von einer lebendigen Erkenntniß — der Menschwerdung Gottes abhängt! Ich soll glauben, daß das durchaus praktische Problem einer deutschen Bundesverfassung — welches man freilich hätte auflösen sollen, ehe man leichtsinniger Weise entschied, daß eine Bundesverfassung stattfinden sollte, ohne zu wissen, ob sie auch in irgend einer Form möglich sei — durch ein gewisses mystisches Lebens- und Glaubensrecht, womit ich nicht einmal eine deutliche Vorstellung verbinden kann, auf's Reine gebracht werden wird, nachdem ich vorher belehrt worden bin, daß es weder durch Souveränität, noch durch Föderalismus, noch durch ein Oberhaupt, noch durch eine Constitution auflösbar ist. . . Ich spreche oft mit Stadion und Metternich von Ihnen, und ich will Ihnen nicht bergen, daß wir uns oft gemeinschaftlich wundern über den Contrast zwischen Ihrer Excentricität als Schriftsteller und der praktischen Vortrefflichkeit Ihrer geist- und sachreichen Berichte. . . ."

Müller erwiderte hierauf: „. . . Wissen Sie, daß ich Ihrer mit wahrer Zärtlichkeit, ja mit Aengstlichkeit gedenken kann? Ja mit Aengstlichkeit, mit Bangigkeit, in Betracht des einzigen Redenswerthen in dieser Welt. Meine ganze Schriftstellerei gebe ich Ihnen zuvörderst preis. Was sind die Brocken, die man gerade niederschreibt, gegen die Gedankenreihe des Lebens! Ueberdieß bin ich, was auch die Vorlesungen ziemlich deutlich ausdrücken, zum Reden geboren und nicht zum Schreiben. — Aber concediren Sie, liebster Freund! nicht mit meinen Schriften, — mit meiner Gesinnung sind Sie über den Fuß gespannt; gegen diese haben Sie im Kleinen dasselbe, was gegen die wirkliche, leibhafte Uebung der Religion im Großen. Meine Verbindungen heiliger und weltlicher Dinge sind Ihnen, ich weiß nicht, ob mehr Barbarei, oder mehr Chimäre und machen einen ähnlichen widerwärtigen Ein-

druck auf Sie, als wenn man von Ihnen begehrte, daß Sie bei Pater Hofbauer beichten sollten. Liebster Gentz! kann ich helfen, wenn mir das ganze Treiben unserer bürgerlichen Gesellschaft, unserer Gesetzgebung, unserer Finanzverwaltung, unser Constitutionswesen so hoffnungslos, so leer und lächerlich erscheint, wenn ich es eines reichen Geistes, wie des Ihrigen, dessen Fülle ich am besten kenne und empfunden habe, so unwürdig finde, als ich andererseits die Würde der wahren Gesetzgebung, und Ihren — liebster Freund — Ihren ganz unersetzlichen Verlust fühle.

„Nicht als wenn das, was Sie treiben und wirken, jede Ihrer geringfügigsten Arbeiten deshalb ein geringeres Interesse für mich hätte, als je: wie gern lese ich jede Zeile, die von Ihrer Hand ausgeht! Ihr Herz erlaubt nicht, daß Sie irgend etwas anderes, als mit Adel und Elevation thun können. Aber daß Sie so große Dinge mit so voller Seele und mit so schönem Herzen — nun schon dreißig Jahre lang — ohne Gott treiben können, dessen Wesen Ihnen doch mit der Sache des Rechts und der Ordnung, um die Sie, wie Wenige dieses Jahrhunderts, sich verdient gemacht, unaufhörlich vor Augen stand — diese Betrachtung kann mich mit der tiefsten Wehmuth über die Gebrechlichkeit der menschlichen Dinge erfüllen: ohne Gott — d. h. ohne eigentliches Gebet, ohne Sakrament, ohne Communion, ohne leibhaftige Gemeinschaft des Trostes und der Hoffnungen (wenn nicht mit den Zeitgenossen, doch) mit den würdigsten und besten der vorangegangenen Zeiten — oder, wenn diese Erde aufgegeben werden soll, wegen der Abendluft, die sie von sich gibt, mindestens ohne tüchtige Vorbereitung für die Ewigkeit! Herr! wenn das, was wir Schwächlinge in der majestätischen Gegenwart einer zweitausendjährigen Kirche, die sich wenigstens nie und nirgends widersprochen hat, glauben — nicht wahr ist; wenn der Ausschuß von allen Zeiten, die gemeine, sinnliche Zweifelei Recht behält und es sich endlich ergibt, daß es mit dem Néant nach diesem Leben seine Richtigkeit hat: — was haben wir dann verloren? — W e n n e s a b e r w a h r i s t? Wie dann? — Liebster Gentz! Mir sind Ihre stilleren Verhältnisse mit Gott, wenn ich so sagen darf, Ihre verschämte Devotion, selbst die nie verläugnete innere Demuth Ihres Geistes (die herrlichste aller Tugenden) nicht unbekannt. Was also hält Sie zurück, die Ueberzeugungen Ihrer Seele nunmehr förmlich zu erleben und an die erste glückliche Hälfte Ihres Lebens nun eine segensvollere letztere zu fügen? — Was

anders, als der widerliche Contrast zwischen den Weltgeschäften und den Gottesgeschäften? Was anders, als der unermeßliche Reichthum an Talent und Wissenschaft und Kunst, den Sie einer Religion entgegenbringen, deren Autorität ja nur von der Ueppigkeit der Zeiten hervorgerufen wird, und die dennoch, falls Sie sich nur einließen, wenigen Herzen so wol thun würde, als dem Ihrigen? — Und Sie können das redliche Bestreben eines Freundes tadeln, der nicht nachlassen kann, an den Bund zwischen Himmel und Erde, zwischen menschlichen und göttlichen Geschäften zu glauben, und in diesem Werke nur das Eine vor Ihnen voraus hat, daß er in jeder Rücksicht ärmer ist als Sie? — Sie haben den ganzen Lauf dieses Freundes gesehen und können sich über den einzelnen Schritt wundern! Sie sahen meine kindische Freude über den Gegensatz, der sich nun nach 16 Jahren in gleicher Treue bewährt, und meine ebenso kindische Ehrfurcht vor dem Antigegensatz, an dessen Stelle nunmehr so befriedigend Gott und seine Kirche getreten ist? Wie wollen Sie nun, daß ich anders thue, als ich thue! Verbiete Du dem Seidenwurm zu spinnen ꝛc. —"

In einem späteren Briefe vom 17. April 1817 schreibt er ihm: „Das Urtheilende in Ihnen, und welches Sie Vernunft nennen, ist es denn ein so einfaches Wesen, als sie anzunehmen scheinen? und hätten Sie dessen Entzweiung nie gefühlt? Sie sagen: „von Allem, was durch die Vernunft erkennbar ist, muß auch eine Appellation an die Vernunft gelten." — Wer aber behauptet denn, daß die Vernunft an und für sich irgend etwas erkenne? Nehmen Sie ihr den Glauben, ich will noch nicht sagen an Gott, aber an eine gewisse Gerechtigkeit des Weltganges, an eine Ordnung und einen Zusammenhang der Dinge; trennen Sie von ihr das Gewissen, und alle die vielfältigen Anregungen und Heimlichkeiten, für die ihr das Ohr zu Theil wurde, so bleibt Ihnen nichts als die thierische Vernunft, der Sie nimmermehr die Fähigkeit des Erkennens werden zuschreiben wollen. — Erkennen heißt: ein Einzelnes wahrnehmen und zugleich an ein gewisses Ganze (eine moralische oder physische Weltordnung, in die es nothwendig gehört oder willkürlich versetzt wird) glauben. Trennen Sie dieses ächte oder falsche Glauben von dem Erkennen, so verbleibt Ihnen nichts als das thierische Wahrnehmen, der Sinnesklang oder Nachklang, der nur körperlose Spuren hinterläßt, aber nie ein Urtheil erzeugen kann. — Indeß geben Sie mir wol zu, daß ein gewisses unaufhörliches Glauben nicht von dem Wahrnehmen der Vernunft,

ein Gehorchen, Hören und Leiden derselben nicht von ihrem Handeln, Sprechen und Urtheilen zu trennen ist. Die Vernunft kann es nicht läugnen, daß sie empfängt, daß ihr ununterbrochen gegeben wird, daß sie einen Herrn hat, vielleicht bald diesen, bald jenen, daß sie getragen wird, bald von einem Winde, bald von einem Felsen — genug, daß sie abhängig ist, daß sie nicht oberster Richter der Dinge ist. — Diesen Glauben an einen höheren Herrn, oder an viele, an ein höheres Gericht, oder an viele (ohne welchen Glauben die Vernunft ihre eigene Gebrechlichkeit und Beschränktheit nicht ertragen würde) bitte ich also als einen nothwendigen Beisitzer der Vernunft bei jedem ihrer Urtheile anzuerkennen. Da nun also der Glaube von der Vernunft nie und nimmer zu trennen ist, so wird es nur darauf ankommen, den wahren von dem falschen Glauben zu unterscheiden. Den falschen Glauben lehren uns die Welt und die Zeit am besten erkennen. Es ist jener complicirte Zustand der Vernunft, da sie 1) einerseits bewußtlos glauben, leiden und gehorchen muß, dieses ihr Glauben, Leiden und Gehorchen aus Hochmuth nicht anerkennen will und sich daher andererseits aus eigenem Holze einen Glauben schnitzt und als eigenes Gemächte (Artefakt) sich unterwirft, das sie dann Natur oder Staat, oder nach Herzenslust auf tausenderlei Weise nennt. Diese verkehrte und verhunzte Vernunft ist es, vor deren Richterstuhl die Reformation auch sogar den wahren Glauben gezogen hat. Oder 2) da sich die Vernunft dem Glauben blind und unthätig unterwirft, da sie von der Gnade des Höheren nur leiden, nur hören, nur empfangen will. — Wo gibt es noch eine Seele wie die Ihrige, liebster Gentz, die so treu und so sensibel diese beiden Gestalten des falschen Glaubens abhorrirt hätte? Ich wäre ein Ungeheuer von Undankbarkeit, wenn ich vergessen könnte, wie oft und wie höher Sie mir dabei vorempfunden haben. — Wie leicht also wäre es, Sie für den wahren Glauben zu gewinnen! wie leicht zu der Anerkennung zu gelangen, daß der Glaube an Gott, also Gott selbst, jener permanente Beisitzer der Vernunft bei ihren Urtheilen sein müsse, kurz, das, was wir Seele nennen und welches eigentlich das nach Verhältniß seiner Freiheit dummer oder kluger Urtheilende in uns ist, nichts anderes sei als gemeine oder höhere Liebe; ein liebender Verkehr der Vernunft mit Gott, ein gebundener und bewölkter — oder ein reiner und freier! Es gibt eine Appellation vor den Weltgesetzen (z. B. von der politischen Legitimität) — aber nicht an die isolirte brouillirte Vernunft, sondern an diese glaubende, liebende

Vernunft. — Wäre nun die Religion des Evangeliums nichts Anderes, als der für diesen liebenden Verkehr der menschlichen Vernunft durch ein Entgegenkommen des unvermeidlichen Gottes eingerichtete Glaube, so bedürfte es für ein Gemüth, wie das Ihrige, welches schon so lange ein gründliches Mißtrauen gegen den falschen Glauben nährt und die einzige erforderliche Tugend der Demuth hinzubringt, wol keines weitern Wunders, welches die Vernunft kräftigt und frei macht. Könnte eine Seele wie die Ihrige in dem immer unvermeidlichen Zwangsverhältnisse mit ihrem Gott, ihrem Freund und Beisitzer, bis an ihr Ende verharren? Der Aufgabe, mit Ihnen über diese großen Gegenstände zu verhandeln, schriftlich zu verhandeln, werde ich immer erliegen. Vergeben Sie also meinem Drange, der mich selbst unter den Störungen meiner Meßgeschäfte nicht schweigen läßt." — Gentz aber umpanzerte sich gegen derlei logische Gründe. „Ihr System, erwiderte er, ist ein geschlossenes Ganzes. Es irgendwo angreifen wollen, wäre vergeblich. Man kann nur ganz drinnen oder ganz draußen sein. Können Sie uns beweisen, begreiflich machen, daß alle wahre Wissenschaft, Einsicht in die Natur, Gesetzgebung, gesellschaftliche Verfassung, selbst Geschichte (wie Sie irgendwo behaupten) das Werk einer göttlichen Offenbarung sei und nur von dieser ausgehen könne — so haben Sie, mit mir wenigstens, Alles gewonnen. So lange Ihnen dies aber nicht gelingt, stehen wir von fern, bewundern Sie, lieben Sie auch — aber sind durch eine unübersteigliche Kluft von Ihnen geschieden." Und einige Monate später schrieb Gentz, wie er überzeugt sei, daß Glauben oder Nichtglauben eine durchaus von individuellen Bestimmungen abhängige Sache sei, daß es eine eigene, besondere Fähigkeit im Menschen, wie für die Musik, wie für die Wissenschaft, so für das lebendige Auffassen des Gegensatzes der Vernunft (Glauben an eine Offenbarung) gebe, und daß diese Fähigkeit höchst ungleich unter die Einzelnen vertheilt sei, daß mithin die „Kette, über welche die Scheere der Parze nichts vermag", nicht ergreifen könne, wer da wolle, sondern nur, wer es vermöge.

Sehr schön widerlegte Müller diese Sophismen in einem Schreiben vom 24. August 1818, in welchem es heißt: „. . . Wer wagt zu behaupten, daß Sie oder ich oder irgend eine Kreatur aus eigenen Kräften glauben könnten? So lange die Kirche steht, lehrt sie dasselbe, nur daß sie Gnade Gottes nennt, was Sie Talent oder Fähigkeit zum Glauben nennen, und daß ferner Sie fatalistisch behaupten,

Gott vertheile dieses Talent willkürlich, während die Kirche behauptet, daß innere Bekehrung des Herzens, Reue, Absagung der Sünde, Dämpfung des Eigenwillens, Uebungen der Demuth und Resignation jener göttlichen Gnade entgegenführen. Ohne Gottes dergestalt erlangte direkte Einwirkung auf das menschliche Herz wird der eigentliche Glaube nicht erlangt. Was aber der menschliche Verstand auf seiner letzten und höchsten Höhe erreicht — der Gipfel aller Philosophie — ist die Ueberzeugung, daß die Vernunft ein non-ens sei ohne ein sie begleitendes, ihr gegenüberstehendes, aus einer ganz anderen als der irdischen Ordnung der Dinge stammend, einer ganz anderen Residenz als der des Wissens und der Erkenntniß, also vielleicht dem Herzen, angewiesen. Da scheint dann, wie Sie so treffend beschreiben, der Verstand zu wachsen, während das Herz erkaltet ist. Er wächst der höchsten aller Erkenntnisse, nämlich der von seiner Nichtigkeit ohne den Glauben, entgegen. Hat er das Herz ganz aufgegeben, dem Glauben ganz abgesagt, so ist er der Sucht nach einem leeren, ewig unbestimmten und unvermeidlichen x, einer unendlichen Plage, einer höllischen Flamme um so gewisser geweiht, als er jenem Gipfel der Erkenntniß näher gekommen ist. Das ist, was ich von jeher Wachsthum in der Erkenntniß des Teufels genannt habe, ein Hauptstück des Gottesdienstes für Jeden, der außer der Erkenntniß auch noch nach dem Guten strebt; ein unvermeidliches ewiges Gericht für den, dessen Herz erkaltet ist, und der in dem absoluten Streben nach Erkenntniß, d. h. in der Sünde, verharrt." —

Bald darauf ereignete sich die Ermordung Kotzebue's durch den Studenten Sand. Wie ein electrischer Funke durchzuckte die Nachricht hiervon nicht bloß die religiös Gesinnten, sondern auch die Diplomaten und Staatsmänner, die die Geschicke der Nationen leiteten. Die kalte Ruhe, die der Mörder bis zu seinem Tode bewahrte, noch mehr aber die Sympathien, die demselben von allen Seiten entgegengetragen wurden, zeigten den erschreckten Machthabern, wohin es mit der bloßen, durch den Glauben nicht geleiteten Vernunft komme. Auch Gentz wurde aus seinem Quietismus aufgerüttelt. Welchen Eindruck die verhängnißvolle That auf ihn machte, ergibt sich aus einem Briefe an Müller (vom 19. April 1819): „Sie haben vollkommen Recht, schreibt er, „„Alles ist verloren, wenn nicht Religion — pas seulement comme foi, mais comme loi — wieder hergestellt wird."" Ich gehe noch weiter: Nie wird Religion wieder als Glaube hergestellt

werde, wenn sie nicht zuvor als Gesetz wieder hergestellt wird. Denn nur als Gesetz kann sie einen Glauben des Gehorsams selbst in denjenigen begründen, die für den direkten Glauben unempfänglich waren oder geworden sind. — Vergessen Sie jetzt auf einen Augenblick Alles, was meine rebellische Vernunft in früheren Verhandlungen, in Bezug auf mich, Ihnen oft entgegengesetzt hat. Ich stelle mich auf einen höheren Standpunkt, von welchem ich das Ganze (und mich im Ganzen) betrachte. Es frägt sich hier nicht, inwiefern meine Vernunft gebändigt werden kann; aber ich weiß, daß keine moralische und folglich auch keine politische Weltordnung bestehen kann, wenn sich nicht Mittel finden, die Vernunft eines Jeden zu bändigen, und wenn der unselige Anspruch, vermöge dessen Jeder seine eigene Vernunft als gesetzgebend ansehen will, nicht aus der menschlichen Gesellschaft wieder zu verbannen ist. . . . Kirche und Staat dürfen immer nur sich selbst reformiren, d. h. jede wahre Reform muß von den in beiden constituirten Autoritäten ausgehen. Sobald der Einzelne oder das sogenannte Volk in dieses Geschäft eingreifen darf, ist keine Rettung mehr. Der Protestantismus ist die erste, wahre und einzige Quelle aller ungeheuren Uebel, unter welchen wir heute erliegen. Wäre er bloß raisonnirend geblieben, so hätte man ihn, da das Element desselben einmal tief in der menschlichen Natur steckt, dulden müssen und können. Indem sich aber die Regierungen bequemten, den Protestantismus als eine erlaubte religiöse Form, als eine Gestalt des Christenthums, als ein Menschenrecht anzuerkennen, mit ihm zu capituliren, ihm seine Stelle im Staat neben der eigentlichen wahren Kirche, wol gar auf den Trümmern derselben anzuweisen, war sofort die religiöse, moralische und politische Weltordnung aufgelöst. Was wir erlebt haben, war nur eine nothwendige Folge und die natürliche Entwicklung jenes ersten unermeßlichen Frevels. Die ganze französische Revolution und die noch schlimmere, die Deutschland bevorsteht, sind aus der nämlichen Quelle geflossen. Wenn es keine höhere Autorität gibt als die Vernunft jedes Einzelnen, so muß die Revolution der natürliche Zustand der Gesellschaft werden, und Intervallen von Ruhe und Ordnung können nur Ausnahme sein. . . Die gegenwärtigen Uebel und ihre Ursachen und ihre ferneren Wirkungen sind mir vollkommen klar. Der religiöse Protestantismus geht freilich an seiner eigenen Verkehrtheit unter, aber (wie der Abbé de la Mennais vortrefflich sagt) il appelle en expirant de nouvelles erreurs pour la

venger. Der politische, ob er gleich durchaus nicht bauen, immer nur zerstören kann, ist im lebendigsten Fortschritt begriffen; die rechtmäßigen Gewalten athmen kaum mehr. Das Blut gerinnt einem in den Adern, wenn man in die Zukunft blickt und denkt, daß das höchste Ideal des Staates in den Augen aller unserer Aufgeklärten — die Republick der nordamerikanischen Heiden, und Bailleul ihr politisches Evangelium ist. — Wie soll es aber besser werden? Ich habe gewiß großen Respekt vor Ihrem Genie, mein Freund; aber wenn ich Ihre positiven Vorschläge betrachte, so sinkt mir der letzte Muth. Mich dünkt, Sie wissen selbst so wenig Rath, daß Sie, wie ein verzweifelter Arzt, exotische Goldtinkturen verschreiben, die Niemand habhaft werden kann. In einem Zeitalter, wo man fast nur noch par procédé Gott statuirt, verlangen Sie — Glauben an die tiefsten Geheimnisse der Offenbarung. Unter Menschen, denen jeder Ueberrest privilegirter Klassen ein Gräuel ist, wollen Sie einen wolgeordneten Feudalismus einführen. Ihre Arzneien verschmähe ich nicht; wenn Sie die Alleinherrschaft der Kirche wiederherstellen können, will ich gern meine Vernunft so lange kasteien, bis sie auch das Unbegreiflichste annimmt; und erreiche ich es nicht ganz, so wird Gott mir vergeben. Der Feudalismus, selbst ein sehr mittelmäßig geordneter, soll mir willkommen sein, wenn er uns von der Herrschaft des Pöbels, der falschen Gelehrten, der Studenten und besonders der Zeitungsschreiber befreit. Aber wie sollen denn diese wahren Reformen zu Stande kommen? . . Hierüber möchte ich etwas, oder vielmehr sehr viel von Ihnen hören."

Müller antwortete hierauf (2. Mai 1819) in einem Schreiben, welchem wir Folgendes entnehmen: „. . . Wer den Glauben des Gehorsams hat, wer an die Gesetze Gottes glaubt und an seine positiven Weltordnungen, nicht weil sie vernünftig sind, sondern weil ihm alle Jahrhunderte sagen, daß sie von Gott herrühren, wer anerkennt, daß dieser Glaube ein thätiger, das heißt Gehorsam sein müsse, und daß aller übrige gemeine Gehorsam gegen die gegebenen, positiven, vorhandenen Verhältnisse, Autoritäten, Gesetze von jenem sittlichen Gehorsam, wie der Zweig vom Stamme, abhänge, der ist orthodox; er ist ein Christ, inwiefern er demzufolge „hingeht und desgleichen thut". — In diesem Gehorsam wird die Liebe nicht fehlen, obwol sie ein reines Geschenk der göttlichen Gnade ist; unter der Liebe verstehe ich das Freiheitsgefühl, die himmlische Mitgift unserer Natur,

deren Mißbrauch unser ganzes Unglück ist; gerade in der reuevollen, in sich selbst zerschmelzenden Unterwerfung der menschlichen Natur unter die Hand ihres ewigen Bildners entbindet sich das Urgefühl der Freiheit in seiner wahren Gestalt, als Liebe, sowie es bis dahin als Begierde und Hoffarth gebunden lag. Diese Liebe, dieser freie Gehorsam, oder welchen Namen Sie sonst dem höchsten Gefühle geben wollen, welches die Menschheit zu erschwingen vermag, ist an sich selbst ein direktes Verhältniß zu Gott, während die Begierde bisher nur in dem indirekten des Frevlers gegen den unvermeidlichen Rächer zu ihm stand. Und wenn schon die gemeine Liebe Nachsicht und Duldung gegen alle Geheimnisse und Unerklärlichkeiten in dem geliebten Gegenstande mit sich führt, warum sollte die höhere Liebe an den Orakeln ihres Gottes verzagen? warum nicht die Geheimnisse der Ewigkeit vertrauend aus denselben Händen empfangen wollen, welche sich als die einzig möglichen Begründer einer dauerhaften Zeitlichkeit bewährt haben? — So kommt mit dem Gehorsam die Freiheit, mit der Freiheit die Liebe, und in dieser ist der direkte Glaube nothwendig einbegriffen. Wirken also die Besten des Jahrhunderts (wie wenig oder wie viel ist nicht die Frage) nur unablässig auf die Befestigung der geistlichen Macht, auf concordantiam sacerdotii et imperii, auf die Herstellung einer fruchtbaren und unbedingten Autorität, so thun sie das Größte, was zu thun ist. Das sogenannte Volk hat mir noch keinen Augenblick bange gemacht; dieses sucht und wird in dumpfer Sehnsucht nicht müde zu suchen nach einem Treiber, der es vor sich her fege, der es richte und stelle nach Wolgefallen, der ihm die Körperlast seiner falschen Freiheit abnehme, der es der Liberalität seiner schlechten Regierungen entledige. Kotzebue's Mord war — der moralische Gräuel bei Seite gesetzt — eine große Lehre für uns. Laß das Gewürm, sagt Göthe, es frißt Eines das Andere auf; sorgt nur dafür, daß Grund zu gründlicher Furcht vorhanden sei. Damit diese Furcht aber bestehen könne, muß sie Gottesfurcht, und alle Menschenfurcht von der Gottesfurcht hergeleitet sein, alle Menschenherrschaft auf die Herrschaft Gottes gegründet sein und alle Vertheidigung der Rechte der Kirche und des Staates aus einer gottesfürchtigen Gesinnung herstammen. Dann wird die Furcht den Gehorsam wirken, der Gehorsam die wahre Freiheit, diese die Liebe u. s. f. Mit voller Kraft des Gemüths, direkt und ohne Reservation der Vernunft, die einzelnen Offenbarungen Gottes, seine Wunder und Sakramente

glauben, anerkennen, ist ohne Zweifel eine Wirkung der direkten Gnade Gottes. Es kann Gott gefallen, eine im tiefsten Verderbniß befangene Seele durch einen unmittelbaren Strahl seiner Gnade bei der geringfügigsten Veranlassung zu bekehren. Wenn Sie mir also sagen: ich kann aus meiner eigenen Kraft mich nicht zum direkten Glauben an ein einzelnes Wunder oder Geheimniß vermögen, ich gehöre nicht zu den Glücklichen, die wie St. Paul die Feuertaufe unmittelbar empfangen, so sind Sie auch hierin vollständig orthodox, da Sie der göttlichen Gnade ihr volles Recht einräumen; viel orthodoxer, als ich war, da ich eine dem Evangelio bewußtlos entwendete Philosophie für einen Schlüssel aller jener Geheimnisse und ein direktes Wissen des Glaubens für möglich hielt. Aber dann frage ich auch: Ist Ihnen nicht die allerhöchste Gnade widerfahren, da Ihnen der Glauben des Gehorsams, der über allem Glauben der Zeichen und der Wunder weit erhaben und die innerste Wahrheit des Christenthums ist, als die Bedingung aller Weltordnung und als letzter Zweck alles Strebens der Menschheit klar geworden? In allen Zeiten hat die Kirche das unblutige Märtyrerthum des Gehorsams noch höher geachtet als das blutige, direkte Märtyrerthum; so sind auch alle einzelnen Kasteiungen der menschlichen Vernunft zum direkten Glauben weniger werth als die einfache, treue Demuth des Herzens — holocaustis non delectaberis, sacrificium Deo spiritus contribulatus; cor contritum et humiliatum, Deus, non despicies. — Wo finden Sie nunmehr eine fernere Differenz zwischen uns? . . ."

Diese Auszüge werden für die Charakterisirung Adam Müllers hinreichen; wir müssen uns in der That Gewalt anthun, die vielen köstlichen Briefe, so reich an fruchtbaren Ideen, zu übergehen. Wie groß aber die Achtung, ja Verehrung war, die Gentz für den jüngern Freund hegte, und wie nahe er, wie aus seinem letzterwähnten Schreiben klar hervorgeht, der Kirche gestanden, zum Eintritt in dieselbe konnte er nicht vermocht werden. Vielleicht starb Müller für ihn zu früh. Was des Letzteren Conversion betrifft, so findet sich in seinen hinterlassenen Papieren das Bruchstück eines Aufsatzes, der wenigstens einige allgemeine Andeutungen enthält. Er ist betitelt: Fronleichnam. 1810, 21. Juni. Confession. „Je mehr und inniger man lebt, um so mehr heben sich die Gesetze der Gesellschaft mit Ernst und Unerbittlichkeit aus dem bunten, abentheuerlichen Chaos dieser zersplitterten Welt. Bis etwa in mein 25. Jahr ist mir diese Welt wie ein großes

Spiel= und Feuerzeug für mein Talent vorgekommen: alle auch die ernsthaftesten Verhältnisse des Lebens schienen mir nur für die Ausbildung, beständige Erfrischung und Belebung meines Geistes vorhanden. Seit sechs Jahren habe ich dafür büßen müssen. Ehre, Eigenthum, Geld, der gute Name der einzelnen Menschen, alle Offenbarungen der Gesellschaft habe ich unter unendlichen Leiden in ihrer wahren Bedeutung kennen gelernt. Die liederliche und flache Moral, die man mir in meiner Jugend gelehrt hatte, vermochte gegen die Religion des Talentes, die ich mir verfaßt hatte, nichts. Meine Zweifel und Paradoxien waren kräftiger und genialischer, als alle die wehrlosen Lehren, die man ihnen entgegenstellte; meine Lehrer konnten mir nichts geben, als den ihnen überlieferten Buchstaben, und größtentheils habe ich sie selbst nach einem ganz andern Gesetz leben und durch eigenen Abfall von jenem ohnmächtigen Buchstaben untergehen sehen. Jetzt ist das Alles anders: für die Ewigkeit befestigt und unüberwindlich stehen die Gesetze der Gesellschaft wieder da, erhaben über allen kleinlichen Prunk des Privatlebens und der Privatwissenschaft. Mir selbst hat Gott die Waffen verliehen, womit ich jedes reine Gemüth gegen die augenblicklichen Anmuthungen des Nichtswürdigen und Zeitlichen waffnen kann. Und so fehlt nichts, als immer mächtigere Vorherrschaft jener großen Gesetze überall in meinem Leben. Wenn ich meinen Kindern einst die zehn Gebote und das Evangelium lehren werde, so soll für ihr ganzes Leben kein anderes Gesetz in ihnen aufkommen; ich weiß nicht, wie man die Menschen dem Glücke entgegen erzieht, wie sie aber sans peur et sans reproche werden und aufwachsen, das weiß ich. — Da ich erzogen wurde, war die Kenntniß und Empfindung des Gesetzes fast verloren gegangen: es gab nur die eine Schule der Erfahrung. Jetzt kann wieder die alte, göttliche Wechselwirkung zwischen dem Gesetz, oder einer gewissen Aszetik und dem Genuß eintreten, denn das Gesetz oder die Idee des Gesetzes ist wieder allem Genusse der Welt gewachsen, ja überlegen. Es ist eine schöne und kräftige Behandlung der Seele, da man sie, auch ohne weitern augenblicklichen Nutzen, wie ein verwöhntes Pferd, an alle die Dinge herantreibt, vor denen sie zurückscheut; darin entwickelt sich ihre wahre Ritterlichkeit, d. h. den Schmerz einimpfen, also tödten, d. h. den Teufel und allen falschen Zauber bezwingen. —

Adam Müller ist viel und hart angefochten worden, nicht sowol nur seines religiösen, als auch vielmehr um seines politischen Conser=

vatismus willen, um der Genialität willen, mit der ihn Gott reichlich ausgestattet, und die die gemeine Mittelmäßigkeit nicht ohne Neid ertragen kann, und um der Energie willen, mit welcher er die Revolution auf jedem Gebiete bekämpfte, wo sie ihm entgegentrat. Zum Ueberfluß noch war er ein ebenso gläubiger als entschiedener Katholik, das Wort ultramontan war damals noch nicht erfunden, und endlich war er — Convertit. Hinc irae! Die Nachricht von seinem so schnell nach Friedrich v. Schlegels Ableben erfolgten Tode gab einer gewissen, fast nur in Deutschland möglichen, Sorte von Literaten Veranlassung, ihre darüber empfundene Freude auf die gemeinste Weise zu bekunden, so daß Görres gegen solch schmähliches Beginnen aufzutreten sich bemüßigt fand. In einem „Ueber das Recht der Todten" überschriebenen Aufsatz (Eos N. 28) sagt er: „. . . Kein edles Thier mag an der Leiche sich vergreifen; nur das schmutzige Schwein und die tückische Hyäne bringen auf die Leichenäcker, hat man versäumt, durch das Fußgitter am Thore ihnen den Eingang zu verwehren; sie allein unter allen Thieren scharren die Gräber auf und lassen nicht nach, bis sie mit eckelm Fraß ihren Wanst gemästet. Auf ähnliches Beginnen im moralischen Gebiete ist daher überall öffentlicher Schimpf gesetzt, und der Frevler, der die Ruhe der Gräber stört, ist der Meinung verfehmt und wird gebrandmarkt mit Infamie. — Nicht also in Deutschland, wenigstens von einer gewissen Seite, und besonders seit in neuester Zeit ihr sogenannter Altmeister Voß mit glänzendem Beispiele vorangegegangen. Wir erinnern uns noch Alle, wie der Hochgefeierte dort in seine Höhle die einäugigen Nachbarn weit und breit von Memel bis zum Cattegat und hinunter bis zum Melibocus auf Stolberg zu Gast geladen; wir haben Alle gesehen, wie die edlen Freunde über Berg und Thal zum Schmause hingeeilt; wir haben mit Abscheu wahrgenommen, wie sie Vampyren gleich dem edlen Todten das letzte Herzblut ausgesaugt, und als sie in diesem Weine, der ohne Sonne zeitigt, sich berauscht, in freudiger Lust zu ihrem Pelopidenmal gegangen, über dessen Verlauf und Beschluß wir nicht weiter Worte verlieren wollen, da der griechische Sänger der Odyssee Beides uns lebendig geschildert hat. Umsonst haben wir damals nach mißbilligenden Stimmen uns umgesehen, die eine schwache, die sich erhoben, hat das allgemeine Hohngelächter bald erstickt. — Was der Meister damals begonnen, müssen die Gesellen weiter führen, denn an sie ist die Reihe zu gasteien, jetzt gekommen. Darum hat dieser

Herold aller Gemeinheit und Erbärmlichkeit, dem der Knebel immer noch zu frühe aus dem geifernden Mund entwichen, diese neue Ladung von Dresden aus in alle Lande hingesendet; mit freudigem Schnalzen hat er die Genossen zum erwünschten Schmauße einberufen: denn, o der Lust! ungemein gnädig ist heuer der Tod gewesen und hat die reichste Asung herzugeschafft; zwei Leichname auf einmal sind eingeliefert und warten der Freunde, die sie zu verzehren kommen. Und schon sehen wir, wie aus allen Strichen der Windrose die Geier, emsigen Fluges dahinstreichend, straff durch die Lüfte zum Feste eilen; vier Jahre schon haben sie gehungert und gedarbt, die ermattete Natur bedarf der Labung, die junge Brut hat gleichfalls sich freudig angeschlossen, damit sie bei den Alten die Sitte des Gelags erlerne."

Adam Müller wird nicht vergessen werden, und wenn seine Schriften jetzt weniger gekannt und beachtet sind, als sie verdienen, so wird die Zeit kommen, wir sind deß gewiß, wo die Ideen, für die er kämpfte, zur praktischen Wirklichkeit gelangen werden.

J. G. Lesage Ten=Broech.

Im Jahre 1777 geboren, Sohn und Bruder calvinistischer Geistlichen, war Ten=Broech durch umfassende Studien zur Ueberzeugung von der alleinigen Wahrheit der katholischen Kirche gelangt und nahm keinen Anstand, sich auch formell derselben anzuschließen. Im Jahre 1806 legte er das katholische Glaubensbekenntniß ab. Obschon es dem Calvinismus trotz aller Bemühungen niemals gelungen war, die katholische Kirche in Holland zu vernichten, ein Bemühen, das schon an der großen Zähigkeit des holländischen Charakters scheitern mußte, so daß in dem fast allgemein für rein protestantisch gehaltenen Lande zwei Drittheile der Gesammtbevölkerung dem alten Glauben treu verblieben waren, so hatte er doch, in ausschließlichem Besitze der Regierungsgewalt, die bürgerliche Stellung der Katholiken in der Weise herabgedrückt, daß ihre damalige Lage sich von der ihrer Glaubens- und Leidensbrüder in England nur wenig oder gar nicht unterschied. Es gehörte mithin kein geringer moralischer Muth dazu, sich über alle die herrschenden Vorurtheile hinwegzusetzen und sich einer Kirche anzuschließen, die man sich gewöhnt hatte, als höchstens noch für „das dumme Volk" gut genug zu erachten. Gleichwol ging der Schritt Ten=Broechs anfänglich unbeachtet vorüber. Als er jedoch als Schriftsteller für die Kirche auftrat, und seine Freunde und Verwandten über die wahren Lehren derselben zu unterrichten begann, da wurde er von den Literaten und Tagesblättern auf das Grimmigste angefeindet, was ihn jedoch in seinem Kampfe immer mehr anspornte. Er gab zunächst eine katholische Monatsschrift: „Gods dient vriend" (Religionsfreund) heraus, in der alle Materien, die sich auf Religion bezogen, behandelt

wurden. Ein anderes periodisches Unternehmen bestand in der „Katholischen Bibliothek für das Königreich der Niederlande", in welcher über die neuen Erscheinungen in der katholischen Literatur Bericht erstattet ward und die falschen Meinungen der Protestanten über die katholische Kirche widerlegt wurden. Diese beiden periodischen Schriften fanden eine ungemeine Verbreitung und stifteten viel Gutes. Später siedelte er nach Graves im holländischen Theil von Brabant über, wo die Bevölkerung überwiegend katholisch ist, und gab daselbst noch ein drittes Journal heraus: „Katholische Stimmen aus den Niederlanden" (Nederlandsche catholyke Stemen). Zum Theil durch seine Bemühungen bildete sich ein Verein zur Verbreitung guter Bücher in Holland, dessen Sekretär er war, und für den er mehrere Bücher schrieb, unter andern auch Stolbergs „Leben des heiligen Vincenz von Paul" ins Holländische übersetzte. Dreißig Jahre hindurch wirkte er, der es zuerst in seinem Vaterlande gewagt hatte, seine Stimme für die unterdrückte Kirche und die Rechte der niederländischen Katholiken zu erheben, für diese Sache mit einem Talent und einer Ausdauer, die ihm einen ehrenvollen Platz unter den ersten Verfechtern des katholischen Glaubens und seiner Bekenner sichern.

Selbst durch die Gewalt der Ueberzeugungen in den Schooß der Kirche geführt, hielt er standhaft und unverbrüchlich an jener fest. Sein Einfluß auf alle seine religiös gesinnten Landsleute, Priester sowol wie Laien, war geradezu unermeßlich, und man ehrte seine Weisheit und Klugheit und bewunderte gleichzeitig seinen Muth. Seit dem Jahre 1821 erblindet, hatte seine Begeisterung für die Sache, die er umfaßt, auch nicht einen Augenblick nachgelassen, und sein Eifer erkaltete nicht bis zu seinem Tode, der ihn 1847, im siebzigsten Jahre seines Alters, ereilte. Seine Verdienste blieben auch in Rom nicht unbekannt, und Papst Gregor XVI. hatte dieselben anerkannt, indem er ihn zum Ritter des Ordens vom goldenen Sporn ernannte. —

Ferdinand Freiherr von Eckstein,

berühmter Publicist.

Im September 1790 zu Kopenhagen geboren, wurde er in seinen Knabenjahren in eine pietistische Umgebung versetzt, später, um die Zeit seiner Confirmation, einem lutherischen Pastor zur Erziehung übergeben, besuchte er, ein frühgereifter Jüngling, deutsche Universitäten, wo er in die Mysterien der Rosenkreuzer und ähnlicher Gesellschaften eingeweiht ward. Angeeckelt von diesem Treiben begab er sich nach Rom, als Pius VII. gerade als Gefangener nach Frankreich abgeführt ward. Siebzehnjährig trat er daselbst in den Schooß der Kirche zurück; der berühmte Abbé Ostini, nachmals Cardinal, der später so viele berühmte Deutsche in dieselbe aufnehmen sollte, nahm auch ihm das Glaubensbekenntniß nach dem Tridentinum ab. Eckstein ging hierauf nach Deutschland zurück, beendete seine juridischen Studien auf den Universitäten zu Göttingen und Heidelberg[1]), und trat beim Beginn des Freiheitskrieges als Freiwilliger in das Lützow'sche Corps ein. Als solcher machte er die Feldzüge von 1813 und 14 mit, verließ aber, als jenes Corps in ein preußisches Regiment verwandelt werden sollte, dasselbe, trat unter Fürsprache des Barons von Capellen in niederländische Dienste und ward mit der Leitung der Militär- und Civilpolizei in Gent betraut. Nach der Restauration trat er in französische Dienste und wurde auf Empfehlung des Herrn Decazes als Generalcommissär der Polizei in Marseille, im Jahre 1818 als General-Inspektor beim Polizeiministerium in Paris angestellt. Einige Zeit nachher versetzte

---

[1]) Während seines Aufenthaltes in Heidelberg dichtete er das Trauerspiel: „Der Kampf um Pisa." Heidelb. 1813.

ihn Baron Damas in's Ministerium des Auswärtigen, dem er bis zur Julirevolution zugetheilt blieb, worauf er als Privatmann bis zu seinem im November 1861 erfolgten Tode lebte.

Eckstein war Legitimist im strengsten Sinne des Wortes, in politischer wie religiöser Beziehung; eine, um mit Hurter zu reden, „eminent conservative Natur“, ein begeisterter Sohn der heiligen, katholischen Kirche, zu deren feurigsten, glänzendsten und beredtesten Vertheidigern er gehörte. Wie er dies geworden, darüber gibt er in einem seiner Werke [1]) Aufschluß. Da dasselbe nicht zu den französischen Modewaaren gehört, ist ihm die Ehre einer Uebersetzung in's Deutsche nicht zu Theil geworden, und die darin enthaltenen Religionsbekenntnisse sind dem deutschen Publikum fremd geblieben, bis auf einen Auszug, den die Darmstädter „Allgemeine Kirchenzeitung“ gebracht hat. Wir lassen denselben hier möglichst vollständig aus dem Originale folgen.

„Jeder Mensch wird auf der Erde als ein Theil des großen Ganzen geboren, der das Menschengeschlecht bildet. In diesem Sinne darf jeder Mensch, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, ohne sich ein anderes Verdienst beizulegen, als das seiner persönlichen Würde, von seiner Moralität sprechen, ohne dem öffentlichen gesunden Menschensinne Anstoß zu geben, ohne eitel und lächerlich zu erscheinen. Was nun jeder von uns zu thun berechtigt ist, will ich versuchen. Ich will öffentlich in mein Gewissen hinabsteigen und sagen, wie ich mich im Laufe eines schon langen, bewegten und arbeitsvollen Lebens als Christ aufrecht erhalten habe.

„Aufgewachsen im Schatten des alten Waldes hundertjähriger Eichen auf der Insel Seeland, als Kind entzückt von diesen Kolossen des Pflanzenreichs, tief versenkt in die Anschauung dieser mächtigen Vegetation, die den letzten Anstrengungen der Natur, welche über den Winter des Nordens triumphirte, ihr Dasein verdankt, nährte ich als Knabe in langen einsamen Träumereien meine Seele mit dem Lesen der Propheten. Vor mir breitete sich der Ocean aus, aus dem ich allmählig die milde Gestalt Jesu auftauchen sah, wie sie majestätisch sich erhob und über die Wogen dahinschritt. Gegen Abend standen die Eichen, um welche sich in meiner Phantasie die Erinnerung an Harald Hilditand und die Herrscher Seelands bewegte, gegen Morgen

---

[1]) De l'Espagne, Considerations sur son passé, son présent, son avenir. Fragmens. Paris 1836.

zerstreute die Sonne des Christenthums die Finsternisse eines phantasie- und dichtungsreichen, aber blutigen Kultus, des Kultus der starken Männer, der Könige des Meeres. Von hier, diesem so entlegenen Winkel der Welt gingen sie einst aus, um zu Kiew das Reich der Waräger zu gründen, um die Normandie und England zu erobern, Calabrien, Sicilien zu unterwerfen, das byzantinische Reich anzugreifen und endlich im heiligen Lande zu kämpfen. Das waren die starken Eindrücke meiner Jugend, die ich im unbeschränkten Glücke einer milden Unabhängigkeit verlebte. Wenn ich mir jene Tage in's Gedächtniß zurückrufe, so berausche ich mich an ihren Erinnerungen; nur in der Einsamkeit findet man sich in der Gegenwart Gottes wie ein gelehriges Werkzeug in der Hand der Vorsehung.

„Aus dem Schooße der großen, gewaltigen Natur wurde ich in das Zimmer braver und guter Pietisten verpflanzt, die mir aus meiner Exaltation beinahe ein Verbrechen machten. Ich entwischte der puritanischen Strenge, mein Geist vermochte sich der Zwangsjacke einer Frömmigkeit nicht anzubequemen, die wie eine Uhr nach der Minute gerichtet war. Das befohlene Gebet gelang mir schlecht, besser das, welches wie die freie Quelle aus den Bergen, aus meiner Seele herausquoll. In den theologischen Erörterungen der Separatisten war Etwas, was alles Leben, alle Beseelung tödten mußte. Man gab vor, den heiligen Geist zu suchen, und deutelte über jedes Komma. Die Weisesten unter ihnen verschloßen sich in die Religion des Schweigens, die Anderen meinten Gott durch Lärmen zu gefallen, indem sie die Gewissen tyrannisirten.

„Als ich der Obhut eines würdigen Pastors der orthodox-lutherischen Kirche anvertraut und den Einwirkungen des Sectengeistes entrissen ward, welch' plötzliche Umwandlung! Ein Mann, untadelhaft in seinem Privatleben, wolthätig, aufgeklärt, las er mit mir methodisch die heilige Schrift, ich will nicht sagen, indem er sie profanirte, denn er behauptete sie zu achten, auch war er weit entfernt vom Voltairianismus, aber indem er die Bibel wie ein von Menschenhand geschriebenes, geschichtliches, dichterisches und moralisches Buch behandelte. Das Alte Testament wurde mir als Werk einer naiv-barbarischen Zeit geschildert, in welcher man den Menschen ihren Aberglauben wegen ihrer Unwissenheit verzeihen müsse. In dem Neuen Testamente zeigte man mir das Werk einer erhabenen Moral, aber man gab mir zu verstehen, daß Jesus ein Mensch war wie jeder andere Mensch, ein Sokrates. Um diesen Preis mochte ich ihn nicht.

„Am Tage meiner feierlichen Einführung in die Gemeinschaft der Gläubigen war ich schon nicht mehr Christ; ich weinte Thränen der Entrüstung, daß ich so getäuscht worden. Was war ich? Wo sollte ich Wahrheit finden? Die Kinder und Frauen, die im Allgemeinen mehr oder weniger beständig im Naturzustande bleiben, sind mehr, als man gemeiniglich annimmt, mit den wichtigsten Fragen beschäftigt, die den menschlichen Geist bewegen. Sie forschen mit Eifer der Wiege und dem Grabe nach; sie berühren so zu sagen mit dem Finger die Geheimnisse des menschlichen Lebens; sie wollen das kennen lernen, was den ewigen Gegenstand der Speculation des Christen und Philosophen bildet, sie sind im Grunde weiser als die Weltmenschen. Ich duldete nicht, daß man mein Gold mit Kupfer vertauschte, ich wollte Wirklichkeit und keine Allegorie. Jesus imponirte mir als Gott, er erschien mir lächerlich als Philantrop. Ich murmelte in meinem Herzen beleidigende Reden, es war mir unmöglich zu glauben, daß man die Menschen bessere, indem man sie täuscht. Wenn mir der Pastor von den Wundern des Gottmenschen wie von einer Fabel sprach, die sich auf den heidnischen Weltzustand beziehe, in welchem sie vorgebracht worden, und die aus eben diesem Grunde zu entschuldigen sei, schauderte mein Herz in mir, meine Seele bebte voll Entsetzen zurück.

„Die Volksbücher, welche die entstellte Geschichte der Riesen der nordischen Mythologie enthalten, das Heldenbuch, die Geschichte von Siegfried und den Nibelungen, die Romane von Karl dem Großen und seinen Palatinen hatten den Schauplatz meiner Einsamkeit vergrößert. Aus allem diesem hatte ich mir eine phantastische Welt gebildet; der Wald und das baltische Meer waren in meinen Augen mit übernatürlichen Wesen bevölkert, deren Annäherung ich gleichzeitig ersehnte und fürchtete. Wie oft bin ich in den Sommernächten auf den Kirchhof hinabgestiegen, in der eiteln Hoffnung, irgend ein Grab sich öffnen zu sehen! Meine Einbildungskraft, erfüllt mit alten dänischen Balladen, wiederholte sie in improvisirten Refrains, während die Haare auf meinem Haupte sich sträubten und kalter Schweiß alle meine Glieder bedeckte. . .

„Dieser Glaube an übernatürliche Erscheinungen sollte mir auf deutschen Universitäten in einer Weise benommen werden, die meinen Stolz beschämte und meine Eigenliebe demüthigte. Ich kam in ein Land, wo, im Gegensatze zu dem, was in meinem Vaterlande geschah,

die religiösen Gewohnheiten aus dem öffentlichen Leben fast ganz verschwunden waren, und wo man in den Familienkreisen nicht mehr betete. Statt mich mit der Wissenschaft zu beschäftigen, deren wirklichen Werth ich nicht erkannte, suchte ich die Gesellschaft von Männern, die vorgaben, die Geheimnisse der Natur ergründet zu haben, wie die Rosenkreuzer u. a. Ich sah abstoßend prosaische Leute, die den Geheimnissen mit jener trockenen Genauigkeit nachspürten, die man zur Lösung eines mathematischen Problems mitbringt; ihre Tollheit war ohne Grazie und Phantasie.

„Meine Kameraden und ich, eifrige Adepten, wir fielen in die Hände eines Elenden, welcher, nicht zufrieden, sein Vermögen auf unsere Kosten zu vermehren, unsere Unerfahrenheit und enthusiastische Leichtgläubigkeit mißbrauchte. Er legte uns Fasten und Kasteiungen auf, aber die Todten, mit denen wir Bekanntschaft machen sollten, sie erschienen nicht, der Abscheu vor dieser Charlatanerie erwachte in meinem Herzen. Zweimal hatte ich im Laufe weniger Jahre auf das Leben der Seele verzichten müssen; ich beschloß endlich, meinen Zweifeln über das Christenthum und die Magie dadurch ein Ende zu machen, daß ich die Lösung in einer andern Welt suchte. . . Die Hand Gottes hielt mich am Rande des Abgrundes zurück!

„Körperlich krank und geistig abgespannt bedurfte ich einer Bewegung, die mich aus einem Ende der Welt in das andere versetzte. Ich begab mich nach der Hauptstadt der christlichen Welt, in einer Zeit, wo Lord Byron noch nicht die erhabenen Worte hatte vernehmen lassen:

„So lang das Colisëum steht, wird Rom auch stehen;
Sobald das Colisëum fällt, wird Rom auch fallen;
Und fällt erst Rom — dann auch die Welt."

„Aber mein Geist war genährt mit Tacitus, Livius, den Erinnerungen der Größe Roms. Ein neuer Enthusiasmus bemächtigte sich meiner Seele, ganz verschieden von dem meiner träumerischen Jugend, als ich den Boden der Catone und Cäsaren betrat, als Brutus, als Regulus sich meinen Blicken darboten, als ich in der Erinnerung an den römischen Senat schwelgte, wie er der Welt Gesetze dictirte. In dieser Zeit meines Lebens verkehrte ich nur noch mit dem Rom des Alterthums; die Vorurtheile meiner protestantischen Erziehung ließen mich mit Unwillen jene Mummereien des katholischen

Roms, wie ich sie damals nannte, betrachten. Die Tyrannei Napoleons in Rom machte mich gläubig.

„Ich befand mich in dieser Stadt gerade zur Zeit der Gefangennahme, der nächtlichen Entführung des heiligen Vaters. Noch nirgends war mir ein so empörender Mißbrauch der Gewalt gegenüber der Schwäche vorgekommen. Für die großen continentalen Kriege gab es plausible Vorwände, für die in der Nacht vollzogene Aufhebung des Pabstes gab es ebenso wenig eine Entschuldigung, wie für die spanische Invasion mit den Schlächtereien in Madrid und dem Blutbade von Saragossa. — Rom war zum zweitenmale untergegangen; das erstemal, als es nach Byzanz versetzt worden war, und nun durch den scheinbaren Fall der priesterlichen Herrschaft. Der Gedanke an die gefallene Größe quälte meine Seele.

„Ich bin in die katholische Kirche auf einem Wege eingedrungen, der sehr vielen Gemüthern fremd ist, durch die Politik, durch die Ehrfurcht, die mir die Größen der Vergangenheit einflößten, zurückgestoßen, wie ich es war, von dem Protestantismus, durch den gänzlichen Mangel alles geschichtlichen Lebenshauches in seinem Schooße und jeglichen großen Lehrsystems. Ich hatte eine tiefe Abneigung gegen die theologische Polemik der Sektirer, denn ich hatte beständig wahrgenommen, daß sie nichts Wesentliches in sich trage, daß sie der Inspiration ermangele und auf einer Menge sich widersprechender Texterklärungen beruhe. Ich will die gelehrten Historiker, die großen Philologen und Theologen der gegenwärtigen protestantischen Kirche, deren Werke ich damals nicht kannte, und deren gewissenhafte Anstrengungen und seltenen Scharfsinn ich achte, nicht herabsetzen, aber sie haben den gemeinsamen Fehler, daß ihnen Größe und Allgemeinheit (Ensemble) mangeln, daß sie nicht genügend den heiligen Geist erfassen, der die Blätter der Bibel durchweht, wie der Wind einen Wald auf dem Gipfel der Apenninen, dessen Umkreis er melodisch umrauscht.

„Ich habe mich selbst zum Katholiken gemacht, ich allein, denn ich konnte mich nicht begnügen mit den Gründen, die man vorbrachte, um meine Conversion zu bewerkstelligen. Seit jener Zeit, wo ich aus Entrüstung gläubig geworden, habe ich mich, je weiter ich im Alter vorschritt, immer mehr in meinen katholischen Ueberzeugungen ausgebreitet und befestigt. Ich bin um so unerschütterlicher darin verblieben, je mehr ich mich mit profaner Philosophie beschäftigte, nicht um ihr

Uebles nachzureden, was leicht geschieht, sondern um alle Anstrengungen des menschlichen Geistes in dem Reiche des Gedankens zu ehren, wobei ich mich jedoch von den Fesseln der Schule frei machte. Ich gestehe offen, daß die abgedroschenen Phrasen der religiösen Schriftsteller gegen die Philosophen, rücksichtlich der Mannichfaltigkeit ihrer Doctrinen, mich niemals berührt haben. Die Philosophie, — ich spreche nicht vom Voltairianismus oder Atheismus, denn das ist nur Frivolität des Geistes, bloße Immoralität — schien mir das zu bilden, was die Individualität des menschlichen Geistes am entschiedensten charakterisirt. Jeder einigermaßen reichbegabte Geist hat seinen eigenen Gesichtspunkt, von welchem aus er sich in der Welt zurecht zu finden sucht. Es ist recht und natürlich, daß er diesen Gesichtspunkt systematisiren, daß er ihn generalisiren will, denn das ist die Natur des menschlichen Geistes, der Alles in einem Zusammenhange auffaßt. Das Uebel beginnt in jener sinnlosen Ueberzeugung, daß der Horizont, in den wir uns stellen, und der die Schranken unseres Verständnisses aufstellt, einer großen Menge Menschen als geistige Sonne dienen und ihre Seelen zu elektrisiren im Stande sein könnte.

„Die Philosophie ist unsere innerste Individualität; die Religion ist der Glaube, durch den wir Menschen sind und uns als Menschen fühlen, durch welchen wir in die Bande einer göttlichen Sympathie mit dem menschlichen Geschlechte eintreten, durch den wir zur Gottheit aufstreben in einem majestätischen Zusammenklange von Gedanken und Gefühlen, die das Herz und den Geist des Menschen bewegen. Die Philosophie ist der Geist, das Begreifen, die Religion, sie ist das Leben, die Seele. . ." —

Baron von Eckstein begann seine schriftstellerische Laufbahn als Redacteur der legitimistischen Zeitschrift „le Drapeau blanc" und betheiligte sich auch an zahlreichen andern Zeitschriften, wie er denn länger als 30 Jahre bis zu seinem Tode für die „Allgemeine Zeitung" thätig war, für welche er Tausende von Beiträgen lieferte. Sie zeichneten sich durch ihren geistreichen und originellen Styl wie durch Tiefblick und Schärfe der Beobachtung aus und verbreiteten sich über alle wichtigen literarischen und socialen wie politischen Erscheinungen. Im Jahre 1826 begründete er die merkwürdige Zeitschrift „le Catholique" [1]), die er zum eigentlichen Organ seiner religiösen wie politischen

---

[1]) Le Catholique, ouvrage périodique dans lequel on traite de l'uni-

Ueberzeugungen machte. Seine Tendenz bezeichnete er in der Einleitung durch die Erklärung: er werde alle Gegenstände, die er behandle, mit dem Lichte des „reinen Katholizismus" zu beleuchten bestrebt sein. Dieser Richtung, welcher auch de Maistre, Bonald und eine Zeitlang La Mennais angehörten, blieb er auch nach dem schon im Jahre 1829 erfolgten Aufhören des „Catholique" treu und verfocht seine Ansichten in zahlreichen Schriften, unter denen die oben erwähnten „Fragmente über Spanien" ganz besonders hervorgehoben zu werden verdienen.

Bei dem großen Einflusse, den der „Catholique" auf die Zeitgenossen ausübte, sowie zur bessern Erkenntniß von Eckstein's, des Vielgeschmähten und Vielverkannten, Bedeutsamkeit wird die Besprechung jener Zeitschrift durch Görres, wie er sie in der gleichnamigen deutschen Zeitschrift (Bd. 21) niederlegte, sicherlich von größtem Interesse sein, und wir wollen sie hier auszugsweise folgen lassen. Nachdem er über den Eindruck gesprochen, den schon die bloße Ankündigung jener Zeitschrift in Deutschland hervorgerufen, sagt er: „Was die Sache noch bedenklicher machte, war der Name des Herausgebers, der an die Spitze des Unternehmens sich gestellt, obgleich ihn die beeidigten Taxatoren, die auf dergleichen von Amtswegen sich verstehen müssen, längst verrufen hatten. Die gehen nämlich, wie man weiß, überall in der Heerde um, und zeichnen jedes Stück mit schwarzer oder rother Schmiere, je nachdem sie es als Schaf oder Bock befunden haben, und wie sie das Exemplar einmal angeschmitzt, so bleibt es ein- für allemal, und es werden wenig Gründe angehört. So hatten sie Diesen denn auch ohne viele Umstände unter die Schwarzen einrangirt. Statt nun ruhig und eingezogen sich zu verhalten, hatte der Gezeichnete sich mit einem Sprunge in's theologische Gebiet hinübergeschwungen, und davon konnte eine etwas schüchterne Gemütsart nichts als eine neue Confusion erwarten. Nachdem man nämlich an der Schwemme von Bethesda den diensthabenden Engel längst in Gnaden abgedankt und dafür einige vulkanische, geschwefelte Wasserstoff- und Stickstoffgeister in Dienst genommen, die das schwellende und sinkende Gewässer eben so gut und noch besser als jener Unsichtbare und darum Unglaubliche

---

versalité des connaissances humaines sous le point de vue de l'unité de doctrine; publié sous la direction de Mr. le baron d'Eckstein. Paris 1826 ff.

auf und nieder bewegten, hat man seit mehr als 50 Jahren von Seiten einer aufmerksamen Brunnendirektion alles Mögliche gethan, um den Teich vom alten Moder auszureinigen, damit im geklärten Wasser die Naturgeister und die Kurgäste sich gleich sehr gefallen und einander erkennen und lieb gewinnen möchten. Nun aber steht unglücklicherweise das kleine Wasser durch geheime Schleichwege mit dem großen im Weltmeere in Verbindung, und von da kommt nun jener Tintenfisch erster Sorte herangeschwommen und bläst wie ein Narval Obscurantismus und Finsterniß aus den beiden Seitenöffnungen in baumhohen Wasserstrahlen in die Lüfte und wo die Cascatelle niederfällt, ist es um die Wasserhelligkeit und Aufklärung im Teiche geschehen, und der alte Aberglauben macht wieder Wunderkuren, und Engel und allerlei luftige Gesellen dringen sich auf's Neue ein in's Amt. . ." Er setzt nun den Inhalt der beiden ersten Bände auseinander und erklärt die Tendenz der Zeitschrift dahin: „Es war damit keineswegs auf ein ausschließlich theologisches Werk abgesehen; die Theologie, die in der herrschenden Ansicht der Zeit, wie eine vertriebene Dynastie, aus der Mitte herausgeworfen, unter Polizeiaufsicht als eine unbequeme Prätendentin kaum geduldet wird, ist hier nur in ihre Ehren und Würden wieder eingesetzt, und herrscht, wie sie ehemals gethan, wieder als die legitime Königin der Wissenschaft, von Gottes Gnaden im göttlichen Gesetze über das Vernunftgesetz; aber sie ist keine Tyrannin, die in gewaltthätiger Willkür die Rechte des Geistes höhnend unterdrückt, sie strebt nur durch Heiligung und Erhebung und in der Reinigung von den Leidenschaften die ursprüngliche Harmonie der beiden Gesetze wieder herzustellen und so die Nothwendigkeit in der freien Verständigung aufzuheben. Um die Meisterin ordnen sich dann die anderen Disciplinen des menschlichen Wissens, Könnens und Wollens, jede nach ihrem Range und ihrer angestammten Würde, also daß Alles, was Leben hat und Geist, in den Organismus des Lebens und des Geistes als dienstbares Glied aufgenommen werde. . . Der Herausgeber hat, wie wir gesehen, das dringendste Bedürfniß der Zeit gar wol verstanden und die rechte Aufgabe sich gesetzt; ergeht aber nun die Frage, wie es ihm bisher mit der Auflösung gelungen, und inwiefern er sich ihren Ansprüchen gewachsen erwiesen, so kann ihm das allerbeste Zeugniß nicht vorenthalten werden. Nicht hat er vermessen einem Werke sich unterzogen, zu dem ihm die Kraft versagt geblieben; noch tritt nach allen Gaukeleien, die wir schon gesehen, hier ein neuer Gaukler

auf, der die früheren Marktschreiereien nur durch eine noch schreiendere überbietet, und aus allen verrufenen Spezifiken seine Universalmedizin zusammensetzt. Nein, es ist ein weitumschauender Geist, der hier mit Kraft und Beharrlichkeit zur Mitte der Dinge sich durchgearbeitet und nun eine seltene Höhe des Flugs erreicht, von der herab er in der Vogelperspective die ganze Gedankenmasse übersieht, so weit eines Menschen Sinn sie fassen mag. In seinem geistigen Gesichtsfelde schneidet weder die Erde noch auch das Erdhafte am Menschen die eine Hälfte des Himmels ab, um sie hinter der Masse zu verbergen, das ganze Himmelsrund wölbt sich vielmehr in unverhüllter Sichtbarkeit um diesen Standpunkt her, auf dem von je die Priesteranschauung der alten Zeit gestanden, und die Erde, umzogen von ihrem tropischen Wolkenringe, von ihren Passatwinden umweht, von dem Netzwerke ihrer Gebirge umstrickt, von dem Geäder ihrer Gewässer durchströmt, ist für die Betrachtung nur der Weltspiegel, in ihrer Tagseite die Ausströmungen der Sonne wiederstrahlend, in ihrer nächtlichen Hälfte aber in den Abgründen des Meeres den ganzen Sternenhimmel mit allen seinen leuchtenden Bildern wiedergebend. . . Und es ist diesem Schriftsteller ein großes und schönes Talent verliehen, die Assonanzen der Dinge schnell herauszufinden; wie sie ihn in scheinbarer Verwirrung allumher anrufen, die Akkorde hat er sogleich verstanden, und greift, wie sie vorübereilen, behend aus der Masse sie heraus, und indem er kunstfertig sie ineinanderwirkt, kommt schnell Ordnung und Harmonie in's scheinbar Verworrene, wie der wirr hingestreute Staub sich willig in Klangfiguren ordnet, wenn der streichende Bogen die tönende Scheibe berührt. Im Geiste unverzagt erschrickt er vor keinem Gedanken, der ihm entgegentritt; selbst wenn er gespenstisch aus den dunkeln Gründen des Daseins heraufgezogen, er faßt ihn ruhig in's scharf zusehende Auge, und thut ihm sein Recht nach der Gebühr. Darum ist hier nichts Verkümmertes, Enges, Kleinliches wahrzunehmen; kein ängstliches, verlegenes Ausweichen, wenn große Wahrheiten oder große Irrthümer mit Gewalt andringen; nirgendwo ein Versuch, die Grundsätze feig zu umgehen, oder der Gewalt zu Liebe das Recht zu beugen; nirgend eine Hinneigung zu elendem Obscurantismus und verworfener Servilität; überall wird vielmehr der Wahrheit frisch und frei in's Gesicht gesehen, und wo sie sich bewährt, unverzagt ihr gutes Zeugniß abgelegt. . . In der weitumgreifenden Uebersicht, in der Höhe und Tiefe der Anschauung, in der Gründlichkeit der Studien, soweit dieß

bei solcher Ausbreitung von einem einzelnen Menschen zu leisten ist, im Ernst der religiösen und ethischen Gesinnung, inwiefern diese im Worte sich offenbart, in der Schärfe und Regsamkeit der geistigen Anschauung und des ästhetischen Sinnes, ist es also das eigenste deutsche Wesen, das sich hier nach Frankreich überverpflanzt. . . ."

Und wahrlich deutsche Ruhe und Umsicht waren es, mit denen Eckstein die Dinge um sich her und den wogenden Feuerheerd, auf dem er stand, betrachtete. Durch die Restauration war dem Klerus eine gewisse politische Gewalt eingeräumt worden, ein arger Mißgriff, der das durch die Revolutionen aufgeregte und verwilderte Volk von Neuem gegen König und Geistlichkeit aufstachelte. Gegen diese unheilvolle Verbindung des Klerus mit der Politik erhob Eckstein seine warnende Stimme, leider vergebens. „Der Klerus sollte durchaus die Parteien auf dem Gebiete der Politik ignoriren, Royalisten und Revolutionäre, Ultra's und Liberale, in Allen sollte er nur die Menschen und Christen sehen. Ministerielle und Männer der Opposition, Alle haben gleichen Anspruch auf seine Liebe. Das würde denn die einzige Macht sein und das allein ausreichende Mittel, die aufgeregten und in Parteien zerrissenen Gemüther zu beruhigen und zu versöhnen, und der höchste Gewinn für die Religion selbst, wenn sie entfernt von den Debatten der politischen Parteien sich nur auf ihrem eigentlichsten Gebiete bewegt. — Man wird mir vielleicht entgegnen, daß nach der gegenwärtigen Ordnung der Dinge Alles durch ein innerliches Band an einander geknüpft ist, daß die Feinde der alten Zeit, seiner Sitten, Gebräuche und Gesetze, welche die Geschichte unserer Größe nur von der Revolution an datiren, nothwendig Freunde und Anhänger der irreligiösen Systeme, besonders bei Beginn der Revolution sein müssen. Ebenso möglich ist es jedoch, daß eifrige Royalisten keinen Funken Religion haben, und umgekehrt können Solche, die der Revolution das Wort reden, Katholiken, oder doch wenigstens ohne allen Haß gegen die Kirche sein. Da aber die Religion Gemeingut ist für Alle, das keineswegs durch das jeweilige Regierungssystem bedingt wird oder von ihm abhängt, so ist tausendmal eher zu wünschen, daß der Klerus den politischen Bestrebungen und Ansichten Derer, zu welchen sein Amt ihn ruft, keine Rechnung trägt. Wenn, wie man vorgibt, die Sache der Monarchie Eins ist mit der Sache der Religion, so muß man vor Allem die Gegner zu Christen machen, ehe man es versucht, sie zum Royalismus zu bekehren; denn sind einmal die Gemüther empfänglich

geworden für das Christenthum, so wird es in der Folge nicht schwer sein, sie für die Monarchie zu gewinnen. Will man ein Gelingen in diesem Kampfe der Parteien, so darf man nicht mit dem Ende anfangen, und zwei Systeme zugleich vertreten wollen, ein religiöses und ein politisches, welche nicht nothwendig zusammengehören.

„... Wir müssen den Klerus anklagen, daß er nicht Stolz genug hatte, sich über den Lärm der Parteien und den Kampf der Leidenschaften zu erheben, daß er, ohne es zu wollen, herabgestiegen ist von der erhabenen Höhe seiner Stellung, um sich in den Streit politischer Meinungen zu mischen, was ihm nothwendig in den weltlichen Angelegenheiten eine untergeordnete Stellung gab und ihn zum Werkzeuge einer politischen Fraktion machte, da er doch das Dasein jeder Partei hätte ignoriren sollen. Was ist ein ministerieller Priester oder ein Priester von der Opposition, Anhänger der Royalisten oder Wortführer der Liberalen? Er ist kein Priester mehr. Der Klerus behauptet jenen hohen Rang in dem sozialen Leben, den die Religion ihm verliehen, von wo aus er die Gesellschaft beherrscht, so lange er seine geistliche Superiorität nicht verliert, noch von einem politischen Systeme sich in's Schlepptau nehmen läßt. Möge die Geistlichkeit sich immer daran erinnern, daß politische Parteien von Dankbarkeit nichts wissen, und diese immer bereit sind, sich gegen ihre Bundesgenossen zu wenden, wenn ihr Vorhaben mißglückt. Der Neger betet seinen Fetisch an, so lange er durch ihn sich unverwundbar glaubt; aber er schlägt ihn, wenn eine blutige Niederlage ihn enttäuscht hat."

Gewiß goldene Worte, die auf die Gegenwart passen, wie wenn sie so eben wären gesprochen worden.

Außer mit solchen journalistischen Arbeiten, zu denen auch viele treffliche Artikel in den „Wiener Jahrbüchern", dem „Katholiken" und den „Hist. polit. Blättern" gehören, beschäftigte er sich fast sein ganzes Leben hindurch mit der Sammlung von Material zu einem großen und umfassenden Werke theologischen und religiös-geschichtlichen Inhalts. In einem Briefe an einen Freund sagt er darüber: „Nun bin ich alt und von einer tiefen Begierde erfüllt, mich über den Menschen im umfassendsten Sinne historisch auszusprechen, so wie er mir durch seine bedeutendsten Durchgangsstufen erschienen ist. Darum senkte ich mich theilweise in sehr alte Sachen hinein; ich stand an der Schwelle

der Vierziger, als mir diese Welt (des frühesten Alterthums) aufging. Mein Gemüth, darf ich sagen, ist rein; die unverzagte Liebe zur Wahrheit in mir groß, das Andere gehe mit Gott."

Körperliche Gebrechlichkeit aber und endlich der Tod gestatteten Eckstein nicht, seinen großen Plan auszuführen, und das Werk, das in französischer Sprache erscheinen sollte, zu vollenden. Nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil des großen Ganzen hat er in einem deutsch geschriebenen Werke über die vorchristliche Asketik niedergelegt. Welche Forschungen ihn dabei vorzugsweise beschäftigten, geht aus einem Briefe an Döllinger vom 18. Juni 1861 hervor:

„Die Frage, welche aller Ethnologie zu Grunde liegt, nämlich die unabwendbare Frage über die Racen-Verschiedenheit unter den Menschen, sogenannter kaukasischer, mongolischer, amerikanischer und negerhafter Geschlechter; die Zeiten, Lagen, Verhältnisse, Umstände, unter denen sie sich allein haben bilden können, ohne zur Autochthonie einer gewissen philosophischen Schule Zuflucht zu nehmen, für welche Gott nichts Anderes ist, als eine gewissenlose Natur und die Kraft in dieser Natur.

„Darauf die Frage über den Unterschied der Sprachfamilien, ob bestimmte Typen, ob unter diesen Familien selber gewisse Uebergänge, abgesehen von aller Berührung; mythische Sprachen, parabolische Sprachen, dürftige Sprachen, die einer Hieroglyphik als Schrift bedürfen.

„Alsdann wer sind die erstgebildeten Völker der alten Welt, und welches war ihre Bildung? Die Familie der Cuschiten und der Aegyptier; überhaupt der Chamiten. Ihre Technik und Industrie, ihre Agricultur, ihr Handel und ihr Wandel, ihre mathematischen Kenntnisse und ihre Astronomie, ihr Ureinfluß auf Bildung der Urfamilien der Indo-Europäer und auf Urfamilien der Semiten u. s. w. Dieses Werk hat einen langen Athem. Es ist mir unmöglich, es in wenigen Bänden erscheinen zu lassen. . . Eine meiner Absichten bei diesem Werke ist, zu beweisen, daß man gar nicht den Text der heiligen Schrift als Ausgangspunkt dieser Studien nöthig habe zur Grundlage zu nehmen, um zur moralischen Ueberzeugung eines innersten Zusammenhanges der ganzen Menschheit unter sich und des göttlichen Ursprunges dieser Menschheit zu gelangen. Die christliche Lösung ist gewiß ein Wunder, aber alles ist erstlich Wunder, das Begreiflichste ist in seinem Urzuge unbegreiflich. Dann auch sind alle unchristlichen

Lösungen mit so tiefen inneren Widersprüchen behaftet, und sind auch theilweise gezwungen, die Facten der Erfahrung arbiträr, einseitig oder falsch aufzugreifen, daß wahrlich das tollste Wunder von allen das wäre, wenn sie möglich sein könnten. Daß sie den gesammten Menschen ganz falsch anschauen, das will ich eben aus der Erfahrung heraus zu zeigen mich bemühen. Wollte ich aber hiebei von einem rein christlichen Standpunkte ausgehen, das Ding a priori auffassen, ohne es a posteriori zu begründen, so gelangte ich nimmermehr bei einem solchen Verfahren zu irgend einem Triumphe über die Gegner des Christenthums. Also mitten in die älteste Heidenwelt stelle ich mich hinein und gehe ganz und gar nicht vom alten Testamente aus. Hier ist es aber, wo die semitische Auffassung sowie die heidnische zu einem und demselben Grundresultate hineinführen und hinausführen müssen."

Für den Werth des Buches [1]) dürfte schon der Umstand sprechen, daß Döllinger es nach des Verfassers Tode bevorwortet und herausgegeben hat. Was Görres von dem Verstorbenen hielt, haben wir oben gesehen, mit Döllinger's Charakteristik desselben aber wollen wir diese Skizze schließen. In dem Vorwort zu Eckstein's Buche sagt er: „Seit dem Jahre 1818 war Paris Eckstein's Wohnort geworden. Auf dänischem Boden geboren, auf deutschen Universitäten gebildet, schrieb er zwar größtentheils für französische Leser in französischer Sprache, blieb aber doch seiner ganzen Geistesrichtung nach deutsch, folgte beharrlich dem Gange der deutschen Literatur und Wissenschaft mit bewunderungswürdiger Universalität und Elasticität des Geistes, und vereinigte in sich, wie wol kein anderer unter den Zeitgenossen, die Blüte deutscher und französischer Bildung und Wissenschaft. Mit Görres, dem er an Phantasie-Reichthum nachstand, an kritisch-prüfendem und combinirendem Scharfsinn aber vorging, hatte er das gemein, daß auch er die Urgeschichte des menschlichen Geschlechtes, das Gebiet älterer asiatischer Cultur und Religion zum Hauptgegenstande seiner Forschung erwählt hatte, dabei aber, eben wie auch Görres, mit der lebhaftesten Theilnahme, der schärfsten Beobachtung dem Gange der gegenwärtigen Dinge, der Abwicklung des großen Weltdrama's seit 1815 folgte. Dabei besaß er den hohen Vortheil, daß er, in der

---

[1]) Es erschien unter dem Titel: „Geschichtliches über die Askesis der alten heidnischen und der alten jüdischen Welt als Einleitung einer Geschichte der Askesis des christlichen Mönchsthums. Vom Baron v. Eckstein." Freiburg, 1862. 8.

Metropole des europäischen Continents lebend, und in stetem Verkehr mit den bedeutendsten Diplomaten, Staatsmännern und Gelehrten, seine Anschauungen und Urtheile häufig aus der besten und sichersten Quelle zu schöpfen vermochte.

In demselben Jahre traten zwei hervorragende Künstler zur katholischen Kirche über, die Brüder

Franz und Johannes Riepenhausen,

Söhne des durch seine Stiche von Hogarth's Sittenschilderungen bekannten Kupferstechers Ernst Ludwig Riepenhausen zu Göttingen. Ihre Bildung genoßen sie in Kassel und Dresden, woselbst sie sich eng an Ludwig Tieck und die religiös-romantische Richtung anschloßen. Im Herbst 1805 gingen sie, in Begleitung Tieck's, nach Rom, wo der ältere Franz, er war 1786 geboren, im Jahre 1831 starb, während der um zwei Jahre jüngere Johannes ihm erst 29 Jahre später folgte. Bis zum Tode des Aelteren führten sie alle ihre Werke gemeinschaftlich aus. Vorzüglich verdient machten sie sich durch Herausgabe etruskischer Alterthümer in Italien und durch ein Werk über die ältere christliche Kunst. Von den vorzüglichsten Oelbildern beider Brüder sind in Deutschland besonders bekannt „Rafael's Verklärung" und „Kaiser Friedrich's Vertheidigung durch Heinrich den Löwen gegen den Hinterhalt der Römer vor der St. Peterskirche" (für den Guelfenordenssaal in Hannover); dann die Radirungen aus dem Leben der heiligen Genovefa; die Wiederherstellung der Malereien des Polygnotes in der Leschen zu Delphi, die Compositionen und Radirungen aus Raphael's Leben, welche Johannes allein 1837 erscheinen ließ. Am 18. Oktober 1855 begingen die deutschen, in Rom ansäßigen Künstler im Casino des deutschen Künstlervereins ein Jubelfest zu Ehren seines 50jährigen Aufenthalts zu Rom. Er starb daselbst 1860.

Friedrich von Schlegel.

Unter den Jüngern jener Richtung, die unter dem Namen der „Romantischen Schule" einen Hauptabschnitt in der Geschichte der deutschen Literatur bildet, ragt als der bedeutendste, ja als Führer und Träger derselben Friedrich von Schlegel hervor. Dichter und Kritiker, Historiker und Philosoph, gläubiger Christ endlich in einer glaubenslosen Zeit, erschien er wie ein leuchtender Stern einer bessern und lichtvolleren Zukunft am Horizonte. „Wie einst Lessing", sagt Eichendorff von ihm, „stellte er sich kühn auf jene Höhe der modernen Bildung, die über Vergangenes und Zukünftiges freie Umschau eröffnet, mit staunenswerther Vielseitigkeit Philosophie und Poesie, Geschichte und Kunst, das klassische Alterthum wie das Mittelalter und den Orient durchforschend. Auch darin ist er Lessing vergleichbar, daß er, wie jener die skeptische Richtung seiner Zeit, so den geistigen Prozeß der Romantik in ungestümer Consequenz zu dem Zielpunkt mit sich fortriß, wo die Sache spruchreif und eine Entscheidung unumgänglich wird, und zwar wiederum wie Lessing, nicht als literarisches Kunststück zur eigenen Verherrlichung, sondern aus tiefer Sehnsucht nach der höhern Wahrheit, d. i. nach Versöhnung von Glauben und Wissen in der Religion, oder wie er selbst es schärfer faßt: nach der Einheit der Wissenschaft und Liebe. Es ist daher ebenso stumpfsinnig als ungerecht, ihn, wie von seinen Gegnern noch häufig geschieht, nach den einzelnen, momentanen Phasen seines Bildungsganges zu beurtheilen und gleichsam die Blüte für die trübe Hülse verantwortlich machen zu wollen, die sie doch selbst durchbrochen und weggeworfen. Gerade der männliche Fortschritt, der durch alle diese Verwandlungen sichtbar wird und jede, oft liebevoll selbsterbaute Schranke, wenn er sie als

solche erkannt, rücksichtslos vor sich niederwirft, ist das Großartige seiner Erscheinung."

Karl Wilhelm Friedrich Schlegel [1]), der Sohn des als Kirchenliederdichter bekannten Johann Adolf Schlegel und jüngerer Bruder von August Wilhelm Schlegel, wurde den 10. März 1772 zu Hannover, wo sein Vater als Superintendent lebte, geboren. Er erhielt als Knabe einen vielseitigen Unterricht, zeigte aber so wenig hervorstechende Anlagen zu einem wissenschaftlichen Berufe, daß ihn sein Vater für das Handelsfach bestimmte und nach Leipzig in ein Geschäft gab. Bald jedoch fühlte er, daß er sich dazu nicht eigne, „das Leben und Weben in der Welt war ihm unleidlich", er fühlte sich unglücklich und ruhte nicht, bis er dem in ihm erwachten Drange zum Studiren nachgeben durfte. Sechszehn Jahre alt warf er sich mit dem glühendsten Eifer auf die alten Sprachen, worauf er zuerst in Göttingen und dann in Leipzig Philologie studirte. Die Schriften Plato's, die tragischen Dichter der Griechen und Winkelmann's Werke waren die geistige Welt, in welcher er sich bewegte, und die Eindrücke, die die Anschauung der Kunstschätze Dresdens, namentlich der plastischen Werke aus dem Alterthum in ihm hervorrief, bildeten eine feste, dauernde Grundlage für seine Studien des klassischen Alterthums, denen er sich auch nach Beendigung seiner Universitätsjahre noch geraume Zeit ausschließlich hingab. Nachdem er den Doktorgrad erlangt, ließ er sich in Dresden nieder und begann seine literarische Laufbahn mit der geistvollen und für jene Zeit sehr verdienstlichen Abhandlung „Von den Schulen der griechischen Poesie" (Biester's Monatsschrift, November 1794). Schon diese erste Arbeit zeigte die Vorzüge, die alle späteren Schriften Schlegel's kennzeichnen, eine klare, angenehme, geistreiche Darstellung und eine weiche, ja üppige Sprache. Der Versuch sprach an; „Form und Tendenz fanden empfängliche, vorbereitete Gemüther; besonders war es das wirklich dankenswerthe Verdienst: den kostbaren Schatz griechischer Poesie dem Moder der Schule zu entreißen, in dem er damals noch zu verdumpfen drohte — ihn dem Leben, dem Genusse, dem Lichte zugänglich zu machen — was gerechte Anerkennung fand. Man hörte nicht mehr den bezopften, bebrillten, pedantischen Schulmann, man hörte den geistathmenden, lebensfrohen,

[1]) Nach den Freiheitskriegen wurde der alte Familienadel wieder erneuert.

die Schönheit der Welt preisenden Jüngling auch eine Dichtkunst preisen, die ja selbst nichts als Kraft, Lust und Leben war, und von Schule und Gelehrsamkeit nichts gewußt hatte" [1]). Nachdem er eine ganze Reihe ähnlicher Arbeiten hatte folgen lassen, siedelte er im Sommer 1797 nach Berlin über und veröffentlichte sein erstes größeres Werk: „Die Griechen und Römer; histor. und krit. Versuche über das klassische Alterhum" (Bd. 1. Neustrelitz 1797), dem sich bald darauf ein zweites über die „Geschichte der Poesie bei den Griechen und Römern" (Berlin 1798) anreihte, Werke, deren Verdienst von Sachkennern, wie Hegel, mit Achtung anerkannt wurde, obschon sie beide unvollendet blieben. Aber bei diesem sich Hineinleben in die antike Dichtkunst erging es ihm, bemerkt Feuchtersleben, „wie es so häufig hochbegabten, für das Ideale leicht empfänglichen Geistern zu ergehen pflegt. Sie übertragen die Dichtkunst in's Leben, und verwirren und trüben Beides. Das ursprünglich reine, ästhetische Ideal des Schönen verbreitete sich in dem jugendlichen Gemüte über Welt, Leben und Wirken; ihm sollte Alles untergeordnet sein, ihm jeder Zweck der Menschheit, jede Pflicht des Menschen dienen; in seinem ungeschmälerten Genuß verlor sich alles übrige Bestreben. Und damit einer solchen Sinnesrichtung die Weihe nicht fehle, mußte das Studium und die eigene Deutung des göttlichen Platon dieses Gebiet des Schönen in's Unendliche, in's Ewige hinüberführen, und dem künstlerischen Begriffe die Verklärung der Weisheit, ja der Religion ertheilen." Aus dieser Vermischung des Idealen mit dem Realen ging sein vielberufener Roman „Lucinde" hervor (Berlin 1799), in welchem der Dichter „eine Apotheose der menschlichen Schönheit und der Freude" zu geben gedachte, der aber auf nichts anderes hinauslief, als daß die freie und durch eine Art philosophischer und physiologischer Selbstbeobachtung sublimirte Sinnlichkeit der eigentliche für das Menschengeschlecht gehörige Cultus sei. Diese Sinnlichkeitsphilosophie fand viele Anhänger, das Buch viele Lobredner. Schleiermacher, mit dem Fr. Schlegel zu Berlin in vertrautem Umgange lebte, versuchte in einer eigenen Schrift [2]) die in der Lucinde waltenden Ansichten zu begründen und

---

[1]) Feuchtersleben in seiner vor der Gesammtausgabe von Schlegel's Werken befindlichen Charakteristik desselben.

[2]) „Vertraute Briefe über Fr. Schlegel's Lucinde" (Lübeck und Leipzig 1800). Sie erschienen zwar anonym, doch wurde der Name des Verfassers bald bekannt,

auszuführen; er nannte das Buch „ein ernstes, würdiges und tugendhaftes Werk", es gewissermaßen für ein Evangelium der neuen Weltanschauung der Liebe und Sinnlichkeit ausgebend. Schlegel aber erkannte selbst seinen Irrthum und vollendete das Buch nicht, dessen Autorschaft ihm späterhin nach seiner Conversion oftmals vorgeworfen ward [1]). „Die Sünden meiner Jugend sind die Tugenden eures Alters", hätte Schlegel mit Görres seinen Gegnern erwidern dürfen.

Unter den Celebritäten, die Berlins Mauern in sich bargen, und die Schlegel besonders in den Kreisen kennen lernte, die einige durch ihren Geist berühmte Jüdinen [2]) um sich versammelten, war es besonders Schleiermacher, der sich ihm auf's engste anschloß. Wie hoch dieser um einige Jahre ältere Mann Schlegel schätzte, geht aus den Briefen desselben an seine Schwester hervor. „Es ist", schreibt er am 22. Oktober 1797, „ein junger Mann von 25 Jahren, von so ausgebreiteten Kenntnissen, daß man nicht begreifen kann, wie es möglich ist, bei

---

und es erregte nicht mit Unrecht großes Aergerniß, daß ein Geistlicher ein derartiges Buch habe schreiben können. Es ist dieß aber jedenfalls sehr bezeichnend für den Geist jener Zeit sowol wie für die Richtung, die unter der protestantischen Geistlichkeit herrschte.

[1]) „Dergleichen Tadel ist weibisch: denn nur Weiber können Niemandem etwas Böses vergessen; Männer aber sollen wenigstens wie Seneca denken und urtheilen: Quem poenitet peccasse, paene est innocens." (Convertiten und ihre Gegner. S. 338.)

[2]) „Die christlichen Häuser Berlins", berichtet Henriette Herz, eine derselben, „boten nichts, welches dem, was jene jüdischen an geistiger Geselligkeit boten, gleichgekommen oder nur ähnlich gewesen wäre." Es war also kein Wunder, daß die letzteren von Allem aufgesucht wurden, „was irgend Bedeutendes an geistigen Kräften Berlin bewohnte oder auch nur besuchte." So sah man denn in jenen jüdischen Kreisen, deren Mittelpunkte, außer der schon genannten Frau Herz, besonders die Rahel Levin, nachmalige Gattin Varnhagen's von Ense, ein verschrobener Blaustrumpf, der sich in pikanten Paradoxien gefiel, und Moses Mendelsohns Tochter, Dorothea Veit, waren, den Prinzen Louis Ferdinand, Friedrich von Gentz, die beiden Humboldt, Gustav von Brinkmann, Tieck, Schleiermacher und viele Andere verkehren. Auf Dorothea Veit kommen wir noch ausführlicher zurück, da sie als Schlegel's nachmalige Gattin unser Interesse in Anspruch nimmt. Daß aber die „Metropole der Intelligenz", das norddeutsche, damals noch exclusiv protestantische Berlin wie in finanzieller so auch in geistiger Beziehung zu den Füßen Israel's lag und bei ihm auf Borg gehen mußte, sollte, so meinen wir, alle die Verächter des Katholizismus in ihrem Urtheil etwas bescheidener machen.

solcher Jugend so viel zu wissen, von einem originellen Geist, der hier, wo es doch viel Geist und Talente gibt, alles sehr weit überragt, und in seinen Sitten von einer Natürlichkeit, Offenheit und kindlicher Jugendlichkeit, deren Vereinigung mit jenem allen vielleicht das Wunderbarste ist. Er ist überall, wo er hinkommt, wegen seines Witzes sowol als wegen seiner Unbefangenheit der angenehmste Gesellschafter, mir aber ist er mehr als das, er ist mir von sehr großem wesentlichen Nutzen [1])." Und in einem späteren Briefe äußert er sich folgenderweise: „Was seinen Geist betrifft, so ist er mir so durchaus supérieur, daß ich nur mit vieler Ehrfurcht davon sprechen kann. Wie schnell und tief er eindringt in den Geist jeder Wissenschaft, jedes Systems, jedes Schriftstellers, mit welcher hohen und unparteiischen Kritik er jedem seine Stelle anweist, wie seine Kenntnisse alle in einem herrlichen System geordnet dastehen, und alle seine Arbeiten nicht von ungefähr, sondern nach einem großen Plane aufeinander folgen, mit welcher Beharrlichkeit er alles verfolgt, was er einmal angefangen — das weiß ich alles erst seit dieser kurzen Zeit zu schätzen, da ich seine Ideen gleichsam entstehen und wachsen sah." — Andererseits fühlte sich Schlegel mit leidenschaftlicher Liebe zu der einige Jahre älteren Dorothea Veit gezogen, eine Liebe, die diese hochbegabte, mit Geist und Talent reichlich ausgerüstete Frau erwiderte. Daß sie verheirathet und Mutter mehrerer Söhne war, kam damals nicht in Betracht.

Im Juli 1798 begleitete Friedrich seinen von Jena nach Berlin gekommenen Bruder auf mehrere Wochen nach Dresden, wo sich damals auch Schelling und Gries befanden, und Novalis, mit dem er seit Jahren durch die engsten Freundschaftsbande verknüpft war, die Freunde öfter von Freiberg aus besuchte. Noch in demselben Jahre gründete er mit seinem Bruder eine Zeitschrift, das „Athenäum", in welchem die neue Schule zuerst einen eigentlichen Mittelpunkt und ein selbstständiges Organ für die Veröffentlichung und Ausbreitung ihrer Theorie gewann. Doch verließ Friedrich bald darauf Berlin und habilitirte sich als Docent in Jena, wo er bald einen glänzenden Kreis um sich versammelte — auch Hegel befand sich unter seinen Hörern — und das damals für die Gründer der romantischen Schule und einige

---

[1]) Schlegel war es nämlich, der Schleiermacher durch sein unablässiges Drängen zur Schriftstellerei trieb.

ihrer hervorragendsten übrigen Mitglieder der sie auch örtlich vereinigende Mittelpunkt geworden war. Außer den beiden Schlegel hatten sich Schelling und Tieck eingefunden, Novalis hielt sich daselbst bald längere bald kürzere Zeit auf, und auch Fichte, der kurz vorher Jena verlassen hatte und nach Berlin übergesiedelt war, kehrte auf einige Monate zu seinen Freunden nach Jena zurück. Dieser Kreis wurde auch bald durch Gries und Clemens Brentano erweitert, die noch ihre Studien in Jena fortsetzten, bald aber auch als Schriftsteller auftraten. Es war dieß die Zeit, in der die Romantik ihre vollste und üppigste Blüthe entfaltete. Nur dauerte dieses anregende Zusammenleben nicht lange. Tieck schied schon im Sommer 1800, Novalis starb Anfang 1801, und zu Ende desselben Jahres verließen auch die Schlegel Jena, nachdem sie noch eine gemeinschaftliche Sammlung ihrer Aufsätze, Fragmente ꝛc. unter dem Titel: „Charakteristiken und Kritiken" (Königsberg 1801, 2 Bde.) veröffentlicht hatten. Um diese Zeit hatte Fr. Schlegel seinen Umwandlungsprozeß bereits vollendet; er hatte seinen einseitigen Enthusiasmus für das Alterthum aufgegeben, und glaubte die gesuchte Harmonie der sinnlichen und geistigen Natur gefunden zu haben in — der Kunstreligion. „Die Aesthetik galt nun als Vollenderin des Lebens und der Philosophie; die Moral, von Kant über die Religion gestellt, mußte ihre Stelle unter der Religion wieder einnehmen; diese aber war eins mit der Kunst." Diese Auffassung verfocht Schlegel im Athenäum, das beiläufig auch seine ersten poetischen Produkte brachte. Durch die Kunst aber, und insbesondere durch die Dichtkunst, nicht durch Erforschung der Philosophie und des Christenthums, wurde er zu höherer Erkenntniß geführt. Diese Phase seiner Entwicklung hat Schlegel selbst in seinem im Athenäum enthaltenen „Gespräch über Poesie" deutlich gezeichnet, indem er sagt: „Wir haben keine Mythologie, keine geltende symbolische Naturansicht, als Quelle der Phantasie und lebendigen Bilder-Umkreis jeder Kunst und Darstellung. Aber, setze ich hinzu, wir sind nahe daran, eine zu erhalten, nicht bloß jene alte Symbolik zu verstehen, sondern eben dadurch auch eine neue für uns wieder zu gewinnen; oder vielmehr es wird Zeit, daß wir ernsthaft dazu mitwirken sollen, eine solche symbolische Erkenntniß und Kunst wieder hervorzubringen. Denn auf dem ganz entgegengesetzten Wege wird sie uns kommen, als die alte ehemalige, welche überall die erste Blüthe der jugendlichen Phantasie war, sich unmittelbar anschließend und anbildend an das nächste Lebendigste der

sinnlichen Welt. Die neue Symbolik muß im Gegentheil aus der tiefsten Tiefe des Geistes herausgebildet werden; es muß das Künstlichste aller Kunstwerke sein, denn es soll alle andern umfassen, ein neues Bette und Gefäß für den alten ewigen Urquell der Poesie und selbst das unendliche Gedicht, welches die Keime aller andern Gedichte verhüllt." Diese symbolische Weltanschauung suchte Schlegel zu begründen auf philosophischem Wege durch den Idealismus, auf poetischem durch Verschmelzung der Antike mit dem Romantischen. Zu den Eigenthümlichkeiten dieses rastlosen Mannes gehörte jene Ungeduld des Geistes, welche die Früchte und Resultate des einmal für gut erkannten Strebens weder in der Zeit noch bei den Individuen, also auch bei sich selbst nicht schnell genug gereift sehen konnte, und welche diesen wahrhaft tiefsinnigen Geist, diesen besten philosophischen Kopf unter den Romantikern allein verhinderte, ein selbstständiges weltbewegendes philosophisches System aufzustellen. Es abzuwarten, bis die Wirkungen des romantischen Geistes allmählig auch über ihn kommen würden, dauerte ihm viel zu lang; so schnell als möglich wollte er sich des Kernes und Markes darin bemächtigen, und vermuthete diese bei den Lyrikern des Südens, deren Poesien den Charakter auch seiner ersten dichterischen Schöpfungen bestimmten. Namentlich war es das bei jenen vorherrschende musikalische Element, das ihn entzückte und bei der Wahl der Formen für seine eigenen Gedichte leitete.

Als Produkt der innigen Vereinigung und Durchdringung der Antike mit der Romantik stellt sich sein Drama „Alarcos" dar, in welchem die Tragik des Aeschylos mit der des Calderon verschmolzen werden sollte. Es war dieß das erste größere Gedicht in Assonanzen, in das Schlegel alle Formen und Farben der Dichtkunst trug, und das seine Vorstellung vom Romantischen abzuspiegeln bestimmt war [1]).

Um diese Zeit (Anfang 1802) vermählte sich Schlegel mit Dorothea Veit, der Tochter Mendelssohn's, die sich aus Liebe zu ihm von ihrem Manne hatte scheiden lassen. Es war eine hochbegabte, für die Ideen der Romantik begeisterte Frau. „Mit einer tiefen Empfänglichkeit für Alles", so schildert sie Feuchtersleben, „was Geist und Phan-

---

[1]) Der „Alarcos" wurde am 29. Mai 1802 zu Weimar auf Göthe's eifriges Betreiben aufgeführt, fand aber aus begreiflichen Ursachen wenig oder keinen Anklang; Schlegel aber war und blieb Göthe für seine Bemühungen stets dankbar.

tasie bewegen kann, riß sie die Begeisterung jener Tage mit sich fort, und ihre Theilnahme an der geschilderten Richtung der Poesie verwandelte sich bald, wie es dem weiblichen Charakter natürlich ist, in persönliche Theilnahme für den Dichter, der ihr diese Welt eröffnet hatte. So begann ihr Verhältniß zu Schlegel, so blieb es bis zu Ende. Mit Hingebung und neuer Andacht überließ sie seinem Geiste den ihrigen und theilte so alle Epochen und Verwandlungen, die jener erlitt. Zweimal im Laufe ihres Lebens war sie der Ueberzeugung Schlegel's in der wichtigsten Angelegenheit ihres Innern, im religiösen Glauben gefolgt; mit diesem überkam sie auch jede seiner übrigen Ansichten in der spätern Periode seines Lebens. Dennoch verlor sie nie diejenigen Gefühle ihrer Jugend aus der Erinnerung, welche werth waren, erhalten und gehegt zu werden; und es macht ihrem Gemüth alle Ehre, daß sie, selbst noch in der zweiten Hälfte ihres Lebens, alljährlich an seinem Todestage das Andenken ihres edeln Vaters feierte, von dem sie überhaupt stets mit der größten Achtung und Zärtlichkeit sprach. Reiche Kenntnisse, richtiges Urtheil, Güte des Herzens, Treue der Gesinnung, freundliches Entgegnen mit Rath und That, sind die Eigenschaften, die man an dieser ausgezeichneten Frau rühmte." Wir können hierüber so mannigfache Zeugnisse anführen. „Dorothea", sagt Caroline Pichler [1]), „wußte ebenso richtig über ein neu erschienenes literarisches Produkt, wie über die Zurichtung einer Speise, über irgend eine häusliche Arbeit zu urtheilen, und bei ihr that weder die Hausfrau der Schriftstellerin, noch diese jener in ihrer prosaischen aber nützlichen, ja nothwendigen Wirksamkeit Eintrag. Und alle diese schönen Eigenschaften waren durch eine warme Frömmigkeit und stille Heiterkeit eines klaren selbstbewußten Geistes verklärt." Caroline Pichler mochte wol ein Urtheil fällen, wohnte sie doch mit ihr fünf Jahre hindurch in einem Hause und lebte mit ihr in zwanzigjährigem freundlichen Verkehr. Und eine andere Schriftstellerin, Helmina von Chézy, äußert sich in ihren Memoiren [2]) folgender Weise: „Dorothea ganz Seele und Geist, Schlegel ganz Witz und Feuer. Sie war des großen Mendelssohn Tochter, in ihrem Busen loderte die strahlende Flamme, die in ihrem Volke lebt, aus ihren Augen blitzte sie empor; sie war

---

[1]) Denkwürdigkeiten aus meinem Leben (Wien 1844) Bd. 4. S. 20.

[2]) Unvergessenes (Leipzig 1858) Bd. 2.

freudig und stark, großartig und mild, duftend wie eine Blume, saftig wie eine Frucht, feurig wie ein Mann, zartfühlend wie ein Weib. . . Schlegel war unharmonisch, theils in den Elementen seines Wesens, theils in der Verschmelzung derselben. Dorothea brachte Licht in das Chaos seines Innern, sie weckte in ihm Großes und Herrliches; er war gleichsam ihre Schöpfung. Liebe, wie noch kein Weib sie schöner empfunden, begeisterte sie bei ihrer Wirksamkeit. . ."

Hatte sie durch ihre bedeutenden Eigenschaften großen Einfluß auf ihren Gatten, so wurde sie andererseits durch ihn zu literarischer Thätigkeit ermuntert, obschon sie sich nie entschließen konnte, unter ihrem eigenen Namen als Schriftstellerin aufzutreten. Ihr Gatte veröffentlichte ihre Arbeiten, die gewiß noch lebhafter empfangen worden wären, wenn sie sich genannt hätte. Nachdem sie mehrere poetische und prosaische Beiträge für das „Athenäum" geliefert, ließ sie ihren leider Fragment gebliebenen Roman „Florentin" (Lübeck und Leipzig 1801) erscheinen, der in Erfindung, Anordnung, Charakteristik und Darstellung ein individuelles Gepräge von Grazie, Leichtigkeit und Geist hat und zu den besseren Romanen, die durch Göthe's „Wilhelm Meister" hervorgerufen wurden, gehört. Vom zweiten Theil hat sie späterhin Manches ausgearbeitet, ihn jedoch nie vollendet. Für die von ihrem Manne herausgegebenen „Romantische Dichtungen des Mittelalters" (Leipzig 1804, 2 Bde.) bearbeitete sie die „Geschichte des Zauberers Merlin", übersetzte „Lother und Maller. Eine Rittergeschichte" (Frankfurt 1804) und die „Corinne" der Frau von Staël (4 Bde. Berlin 1807—8). Dabei wußte sie die Häuslichkeit ihres stillen wolgeordneten Lebens angenehm zu gestalten. „Immer war's bei ihr heimlich und traulich, sagt Frau von Chézy, angemessen und freundlich. Musterhaft und angestrengt übte sie häuslichen Fleiß; noch heute versteh' ich nicht, wie sie Zeit zum Schreiben fand." Auch gab sie späterhin diese Beschäftigung auf. Als sie eben ein Hemd nähte, und man sie fragte, warum sie nicht lieber die Feder zur Hand nehme? antwortete sie lächelnd: „Es gibt schon zu viele Bücher in der Welt, aber ich habe noch nicht gehört, daß es zu viele Hemden gebe" [1]).

---

[1]) Als Curiosum und Charakteristikum für jene Zeit wollen wir noch anführen, was die erwähnte Schriftstellerin und Freundin Dorothea Schlegels, Caroline Pichler, nach den gewöhnlichen Begriffen und ihrem eigenen Dafürhalten selbst eine gute Katholikin, von der religiösen Gesinnung der Letztern mittheilt.

Das war die Frau, die nachmals von Gegnern als Schlegels „böser Genius" geschildert worden ist, und mit welcher jener sich im Frühjahr 1802 nach Paris begab, theilweise seiner Studien wegen, dann aber auch, weil er sich dort leichter eine angemessene Stellung zu erringen hoffte. Diese seine Hoffnungen jedoch schlugen fehl. Paris war zu dieser Zeit ein wogendes Meer, auf welchem die Trophäen einer besiegten Welt umherschwammen und in dessen Fluthen keine Abspiegelung möglich — die Franzosen waren ganz von sich selbst erfüllt. Schlegel war zu stolz, zu bequem und zu fleißig am Schreibtisch, um zu antichambriren; er würde sich sonst unschwer eine Bahn gebrochen haben, weil man bei aller damals herrschenden Unwissenheit auf Notabilitäten Rücksicht nahm. Er hielt Vorlesungen über Poesie und Kunst, Literatur und Philosophie, zu denen sich viele Deutsche einfanden, die jedoch wenig einbrachten, da die Reichsten und Vornehmsten nur gastweise kamen und nur die Fremden zahlten [1]). Während dieser Zeit aber lag er unter des berühmten Orientalisten Hamilton Leitung mit größtem Eifer dem Studium des Sanskrit ob, um späterhin auch hierin bahnbrechend zu wirken. Auch gab er eine neue in Frankfurt erscheinende Zeitschrift „Europa" heraus (1803), „bestimmt, an allem Antheil zu nehmen, was die Ausbildung des menschlichen Geistes am nächsten angehe, und das Licht der Schönheit und Wahrheit soweit als möglich zu verbreiten." Die meisten Artikel in derselben waren von ihm selbst und seiner Frau verfaßt. Von andern damaligen Arbeiten ist noch die „Geschichte der Jungfrau von Orleans. Aus altfranz. Quellen" (Berlin 1802), sowie die „Geschichte der Margaretha von Valois, Gemahlin Heinrich IV., von ihr selbst beschrieben" (Leipzig 1803), zu erwähnen.

Sie sagt: „Wol könnte es mir nicht einfallen, das Uebermaß von Frömmigkeit, in das sich Frau von Schlegel hineinverloren hatte, und das sie den Ansichten der Liguorianer, überhaupt dem Ultramontanismus so geneigt machte, zu billigen oder wol gar zu vertheidigen." Die Frau also, die nach ihrer eigenen Mittheilung alle Monate zur Beichte ging, fürchtet das Ungeheuer des Ultramontanismus, d. h. jede entschieden katholische Gesinnung und Färbung, ganz ebenso wie die Liberalen. Schlegel war ein inniger Freund des großen Priesters Clemens Maria Hoffbauer, der auf ihn und seine Frau bedeutend influirte. —

[1]) Die Brüder Boisserée kamen mit ihrem Freunde Bertram im Jahre 1803 lediglich nach Paris, um an Schlegels Vorlesungen Theil zu nehmen.

Da sich ihm um diese Zeit die Aussicht auf eine Anstellung an der höhern Schule in Köln darbot, indem die Fächer der Geschichte und Literatur, in denen die Professoren Reinhard und Faber thätig gewesen, noch nicht wieder besetzt waren, in Köln auch auf eine theilweise Wiederherstellung der Universität gehofft wurde, so ließ sich Schlegel durch die Boisserées zu einer Reise nach Köln bewegen, und reiste mit denselben Ende April 1804 von Paris ab. Sie machten die Reise durch Belgien nach Aachen und von da über Düsseldorf nach Köln. Seine „Briefe auf einer Reise durch die Niederlande und die Rheingegenden“ [1]), sowie die „Bemerkungen über das neue Museum zu Brüssel und die Gallerie in Düsseldorf“ (in der Europa) sind größtentheils auf dieser Wanderfahrt entstanden. Schlegel fand sich nach längerem Aufenthalt unter den Franzosen in der ganz deutschen Volksumgebung sehr behaglich, und beschäftigte sich mit der altkölnischen Kunst; ging dann im Herbst über Straßburg nach Coppet am Genfersee zur Frau von Staël, brachte einen Theil des Winters in Paris zu und kehrte im Frühjahr 1805 nach Köln zurück, wo er ein ganzes Jahr hindurch Privatvorlesungen über den ganzen Umfang der Philosophie und Geschichte, im Sommer 1806 öffentliche Vorlesungen über Logik und Kritik der verschiedenen philosophischen Systeme hielt. Nach einem längeren Aufenthalt bei Frau von Staël, die sich damals auf ihr Schloß Ancosta in der Normandie zurückgezogen hatte, hielt er im Sommer 1807 zu Köln Vorträge über altdeutsche Literatur, für welche damals ein großer Eifer rege geworden war, und brachte, was für sein Ansehen und seinen Ruhm am wichtigsten war, seine Forschungen über die Sprache und Weisheit der Inder zum Abschluß [2]). Dieses Werk war wahrhaft epochemachend. Der Schlegel sonst streng beurtheilende Gödeke äußert sich in seinem „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“ hierüber folgendermaßen: „Aus seinen Studien des Sanskrit ging das Buch über Sprache und Weisheit der Inder hervor, worin die in Deutschland nur vereinzelten Kunden von der indischen Literatur, der durch Forster und Dalberg nach englischen Uebersetzungen

---

[1]) Erschienen in dem von ihm herausgegebenen „Poetischen Taschenbuch für das Jahr 1805 und 6“ (Berlin 1805 und 6).

[2]) „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde. Nebst metrischer Uebersetzung indischer Gedichte“ (Heidelberg 1808).

übersetzten Dichtungen von Kalidâsa und Jajadeva, in überraschender Weise und reicher Gabe erweitert und die mehr auf Ahnung als auf klarer Erkenntniß beruhenden Lehren aufgestellt wurden, daß die Wiege aller nach dem Westen ausgedehnten Völkerbildung in den Gangesländern zu finden und das gemeinschaftliche Band, das alle ausgewanderten Stämme unter sich und mit dem Mutterlande zusammenhalte, noch aufzusuchen sei. Mit diesem Werke war die fruchtbarste und lange nachwirkende Anregung für die historischen Wissenschaften gegeben, die sich von da an mehr und mehr der Völkerwiege zugewandt haben. Das sprachvergleichende Studium, das die vergleichende Mythenforschung nach sich gezogen hat und bis zur vergleichenden Untersuchung der buddhistischen und christlichen Religion vorgerückt ist, beruhte auf der Anregung dieses Buches. Die unmittelbare Nachfolge, wie sie sich in der Mythengeschichte der asiatischen Welt, später in dem Heldenbuche von Iran von Görres (auch in der Einleitung zum Lohengrin) kund gab, schwankte zwar im unklaren Dämmer pfadlos umher, aber die Wissenschaft hat sich immer klarer und sicherer herausgearbeitet; die höchsten Resultate, die sie in dieser Richtung erzielen wird, haben ihren ursprünglichen Keim in Schlegel's veraltetem und doch unvergänglichem Buche. Die ganze orientalische Richtung in der neuen Poesie ist wesentlich ihm anzurechnen."

Aber nicht bloß mit den indischen Studien kam er in dieser Zeit zum Abschluß, sondern auch mit seiner religiösen Ueberzeugung, indem er am 16. April 1808 [1]) mit seiner Frau zur katholischen Kirche über-

[1]) Merkwürdigerweise ist gewöhnlich das Jahr 1803 als das seines Uebertritts angegeben. Feuchtersleben, der Biograph und Herausgeber der Werke Schlegels, und nach ihm alle neueren Literarhistoriker theilen diesen Irrthum, selbst Gödeke. Helmina von Chézy berichtet in ihren Memoiren ganz richtig: Im Jahre 1805 ging Schlegel nach Köln am Rhein und änderte dort seine Religion; nur gibt sie kein genaueres Datum an. Auch Eichendorff weiß, daß Schlegel im J. 1804 noch nicht convertirt war, und Koberstein glaubt, daß die Conversion zwar schon früher stattgefunden habe, aber erst im J. 1808 bekannt geworden sei. Boisserée, der intimste Freund Schlegels, gibt in seinem Tagebuch (Sulpiz Boisserée, Stuttg. 1862. I. S. 44) vollkommenen Aufschluß. Er sagt: „Schlegel machte im J. 1808 Anstalten Köln zu verlassen, seine Frau sollte einstweilen bei uns bleiben; wir waren ganz mit dem Gedanken an diese Sache beschäftigt, da erklärten Beide eines Tages, es war am 16. April: sie seien an diesem Morgen zur katholischen Kirche übergetreten."

trat. Dieser Schritt kam seinen Freunden und Bekannten nicht unerwartet, da er sich seit Jahren so entschieden zu jener hingezogen zeigte, daß sein Uebertritt als solcher nicht überraschte, wofür schon der Umstand spricht, daß derselbe allgemein in die Zeit von 1803—4 gesetzt wird. „Es war eine große Ueberraschung für uns", schreibt Sulpiz Boisserée; „wir kannten zwar die entschiedene Neigung, welche Schlegel für den katholischen Glauben und Gottesdienst gefaßt hatte, seit langer Zeit, und sahen voraus, daß er seine Ueberzeugung einmal öffentlich bekennen würde [1]), und freuten uns, ihn mit unserer eigenen religiösen Gesinnung übereinstimmend zu wissen; aber in diesem Augenblick [2]), wo der Uebertritt, der reine Gewissenssache war, so leicht den Schein äußerer Absicht und dadurch das widerwärtigste Aergerniß erregen konnte, war es uns schwer, die Ausführung eines so wichtigen Schrittes zu begreifen. . . . Wir mußten Alles aufwenden, um die Redlichkeit unserer Freunde in Schutz zu nehmen, die das, was sie als eine Gewissenssache betrachteten, nicht an die große Glocke hatten hängen wollen, und weil sie ihre Ueberzeugung im stillen Heiligthum der Brust zu hegen gewünscht, deßwegen sie zur rechten Zeit und Gelegenheit nicht hatten verleugnen wollen."

---

[1]) Auch Helmina von Chézy erwähnt in ihren Memoiren (Bd. 1. 264) der Neigung Schlegels zur katholischen Kirche. „Friedrich Schlegel", äußert sie sich, „der uns seit Anbeginn unserer Bekanntschaft die Stellen aus Tiecks „Zerbino", wo der Dichter sich über den Protestantismus lustig macht, oftmals und mit besonderem Feuer vorgetragen, über den mir auch Dorothea früherhin bisweilen geäußert: er habe Absicht, katholisch zu werden, was ich weder begriff noch glauben konnte — unterließ nun seit einiger Zeit, seiner Begeisterung für die indischen Büßer Luft zu machen, und pries dagegen die Idee des Pabstes als die höchste und vollkommenste, welcher die Menschheit jemals gehuldigt. So fremdartig klang dieß in meine Unwissenheit, Unbekümmertheit, Zuversichtlichkeit des bleibenden Bestandes der Dinge, wie sie damals lagen, daß ich weder darüber nachdachte, noch mir die Worte Schlegels merkte. Sie würden vielleicht an mir vorüber gerauscht sein, wie Millionen andere, wenn er nicht unaufhörlich gesprochen hätte davon: wie das Heil der Welt nur noch im Pabstthum liege, wenn es wieder im vollen Glanze und als alldurchdringende Gewalt erstünde, wohin es auch kommen müsse und unausbleiblich kommen werde.

[2]) Schlegel wollte eben nach Wien gehen, um sich dort eine gesicherte Existenz zu gründen, da es ihm am Rhein nicht geglückt war. Er wollte seinen Schritt deßhalb auch noch geheim halten, Unberufene aber machten ihn bekannt.

Ehe wir auf sein ferneres Leben und Wirken eingehen, wollen wir versuchen, seinen geistigen Umwandlungsprozeß zu verfolgen und den Weg nachzuweisen, auf dem er in den Schooß der Kirche gelangte. Man kann wol glauben, daß ein Denker wie Schlegel den Weg vom Pantheismus zur christlichen Erkenntniß nicht ohne große innere Kämpfe zurückgelegt habe.

Wir müssen zu diesem Behufe auf seine früheren Schriften zurückgehen. Es ist oben bemerkt worden, daß Schlegel ein entschiedener Anhänger der Fichte'schen Wissenschaftslehre [1]) war. Er sah sie als eine „der größten Tendenzen des Zeitalters" an und glaubte in ihr auch erst ein sicheres Princip zur Berichtigung und vollständigen Ausführung des kantischen Grundrisses der praktischen Philosophie, sowie zur Aufstellung eines objektiven Systems der Kunstphilosophie gegeben. Dieser subjektive Idealismus Fichte's ist ihm nebst der Poesie das „Centrum der deutschen Kunst und Bildung", nur steht die Kunst bei ihm in keiner Beziehung zur objektiven sinnlichen Welt. Das Kunstwerk soll als ein absolut freies aus dem subjektiven Geiste hervorgehen. In consequenter Folgerung dieser Voraussetzung verlangt er, daß sich der subjektive Geist, wie im Denken, so auch im Dichten bis zur Passivität ganz auf und in sich zurückziehen müsse, wie er dies in der „Lucinde" auseinandersetzt, wo die Faulheit eine gottähnliche Kunst genannt wird, während der Müssiggang die Lebensluft der Unschuld und der Begeisterung sei, welche die Seligen athmen, das einzige Fragment der Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradiese geblieben sei. „Der Fleiß und der Nutzen sind die Todesengel mit dem feurigen

---

[1]) Die vorherrschende Idee Fichtes ist, daß Alles, was ist und sein kann, aus dem Ich entspringt, oder vielmehr, daß es nichts Wirkliches außer dem Ich gibt, und daß Alles, was vom Ich verschieden erscheint, bloße Täuschung ist; denn selbst das Nicht-Ich ist das Ich, indem es sich selbst sich entgegensetzt und sich begrenzt. In verständliches Deutsch übertragen soll dieß heißen, daß der menschliche Geist, weil er sich selbst gefunden, glauben müsse, daß außer ihm Nichts existire, daß Alles, was existirt, aus ihm hervorgehe, ja noch mehr, daß er sich sogar selbst hervorbringe, demnach also ist der Geist zu gleicher Zeit das Handelnde und das Produkt der Handlung, Princip und Terminus, Ursache und Wirkung; er existirt in Kraft einer bloßen Thätigkeit und übt diese Thätigkeit in Kraft der Existenz aus. Man sieht also einen auf die äußerste Spitze getriebenen idealistischen Pantheismus. „Das preisen die Schüler aller Orten," sagt Mephistopheles im Faust.

Schwert, welche dem Menschen die Rückkehr ins Paradies verwehren. Nur mit Gelassenheit und Sanftmuth, in der heiligen Stille der echten Passivität kann man sich an sein ganzes Ich erinnern und die Welt und das Leben anschauen. Wie geschieht alles Denken und Dichten, als daß man sich der Einwirkung irgend eines großen Genius ganz überläßt und hingibt? Und doch ist das Sprechen und Bilden nur Nebensache in allen Künsten und Wissenschaften; das Wesentliche ist das Denken und Dichten, und das ist nur durch Passivität möglich. — In der That, man sollte das Studium des Müssiggangs nicht so sträflich vernachlässigen, sondern es zur Kunst und Wissenschaft, ja zur Religion bilden! Um alles in Eins zu fassen: je göttlicher ein Mensch oder ein Werk des Menschen ist, je ähnlicher werden sie der Pflanze; diese ist unter allen Formen der Natur die sittlichste und schönste. Und also wäre ja das höchste, vollendetste Leben nichts als ein reines Vegetiren."

Wir haben gesagt, daß Schlegel den Idealismus und die Poesie als die Centra der deutschen Kunst und Bildung betrachtete. „Alle Philosophie," sagt er in den „Fragmenten" des Athenäums, „ist Idealismus, und es gibt keinen wahren Realismus als den der Poesie." Poesie und Philosophie seien aber nur Extreme, und so lange man noch sage, einige seien schlechthin Idealisten, andere entschiedene Realisten, heiße das nichts anderes als, es gebe noch keine durchaus gebildete Menschen, es gebe auch keine Religion. Daher drang er denn auch auf die Verbindung beider. „Je mehr die Poesie Wissenschaft wird, je mehr wird sie auch Kunst. Soll die Poesie Kunst werden, soll der Künstler von seinen Mitteln und seinen Zwecken, ihren Hindernissen und ihren Gegenständen gründliche Einsicht und Wissenschaft haben, so muß der Dichter über seine Kunst philosophiren." „In der Philosophie geht der Weg zur Wissenschaft nur durch die Kunst, wie der Dichter im Gegentheil erst durch Wissenschaft ein Künstler wird." In den „Ideen" des Athenäums äußerte er dann: „Was sich thun läßt, so lange Philosophie und Poesie getrennt sind, ist gethan und vollendet. Also ist die Zeit nun da, beide zu vereinigen." Als 1799 Schleiermachers „Reden über die Religion" erschienen waren, zog er auch die Religion in den Kreis seiner ästhetischen Anschauungen, und stellte sie ebenfalls als ein Centrum der Bildung auf, nachdem er sie noch in den „Fragmenten" (1798) meistens nur als ein „Supplement oder gar ein Surrogat" derselben betrachtet

hatte. In der „Lucinde“ heißt es: „Alle Selbstständigkeit ist Originalität, und alle Originalität ist moralisch. . . Man hat nur so viel Moral, als man Sinn für Poesie und Philosophie hat. Jeder vollständige Mensch hat einen Genius; die wahre Tugend ist Genialität. — Wenn jedes unendliche Individuum Gott ist, so gibt's so viel Götter als Ideale. Auch ist das Verhältniß des wahren Künstlers und Menschen zu seinen Idealen durchaus Religion. — Nur das kann ich für Religion gelten lassen, wenn man voll von Gott ist, wenn man nichts mehr um der Pflicht willen, sondern Alles aus Liebe thut, bloß weil man es will, und wenn man es nur darum will, weil es Gott sagt, nämlich Gott in uns.“ In den „Ideen“ (1800) aber ist ihm die Religion „nicht mehr bloß ein Theil der Bildung, ein Glied der Menschheit, sondern das Centrum aller übrigen, überall das Erste und Höchste, das schlechthin Ursprüngliche.“ „Nur durch Religion wird aus Logik Philosophie, nur daher kommt alles was diese mehr ist als Wissenschaft. Und statt einer ewig vollen unendlichen Poesie werden wir ohne sie nur Romane haben, oder die Spielerei, die man selbst schöne Kunst nennt.“ „Nur derjenige kann ein Künstler sein, welcher eine eigene Religion, eine originelle Ansicht des Unendlichen hat. . . . Wer Religion hat, wird Poesie reden. Aber um sie zu suchen und zu entdecken, ist Philosophie das Werkzeug. . . Poesie und Philosophie sind, je nachdem man es nimmt, verschiedene Sphären, verschiedene Formen, oder auch die Faktoren der Religion. Denn versucht es nur, beide wirklich zu verbinden, und ihr werdet nichts anders erhalten als Religion.“ — Und an einem andern Orte sagt er: „Nichts ist mehr Bedürfniß der Zeit, als ein geistiges Gegengewicht gegen die Revolution und den Despotismus, den sie durch die Zusammendrängung des höchsten menschlichen Interesse über die Geister ausübt. — Lasset die Religion frei, und es wird eine neue Menschheit beginnen.“

Um diese Zeit war Schlegel, wahrscheinlich durch Novalis und Tieck, mit Jakob Böhme bekannt worden, der einen so großen Eindruck auf ihn machte, daß er dessen Theosophie mit der Poesie, die er als die erste und höchste aller Künste und Wissenschaften, als die „Wissenschaft im vollsten Sinne“ angesehen wissen wollte, für identisch erklärte. (Europa, Bd. 1. S. 47). Diesen Anschauungen entsprang denn auch seine Forderung, daß in der Poesie und Philosophie eine Scheidelinie zwischen einer exoterischen, profanen und einer esoterischen, geheimnißvollen Behandlungsweise gezogen werden sollte, um das Anstreben zu

den höchsten Zwecken des Idealismus, wozu eine völlige Umgestaltung des geistigen, religiösen und politischen Lebens der Nation gleichsam nur die Vorstufe bilden sollte, zu erleichtern oder vielmehr zu ermöglichen. In dem Aufsatze „über die Form der Philosophie" in dem 3. Bande seines Buches über Lessing[1]) versucht er dieß auf folgende Weise zu begründen. „Zu einer Zeit, wo die Sitten entartet, die Gesetze verdorben, wo alle Begriffe, Stände und Verhältnisse vermischt, verwirrt und verfälscht sind, in einem Zustande endlich, wo in der Religion selbst die Erinnerung an den göttlichen Ursprung nur noch eine Seltenheit ist, da kann durch Philosophie allein die Wolfahrt der Menschen wieder hergestellt und aufrecht erhalten werden. Durch Philosophie, d. h. durch bestimmte und tiefgegründete Erkenntniß des höchsten Wesens und aller göttlichen Dinge; denn wo das Wort uralter heiliger Ueberlieferung einmal vergessen oder verunstaltet wurde, da müssen zuvörderst alle die Irrthümer und Vorurtheile vernichtet und weggeräumt werden, die es verderben und verkennen machten, da kann der Mensch nur durch die Kunst und Wissenschaft zu seiner ursprünglich anerschaffenen Hoheit zurückgeführt werden, und da ruht das Gebäude aller höhern, d. h. auf das Göttliche sich beziehenden Kunst und Wissenschaft eben dieses Höhern und der damit nothwendig verbundenen Auflösung des niedrigern Scheines, oder auf der Philosophie." Der ungeheuren Masse von Schlechtigkeit, die wie ein weitverbreitetes vielverschlungenes Gewächs überall sich eingewurzelt und so manches Edlere mit ihrem Unkraut verdeckt habe, stehe bis jetzt nichts entgegen, als das stille Feuer der Philosophie, die wie durch ein Wunder gerade jetzt, da es am meisten Noth gethan, in hellern Flammen als jemals ausgebrochen sei. Und zwar in dem einzigen Lande, wo es noch möglich gewesen, in dem Lande, wo wenigstens der Begriff von Tugend, Ehre und Ernst geblieben, und wenigstens einzelne Spuren der alten Denkart und Freiheit noch übrig gewesen wären, wo also auch in der Fülle der Gelehrsamkeit der strenge Kunstsinn eher habe wieder erwachen, in die Morgenröthe der höchsten Erkenntniß das Auge einweihen und ihm das Verständniß öffnen können für den verborgenen Sinn der alten Offenbarungen, die der Aberwitz und Unsinn der neuen Zeit verschüttet und vergessen hätten. Diese bewundernswürdige Lehre des Idealismus der neuen

[1]) „Lessings Geist aus seinen Schriften, oder dessen Gedanken und Meinungen zusammengestellt und erläutert." Leipzig 1804. 3 Bde.

Schule zeige uns das Aeußerste, was der Mensch bloß durch sich selbst vermöge, durch die Kraft und Kunst des freien Denkens allein und durch den festen Muth und Willen dazu, in steter Befolgung der einmal erkannten Grundsätze. Dieser neue, bloß menschliche, d. h. durch Menschengeist und Menschenkunst erfundene und gebildete Idealismus müsse nothwendig, je höher gesteigert, je künstlicher vollendet, je reiner geläutert er sein werde, von allen Seiten zurückführen zu jenem alten göttlichen Idealismus, dessen dunkler Ursprung so alt sei wie die ersten Offenbarungen, die man nicht erfinden könne und auch nicht zu erfinden brauche, sondern nur zu finden und wiederzufinden, der überall in den frühesten und unwissendsten Epochen, wie in den verderbtesten und verwildertsten, von Zeit zu Zeit hervorgetreten sei, die alten Offenbarungen durch neue Göttlichkeiten zu deuten und zu bestätigen, und dessen reichste Fülle himmlischer Erleuchtung sich besonders und vor allen herrlich in Einem deutschen Geiste der vergangenen Zeiten (Jak. Böhme?) entfaltet habe. — Aber der philosophische Geist, so selten er erscheine, ebenso schnell verschwinde er wieder, ohne bedeutende Wirkung zu hinterlassen, außer wo eine kunstgerechte Form und Gestalt das flüchtige Wesen festhalte und bleibend mache. Nicht die Philosophie selbst, aber ihre Dauer und ihr Werth hange ab von ihrer Form. Die Wolfahrt der Menschen und die Begründung aller höhern Wissenschaft und Kunst ruhe auf der Philosophie, der Bestand dieser aber auf ihrer Form. Wie wichtig also und wie bedeutend sei die Form der Philosophie und wie groß ihr Werth! — Nun habe man sich zwar bestrebt, die wahrhafte und beste Form des Idealismus zu finden, allein dieselbe meist auf eine verkehrte Weise und an einem falschen Orte gesucht. Alle Philosophie sei nothwendiger Weise mystisch, denn sie habe keinen andern Gegenstand und könne keinen andern haben als denjenigen, der das Geheimniß aller Geheimnisse sei; ein Geheimniß aber könne und dürfe nur auf eine geheimnißvolle Art mitgetheilt werden. Daher die Allegorie im Ausdruck des vollendeten positiven Philosophen, die Identität seiner Lehre und Erkenntniß mit Leben und Religion und der Uebergang seiner Ansicht zur höhern Poesie; daher aber auch diejenige Form der Philosophie, welche unter allen Bedingungen und in allen Zuständen die bleibende und ihr eigentlich wesentliche ist: die dialektische. — „Ein schönes Geheimniß also ist die Philosophie; sie ist selbst Mystik oder die Wissenschaft und die Kunst göttlicher Geheimnisse. Die Mysterien der Alten waren in der

Form vortrefflich, wenigstens im Anfang der wahrhaften Philosophie; die christliche Religion selbst ward lange nur als das Mysterium eines geheimen Bundes verbreitet, und wie manches Verderben in ihr mag sich nicht gleich aus der ersten Zeit ihrer öffentlichen Bekanntmachung oder Profanirung herschreiben? — Ja, auch wenn Philosophie öffentlich gemacht und in Werken dargestellt wird, so muß Form und Ausdruck dieser Worte geheimnißvoll sein, um angemessen zu scheinen. Bei der höchsten Klarheit dialektischer Werke im Einzelnen muß wenigstens die Verknüpfung des Ganzen auf etwas Unauflösliches führen, wenn wir sie noch für Nachbildung des Philosophirens oder endlosen Sinnens erkennen sollen; denn nur das hat Form, was sich selbst bedeutet, wo die Form den Stoff symbolisch reflektirt. — Aber nicht in der Darstellung hat die Philosophie ihr vorzügliches Wesen und Treiben, sondern im Leben selbst, in der lebendigen Mittheilung und der lebendigen Wirksamkeit. Mitgetheilt darf sie werden und soll sie werden, nur muß eine profane Form der Mittheilung nicht gleich von vorne an ihrem Wesen widersprechen und es zerstören. Nicht auf den Märkten und in den Buden, und nicht in den Hörsälen, die diesen ähnlich sind, werde die Philosophie verbreitet, sondern auf eine würdigere, heiligere, auf eine philosophische, das heißt auf eine mystische Weise, wie bei den das Würdige würdig behandelnden Alten, wie bei den im Geheimniß verbundenen ersten Bekennern der wahren Religion! Ferne sei es von uns, auch nur die Zwecke der wahren Philosophie, geschweige denn ihren ganzen Inhalt, in öffentlichen Reden und Schriften dem Pöbel Preis geben zu wollen! Nur allzu deutlich hat uns erst die Reformation und mehr noch die Revolution gelehrt, was es auf sich habe mit der unbedingten Oeffentlichkeit auch dessen, was anfangs vielleicht recht gut gemeint und sehr richtig gedacht war, und was für Folgen es mit sich führe. Zwar der erste Grund aller Mysterien kann Jedem ohne Gefahr mitgetheilt werden. Es kann und es darf laut gesagt werden, daß es der *Zweck der neuen Philosophie sei, die herrschende Denkart des Gestaltens ganz zu vernichten und eine ganz neue Literatur und ein ganz neues Gebäude höherer Kunst und Wissenschaft zu gründen und aufzuführen.* Es kann und es darf gesagt werden, daß es der ausdrückliche Zweck der neuen Philosophie sei, die *altdeutsche Verfassung*, d. h. das Reich der Ehre, der Freiheit und treuer Sitte wieder *hervorzurufen*, indem man die Gesinnung bilde, worauf die

wahre freie Monarchie beruht und die nothwendig die gebesserten Menschen zurückführen muß zu dieser ursprünglichen und allein sittlichen und geheiligten Form des natürlichen Lebens. Alles das darf laut und deutlich gesagt werden; aber wie vieles andere ebenso Nothwendige und ebenso Gewisse ist noch zurück, was entweiht sein würde, so wie es gesagt wäre, und welches nun näher zu bezeichnen ich mich hier enthalten muß." „Wenn hierin Schlegel, sagt Koberstein [1]), mit Bezug auf dieses Citat, Ansichten ausgesprochen hat, wie sie sich bei ihm vorzugsweise noch vor seinem Uebertritt zur katholischen Kirche gebildet und festgesetzt hatten, so verräth sich doch auch schon mehrfach, und zum Theil sehr unverhüllt, der Geist des werdenden Katholiken und des Mannes der Restaurationszeit".

Wie er über den Protestantismus dachte, darüber spricht er sich an demselben Orte aus: „Was ist das Wesen des Protestantismus? Und was war es, was ihn zuerst auszeichnete und eigentlich constituirte? Nicht diese oder jene Meinung, denn darüber fand die größte Verschiedenheit, ja Verworrenheit unter den großen Reformatoren selbst statt; sondern das, was alle gleich sehr beseelte, worin sie ohne Verabredung eins waren, und was ihr gemeinsames Band blieb. Die Freiheit war es, mit der sie lehrten; der Muth, selbst zu denken und dem eigenen Denken gemäß zu glauben; die Kühnheit, das Joch auch der verjährtesten, ja kurz vorher von ihnen selbst noch für heilig gehaltenen Irrthümer abzuwerfen. Polemik ist daher allen Protestanten, oder allen Bekämpfern des Irrthums wesentlich, ja es ist ihr ganzer Charakter in diesem Begriffe beschlossen. Polemik ist das Princip alles ihres Strebens und die Form alles ihres Wirkens. Will man dieß in einen bestimmten Begriff fassen, so sage man, Katholicismus ist positive, Protestantismus aber negative Religion. — Der wahre Protestant muß auch gegen den Protestantismus selbst protestiren, wenn er sich nicht in neues Pabstthum und Buchstabenwesen verkehren will. Die Freiheit des Denkens weiß von keinem Stillstande, und die Polemik von keinen Schranken; der Protestantismus aber ist eine Religion des Krieges bis zur innern Feindschaft und zum Bür-

[1]) „Grundriß der deutschen Literaturgeschichte" (Bd. 3. S. 283). Der nüchterne, besonnene Forscher gibt mit diesen seinen Worten den besten Commentar zu den verschiedenen abenteuerlichen Combinationen, durch welche man die Rückkehr Schlegels zur Mutterkirche zu erklären versuchte.

gerkriege ... Das unaufhaltsam um sich Greifende des Protestantismus zeigt sich auch äußerlich in der Geschichte desselben; aber freilich hier in der gemeinen Masse nicht so edel, als in dem Geiste eines Lessing. Während die positive Religion sich immer mehr fixirt und gleichsam versteinert hat, ist im Protestantismus fast nichts unverändert geblieben, als die Veränderlichkeit selbst; und während auf der einen Seite die protestantische Denkart aus der Sphäre der Religion in die bürgerliche Welt hinausgetreten ist, und da auch eine Reformation der gesammten politischen Verfassung hat versuchen wollen, hat man auf der andern Seite die Religion so lange geläutert und geklärt, bis sie endlich ganz verflüchtigt worden und vor lauter Klarheit verschwunden ist. Beide Ausartungen sind natürlich genug; denn es ist im Wesen der freien Thätigkeit selbst gegründet, daß sie, je nachdem sie mehr extensiv oder mehr intensiv zu sein strebt, bald ihre eigene Sphäre überspringt und sich in eine fremde hinauswirft, bald aber auf sich selbst zurückgewandt, sich selber bis zur Selbstvernichtung untergräbt." Vergleicht man hiemit seine von Helmine von Chézy mitgetheilten Aeußerungen über das Pabstthum aus der Zeit seines ersten Aufenthaltes in Paris, so ist ersichtlich, daß Schlegel schon damals der Kirche außerordentlich nahe stand, und wie lächerlich solche Geistreichigkeiten sind, wie sie moderne Literaturhistoriker auf den Markt gebracht haben [1]).

---

[1]) Dahin gehört z. B. das, was Theodor Mundt in seiner Geschichte der Literatur der Gegenwart äußert: „Das Studium des Sanskrit erschloß ihm eine neue Welt von Vorstellungen, die nicht an ihrem Stoff haften blieben, sondern auf eine merkwürdige Art sich seiner Subjectivität bemeisterten. Die indischen Büßer mit ihren Marterstellungen und beispiellosen Qualen bemächtigten sich seiner Phantasie und bald auch seines Geistes, der das höchste Ideal eines wahren und durchdrungenen Gottesbewußtseins darin finden wollte. Schlegel erhielt hier ohne Zweifel den ersten Anstoß zu einer ascetischen Richtung, die in der indischen Welt mit einer so colossalen Poesie auftritt und alles, was das Christenthum darin erzeugt hat, weit an Erstaunlichkeiten aller Art überbietet. Sein Buch über Sprache und Weisheit der Indier (1808) wurde die Frucht dieser Studien und trug schon bestimmt genug die inneren Hinwendungen des Verfassers zum Katholicismus in sich. Denn jene indische Mystik, die sich in Schlegel mit christlichen Ideen erfüllen wollte, wo sollte sie in der bestehenden Wirklichkeit eine Form, und durch diese Verbindung mit dem Leben finden? Wo anders als in dem großen System der katholischen Kirche, welches, indem es den Geist sicher

„So hatte sich Schlegel, man könnte sagen, durch die Romantik hindurchgekämpft, und als er, bei ihren extremen Consequenzen angelangt, ihres ungeheuren Irrthums sich bewußt wurde, war er es auch, der noch einmal alles Große und Wahre in ihr streng zusammenfassend, sie zu ihrem Ursprung wieder zurückführte, und er hatte die Gewalt und das Recht dazu, denn er hatte sie innerlich erlebt wie kein Anderer. Die Romantik wollte das ganze Leben religiös heiligen; das wollte Schlegel auch; in dem Grundgedanken also sind und waren beide einig. Aber die Romantik, nur noch ahnend und ungewiß umhertastend, wollte es bis dahin mehr oder minder durch eine unklare symbolische Umdeutung des Katholicismus. Schlegel dagegen erkannte, daß das Werk der Heiligung alles Lebens schon seit länger als einem Jahrtausend gründlicher und auch schöner in der alten Kirche still fortwirke, und daß die Romantik nur dann wahr sei und ihre Mission erfüllen könne, wenn sie von der Kirche ihre Weihe und Berechtigung

---

umschließt, daß er nicht mehr durch gefährliche Selbstbewegung aus seinem Frieden gerüttelt werden kann, zugleich der Phantasie einen so freien und genußvollen Spielraum übrig läßt! Die Kirche und der Pabst drangen sich dem Bewußtsein Schlegels allmählig als diejenigen Formen auf, in denen die ganze Weltlichkeit ihre geistige Concentration und ihr wahres Aufgehen in dem Gedanken Gottes gefunden. Schlegel hatte sich gleichzeitig in Paris auch mit romantisch-mittelalterlichen Studien beschäftigt und damit schon die Richtung bekundet, in welcher bei ihm der Orientalismus mit dem Katholicismus zu einer neuen Gesinnung zusammenfließen wollte. Persönliche Anregungen durch rheinische Freunde traten hinzu, um die große und weltumfassende Idee, welche in Schlegel von der katholischen Kirche und dem Pabstthum plötzlich fertig geworden, zu einer äußern That zu treiben." — Zu solchen Absurditäten führt das mit dem Haß gegen die Kirche verbundene Streben, Dinge und Erscheinungen beurtheilen und erklären zu wollen, wofür bei der eigenen Geistesdürre jedes Verständniß abgeht. Was es mit der Anregung rheinischer Freunde, unter denen doch nur die Brüder Boisserée und Bertram gemeint sein können, auf sich hat, ist aus der oben mitgetheilten Aeußerung von Sulpiz B. über den Uebertritt Schlegels zu ersehen. In einem aus Weissenfels unterm 9. Mai 1808 an Sulpiz B. gerichteten Schreiben entschuldigt sich Schlegel, daß er ihm sein Vorhaben nicht geradezu mitgetheilt. „Halten Sie das Schweigen in den letzten Tagen doch ja nicht für einen Mangel an Vertrauen. Ich hatte Ihnen ja so oft und auch in der letzten Zeit gesagt, daß ich entschlossen sei — vor meiner Abreise aus Köln — vor Ostern u. s. w. Sie wußten es ja, und so wollte ich Sie gerade mit Tag und Stunde nicht belästigen..."

empfange. Durch Schlegel daher, den eigentlichen Begründer der Romantik, ist diese in der That eine religiöse Macht geworden, gleichsam das Gefühl und das poetische Gewissen des Katholicismus. Jene göttliche Gewalt der Kirche aber in allen Wissenschaften und Lebensbeziehungen zu enthüllen und zum Bewußtsein einer nach allen Richtungen hin zerfahrenen Zeit zu bringen, wurde von jetzt ab die Aufgabe seines Lebens." (Eichendorff.)

Hatte er nun das Christenthum als die höchste Wissenschaft und Kunst des Lebens erkannt, so blieb ihm bei seinen Ansichten vom Protestantismus folgerecht nur der Eintritt in die katholische Kirche übrig, und er verdiente deßhalb nicht die Anfeindung, die ihm von mancher Seite zu Theil ward. „Schon deßwegen nicht," sagt Staudenmaier*), „weil er dadurch einen Act seiner christlichen Freiheit ausübte, die ihm Jene gerade am allerwenigsten verkümmern sollten, von welchen jene Anfeindung ausgegangen ist. Er selbst hat sich in keiner Schrift dadurch zu rechtfertigen gesucht, daß er die verlassene Kirche mit Schimpf und Schmähworten überhäufte, wie es leider von Mehreren geschehen ist, die ihr Bekenntniß wechselten. Ueberhaupt hat er sich in dieser Beziehung mit sehr viel Würde benommen. Man lese nur das, was er in seinen Vorlesungen über neuere Geschichte und in seiner Philosophie der Geschichte, wo er nothwendig vom Protestantismus sprechen mußte, über diesen vorbringt! Es geschieht mit so viel Anerkennung, als man nur von einem Katholiken zu erwarten berechtigt ist; mit so viel Ruhe, so viel Ernst, Schonung, Unparteilichkeit, daß er schon deßhalb und ohne Rücksicht auf das Andere alles Lobes würdig ist. Die Polemik war ihm etwas ganz Fremdes; sein stetes Sehnen ging nur auf den Frieden, und zwar den wahren und viel tieferen Frieden, als er von Vielen gewünscht oder auch nur erkannt wird ..." — Es ist übrigens eigenthümlich genug, daß unter so vielen Mitstrebenden, die mitunter weit entschiedener für den Katholicismus sich aussprachen als Schlegel selbst, und die ihn als das Haupt jener poetisch-philosophisch-christlichen Richtung der Wissenschaft ansahen, wie sie sich in der romantischen Schule geltend machte, daß Keiner von diesen, wiederholen wir, ihm in seinem letzten Schritte folgte, der doch nur die nothwendige Consequenz dessen war, was sie

---

*) Aus der Tübinger Quartalschrift, 1832. IV.

selbst erkannten und verfochten*), ein sicherer Beweis, daß ihr Wissen und geistiges Leben in letzter Instanz nicht mit dem Göttlichen zu-

*) Zacharias Werner steht erst in zweiter Reihe zu der romantischen Schule und kann bei seinem Uebertritt von einem Influiren derselben kaum die Rede sein; Wilhelm von Schütz aber wurde erst zu einer Zeit katholisch, wo jenes glänzende Meteor in der deutschen Literatur fast vergessen war. Novalis wäre vielleicht der Einzige gewesen, der seinem Freunde nachgefolgt sein dürfte, wenn Gott ihn nicht so frühe aus dem Leben abberufen. Die übrigen aber, Tieck und A. Wilhelm von Schlegel an der Spitze, trieben nur ein frevelhaftes Spiel mit der Religion. Letzterer fand sich noch 1828 bemüssigt, in einer eigenen Schrift sich gegen einen etwaigen Verdacht, daß er es ernst mit der katholischen Religion gemeint, zu verwahren, und gegen seinen Bruder aufzutreten; sie erschien unter dem Titel: „Berichtigung einiger Mißdeutungen" (Berlin 1828). Dorothea Schlegel schrieb hierüber an Sulpiz Boisserée: „Was sagen Sie zu A. W. Einfall oder Anfall, sich gegen etwas zu vertheidigen, was ihn nicht verwunden konnte, und dabei die zu verwunden, die sich auf keinen Fall gegen ihn vertheidigen werden. Ich habe das Ding nicht ordentlich gelesen, die ersten Seiten waren mir hinreichend, zu sehen, daß es höchst überflüssig, und wenn er nicht die Absicht hat, sich der preußischen Regierung dadurch angenehm zu machen, ihm selber gar nicht einmal zum Vortheil gereichen kann, auf keine Weise; Friedrich soll als blind gewordener Adler darin vorkommen. Armer Wilhelm! Immerhin, ein blinder Adler ist doch mehr werth als ein Kukuk. Das Beste ist, daß Friedrich eben nicht sehr afficirt von diesem komischen Betragen ist, im Gegentheil ist er von der Schrift eher besänftigt; bevor sie erschien, hatte Wilhelm ihm in einigen sehr wunderlichen Briefen förmlich den Krieg erklärt und ihn darauf vorbereitet, daß er ihn auf alle erdenkliche Weise angreifen würde. Dieses war Friedrich viel kränkender und schmerzlicher als das Buch selber; indessen ist es immer arg genug, und wir trauern sehr um den Armen." — Der eitle Mann aber begnügte sich noch nicht damit, und noch zehn Jahre später erklärte er in einem Briefe an eine französische Frau, der sich in seinem Nachlaß vorfand: es sei ihm nur darum zu thun gewesen, in die Poesie, zur Wiederbelebung derselben, Erinnerungen des Mittelalters und christliche Stoffe zurückzuführen, und da ihm der Protestantismus hiezu nichts geboten, so habe er nothgedrungen aus den Ueberlieferungen der römischen Kirche schöpfen müssen; Novalis, ein verwegener Denker, divinatorischer Träumer und Visionär, habe es mit seiner Art von Christenthum ehrlich gemeint. „Was mich betrifft, schreibt er, so habe ich niemals die ernstliche Absicht gehabt, ein feierliches Verhältniß einzugehen, obgleich es mir an Anregungen dazu nicht gefehlt hat. Im Gegentheil zog ich mich in dem Maße zurück, als Friedrich vorschritt. Ich habe mir nur eine zu lange Nachsicht vorzuwerfen, aber ich habe sie durch eine der herbsten Kümmernisse meines Lebens gesühnt. Empört von der Rolle, die jener seit 1819 als Schriftsteller wie

sammenhing, und daß sie ihre Idee und ihr Schaffen nur an die Welt und an sich knüpften. Ganz anders Friedrich Schlegel. Sein tiefer Geist mußte die angefangene Bahn ganz durchlaufen, und was alle seine Ideen, den ganzen Gedankenkreis seiner Seele geleitet und gebildet hatte, was gleichsam seine innere Welt wurde, das erkannte er endlich auch als seine ihn einzig bestimmende moralische und religiöse Norm. So und nicht anders ward Friedrich Schlegel katholisch, nicht aus Mysticismus, aus Schwärmerei oder allen jenen albernen Beweggründen, welche eine denkfaule Menge jeder Conversion zu Grunde legt. Es war nebst der göttlichen Gnade die Consequenz und Haltung des Denkers und großen Geistes.

Schlegels Aufenthalt am Rhein, im heiligen Köln, ward aber auch nach anderer Seite hin fruchttragend. Wie das ganze Gebiet der deutschen Kunst, hatte er auch die sogenannte gothische, eigentlich deutsche Baukunst in den Bereich seiner Studien gezogen. Der Dom zu Köln konnte begreiflicherweise seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen, und er war es, der zuerst wieder auf dieses gewaltige Denkmal einer vergangenen gläubigeren Zeit hinwies. Er beschränkte sich nicht darauf, ihn nur als architektonisches Denkmal geltend zu machen, sondern er betrachtete ihn zugleich als christlichen Tempelbau, und so, daß er das ihm Charakteristische mit der christlichen Malerei in Verbindung brachte, die am Rhein und zwar recht eigentlich in Köln, nach ihren beiden Hauptseiten, als Glas- und Oelmalerei, den Charakter der christlichen Kunst darbot. Der von ihm ausgehende Funke zündete. Sulpiz Boisserée nahm begeistert den Gedanken auf und trug sich schon damals mit der Idee der Wiederaufnahme des Baues, zu deren Realisirung er nicht wenig beigetragen.

Im Herbst 1808 kam Schlegel nach Wien, wo er an dem Grafen (nachmaligen Fürsten) Metternich, der ihn in Paris kennen und seine Fähigkeiten würdigen gelernt hatte, einen ebenso wolwollenden als einflußreichen Gönner fand. Er wurde nicht lange darauf als

---

als Alliirter der Jesuiten gespielt, habe ich ihm nach Art der alten Römer Feindschaft erklärt." Auch habe er nie daran gedacht, eine neue Union mit den beiden christlichen Gemeinschaften einzugehen, sondern an eine allgemeine innerliche Urreligion gehalten. So bezeichnete er denn auch in diesem Briefe seine geistlichen Sonette als Kinder „d'une prédilection d'artiste." Wolweislich hat er diesen Brief bei Lebzeiten nicht veröffentlicht.

Hofsekretär bei der Staatskanzlei angestellt[1]), und begleitete als solcher den Erzherzog Karl in dem bald wieder ausgebrochenen Kriege und verfaßte die österreichischen Proclamationen gegen Napoleon, in denen Oesterreich deutsch und zwar in mehr als einem Sinne redete. Nachdem der Friede wiederhergestellt, betheiligte er sich auf den Wunsch Metternichs an der Redaktion des offiziellen „Oesterreich. Beobachters", und hielt im Winter 1810 vor einem vornehmen auserlesenen Publikum Vorlesungen über neuere Geschichte, die im folgenden Jahre im Druck erschienen. Bald jedoch zog er sich von jener Zeitung zurück, und gab eine Monatsschrift, das „deutsche Museum" heraus, in deren Ankündigung er sagt: „Der gesammte moralische Zustand unseres Zeitalters und der deutschen Nation, soweit durch wissenschaftliche Belehrung darauf eingewirkt werden kann, ist der eigentliche Gegenstand und Zielpunkt dieser Zeitschrift, zu deren Herausgabe sich eine bedeutende Anzahl von Gelehrten und wissenschaftlich gebildeten Männern aus Oesterreich und dem übrigen katholischen Deutschland vereinigt hat. Eine neue katholische Zeitschrift für Wissenschaft und Geschichte und Literatur, in welcher das ganze Gebiet der höhern Geistescultur aus dem Standpunkte der Religion betrachtet und bearbeitet, und in allem auf dieses letzte Ziel bezogen würde, ist ein Bedürfniß, welches schon seit längerer Zeit gefühlt wurde. Es ist nichts so nothwendig in dieser unserer so vielfach beunruhigten und irregeleiteten Zeit, als daß die Gutgesinnten auf einem sichern Grund und Boden des ewig Guten zusammentreten und mit ausdauernder Liebe zusammenhalten, und daß unerschütterlich feste Anhalts- und Stützpunkte der Wahrheit und der Gerechtigkeit aufgestellt werden in dieser chaotischen Fluth von Meinungen und Anarchie vorüberschim-

---

[1]) „Friedrich hat gestern Abend," schreibt Dorothea Schlegel unterm 29. März 1809 an Sulpiz Boisserée, „die Bestätigung erhalten, daß er in kaiserlichen Diensten angestellt ist, und zwar recht gut und recht vortheilhaft. Die Bestimmung ist ganz Friedrichs Sinn und Wünschen angemessen, und er ist ganz glücklich. Will das Glück uns wohl, so ist dieß der Anfang zu einer ehrenvollen ersprießlichen Thätigkeit, mit welcher eine ganz neue Epoche für uns und für viele Andere anhebt, betet nur fleißig!.. Was wirklich herrlich ist, und was wir Euch wol wünschten, daß Ihr es mit angesehen hättet, das ist die Art und Weise, wie Friedrich dazu gelangt ist, es hätte Euch gewiß Freude gemacht, so gerade, so ehrenwerth, so redlich und milde, kurz so, daß man sich auf jede Art geehrt und wohl aufgehoben fühlt."

mernder Ideen, damit alle geistigen Kräfte, die auf das Gute, Feste und Wahre gerichtet sind, sich mehr und mehr um ihren gemeinsamen Mittelpunkt versammeln und daran anschließen mögen. . . .“ Abgesehen von dem Inhalt hat diese Zeitschrift auch insofern Interesse, als sie als der erste Versuch eines deutschen universellen Journals mit katholischer Färbung zu betrachten ist. Aber die Zeit war nicht dazu angethan, um ein solches Unternehmen zu befördern; es konnte nicht Wurzel fassen und schon nach zwei Jahren seines Bestandes (1813) mußte es eingehen. Schlegel machte damals dieselbe Erfahrung zu Wien, wie zwanzig Jahre später zwei andere hervorragende Convertiten, Phillips und Jarcke zu Berlin, als sie eine katholische Zeitung, das „Berliner politische Wochenblatt“, in Verbindung mit conservativen Protestanten herausgaben. „Den Protestanten,“ sagt ein competenter Beurtheiler, „brachte die halb und halb vorausgesehene Erscheinung mit Bedeutsamem und Interessantem auch Unangenehmes; den Katholiken Ueberraschung. Die Minderzahl derselben begriff sie, weil allerdings Abweichendes, ja Widersprechendes darin sich artikulirte — daß ein Kreis vorzugsweise protestantisch Geborener und Getaufter, die zum Katholicismus nur erst hinneigten, aber den Vorwurf der Geistesschwäche widerlegten, es sein sollte, welcher, während die Kirche in conservativer Bahn blieb, belebend, ja rekatholisirend auftrat, gleichsam um eine neue katholische Lebensluft zu bringen.“

Während dieser Zeit hielt Schlegel Vorlesungen über Geschichte der alten und neuen Literatur (in Druck erschienen 1815), die den Inhalt eines seiner berühmtesten Werke bilden, und welches er dem Fürsten Metternich widmete. Es stellt dieses nach Form und Inhalt geniale Werk sozusagen den Höhepunkt der Romantik dar, und faßt den Gesammtumfang der Literatur in einer bis dahin ungeahnten und fruchtbaren Weise als das die Völker verbindende geistige Band auf.

Im Jahre 1815 ward Schlegel zum Legationsrath bei der österreichischen Gesandtschaft am Bundestage in Frankfurt ernannt, welche Stelle er bis Mitte 1818 bekleidete, worauf er, nachdem er zuvor mit seiner Frau eine Reise nach Rom gemacht, woselbst die beiden Söhne derselben aus erster Ehe, Johann und Philipp Veit, bereits anfingen als Maler Ruf zu erlangen, wieder nach Wien zurückkehrte, und seinen gewohnten literarischen Beschäftigungen lebte. Nochmals ver-

suchte er durch eine Zeitschrift „Concordia" (1820—23) die streitenden Ansichten über Staat und Kirche zu vereinigen, welches Unternehmen jedoch im Hader der Parteien das ihm vorgesteckte Ziel nicht erreichen konnte. Gleichwol ist die Wirksamkeit auch dieser fünften von Schlegel herausgegebenen Zeitschrift nicht zu unterschätzen; wie kein Anderer wußte Schlegel anzuregen und die Wege für dasjenige Höhere, worauf das Bedürfniß der Gegenwart ging, anzubahnen. In den nächstfolgenden Jahren trat er nur mit einzelnen kleinen kritischen Arbeiten in die Oeffentlichkeit, bis er im Jahre 1827 vor einem gemischten Publikum Vorträge über die „Philosophie des Lebens" hielt, die im folgenden Jahre veröffentlicht wurden. Ueber dieses Werk äußert sich Feuchtersleben folgendermaßen: „Das System, wenn man der Kürze halber einen Ausdruck brauchen darf, der weder paßt noch von Schlegel selbst ausgesprochen ward, in welches er hier die letzten Ergebnisse seines Denkens zusammengefaßt darlegt, ließe sich am füglichsten als eine der Denkgeschichte, den Richtungen und der Ausdrucksform unserer Zeit angeeignete Palingenesie der auf eine eigenthümliche Art gedeuteten Lehre St. Martins bezeichnen. Das größte Lob verdient an diesen Vorträgen die Sorgfalt — das logische Gewissen, um mit Schlegels eigenem Ausdruck zu sprechen — mit welcher, wenigstens dem Grundsatze nach, Philosophie, Theologie und Naturforschung auseinander gehalten, und die Grenzen der ersten, innerhalb des rein Menschlichen, diesseits des unbedingten Uebersinnlichen und jenseits des Materiellen gezogen werden."

Im folgenden Jahre hielt Friedrich Schlegel seine Vorlesungen über die „Philosophie der Geschichte", die als seine reifste und vollendetste Arbeit gelten. Wir können dieselben nicht besser charakterisiren als mit folgenden Worten Staudenmaiers: „Mit überraschendem Tiefsinn sind seine historischen Anschauungen in Verbindung mit der Philosophie und dem Christenthume dargelegt in seinem geschichtlichen Hauptwerke, überhaupt seinem vollendetsten Werke, der Philosophie der Geschichte (Wien 1828), die er jedoch keineswegs auffaßt als ein willkürliches System historischer Ideen, denen die Thatsachen anbequemt werden, vielmehr sind ihm diese das Wesentliche. Die Geschichte, sagt er, kann gar nicht getrennt werden von den Thatsachen und beruht durchaus nur auf der Wirklichkeit; und so muß auch die Philosophie der Geschichte, als der Geist oder die Idee derselben, ebenfalls aus den wirklichen historischen Begebenheiten und der lebendigen Schilderung

und geschichtlichen Charakteristik der Thatsachen selbst hervorgehen, als das reine Resultat derselben, nämlich aus dem Ganzen und aus dem wesentlichen Zusammenhange dieses Ganzen, wobei eine klare Anordnung eine wesentliche Bedingung und ein vorzügliches Hilfsmiteel zum richtigen Verständniß sein wird. Als das Ziel aber der Philosophie der Geschichte bezeichnet er in der merkwürdigen Vorrede zu dem genannten Werke: die historische Nachweisung der Wiederherstellung des verlorenen göttlichen Ebenbilds im Menschen — deren Erkenntniß und Verständniß im innern Bewußtsein der Inhalt der reinen Philosophie ist — in den verschiedenen Weltperioden und in Anwendung auf die ganze Menschheit, auch in der äußern Erfahrung und Entwicklung des Lebens; oder nach Schlegels Ausdruck: „Die Wiederherstellung des ganzen Menschengeschlechts zu dem verlorenen göttlichen Ebenbilde nach dem Stufengange der Gnade in den verschiedenen Weltaltern, von der anfangenden Offenbarung bis zum Mittelpunkte der Rettung und der Liebe, und von diesem bis zur letzten Vollendung, historisch zu entwickeln, bildet den Gegenstand für die Philosophie der Geschichte." Auf diesem Wege wird entwickelt, „wie in dem ersten Weltalter das ursprüngliche Wort der heiligen Ueberlieferung und ältesten Offenbarung den ersten Anhaltspunkt des Glaubens für die dereinstige Wiedervereinigung in dem zerstreuten Menschengeschlechte bildet; wie ferner, bei der verschiedenartigen Macht, welche die weltbeherrschenden Nationen, politisch oder geistig, auf ihre Zeit nach dem ihnen bestimmten Maß in der mittleren Weltperiode ausgeübt haben, es allein die höhere Kraft der ewigen Liebe in dem Christenthum war, welche die Menschheit wahrhaft befreit und wirklich errettet hat; und wie endlich das reine Licht dieser höhern Wahrheit, überall in der Welt und auch in der Wissenschaft allgemein verbreitet, als das Ziel aller christlichen Hoffnung und göttlichen Verheißung, deren Erfüllung und Entwickelung den letzten Zeiten der Vollendung vorbehalten ist, den Schluß des Ganzen in dem Stufengange dieser Wiederherstellung bildet. Daß aber dieser Stufengang der allgemeinen Wiederherstellung in der Weltgeschichte, nach dem Worte, der Kraft und dem Lichte Gottes, nebst dem Kampfe mit allem, was diesem göttlichen Princip im Menschengeschlechte feindlich entgegenstand und entgegenwirkte, nur in einer lebendigen Charakteristik der verschiedenen Nationen und einzelnen Zeitperioden entwickelt und dargestellt werden könne, dafür sind die Gründe an mehreren Orten im Werke selbst angegeben." (A. a. O.)

Wir haben bereits Schlegels Ansicht vom Protestantismus gedacht; schon in seinen Vorlesungen vom J. 1810 über neuere Geschichte erörtert er ausführlich die Geschichte der Reformation und ihrer Träger; achtzehn Jahre später kömmt er nochmals auf dieselbe zurück, und zeigt hier eine Würde und Ruhe der Sprache und Beurtheilung, die klar erkennen läßt, wie sehr er von dem Geiste der Liebe durchdrungen und erfüllt war, und die von der Polemik protestantischer Schriftsteller glänzend absticht. Nur einige Stellen wollen wir aus diesem Abschnitt herausheben. „Für den ersten Anfang jener großen Weltbewegung und für das damalige Zeitalter kann uns nur das Gefühl des Bedauerns zurückbleiben, daß die große Aufgabe desselben und das demselben auferlegte schwere Werk der allgemeinen Wiederherstellung und einer wahren Reformation in der durchaus revolutionären Wendung, welche die Sache nahm, so ganz unerfüllt geblieben, ja von den ersten Hauptcharakteren jener Jahrhunderte gar nicht einmal geahndet und empfunden worden ist." „Durch die gänzliche Losreißung von der historischen Ueberlieferung, worin vorzüglich das Absolute und Fehlerhafte oder für die Zeit Verderbliche dieses ganzen Beginnens sich ankündigte, wurde das Uebel unheilbar, und mußte selbst für die hochgepriesene biblische Sprachkenntniß und Wortgelehrsamkeit der eigentliche Schlüssel der wahren Auslegung, dessen Geheimniß eben nur in jener heiligen Ueberlieferung zu finden ist, mit verloren gehen, wie es die Folgezeit zur Genüge erwiesen hat. Und wie könnten, wenn dieß auch nicht so wäre, bloß gelehrte Institute von biblischer Sprachkunde, verbunden mit einigen auf reine Moral gerichteten Volksschulen schon hinreichen, um das Wesen und den Inhalt einer Religion zu bilden? Dieses wird nirgend so deutlich gefühlt und so klar anerkannt, als im jetzigen protestantischen Deutschland, wo doch die erste Anfangswurzel, der bewegende Mittelpunkt und über das Ganze waltende Geist und das volle Herz und die eigentliche Lebenskraft des Protestantismus gelegen ist, und wo man nun, um jenen innerlich fehlenden Religionskern zu ersetzen, bald in einer äußern liturgischen Form, oder in der prunkenden Sprachgelehrsamkeit und Bibelforschung, ohne den innern Schlüssel dazu, bald in einer vermeinten philosophischen Grundlage des Rationalismus, oder in den Irrgängen und Untiefen eines bloß innerlich umhersuchenden pietistischen Gefühls das Gegenmittel zu finden bemüht wird." Luther selbst nimmt er gegen so manche Vorwürfe, die ihm selbst von eifrigen Protestanten erhoben wurden, in Schutz; so z. B. die pöbelhaften und

schmutzigen Ausdrücke, die so häufig in seinen Schriften wiederkehren. Daran stößt sich Schlegel nicht. Nachdem er die „genialische Kraft" und „ausdauernd geistige Charakterstärke" als unbestreitbare Eigenschaften desselben hervorgehoben hat, fährt er fort: „Viele, die nachher der neuen Lehre keineswegs zugethan waren, glaubten daher auch Anfangs, dieser sei der eigentliche Mann des Zeitalters, der einen höhern Beruf habe für das große Werk der Wiederherstellung, dessen tiefes Bedürfniß damals allgemein gefühlt wurde; denn eine gänzliche Umwälzung des Alten hatte damals noch Niemand unter den rechtlich und besser Denkenden im Sinne. Wenn man jetzt, so lange nachher, manche grelle Aeußerungen, ja sogar einzelne, nicht bloß rauhe, sondern rohe Worte, aus seinen Schriften ausheben und für das Gegentheil anführen möchte, so kann dadurch dieses nicht entschieden und überhaupt nicht viel dadurch erwiesen werden. Es war jene Zeit überhaupt, und auch nicht bloß in Deutschland, sondern auch bei den andern am höchsten cultivirten Nationen, etwas derber in Worten und Sitten, und noch nicht von so ganz überfeinertem und endlich zu Nichts abgeschliffenem Charakter. Dieß hätte keine wesentliche Störung gemacht; denn wol wußten es die Verständigen, daß die Wunden der alten Mißbräuche auch sehr tief und bis in die Wurzel schadhaft seien; es stieß sich Niemand daran, wenn das Messer, welches den Schaden ausgraben sollte, etwas tief einschnitt." „Und von einer Seite erwarb sich Luther die hohe Achtung der Fürsten, auch selbst derer, die gegen ihn gestimmt waren; denn als kurze Zeit nach dem ersten Anfang ein allgemeiner Bauernaufruhr ausbrach, ähnlich den Verwüstungen der Hussiten, so trat er, weit entfernt ihn wie andere der neuen Lehrer aufzuschüren, mit der ganzen Kraft seiner donnernden Beredsamkeit und mit dem völligen Gewicht seines unbedingten Ansehens dagegen auf, wie er denn überhaupt in politischen Dingen und Verhältnissen gar nicht demokratisch, wie etwa Zwingli oder Calvin, gesinnt, sondern ganz für die absolute Fürstengewalt, nur freilich in seiner protestantischen Weise und Ansicht gestimmt war. Und eben dadurch, und vermöge der hierdurch erworbenen Autorität und Zustimmung der Staatsmacht ist der Protestantismus innerlich befestigt und consolidirt worden, der sonst in allgemeine Anarchie wie bei den Hussiten, und wie es sich auch im Bauernkriege dazu anließ, ausbrechend, unfehlbar wieder ganz unterdrückt worden sein würde, wie so viele der frühern Volksbewegungen, da bloß unter dieser Form der Protestantismus schon etwas sehr Altes

und schon um mehrere Jahrhunderte früher entstanden war; da ohnehin keines von den andern Häuptern oder Führern der neuen Partei die Kraft hatte und im Stande gewesen sein würde, den Protestantismus aufrecht zu erhalten, der so wie er noch besteht, einzig und allein das Werk und die That dieses in seiner Art einzigen und allerdings welthistorischen Mannes gewesen und noch ist." Seine Charakteristik der Reformationszeit schließt er mit folgender Wahrheit: „Wenn wir also das Mittelalter oft barbarisch zu nennen gewohnt sind, oder also bezeichnen hören, so gilt dieß in noch vollerem Maße von der wahrhaft barbarischen Periode der Reformationszeit und der Religionskriege bis auf die Epoche, wo der innere und äußere Frieden in der Welt und in den Gemütern, wenigstens scheinbar, wieder hergestellt ward."

Versöhnlich und die ganze Fülle seiner Liebe und Hoffnung aussprechend, ist das, was er über den westphälischen Frieden sagt. „Die Völker und die ganze damalige Zeit segnete ihn als das Ende des langen Unheils; aber ungleich wichtiger noch ist seine Wirkung auf die Nachwelt gewesen. Der Religionsfrieden, so wie er hier festgestellt wurde, ist der deutschen Nation zur zweiten Natur und zum eigentlichen National-Charakter in der neuern Zeit geworden, da ihre historische Bestimmung, auch in dem geistigen Gebiete, entweder hier zu finden ist oder nirgends sonst. Man kann sagen, daß es wie jeder Frieden, wo man über das erste Princip und den innersten Mittelpunkt der ganzen Rechts- und Streitfrage nicht Eins ist und geschieden bleibt, nur ein Waffenstillstand und wieder nur ein bloßes Interim gewesen sei, wol aber ein geheiligter ewiger Waffenstillstand, ein göttliches Interim: d. h. ein bis auf die endliche göttliche Entscheidung, die auch gewiß nicht ausbleiben wird, ausgestellter friedlicher Mittelzustand . . . Es ist dieser freilich bloß äußere, aber auf ewig geschlossene Religionsfriede oder auch Waffenstillstand und bloßes, aber geheiligtes, Interim nur die Einleitung und Vorhalle zu einem andern, viel allgemeineren höheren Geister- und Gottesfrieden, auf welchen unsere Zeit und die ganze neuere Geschichte für die Epoche der vollendeten Wiederherstellung unwiderruflich angewiesen ist. Wie könnte denn wol das Christenthum, d. h. die ewige Wahrheit selbst für immer in Zwietracht zerrissen bleiben? Die Auflösung des großen Problems der letzten drei Jahrhunderte und dieser Zeit insbesondere ist aber gewiß keine verwickelte, außer wenn man sie dafür hält und in diesem Sinne behandelt, sondern eine höchst einfache. Denn wenn nur erst

das Wissen und der Glauben vollständig und lebendig Eins sind, welches aber die Aufgabe aller wahren und höheren Philosophie bildet, so wird auch der Glauben von selbst in sich wieder Eins werden, und alsdann auch der Zwiespalt und die Trennung aufhören."

Die Gedanken einer Wiederherstellung des Guten in Leben, Kirche und Staat, die Vereinigung der getrennten Confessionen liegen so vollständig im Wesen des Christenthums begründet, daß es begreiflich erscheint, daß Schlegel Alles mit Hinblick auf diese Hoffnung betrachtet, auf die wir für jetzt noch angewiesen sind, und an der jeder Katholik festhält.

Gegen Ende des Jahres 1828 ging er mit seiner Nichte, der talentvollen Künstlerin Freiin von Buttlar, nach Dresden, wo er eine Reihe von Vorträgen über Philosophie der Sprache hielt, leider aber nicht vollendete. Sie sind, wie der geistreiche Verfasser des Buches „Convertiten und ihre Gegner" bemerkt, „eine im höhern und höchsten Sinne gehaltene Exegese über die heilige Trinität des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung." Auch über die Hoffnung habe nie ein Mensch tiefsinniger und umfassender gesprochen, als dieser große Geist, und zu beherzigen sei es, was er über die Liebe als die Gott eigene Tugend geredet hat. „Weil aber", heißt es in jenen Vorlesungen[1]), „die Sehnsucht überhaupt eine so wichtige Stelle im Menschen einnimmt, nicht bloß als die Krisis des Uebergangs aus dem kindlichen, soll man sagen Bewußtsein oder Unbewußtsein, in das reifer entwickelte, oder als die Schwelle der jugendlichen Erwartung am Eingang des vollen Lebens und der eigentliche Anfangspunkt desselben, sondern auch von da aus immer fortwährend, ununterbrochen bis ans Ende die erste, stärkste und reinste Triebfeder des innern Menschen bleibt, und ihre nie erlöschende Flamme, immer reiner geläutert und stärker genährt, ihm den Weg zu einem höhern Dasein voranleuchtet: so möchte ich hier noch die Betrachtung hinzufügen, wie sehr überhaupt die mit jener Sehnsucht noch zusammenhängende Hoffnung in das Wesen des Menschen verwebt ist, so daß sie fast das charakteristisch Eigenthümliche seines innern Wesens und ganzen Zustandes ausmacht. Auch die verworfenen Geister, heißt es, glauben und zittern; die Liebe ist auch Gott wesentlich eigen und selbst Sein Wesen, und in einem ge=

[1]) „Vorlesungen über Philosophie, besonders der Sprache und des Wortes." Wien 1830 (S. 125).

wissen Sinne ist sie auch allen von der ewigen Liebe Erschaffenen gemein; selbst in den verborgenen Lebensadern des beseelten Naturlebens regt sich dieser Pulsschlag der allgemeinen Liebe. Die Hoffnung läßt sich Gott nicht beilegen, da in Ihm schon Alles erfüllt ist; die Natur kann für sich selbst nur seufzen und wehklagen, und wenn sie auch nicht hoffnungslos unglücklich ist, so kann sie selbst doch nicht eigentlich hoffen, wenigstens nicht aus eigener Kraft. Der Mensch ist vor allen andern Geschöpfen ein auf Hoffnung gesetztes Wesen; man könnte sagen, es ist ein unsterblicher Geist im Zustande der Hoffnung, und so ist er auch wol von allen andern Wesen in der Schöpfung zum Verkündigen der göttlichen Hoffnung bestimmt und ausersehen."

In diesen Vorlesungen hatte Friedrich von Schlegel über den Glauben und das Geheimniß der Hoffnung in seiner großartigen ideenreichen Weise geredet, und wollte in drei weiteren Vorträgen über die Liebe sprechen, und hatte schon einen Theil der zehnten Vorlesung aufgeschrieben bis zu den Worten: „das ganz vollendete und vollkommene Verstehen selbst aber" — — da entriß ihm der Engel des Todes die Feder. Es war ihm nicht vergönnt, den vollendeten Schluß, das letzte Wort hinzuzufügen über einen Gegenstand, den er mit solchem Scharfsinn, solcher Tiefe, mit eben so klarer Besonnenheit als Reichthum des Gefühls bis zu diesem letzten Augenblicke seines Lebens wie seines irdischen Denkens entwickelt und dargestellt hatte. Es war am Sonntage, den 11. Januar 1829, Abends zwischen 10 und 11 Uhr, als er die Seiten dieser letzten Vorlesung schrieb, die er am folgenden Mittwoch vorzutragen Willens war. Dieselbe Nacht um 1 Uhr hatte er schon zu leben aufgehört; bevor er jenes Verstehen in Worte fassen konnte, ward er der Anschauung dessen entgegengeführt, was er bis dahin so stark wie innig geahnt und gefühlt und welches er dem begeisterten Bewußtsein und der glaubenden Hoffnung näher zu bringen so redlich bemüht gewesen.

Schlegel nimmt in der Geschichte der Philosophie eine bedeutende Stelle ein. Freilich wol hat er kein System aufgestellt und keine Schule gegründet, wenn man aber unter Philosophie jene intuitive Speculation versteht, welche das Wesen der Dinge und der irdischen Welt in ihrem Zusammenhange mit dem göttlichen Leben in ihren letzten Principien, so weit dieß dem menschlichen Geist möglich ist, erfaßt und die Resultate davon in großer Mannichfaltigkeit vor Augen stellt, so verdient er neben Leibnitz und Bacon genannt zu werden.

Es war das Ziel seiner Philosophie, in dem ganzen Umfange des menschlichen Wissens als Endergebniß jenes große und letzte Lebensprincip zu finden, das Alles erleuchtet, und es sodann wieder auf die Wissenschaft zurückzuführen, nicht ein Unlebendiges, bloß Abstraktes, sondern den Urquell des Seins selbst aus den Grundgesetzen des geoffenbarten Lebens darzustellen, wie wir dieß in seinen Vorträgen über Philosophie der Geschichte hinlänglich bekundet finden. So war seine Philosophie in der Religion und dem christlichen Glauben begründet und gebildet. Beides war ihm unzertrennlich geworden, und die christliche Philosophie, d. h. diejenige, welche ihren Grund und Weiterbildung aus der christlichen Offenbarung hervorgehen läßt, erschien ihm als das höchste Problem des menschlichen Wissens.

Aber auch als Historiker ist Schlegel nicht weniger bedeutend, und zwar durch wahre und geistvolle Verbindung und Benutzung des durch das Quellenstudium Gewonnenen. So weiß er das reiche Leben des Mittelalters in plastischer Gestaltung vor uns hinzustellen; zu einer lichtvollen beseelten Ordnung zusammenzufügen, was in den einzelnen Erscheinungen unbegriffen bleibt. Ihm war es vorbehalten, die große religiös-politische Idee des Mittelalters, den erhabenen Standpunkt des christlichen Kaiserthums in inniger Verbindung mit der geistlichen Gewalt, sein romantisches und großartiges Leben in den einzelnen Individuen, wie in den mannichfachsten Körperschaften, mit unabweisbarer Wahrheit ans Licht zu stellen. Dadurch aber hat er den wesentlichsten Anstoß gegeben, daß die Geschichtsschreibung seitdem das Mittelalter in einer von der frühern ganz verschiedenen Weise auffaßt, namentlich ist die gänzliche Umwandlung der deutschen Rechtsgeschichte und ihre lebendigere Auffassung daraus hervorgegangen. Aber auch seine Darstellung der neuern Geschichte wird in einer späteren, weniger von Parteiströmungen getrübten gläubigeren Zeit nach ihrem vollen Werthe erkannt und gewürdiget werden.

Auf derselben positiven und religiösen Grundlage beruhen denn auch die Ueberzeugungen des so harmonisch durchgebildeten Geistes in der höhern Politik, hinsichtlich des Staats und der Gesellschaft. „Nun ist," sagt er, „die Ueberzeugung unter den Gutgesinnten aller Parteien wol schon ziemlich allgemein, und den Meisten klar und gewiß geworden, daß der feste Anhaltspunkt in dem Streit der Meinungen und Interessen nur in dem Positiven gefunden werden, und nur dieses den chaotischen Zustand enden und ein organisch geordnetes

Dasein von Neuem wieder begründen kann. Vergebens aber würde man für das Leben und den Staat wie in der Wissenschaft hoffen, diesen sichern Grund und Stützpunkt in einem bloß irdisch Positiven zu finden, es sei welcher Art es wolle, so lange nicht das göttliche Positive hinzukommt, als Träger und zusammenhaltende Lebenskraft des Ganzen. Wo sollen wir aber dieses göttlich Positive anders suchen als da, wo es uns schon lange gegeben ist, sobald wir es nur finden wollen: in der Religion, in der göttlichen Offenbarung und in der christlichen Philosophie, als einem treuen Abdruck derselben in wissenschaftlicher Form zu allgemein praktischer Anwendung?" Es führt ihn diese Frage natürlich auf den alten Zwiespalt des deutschen Glaubens zurück: „Jene so lange gewünschte und so oft vergeblich gesuchte Wiedervereinigung des Glaubens kann aber freilich auf dem gemeinen Wege menschlicher Ausmittelung nicht gefunden werden; nicht durch ein bloßes gegenseitiges, wenn auch noch so gut gemeintes Nachgeben, und nicht durch eine diplomatische Verhandlung: überhaupt ist es kein Menschenwerk, sondern es muß von Gott kommen, der seine Werkzeuge dazu schon finden, und diejenigen, welche von ihm ausersehen sind, mit der Kraft des heiligen Geistes erfüllen wird. Menschlicherweise läßt sich nur das dazu beitragen, und nur dadurch der hohen Absicht entgegenkommen, daß wir jene unentschlossene Halbheit der Gesinnung von uns abthun, welche uns so oft zurückhält den letzten Schritt in der Anerkennung der Wahrheit getrost daran zu setzen." Zunächst sind es ihm vier Gewalten, denen er Erhaltung und Bewegung der Gesellschaft zuschreibt, die ihm überhaupt Art und Form jeglichen menschlichen Vereins bedingen: die Macht des Geldes und des Handels oder, im weiten Sinne, die Gilde; die Macht des Schwertes oder, da es auch im Kriege nur zur Erhaltung des staatlichen und bürgerlichen Friedens gezogen wird, die Gerechtigkeit (der Staat), ferner „die Gnadenkraft der göttlichen Weihe, auf welcher alle Art von Priesterthum und jeder kirchliche Religions-Verein beruht, der allein den innern Frieden herbeiführt und auch dem äußern die höhere Sanktion gibt. Was würde uns auch das ganze materielle Leben frommen, dem der Staat seinen rechtlichen Bestand sichert, und welches jene äußere Cultur, die aus dem Kunstfleiß und dem Gewerbe hervorgeht, und die in ihrem letzten Grunde auf dem Handel beruht, so reichlich ausschmückt, wenn es nicht der Träger eines andern und höhern intellektuellen Lebens

wäre? Dieses höhere intellektuelle Leben aber wird zunächst in der Religion, und als ein gemeinsames der ganzen Menschheit zuständiges Eigenthum in der Kirche genährt und entfaltet, deren geheiligtes, weltumfassendes Band die im Staatsverhältniß getrennten Nationen wieder verbindet, und in der Zeit die späteren Generationen an die früheren anknüpft. Zugleich wird es aber auch durch die Schule erregt und entwickelt und von einem Zeitalter auf das andere fortgepflanzt; welcher intellektuelle Verein als die vierte Art und Form von jenen vier bezeichneten Hauptvereinen der menschlichen Gesellschaft mit dem Staat und der Kirche im mannichfaltigsten und innigsten Verhältniß steht." Zur Lösung dieser der Schule ertheilten Aufgabe seien zunächst die Deutschen berufen; denn der deutsche Geist „strebt tiefer in die verborgenen Principien des inneren Lebens, wo jene Elementarkräfte nicht mehr getrennt erscheinen, sondern aus der gemeinsamen Wurzel die vollständige Kraft des lebendigen Bewußtseins im Denken und Bilden hervorgeht."

Was Friedrich Schlegel als Kritiker, Kunstschriftsteller, Aesthetiker und Sprachforscher geleistet, und wie mächtig belebend, umwälzend und neugestaltend sein Einfluß nach allen diesen Richtungen gewesen, ist zum Theil schon angedeutet und hervorgehoben worden. Was die seit seinem und einiger ihm Gleichgesinnten und Mitstrebenden Auftreten allerorts dem Staube und Moder entrissenen Gemälde alter Meister, man denke nur an das berühmte Dombild in Köln; was die durch ihn so wesentlich geförderte Beschäftigung mit den Dichtungen des deutschen Mittelalters sowol wie des europäischen Südens, sowie endlich das durch ihn angefachte Studium der Baukunst des Mittelalters auf die geistigen Bestrebungen und Tendenzen nicht bloß seiner Zeit gewirkt, ist in Wahrheit nicht zu berechnen, noch weniger in dem engen Rahmen eines kurzen Charakterbildes zur Anschauung zu bringen[1]). Daß seine indischen Studien bahnbrechend gewesen, daß sie dem erstaunten Europa eine neue Welt erschlossen, haben wir mit den Worten eines strengen Beurtheilers oben nachgewiesen. Erwägen wir diese Universalität seines

[1]) Während so viele unbedeutendere Geister, die in der deutschen Literatur nur eine sekundäre Rolle spielen, Gegenstand eingehender Darstellungen geworden sind, erwartet Schlegel noch seinen Biographen. Es ist dieß eine Schuld, die das katholische Deutschland dem großen Todten abzutragen hätte, und eine ebenso dankbare wie angenehme Aufgabe eines katholischen Literaturhistorikers.

Wissens, so daß ihm nichts im ganzen Gebiete der Wissenschaft und Kunst fremd geblieben; wie er das ihm Fremdartigste mit einem Blicke und solchem Scharfsinn durchdrang, daß er immer wenigstens das Grundelement erfaßte: so stehen wir nicht an zu behaupten, daß er seit Leibnitz zuerst wieder jene Allgemeinheit und Tiefe des menschlichen Wissens darstellt, welche allein den wahren Charakter eines Gelehrten bildet und vor Allem die Grundlage des philosophischen und speculativen Lebens ist.

Wir haben nur noch einen Blick auf Schlegel als Dichter zu werfen, um das Gesammtbild seines literarischen Wirkens abschließen zu können. Man hat sich gewöhnt, besonders in neuerer Zeit, über seine dichterischen Leistungen kurz und vornehm abzusprechen, und ihm höchstens dichterische Intuition zuerkannt. Freilich liegt der Schwerpunkt seiner Bedeutung nicht in seinen Poesien, auch ist nicht in Abrede zu stellen, daß er für seine hohen Gedanken nicht immer die angemessene metrische Form findet, daß sein Versbau oft an Härte leidet und daß er sich, angeregt durch das Studium und die dadurch in ihm entstandene Vorliebe für die in der spanischen und portugiesischen Poesie vorzugsweise herrschenden Formen, zumal in seinen früheren Gedichten einer Künstlichkeit hingibt, die den reinen Genuß nicht selten stört. Gleichwol zeichnen sich seine Gedichte durch Ursprünglichkeit und frische Kraft aus, und ertönt in gar vielen voller poetischer Klang. „Schlegels Gedichte," sagt Feuchtersleben, „so viele und mannichfaltige Gegenstände der Kunst und des Wissens, wie wir es bei andern Dichtern nicht leicht finden, sie auch herbeiziehen, kommen darin überein, daß sie die tiefe Sehnsucht seines Geistes nach den höchsten Dingen, nach allem Schönen und Göttlichen aussprechen. Und da er in diese Dinge selbst richtige Blicke zu werfen im Stande war, so wollte er das, was ihm in der Stunde der Anschauung hell und licht geworden war, belehrend wiedergeben, wodurch seine Gedichte den belehrenden, unterweisenden, metaphysischen Charakter [1]) so gerne und so oft annehmen; eben aus diesem Grund enthalten sie auch die Geschichte seines Lebens." Wie aber das deutsche Element seinen Hauptcharakter bildete, wie er mit glühender Liebe an seinem Vaterlande hing, so tragen auch seine

---

[1]) Das Landschaftsgemälde „die Abendröthe" nennt Bernhardi ein „vollendetes Gedicht", allein schon hinreichend, die Ansprüche Schlegels auf den Namen eines großen Dichters zu rechtfertigen.

Gedichte trotz der oft fremden Formen ein entschieden deutsches Gepräge, wie schon aus seinen ersten poetischen Erzeugnissen, dem erwähnten trefflichen Lehrgedicht „Hercules Musagetes", und den „Terzinen an die Deutschen" hervorgeht. Wir heben eines derselben vom Jahre 1809 heraus und lassen es hier folgen:

Gelübde.

Es sei mein Herz und Blut geweiht,
Dich Vaterland zu retten.
Wolan, es gilt, du seist befreit,
Wir sprengen deine Ketten!
Nicht fürder soll die arge That,
Des Fremdlings Uebermuth, Verrath,
In deinem Schooß sich betten.

Wer hält, wem frei das Herz noch schlägt,
Nicht fest an deinem Bilde?
Wie kraftvoll die Natur sich regt
Durch deine Waldgefilde,
So blüht der Fleiß, dem Neid zur Qual,
In deinen Städten sonder Zahl,
Und jeder Kunst Gebilde.

Der deutsche Stamm ist alt und stark,
Voll Hochgefühl und Glauben;
Die Treue ist der Ehre Mark,
Wankt nicht, wenn Stürme schnauben.
Es schafft ein ernster, tiefer Sinn
Dem Herzen solchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.

So spotte Jeder der Gefahr,
Die Freiheit ruft uns Allen;
So will's das Recht, und es bleibt wahr,
Wie auch die Loose fallen.
Ja, sinken wir der Uebermacht,
So woll'n wir doch zur Todes-Nacht
Glorreich hinüber wallen [1]).

---

[1]) Als Beitrag zur Charakteristik der Zeit möge bemerkt werden, daß in der Sammlung von Schlegels Gedichten (Berlin 1809) das letzte Blatt, obenstehendes Gedicht enthaltend, auf Anordnung der Berliner Censur ausgeschnitten wurde.

Aber schon früher hatte er (1807), voll Trauer über die Zerrissenheit des Vaterlandes, seine Zuflucht zu dem Einzigen genommen, der dasselbe durch Wiedererweckung des deutschen Nationalgefühls retten konnte, zu dem Sohne Gottes:

O ihr Blinden, die verderbend,
Ja schon sterbend,
Doch den Hader nicht vergessen,
Dünkels noch vermessen,
Nicht vernehmt die Hand, die euch geschlagen!
Fruchtlos ohne Reue
Schallt nur eitel euer Klagen,
Fern von Demuth und von Treue
Endet euer Stolz nun in Verzagen.

Sohn der Liebe woll'st vereinen
Doch die Deinen,
Daß der Zwietracht dunkle Binde
Vor dem Blick verschwinde,
Alle Deines Heiles Licht erkennen,
Und in Dir verbündet,
Gern sich alle Brüder nennen,
Neuen Muths ihr Herz entzündet
Ewig mög' in Liebesflammen brennen.

Welcher Hölle Ungewittern
Dürft' erzittern
Wol Dein Volk, wenn einig wieder
Es, wie ehdem bieder,
Wandelte im alten Heldenglauben?
Gottes Himmel offen,
Mag Zerstörung uns umschnauben,
Steht nur fest der Liebe Hoffen,
Darf kein Haar vom Haupt das Schicksal rauben.

Dieselbe Trauer aber um das zerrüttete Vaterland, dieselbe Hoffnung auf Christus den Erretter durchdrangen ihn schon lange, denn schon 1803 richtet er aus tiefstem Herzen den Ruf an den Letztern:

Eile herbei zu retten,
O Menschensohn, und brich des Fremdlings Ketten!

Was er für das Licht des Geistes, den Kern der Wahrheit hält, drückt er aus in dem Spruchgedicht

Geisteslicht.

Geistlich wird umsonst genannt,
Wer nicht Geistes Licht erkannt;
Wissen ist des Glaubens Stern,
Andacht alles Wissens Kern.
Lehr' und lerne Wissenschaft;
Fehlt dir des Gefühles Kraft
Und des Herzens frommer Sinn,
Fällt es bald zum Staube hin,
Schöner doch wird nichts gescheh'n
Als wenn die beisammen geh'n:
„Hoher Weisheit Sonnenlicht,
Und der Kirche stille Pflicht."

Herrlich ist in dem „Klaglied der Mutter Gottes" das Sehnen der Natur zur einstigen Klarheit ausgedrückt:

Es geht ein allgemeines Weinen,
So weit die stillen Sterne scheinen,
Durch alle Adern der Natur;
Es ringt und seufzt nach der Verklärung,
Entgegenschmachtend der Gewährung,
In Liebesangst die Creatur.

In Hoffnung selig sind die Seelen,
Die noch in Schuld sich reuend quälen,
An dem geheimen Geisterort;
Heiß strömen ihre Liebesthränen,
In Flammen haucht sich aus ihr Sehnen,
Erharrend des Befreiers Wort.

O, könnte wer den Schleier heben,
Wo die verborgnen Mächte leben,
Würde der Abgrund aufgedeckt;
Der Menschen Herz würd' es zerspalten,
Die ird'sche Brust könnt' es nicht halten,
Vom Blitz der Ewigkeit erschreckt.

Aber die Mutter Gottes will durch ihr Flehen Alle retten, damit Keiner ewig blind bleibe:

Es folgt der dunkeln Nacht die Sonne,
Dem Tageskampf die Sabbathwonne,
Und macht die Glorie offenbar.

O, möcht erst im Triumph ertönen,
Der Siegessang in neuen Tönen,
Gesungen von der Sel'gen Schaar.

Da herrscht das Licht und Recht in Wahrheit,
Wenn in des neuen Himmels Klarheit
Neu sich verklärt die Erde hat.

Bis dieses Ziel aber erreicht sein werde, ist die Natur in Trauer gehüllt:

Noch deckt ein trüber Wittwenschleier
Der künftigen Vollendung Feier,
Und Trauer hüllt die Schöpfung ein;
Bis einst der Schleier wird gehoben,
Muß ewig Klaggesang erhoben
Von allem, was da athmet, sein.

Das war Friedrich von Schlegel; ein Geist von den höchsten Gaben, bewandert und erfahren in aller Wissenschaft, welche der Stand des Zeitalters in sich vereinigen ließ. Reich, man möchte sagen unerschöpflich an großen Ideen und Ansichten, gewandt und von Gott berufen, sie in das gänzlich verirdete Leben wieder einzuführen und geltend zu machen; der die Vergangenheit dadurch wieder mit der Gegenwart verband und jenen Dualismus zuerst gründlich wieder hob, wo das faktische Leben im unversöhnlichen Kriege mit dem Geschaffenen sich befand, und die Welt mit gänzlicher Auflösung bedrohte. Und dieser „in der Geschichte beinahe einzige Mann unterwirft sich, nachdem er den profanen Wissenskreis durchgemacht, der apostolischen Kirche, hier tiefste katholische Demuth bekundend neben einer Geistesunerschrockenheit, noch riesenhafter als die Lessing'sche. Ein Tourist sieht, spöttisch lächelnd, ihn in einer Straße Wiens einem Priester begegnen, sich trennen von seinen Begleitern, dem Kleriker die Hand küssen und sich dessen Segen erbitten und ertheilen. Seinem Schlaf- und Studirzimmer fehlten Weihwasser, Crucifix und Betschemel nicht. Schlegel bleibt ein Meteor seiner Zeit durch die Wunderbarkeit, wie er titanischen Geistesübermuth mit katholischer Demuth, mit katholischer Gewissenhaftigkeit verband. Es schien, als habe er dem im Protestantismus herrschenden Zeitgötzen zeigen wollen, daß er ihm Hohn spreche, weil schon er den unbekannten Gott im Katholicismus ahne. Solch ein Genius, damals im Kreise der sich zur Romantik bekennenden Talente stehend, mußte durch den Uebergang zum Katholi-

cismus in die Seelen der bisherigen Genossen und Anhänger ein gewaltig scheidendes Ferment werfen. Aber Wenige, sehr Wenige sagten sich von ihm los. Nur den Pöbel, längst in Wuth gegen solche ungewöhnliche, solche außerordentliche Individualität, freute der Anlaß zu neuen Schmähungen" [1]). Gern schließen wir diese Skizze mit den Worten eines andern geistreichen Schriftstellers: „Friedrich von Schlegel ruhe in Frieden! Sein großer Geist, der nur in unserer Kirche volle Genüge finden konnte, erleuchtet und erwärmt noch fortwährend alle diejenigen, welche weithin und tief blicken wollen und ein ganzes ursprüngliches Leben führen können. Seine Schriften, d. h. diejenigen, welche Hervorbringungen seines eigentlichen Wesens sind, werden für alle wahren Jünger der Wissenschaft und Kunst ein weltliches, aber durch die Kirche geweihtes Evangelium sein. Er ward durch und durch katholisch." —

Dorothea Schlegel, die aus ihrer ersten Ehe zwei Söhne hatte, Johann und Philipp, beide katholisch und nachmals berühmte Maler, beabsichtigte nach Friedrichs Tode zu ihren Kindern nach Rom zu reisen, da aber Philipp bereits im Jahre 1830 einen Ruf als Direktor des Städel'schen Kunstinstitutes nach Frankfurt am Main erhalten und angenommen hatte, so siedelte sie gern nach dorthin über, obschon sie die Zeit von 1818 bis 1819 mit ihren Söhnen zumeist im Zirkel der Freiin von Humboldt, einer kenntnißreichen Pflegerin der Kunst, sehr angenehm in Rom verlebt hatte.

Sie übte einen mächtigen Eindruck auf alle aus, die mit ihr näher verkehrten. „Es war unmöglich, heißt es in dem in der A. A. Z. enthaltenen (von der Frau v. Chezy herrührenden) Nekrologe, eins mit ihr zu sein und ihr nicht zu willfahren; sie hatte ihre Schwester Henriette, ihre Nichte Auguste (v. Buttlar), manche Freundin, manchen Freund, wie durch die Gluth ihrer Atmosphäre hinübergezogen in ihre Bahnen." Henriette Mendelssohn, ihre jüngere Schwester, die Rahel in ihren Briefen „das Feinste und Tiefste was sie gekannt" nennt, hatte einen gehalteneren Ernst, einen stilleren Zauber, war weniger hingebend und bedachtvoller auf alle Aeußerlichkeiten, indeß es innerlich vielleicht nichts Glühenderes und Reichhaltigeres noch Zarteres gab als sie. In ihrem Kreise zu Paris verkehrten die hervorragendsten Fremden, und besonders waren es der nachmals so berühmt gewordene

[1]) Wilhelm v. Schütz im „Anticelsus" I. S. 4.

Naturforscher Oerstedt, der Dichter Oehlenschläger, der bekannte Arzt und Dichter Koreff, Klinkowström, Brönsted, Varnhagen van Ense u. A., die sich in ihrem Hause einfanden. Wahrscheinlich fällt ihre Conversion in die Zeit ihres Pariser Aufenthaltes.

Schlegels Nichte Auguste, die Tochter seiner Schwester, hatte zu Dresden, dem Wohnorte ihrer Eltern, einen Baron von Buttlar geheirathet, der zur katholischen Kirche übergetreten war, ohne jedoch auf seine Frau in dieser Beziehung eine Einwirkung auszuüben; ihre Conversion war viel eher, wie schon angedeutet, durch den geistigen Einfluß ihrer Tante Dorothea gefördert worden. Sie war eine sehr talentvolle Künstlerin, die nach dem Tode ihres Mannes gänzlich der Kunst lebte. Sie malte viele Bildnisse und erwarb sich einen geachteten Namen. Auch das Porträt Friedrich v. Schlegels, das der Sammlung seiner Werke voransteht, ist nach einem Bilde von ihr gezeichnet. — Dorothea v. Schlegel starb im August 1839 zu Frankfurt.

Philipp Veit,

Director der Bildergallerie in Mainz.

Einer der berühmtesten Maler der Gegenwart wurde Philipp Veit, im Jahre 1793 zu Berlin geboren. Er war der jüngere Sohn von des Philosophen Moses Mendelssohn Tochter Dorothea, aus ihrer ersten Ehe mit dem Banquier Simon Veit in Berlin, von dem sie sich trennte, um 1803 Friedrich von Schlegel zu heirathen. Dieser Umstand war von entscheidender Wichtigkeit für Dorotheens Söhne Johann und Philipp, die dadurch in die geistige Sphäre jenes außerordentlichen Mannes kamen, in welcher Alles Glauben, Wissenschaft und Poesie athmete. Sie nahmen vermuthlich gleichzeitig mit ihrer Mutter und ihrem Pflegevater, der die Liebe zu seiner Gattin auch auf deren Söhne übertrug, den katholischen Glauben an, dem sie ihr ganzes Leben hindurch mit Ernst und Eifer getreu blieben, und auf dessen Verherrlichung ihr ganzes Streben gerichtet war.

Einen Theil seiner frühen Jugend verlebte Philipp, der frühzeitig ein entschiedenes Talent zum Zeichnen bekundete, in Paris. Da er Neigung zur Malerei hatte, wurde er 1809 nach Dresden gegeben, wo er unter der Leitung Friedrich Matthäis einen tüchtigen Grund legte. Schon im Mai 1810 schrieb seine Mutter an ihren Freund Sulpiz Boisserée über ihn: „Er hat vortrefflich zeichnen gelernt, und seine Lehrer sind überaus mit ihm zufrieden. Er würde, wenn er sich in diese leichtfertige Manier hier hineingeben wollte, sehr bald unter die Ausgezeichneten gezählt werden, aber er will es nicht und gedenkt zu seinem ernsten strengen Matthäi nach Dresden zurückzukehren, um bei ihm malen zu lernen."

Dieß geschah; Philipp blieb noch ein ganzes Jahr in Dresden, wo er im Hause einer Schwester seines Pflegevaters die mütterliche

Obhut nicht vermißte. Er kehrte dann nach Wien zurück, wo er sich fleißig fortbildete. Im Jahre 1813 trat er als Freiwilliger in das Lützow'sche Corps ein, das er jedoch nach dem schändlichen Ueberfall bei Kitzen (17. Juni 1813) verließ, um mit seinem treuen Kriegskameraden, dem nachmals so berühmt gewordenen Dichter Josef von Eichendorff, bei den reitenden Jägern des brandenburgischen Kürassierregiments im Kleist'schen Armeekorps einzutreten. Mit diesem war er bei Leipzig, wurde Officier und Escadronskommandeur. Nach dem Frieden ging er wieder nach Wien zurück, und im Jahre 1816 nach Rom, wo sein Bruder Johann, der sich gleichfalls der Malerei widmete, schon längere Zeit weilte und mit Overbeck befreundet war. Auch Philipp schloß sich an den deutschen Malerbund, als dessen Haupt Cornelius angesehen ward, an und befreundete sich innig mit diesem sowol wie mit Overbeck und beiden Schadows. Dieselben lebten zu Rom in einer gewissen Absonderung, die Spott erregte. Man nannte sie, die zumeist Convertiten waren, Nazarener, die damit umgingen, eine neu-altdeutsch-italienische Malerei ins Leben zu fördern. Als Werkstätte hatten sie eine Zeitlang die Zellen des verlassenen und verfallenen Klosters San Isidoro bezogen. Für sie war Italien das gelobte Land, der heilige Zufluchtsort, die Empfindungen zu retten und zu wahren, die Verschiedene an verschiedenen Orten zugleich als das einzig Wahre erkannten, um sich endlich über Schulzwang und Kunsthandwerk zu erheben. Sie ließen sich in Rom nieder, nicht um vorschriftsmäßig ihre Studien abzuschließen, sondern um aus eigner Bewegung oder vielmehr Begeisterung neue anzufangen im Hinblick auf ein glänzendes Ziel; auch wollten sie nicht als Fremde, sondern kraft ihrer künstlerischen Weihe als Eingeborene betrachtet sein. Durch sie feierte die Frescomalerei ihre Wiedergeburt.

Der preußische Generalconsul Bartholdy, ein eifriger Beförderer und Kenner der Kunst, ließ in seinem Hause, der sogenannten Casa Bartholdy, von Cornelius, Overbeck, Schadow und Veit Wandgemälde aus der Geschichte Josefs malen, die dasselbe zu einem vielbesuchten Wallfahrtsorte für alle Fremden, die nach Rom kamen, machten. Veit malte darin Josef und Pharaos Weib, und die sieben fetten Jahre. Zwei kräftige Säuglinge spielen an den vollen Brüsten der Mutter, die im Schatten einer fruchtbeladenen Dattelpalme auf Korngarben sitzt. Ein Knabe wirft muthwillig einen Korb mit Früchten um, ein älterer füllt die Schale am Weinkruge, ohne hinzusehen.

Bald darauf wollte auch der kunsteifrige Marchese Carlo Massimi seine Villa mit Frescogemälden deutscher Künstler geschmückt wissen, und wurden hiezu Darstellungen aus den Werken von Tasso, Ariost und Dante gewählt. Veit malte die Decken des Dantesaales. Das Gemälde stellt das Paradies vor. In der Mitte in einem Oval empfiehlt der h. Bernhard die Dichter der heiligen Jungfrau, um durch ihre Fürbitte zur Anschauung der Gottheit zu gelangen, die über ihr in der Erscheinung der Dreieinigkeit sich kundgibt. Ringsum in vier Feldern erkennt man je zwei Himmelskreise der Seligkeit, die von mythologischen Gottheiten ihre Namen führen. In der Luna und im Merkur, in der Venus und im Sol, im Mars und im Jupiter, im Saturn und in den Zwillingen erblicken wir diejenigen, die uns der Dichter als ihre glücklichen Bewohner vorführt, im Sol sehen wir ihn selbst neben Beatrice, umgeben von den heil. Kirchenlehrern Thomas von Aquin und Bonaventura, und ebenso in den Zwillingen, wo es die Apostel Petrus, Jacobus und Johannes sind, denen er sich nähert und von denen er über Glaube, Hoffnung und Liebe aufgeklärt wird.

Für das Museo Chiaramonti, das Canova baute und das er mit Frescobildern, in denen die Verdienste Pabst Pius VII. um die Erhaltung der Alterthümer dargestellt werden sollten, ausmalen ließ, fertigte Veit ein ausgezeichnetes Wandgemälde, das die Wiederherstellung des Colosseums, dessen Ruinen der Pabst mit großen Kosten restauriren und mit Kapellen, Stationen u. s. w. hatte versehen lassen, zum Vorwurf hatte. Man blickt in das Innere des Colosseums, in dem die Religion, eine Figur in siegprangender Hoheit, die ihr geweihte Stelle wieder einnimmt, zu der fromme Pilger wallen, um für die Märtyrer zu beten, die um des Glaubens willen daselbst von wilden Thieren zerrissen wurden.

Im Jahre 1830 wurde Veit als Director der unter dem Namen des Städel'schen Institutes neuerrichteten Kunstakademie nach Frankfurt berufen. Daselbst hatte er anfänglich, wie seine Mutter an Sulpiz Boisserée schreibt, „einen harten Stand mit den aufgeblasenen Demagogen", drang jedoch bald durch. Die ersten Bilder, die er in Frankfurt malte, waren kirchliche. Dahin gehört ein sehr gerühmter heil. Georg für die kleine Kirche zu Bonsheim in Hessen; Simeon im Tempel, wie er sich selig preist, das Heil der Welt gesehen zu haben, im Städel'schen Museum zu Frankfurt u. a. Mit vielem Glücke be-

handelte er aber auch antike Gegenstände, wozu ihm die Säle des Städel'schen Institutes, in denen Gipsabgüsse aufgestellt sind, Gelegenheit gaben. In den Darstellungen widerspricht nichts dem antiken Geiste, aber doch ist in der Zeichnung ein Element, welches die christliche Empfindung von Züchtigkeit, Unschuld, Demuth, Stille und Ernst unverkennbar athmet. Zu seinen Hauptbildern gehört das in einem Saale des Akademiegebäudes befindliche große Frescogemälde, welches die Gesittung Deutschlands durch Einführung des Christenthums zum Gegenstande hat. Wie ein Altarblatt mit geöffneten Flügeln besteht er aus einer Haupt- und zwei Nebenvorstellungen. Auf einem der Seitenbilder sieht man die Italia mit dem Kreuzstab, auf antiken Trümmern im Schatten von Pinien sitzend. Ihr Blick ruht auf der Peterskirche, hinter welcher die Sonne untergeht. Auf der andern thront die Germania, die sich auf den Schild mit dem zweiköpfigen Adler stützt und auf Karls Kaiserkrone blickt. Hier geht die Sonne hinter dem Kölner Dome auf. Auf dem großen Bilde zeigt die Landschaft den Frankfurter Dom und die Mainbrücke. In der Mitte steht die Religion mit der Palme; hinter ihr die drei Schwesterkünste. Neben der Religion steht der heil. Bonifazius, er setzt den Fuß und den Bischofsstab auf die gefällte Wodanseiche. Ein kleiner Quell scheint emporzusprudeln, damit der Heilige die Heiden taufe; trauernd sitzt davor ein Barde, Sänger und Priester zugleich, und denkt, an eine Harfe gelehnt, deren Saiten zerrissen sind, an die Vergangenheit. Der Maler und Kunstschriftsteller Passavant sagt in Bezug auf dieses Gemälde: „Die Gestalt der Religion mit dem Engel gehört zu den schönsten Hervorbringungen in neuerer Zeit und die großartige Gestalt der Germania ist selbst schon ein typisches Vorbild dieses Gegenstandes geworden [1])."

In dem berühmten Römersaal zu Frankfurt, in dem die früheren schlechten Kaiserbilder durch neue ersetzt worden sind, steht Veit's

[1]) Ein anderer Künstler äußerte sich 1838 über die Cartons der Germania und Italia also: „Die Kunst unseres Veit ist das Resultat einer eigenen Richtung, welche die Malerei seit ihrem Wiederaufleben in Rom genommen hat. Religiöse Philosophie ist das Element, in welchem sie sich am liebsten bewegt und steht sie auch öfter außer einem leicht ersichtlichen Zusammenhange mit dem Bedürfnisse unserer kleinlich vielseitigen Zeit, so darf sie doch als Vorbild eines höheren Strebens angesehen werden."

Carolus Magnus, der mit dem Modell des Aachener Münsters und dem friedlich gesenkten Reichsschwert in der Rechten mächtig vorwärts schreitet, vorne; auch Otto IV. und Friedrich II. sind von ihm. —

Die zwei Marien vor dem Felsengrabe des Heilandes in schmerzvoller Andacht und gläubiger Zuversicht harrend, auf einem kleinen Oelgemälde, drücken eine rührende Glaubensstärke aus. Die Ruhe der Sabbathfeier geht wolthätig auf die Beschauer über, indem wir keine Spur einer schwärmerischen Erregtheit wahrnehmen, die ein anderer Maler den Frauen gegeben haben würde. Schweigend sitzen sie neben einander, aber sie unterreden sich durch die Wechselwirkung frommer Empfindung; unthätig hat jede die Hände zusammengelegt, aber jede durchlebt in diesem Augenblicke ihr ganzes Leben, dessen Mittelpunkt nun das heil. Grab geworden. Maria Magdalena blickt unverwandt zu der dunkeln Thüre, vor die ein großer Stein gewälzt ist, die andere Maria schaut demüthig hernieder. Sie zweifeln nicht, daß ein Engel vom Himmel kommen werde, um den Stein zu entfernen. In dem Kunstwerk ist eine schwierige Aufgabe trefflich gelöst.

Im Jahre 1846 malte Veit für den Dom ein großes Bild, die Himmelfahrt Mariä darstellend; für den König von Preußen die beiden Marien am Grabe, die Parabel vom barmherzigen Samariter und die ägyptische Finsterniß. Als der Bau des Doms in Berlin in Angriff genommen wurde, erhielten vier katholische Maler, Cornelius, Veit, Overbeck und Steinle den Auftrag, für die 160 Fuß hohe Fensternische eine Vorstellung zu erfinden. Veit's Zeichnung hat die Verherrlichung der christlichen Kirche und des preußischen Staates zum Gegenstande. Später übernahmen es Veit und Steinle die Vorbereitungen zum jüngsten Gericht darzustellen.

Veit ist kein Verehrer der Düsseldorfer Schule, weil er die dort gepflegte Genremalerei als ein kunstfeindliches Treiben mit Unwillen betrachtet, daher es ihn um der Sache willen, die er mit heiligem Ernst vertritt, eine große Genugthuung gewährte, daß Alfred Rethel, einer der bedeutendsten Schüler Schadows mit zwei andern jungen Künstlern, von denen der eine, Josef Anton Settegast, nachmals der Schwiegersohn Veits wurde, Düsseldorf mit Frankfurt vertauschten. Um so kränkender mußte es ihm sein, daß der Genremaler Jakob Becker, der sich früh einen Namen in Düsseldorf gemacht hatte, ihm als Lehrer beigeordnet wurde. Hiezu kam, daß gegen seinen Willen mehrere Bilder des bekannten Tendenzmalers Lessing, darunter das be=

rüchtigte Husbild, für das von ihm geleitete Kunstinstitut angekauft wurde. Er legte seine Stelle freiwillig nieder und eröffnete ein Atelier in Sachsenhausen. Im Jahre 1854 folgte er einem ehrenvollen Rufe nach Mainz, wo ihm im Schloß Wohnung und Werkstatt eingerichtet wurde. Als er sich schon zum Umzuge rüstete, hatte er die Genugthuung, daß eine Deputation der Stadt Frankfurt ihn zu bleiben ersuchte. Er konnte diesen Wunsch nicht mehr erfüllen, versicherte aber, daß bei der Nähe seines künftigen Wohnorts es nicht an freundlichen Beziehungen zur Kunstwelt Frankfurts fehlen werde.

„Viele Maler," sagt August Hagen, „haben nach dem Preis gerungen, in religiösen Gegenständen für die Nachfolger Raphaels zu gelten, mit dem meisten Glück Ph. Veit und W. Wach. Mögen ihre Erfindungen auch fern bleiben von den umfassenden Darstellungen des ersten aller Maler, von der überirdischen Hoheit des Gedankens, wie sie uns der Göttliche offenbart, so schloßen sich die genannten Jünger an ihn an durch die seelenvolle Ruhe des Vortrags, durch den feierlichen Ausdruck, der zugleich erhaben und heiter ist, frei und bescheiden, grandiös und mild." —

Sein älterer Bruder Johann, der sich vorzüglich nach Perugino gebildet hatte, blieb mit kurzen Ausnahmen fortwährend in Rom. Von seinen Compositionen wird besonders ein Altarbild gerühmt, das die Geburt Christi und die Anbetung der Hirten darstellt. Dieses Werk trägt das Gepräge der tiefen Innigkeit des Gefühls und der Einfalt der früheren religiösen Schulen Deutschlands. Er starb 1854 in Rom. Seine Wittwe überlebte ihn acht Jahre, und als sie starb, hinterließ sie ihr gesammtes Vermögen, 17,500 Thaler, Wolthätigkeitsanstalten und Kirchen. Unter andern vermachte sie 500 Thaler als Beitrag zur Gründung eines deutschen Hospitals in Rom, 1000 Thaler dem katholischen Krankenhause und ebensoviel der St. Michaelskirche zu Berlin, ihrer Vaterstadt. Auch sie war erst in späteren Jahren zur Kirche zurückgekehrt, eine Frau von tiefster Frömmigkeit und eine Mutter der Armen. Ihr Haus bildete einen beliebten Vereinigungspunkt für Convertiten aus allen Ländern, die sich zeitweise in Rom aufhielten, besonders jedoch, wie begreiflich, für ihre deutschen Landsleute.

Dr. Nikolaus Heinrich Julius [1].

Dieser vielseitige Gelehrte, gleich ausgezeichnet als Arzt wie als Humanist, begeisterter Kenner des deutschen Volksliedes wie der spanischen Literatur in ihrem ganzen Umfange, endlich bedeutender literarhistorisch-bibliographischer Schriftsteller, ward am 2. Oktober 1783 von jüdischen Eltern zu Altona geboren und Heymann Julius genannt. Sein Vater war damals Banquier und Armee-Lieferant, siedelte jedoch 1795 nach Hamburg über, weshalb sich auch Julius stets als vollbürtiger Hamburger betrachtet hat. Der Vater, früher reich, später von schweren Verlusten betroffen, starb 1818, die Mutter 1827. Als einziger Sohn ward er sehr sorgfältig erzogen, anfänglich von Privathofmeistern im elterlichen Hause, und sodann von 1799—1803 auf dem Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin. Er war ursprünglich zum Kaufmann bestimmt, ging jedoch 1805 nach Heidelberg, um Medizin zu studiren, und im Herbst 1808 nach Würzburg, wo er auch am 11. Febr. 1809 promovirte, und am 22. Mai, durch den Lic. theol. Nikolaus Förtsch vorbereitet, zur römisch-katholischen Kirche übertrat, wobei er die Vornamen Nikolaus Heinrich annahm. Im Herbste kehrte er nach Hamburg zurück und wurde Distriktsarmenarzt, bis er 1813—1814 als Stabs- und Brigadearzt der hanseatischen Legion ins Feld zog, in welcher Eigenschaft er sich um die Organisation des Feldspitalwesens auch anderer Truppentheile anerkannte Verdienste erwarb. 1815 trat er als Stabsadjutant ein und assistirte vielfach bei

---

[1]) Hauptsächlich nach einem aktenmäßigen Lebensabriß des Verstorbenen von Dr. Varrentrapp in der „Süddeutschen Zeitung" (vom 20. Nov. 1862), nach F. L. Hoffmann „Zur Erinnerung an N. H. Julius" (Hamb. 1864) und schriftlichen Mittheilungen von Freunden des Verstorbenen.

dem Hospitalwesen. Einige seiner Kriegslieder, in das Liederbuch der hanseatischen Legion aufgenommen, bekunden seinen poetisch-patriotischen Sinn. Zurückgekehrt wirkte er wieder als Armenarzt, dann als Assistenzarzt am Hospital. 1821 gründete er mit Dr. G. H. Gerson das „Magazin der ausländischen Literatur der gesammten Heilkunde," von dem er erst 1825 zurücktrat, machte auch in den Zwanziger Jahren mehrere Reisen zum Studium von Hospitälern und Gefängnissen, und ließ sich 1827 in Berlin nieder, wo er „Vorlesungen über Gefängnißkunde" hielt, die im folgenden Jahre erweitert im Druck erschienen. Auch gab er daselbst von 1829—1833 die „Jahrbücher der Straf- und Besserungsanstalten, Erziehungshäuser, Armenfürsorge und andere Werke der christlichen Liebe" (10 Bde.) heraus. Die Vorlesungen wurden ins Französische übersetzt und dienten in Frankreich zu weiterer Anregung. Er blieb in Berlin bis er 1834 nach Nordamerika ging, um die dortigen sittlichen Zustände, das Unterrichts- und Gefängnißwesen kennen zu lernen, 1836 kehrte er von da nach Hamburg zurück. Die Resultate dieser Studien sind niedergelegt in dem bedeutenden, Epoche machenden Werk: „Die sittlichen Zustände Nordamerika's" (2 Bde. Leipzig 1834). Vorher ein Anhänger des Auburn'schen oder Schweigsystems, erkannte er in Amerika die Vorzüglichkeit der Einzelhaft und vertrat dieselbe bis an sein Ende mit Ueberzeugung und Entschiedenheit.

Im Jahre 1840 berief ihn der König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin, um für die Verbesserung des Gefängnißwesens zu wirken. Statt aber als regelmäßiger Beamter in ein Ministerium einzutreten, nahm er eine Stellung im königlichen Cabinet an, aus der er 1849 einfach entlassen ward. Während dieses seines zweiten Aufenthaltes in Berlin gab er mit Fr. Nöllner und G. Varrentrapp die „Jahrbücher der Gefängnißkunde und Besserungs-Anstalten" (11 Bde. 1842—1845) heraus. 1849 kehrte er nach Hamburg zurück, wo er, obschon an Jahren vorgerückt, noch eine unermüdliche literarische Thätigkeit, allerdings auf anderem Gebiete, entfaltete.

Bald nachdem er sich in Hamburg als Arzt niedergelassen, hatte er daselbst die Bekanntschaft Johann Böhls von Faber gemacht. Die Gleichartigkeit ihrer Bestrebungen, auch Böhl war ein Sammler deutscher Volkslieder, für die spanische ältere Literatur enthusiastisch begeistert, und wenn schon damals noch Protestant, ein gläubiger Christ, führte bald zu einem innigen Freundschaftsverhältniß zwischen Beiden,

das bis zu Böhls im Jahre 1836 erfolgtem Tode dauerte. Als Böhl seine berühmte „Floresta de rimas antiguas castellanas“ herausgab, die in Hamburg gedruckt ward, übernahm Julius für den entfernten Freund die Correctur, dem er auch seine Ausgabe der Romanzen vom Cid widmete, die 1828 zu Frankfurt in spanischer Sprache erschien unter dem Titel: „Romancero e historia del muy valeroso caballero el Cid Ruy Dias de Villar etc.“ Die beigefügte „Vida del Cid“ ist Uebersetzung von Joh. v. Müllers historischer Einleitung zu dem Herder'schen „Cid“. Nach seiner Rückkehr nach Hamburg im Jahre 1849 arbeitete er an einer Uebersetzung der trefflichen spanischen Literaturgeschichte des Amerikaners Georg Ticknor und erschien dieselbe unter dem Titel: „Geschichte der schönen Literatur in Spanien von G. T. Deutsch mit Zusätzen von N. H. Julius“ (2 Bde. Leipz. 1852). Schon durch die einfache Uebersetzung dieses klassischen Werkes hätte Julius sich um die Verbreitung der Kenntniß der spanischen Nationalliteratur in Deutschland große Verdienste erworben, er hat derselben aber noch einen größeren Werth verliehen durch die Zusätze, mit denen er das Original bereicherte, und die im Texte durch Klammern, in den Anmerkungen durch den Anfangsbuchstaben seines Namens angedeutet sind. Es hat diese Arbeit die allgemeinste Anerkennung gefunden. „Der deutsche Herausgeber,“ heißt es in den Grenzboten (1852), „hat durch eine Menge von Erweiterungen und Zusätzen, die fast ein Drittel des ganzen voluminösen Werkes ausmachen, seiner Uebersetzung den Werth einer Originalarbeit gegeben; so ausgestattet, wird es wesentlich dazu beitragen, unsere unbefangene Würdigung einer fremden Literatur und damit unsere Selbstkritik zu fördern.“

Schon im folgenden Jahre veröffentlichte er abermals eine treffliche Arbeit, die Uebersetzung von Ozanams ausgezeichnetem Werke über die italienischen Franziskanerdichter: „Italiens Franziskanerdichter im 13. Jahrh. von A. F. Ozanam. Deutsch mit Zusätzen &c.“ (Münster 1853). Es ist demselben eine aus dem Italienischen übersetzte Auswahl der Blümlein des heiligen Franziskus beigefügt, sowie zahlreiche literargeschichtliche Anmerkungen. Julius hat dieses Werk dem damaligen Fürstbischof von Breslau, Cardinal Diepenbrock, selbst ein trefflicher Kenner der Literatur des Südens, gewidmet.

Hiemit jedoch ist die lange Reihe seiner Schriften nicht geschlossen, dieselben finden sich in dem Hamburger Schriftstellerlexikon ausführlich verzeichnet.

In den letzten Jahren seines Lebens zwar geistig noch sehr kräftig und regsam, doch körperlich hinfällig und gebrechlich, kam er sehr wenig mehr unter Menschen. Eine Lähmung erschwerte ihm das Gehen sehr, theilweise Erblindung nöthigte ihn, sich der Hilfe eines Schreibers und Vorlesers zu bedienen. Bis zuletzt blieb er durchgängig heiter und voll lebendigster Theilnahme für seine Freunde, für öffentliche Verhältnisse und Literatur. Am 6. Dec. 1861 starb fast plötzlich seine ihm innig verbundene Schwester Henriette Maria, eine ebenso geistvolle wie bescheidene Dame, die im Jahre 1819 protestantisch geworden war, sich einer pietistischen Richtung zuneigte, mehrere christliche Erzählungen und Lebensbeschreibungen verfaßte und übersetzte, wie das der Quäkerin Elisabeth Fry [1]), und deren Leben Werken des Wolthuns und der Milde gewidmet gewesen war. Dieser Verlust ging ihm sehr nahe, vielfach äußerte er seitdem den Wunsch zu sterben. Wenn ein ihn besuchender Freund ihn unbeschäftigt am Fenster sitzen fand, antwortete er wol auf die Frage, was er treibe: „Ich sitze hier und warte auf meinen letzten Freund." Dieser Freund stellte sich denn auch bald genug ein. Anfangs August 1862 ward er von anscheinend leichter Erkältung befallen, doch trat schnell Entkräftung ein, und sein Tod erfolgte am 20. August in sanftester Weise.

Julius war Ehrenmitglied von etwa 24 auswärtigen Akademien und gelehrten Gesellschaften, z. B. des Institut de France, Academie des sciences morales et politiques etc.

Was die Motive zu Julius Uebertritt zur katholischen Kirche betrifft, so sind dieselben sehr dunkel, und ist es Schreiber dieses nicht gelungen, hierüber etwas Näheres zu erfahren. Herr Pastor Rautenberg von St. Georg in Hamburg, der im Jahre 1819 den Religionsunterricht von Julius Schwester leitete, und ihm dadurch näher trat, bemerkt hierüber Folgendes [2]): „Ob die Nähe bedeutender Persönlichkeiten, die in jener großen Zeit hervorgeflammt, als die eines Görres, eines Brentano ihn zündend berührt und der römischen Kirche gewonnen haben, oder vor welchem Zauber sonst das Zünglein seiner Ent-

---

[1]) Vielleicht ist dieser schwesterlichen Neigung zu Liebe auch Julius Buch: „Die weibliche Fürsorge für Gefangene und Kranke ihres Geschlechts; aus den Schriften der Frau Elisabeth Fry und Anderer zusammengestellt." Berlin 1827, entstanden.

[2]) In einer mir gütigst überlassenen Zuschrift an Herrn Prof. Ch. Petersen, Stadtbibliothekar zu Hamburg. Seitdem verstorben.

scheidungswage sich dort hinüber geneigt haben mag, weiß ich nicht zu sagen. So offen er sonst gegen mich war, diesen Punkt berührte er nie. Selbst seiner Schwester, die doch sein Vertrauen im hohen Grade genoß, ist der Entwicklungsgang seines eigensten innersten Glaubens und Lebens ein Geheimniß geblieben. Mir hat er seine Liebe und Achtung, auch in der Uebung meines protestantischen Amtes, immer in hohem Grade bewiesen. Wie er aber unter den reichen Amtssegnungen seiner Kirche seinen Lauf vollendet hat, wird Ihnen wie mir bekannt geworden sein."

Auch ein anderer, Julius sehr nahestehender Freund, sein Testamentsvollstrecker, Archivar Dr. Beneke, der den ganzen schriftlichen Nachlaß des Verstorbenen durchgesehen, weiß über seinen Uebertritt nicht viel zu sagen. „Da derselbe," so schreibt er, „erfolgte, während er in Würzburg studirte, so dürften derartige Verbindungen, z. B. mit Clemens Brentano (falls seine Bekanntschaft mit diesem damals schon so einflußreich geworden, was ich nicht weiß), seinem gewiß schon längst aus innerlichen Gründen selbstständig gefaßten Entschluß zum Uebertritt erleichtert haben." Seine Hinneigung zur romantischen Schule, sein Verkehr mit den eben genannten Männern, wie mit Harthausen, trugen gewiß zur Ausführung seines Entschlusses bei.

Sei dem, wie es wolle, Julius war und blieb ein frommer, seiner Kirche treu ergebener Katholik, wie dies auch seine letzten Verfügungen über sein Vermögen beweisen, das durch den Tod seiner Schwester bedeutend war vergrößert worden. Einen großen Theil desselben vermachte er der katholischen Gemeinde Hamburgs zur Besoldung eines Priesters für die in der Umgegend der Stadt zerstreut wohnenden Katholiken, dem katholischen Schulwesen, dem katholischen Waisenhause, katholischen Vereinen u. s. w. Seine religiösen und philosophischen Bücher vermachte er der katholischen Kirche in Hamburg. Aber auch protestantischen Stiftungen, wie dem Rauhen Hause, dem weiblichen Krankenvereine in der Vorstadt St. Georg, der Marthastiftung u. s. w. vermachte er Legate; auch überwies er im Sinne seiner Schwester ein Capital zur Errichtung einer Stiftung für lebenslängliche Versorgung alter, treuer, frommer protestantischer Dienstmädchen, und ein Capital für das neu zu errichtende Irrenhaus.

Wir schließen diese Skizze mit den Worten seines Freundes und Collegen Dr. Varrentrapp: „Er war einer der edelsten, reinsten, un-

eigennützigsten, aufopferndsten Charaktere, mit warmer Liebe der ganzen Menschheit, mit treuer Anhänglichkeit den einzelnen Freunden zugethan, ein eifrig gläubiger katholischer Christ, dabei aber von unendlicher Milde gegen alle und jede Personen, gegen jeden nicht geradezu verwerflich dünkenden Standpunkt. Mangel an kritischer Schärfe und praktischem Verständniß der Verhältnisse, unbedingtes Vertrauen in die Einzelnen (Hohen und Niederen), mit denen er in Berührung kam, eine solche Scheu vor Unedlem, daß er vor energischer Bekämpfung desselben zurückwich, haben ihm in seiner friedfertigen und aufopfernden Lebensbahn manche schwere Prüfung, manche bittere Täuschung verursacht, vielfältig Erfolg abgeschnitten oder doch sehr gemindert. Dies Alles aber vermochte aber nicht die Wärme seines liebenden Herzens abzukühlen, seinen Glauben an die Menschheit in seiner Idealität zu erschüttern. Dafür auch war ihm eine große Zahl trefflicher Menschen in Liebe und Dankbarkeit innig verbunden.

Johann Emmanuel Veith,

Doctor der Medizin und Theologie, emeritirter Domprediger zu Wien und Ehrendomherr zu Prag.

Einer der größten Kanzelredner Deutschlands, geschätzter homiletischer und religions-philosophischer Schriftsteller, ausgezeichneter Arzt und tief innerlicher Dichter, liefert Veith das seltene Beispiel eines Mannes, der Verstand und Gemüth, Wissen und Glauben, Geist und Humor in wunderbarer Fülle vereinigt.

Zu Kuttenplan in Böhmen im Jahre 1788 von jüdischen Eltern geboren, widmete er sich auf der Hochschule zu Prag und Wien dem Studium der Arzneiwissenschaft und erhielt in Wien die Doctorwürde. Seiner ausgezeichneten Kenntnisse wegen, von denen mehrere medizinische und botanische Schriften glänzende Kunde geben, wurde er bald zum Professor der neuerrichteten Thierarzneischule, einige Jahre später zum Director derselben ernannt. Auch nach dieser Richtung haben ihm seine einschlägigen wissenschaftlichen Leistungen einen bleibenden Namen und dauernde Anerkennung gesichert [1]). Dabei erfreute er sich

[1]) Sein „Handbuch der Veterinärkunde“ (3. Aufl. Wien 1832), sowie sein

eines so großen Vertrauens als praktischer Arzt, und einer so umfangreichen Praxis, daß er den an ihn gemachten Anforderungen um ärztliche Hilfe nicht entsprechen konnte und noch lange nachher, als er seinen ärztlichen Beruf schon längst aufgegeben hatte, wurde sein Rath noch so beansprucht, daß er, wie Sebastian Brunner berichtet, durch die Ueberweisung von Kranken vier Aerzte in solchen Ruf brachte, daß diese sämmtlich Reichthümer erwarben.

So von seinen Mitbürgern gesucht und hochgeehrt, von seinen Vorgesetzten nach Gebühr geschätzt, im Besitze einer ehrenvollen Stellung und eines reichlichen Einkommens, und dies Alles in einem Alter, wo viele Andere noch von den Sorgen um die Begründung einer gesicherten Existenz gedrängt werden, denn kaum zählte er 26 Jahre, als er zum Director der genannten Anstalt ernannt wurde, mußte der Arzt die vollste Befriedigung seines Strebens gefunden haben. Nicht so der Mensch und — Christ; denn in vollster Ueberzeugung der katholischen Wahrheit hatte er bald nach Vollendung seiner Studien — um das Jahr 1810 — die heilige Taufe empfangen. Wie dieser Prozeß sich in ihm entwickelt, darüber läßt sich nichts angeben, da er sich hierüber nicht ausgesprochen.

„Ich kann mich glücklich schätzen," schreibt er gelegentlich an Brunner, „keine absonderlich merkwürdigen Geschicke erlebt zu haben, weil ich es nicht dahin bringen könnte, eine Autobiographie zu schreiben, in welcher die Dichtung von der Wahrheit, d. h. von der thatsächlichen, überwogen würde. Die Vergangenheit, und zwar die nächste nicht minder als die fernste, liegt nur gleich Nebelbildern hinter mir; chronologische und akolutische Daten wußte ich nur selten verläßlich anzugeben. Ich weiß nur, daß früher schon, ohne mein Hinzuthun, eine entschiedene Wendung zum positiven Glauben in mir vorgegangen; es ist jedoch meine Sache nicht, von subjektiven Erlebnissen zu reden [1])."

Somit müssen wir uns schon mit der Thatsache begnügen, daß Veith aus vollster Ueberzeugung Christ — Katholik geworden. An andere Beweggründe dürfte wol kaum irgendwie gedacht werden, wenn man erwägt, wie er bald darauf auf Stellung und reiches Einkommen,

---

„Handbuch der gerichtlichen Thierarzneikunde" (Wien 1826 u. ö.) sind noch heute geschätzt.

[1]) Brunner: Clemens Maria Hoffbauer.

also auf alle weltlichen Vortheile verzichtete, um sich lediglich dem Dienste des Herrn und Seiner Kirche zu widmen.

Im Jahre 1818 trat er, wahrscheinlich durch seinen freundschaftlichen Umgang mit dem seligen P. Hoffbauer angeregt, in den Redemptoristenorden, studirte Theologie und ward im Herbst 1821 zum Priester geweiht. Bei seiner Primizfeier hielt sein Freund, der berühmte Redemptorist P. Anton Passy die Festpredigt. Nun wirkte er als Seelsorger an verschiedenen Orten im steyrischen Hochgebirge, dann zu Wien, und wurde dabei immer noch, selbst von Aerzten, bei wichtigen Krankheitsfällen zu Rathe gezogen. So in Wien vielfach in Anspruch genommen, trat er 1820 aus dem Orden wieder aus und in den Weltpriesterstand ein, und wurde noch in demselben Jahre als Cooperator in der Stadtpfarrei zu den neun Engelchören am Hofe angestellt. Im Jahre 1832 wurde er Domprediger und erlangte dadurch einen mächtigen Wirkungskreis auf der Kanzel, welche von einem zahlreichen Auditorium — zumeist von Männern aus allen Ständen — umgeben war, so oft er dieselbe bestieg. In dieser Stellung, die eine keineswegs lukrative ist, wirkte er, so lange es seine Gesundheit zuließ, bis er 1845 Kränklichkeits halber seine Entlassung nehmen mußte. 1847 ernannte ihn der Cardinal Fürst Schwarzenberg zum Ehrendomherrn in seiner Kathedrale zu Prag, und das Jahr darauf verlieh ihm die Universität daselbst das Diplom als Doctor der Theologie. Er lebt noch gegenwärtig in Wien, wo er gewöhnlich die Fastenpredigten hält.

Es ist bereits erwähnt worden, daß Veith einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden Kanzelredner ist. Gleich den großen französischen Kanzelrednern zieht auch er bisweilen die Politik und sozialen Verhältnisse in das Gebiet seiner Vorträge. Ueber die Frage, ob unsere sozialen Zustände sich für eine Besprechung auf der Kanzel eignen, hat er sich in seinen „Politischen Passionspredigten" (Wien 1849) selbst ausgesprochen, und lassen wir eine seiner Auslassungen über den Communismus hier folgen. Er sagt: „Und nun noch eine Frage: Wann kommt dieses Ungethüm? Welche Verhältnisse und Zustände sind es, die ihm den Weg bahnen? Bekannt aus der Schrift ist das Geschick jener böswilligen, frechen Knaben, die als Kinder heidnischer Eltern, und von ihnen aufgehetzt, den Propheten Elisa verhöhnten, als dieser eben zur heiligen Stätte nach Bethel hinaufging. Als sie mit wilden Verzerrungen um ihn her tanzten, ihm nachschrieen: gehe du nur hinauf,

du Kahlkopf! und mit Koth und Steinen ihm nachwarfen, brach aus dem Dickicht des nahen Waldes ein riesiger Bär hervor, der sie zu Boden trat und zerfleischte. Eliseus, den sein Meister Elias, als er von dieser Erde schied, zum Nachfolger im Prophetenamte bestellt und ermächtigt hatte, ist das Vorbild des Priesterthums der lehrenden Kirche, welchem der Herr sein Lehrwort, sein erlösend Verdienst und die Stellvertretung seiner Person, als des Menschensohnes übergeben hat. Wird dieses katholische Priesterthum als der alte und veraltete Kahlkopf verspottet, der immer noch hinaufgeht nach Bethel, dem vermeintlichen „Hause Gottes", wird ihm von einer hoffnungsvollen Jugend, den Lenkern der Neuzeit, den Kindern glaubens- und hoffnungsloser Eltern, immerfort nachgerufen: „gehe nur immer deinen Weg, fahre wol, theile das Geschick deines Meisters, dessen Lehre du nicht einmal verstehst, werde dürftig und hilflos, lasse dich geißeln und kreuzigen, und stirb endlich, ohne je wieder zu erstehen," — wird so zugleich mit der Kirche das Christenthum selbst verhöhnt, seine Kraft und Würde aus den Gemüthern der Menschen verbannt — dann mögen die dünkelvollen Altmeister zusehen, wie sie der Ordnung des Rechtsstandes, der Sicherheit des Besitzes, dem öffentlichen Credit und der bürgerlichen Wolfahrt auf die Dauer aufhelfen und dem Ungeheuer abwehren, vor dem sie selber zittern. Wenn der scharfsinnige Schulmeister der Sozialisten als die drei Todfeinde der Menschheit den König, den Pabst und das Kapital, oder die drei Autoritäten des Staates, der Kirche und des Eigenthums bezeichnet, und ihm gegenüber nicht wenige Conservative oder Ordnungsfreunde es völlig hinlänglich finden, den Staat und das Kapital zu retten, während sie um die lehrende Kirche sich wenig kümmern, oder sie ebenso entschieden anfeinden, wie die Radikalen, so wird ihre Halbheit, die schon so viel Uebles angerichtet, es nicht verhindern können, daß die empörten zügellosen Bestrebungen überall wieder durchbrechen, wo das Lehrwort und Heil der Erlösung sammt jeder echten Erkenntniß Gottes und seines heiligen Gesetzes den Völkern entfremdet werden.

„Allerdings sind es die Männer des unbedingten Rückschrittes eben so oft, als jene des maßlosen Fortschrittes, welche den Dienern der lehrenden Kirche die herrische Weisung geben: „Die Geistlichen sollen bei ihrem Katechismus bleiben!" Sie ist auch gar nicht zu verachten diese Mahnung, sofern sie mit jener andern in Verbindung gebracht wird: daß, wer einmal die Hand an den Pflug gelegt, sein

Werk nimmer aus Feigheit verlassen soll. Nun gibt es einen zweifachen Katechismus: einen gedrängten und faßlichen für das Gedächtniß der Kleinen, und einen ausführlichen höhern für die Erwachsenen. Was lehrt aber dieser letztere? Sein wesentlicher Inhalt ist die Wahrheit, für welche Christus eingestanden, für deren Zeugniß er in die Welt gekommen, und die wir als die transcendente erkannt haben: Die Lehre von Gott, als dem Ueber- und Außerweltlichen, dem Schöpfer einer Welt, die eine Verwirklichung seines Gedankens, nicht die Entwicklung seines Wesens und Bewußtseins ist; und die Lehre vom menschlichen Geiste, als einer geschöpflichen Monas, die von der Natur und ihren Gebilden wesenhaft verschieden. Und eben deßhalb darf der höhere Katechismus nicht darauf verzichten, selbst die Lehre vom Staate in sein Bereich zu ziehen, insofern aus dieser religiöse Pflichten hervorgehen, die im Gewissen verbinden. Denn so sicher der Staat ein Reich von dieser Welt ist, so bleibt er doch immer, da er die geselligen Verhältnisse seiner persönlichen Wesen umfaßt, ein sittliches, mithin über den Naturboden hinaus gehendes Reich; und da seine sittlichen Kräfte, seine Autorität und Ordnung über und außer der geschöpflichen Welt, nämlich in der Idee oder dem Willen Gottes, ihren letzten und höchsten Grund haben, so besitzt er eine nicht bloß menschliche, sondern auch göttliche Weihe, die ohne Sünde nicht verletzt wird, indem, wie der Apostel ermahnt, der Widerstand gegen die obrigkeitliche Macht ein Widerstand gegen die Anordnung Gottes ist."

„Während also der Staat ein Reich von dieser Welt darstellt, aber nicht so ausschließend, als ob er keine überweltlichen Beziehungen hätte, erweiset sich hinwiederum das Reich Christi, die Kirche, als ein solches, das zwar nicht von dieser Welt, wol aber in der Welt und für dieselbe ist. Nicht von dieser Welt: denn es ist an kein einzelnes Volk, an keine bestimmte Staatsverfassung gebunden, es beschäftigt sich nicht mit der materiellen Wolfahrt, der Industrie, dem Handel, es übt keine physische Strafgewalt, es besitzt keine Mittel des Krieges, der Wehr und des Zwanges. Wol aber ist es für die Welt, denn als die fortgesetzte Anstalt des, von Christo und seinem Paraklet ausgehenden Heiles mit der Wahl der Vertreter von oben nach unten, hat es ja keine andere Bestimmung als die Erlösung und Heiligung der Menschenwelt. Daraus ergibt sich schon die enge organische Verkettung beider Reiche, deren Störung oder Lockerung jederzeit durch die verderblichsten Folgen gestraft wird. Der Staat ist vorzugsweise

das Reich der Freiheit, die Kirche vorzugsweise das Reich der Gnade; doch beide sind, wie Freiheit und Gnade, dem Menschen gleich unentbehrliche Institute. Auch wird die sittliche Freiheit einzig nur mittelst der Gnade geschützt und in ihrer Thätigkeit aufrecht erhalten, sowie hinwiederum die Gnade einzig nur den geistigen oder freien Wesen sich mittheilen kann. Die Kirche kann nicht sein ohne Staat, da ihre Glieder zugleich der bürgerlichen Gesellschaft angehören; der Staat hat keinen Bestand ohne die Kirche, weil seine Glieder aus der Familie stammen, die in ihrem Lebensgrunde eben so wesentlich auf Adam, dem irdischen Stammvater, als auf Christus, dem Erlöser und Erhalter Adams beruht; und weil die Aufgabe der Kirche: die Unterweisung in der transcendenten Wahrheit des Heils, die Erweckung und Versöhnung des Gewissens, die Ausspendung der Gnadenmittel, vom Staate nicht vollführt werden kann. Und da es kein anderes Fundament gibt, auf welchem der Fortbestand und das wahre Leben der Menschheit ruht, als der himmlische Mensch und sein Verdienst, so muß Alles im steten Schwanken bleiben, und des Segens ermangeln, was nicht auf dieser Grundfeste der Transcendenz erbaut wird. Ein Volk, in welchem nur der Sinn für das Irdische genährt wird, erwächst dann zu einer riesigen Gewalt, die in gewisser Beziehung an die Thaten und Geschicke Samsons erinnert. Der Eselskinnbacken in seiner Hand, mit dem es verheerend um sich schlägt, ist der erste beste Unsinn, den man ihm mitgetheilt, wie etwa die infernalen Lehren des Communismus. Die Philister, denen es sich furchtbar gemacht, wollen es einschließen und gefangen halten; allein es hebt die Thorflügel des Zwingers aus den Angeln. Es läßt sich, wie Samson von Dalila, in Schwelgerei und Trunkenheit einwiegen und binden, worauf man ihm die Augen aussticht, damit kein Strahl von Gottesfurcht und Glauben mehr in sein Inners gelange; doch nun ergreift es die Grundsäulen des gesellschaftlichen Gebäudes und reißt den ganzen Bau nieder, daß er über Verführer und Verführte zusammenstürzt. — Wollen wir weise sein, und unserer irdischen und jenseitigen Zukunft vorsehen, so halten wir fest an das Zeugniß, das der Herr der Wahrheit, der König mit der Dornenkrone, in Schmach und tödtlichen Schmerzen, blutend aus zahllosen Wunden, abgelegt hat vor Pontius Pilatus. Dies Zeugniß weiset uns, in allen Angelegenheiten des geselligen Lebens, des bürgerlichen wie religiösen, empor zum Willen des heiligen Vaters im Himmel, welchen der Herr in seinen letzten

irdischen Stunden für uns angerufen, daß er uns errette von Bosheit und Lüge, daß er uns aufnehme in seine ewige Huld, daß er uns heilige in der Wahrheit! —"

Was Veiths schriftstellerische Thätigkeit betrifft, so hat er seine reichen Mittel allmählig auf ein Gebiet, das homiletische, concentrirt, das er aber auch mit glänzendem Erfolge beherrscht. „Das Christenthum erscheint in seiner Hand", äußert sich ein kompetenter Beurtheiler seiner Predigten, „nicht sowol wie eine Dornenkrone, als vielmehr wie ein Rosenstrauß, der Alle anzieht, welche den Geruch des Lebens nicht schon ganz verloren haben." Zwar sind seine homiletischen Schriften durchaus nicht das, was man populär nennt — der gewaltige Flug seiner Fantasie und die zuweilen mangelnde Klarheit, eine Folge seiner völligen Hingabe an die Günther'sche Religionsphilosophie, hindern dies — aber auch der Mindergebildete, welcher dem geistigen Fluge des Redners nicht folgen kann, erhält nichtsdestoweniger eine kräftige Nahrung in diesen frischen, geistvollen Vorträgen und Betrachtungen mit ihrer edeln, männlich würdevollen Sprache. Nie wird er ermüdend für den Hörer wie für den Leser, selbst wenn er sich in die höchsten Regionen der Wissenschaft erschwingt; die zahlreich eingestreuten, eng und harmonisch mit der Idee zusammenhängenden Erzählungen, aus denen er in echt biblischer Weise die Wahrheiten der Glaubenslehre und die Vorschriften des Sittengesetzes beleuchtet, bilden gleichsam Ruhepunkte, von denen aus der Geist noch zu höheren Gedanken sich kräftigt; sie sind praktische Erklärungen des theoretisch Nachgewiesenen. Die bekanntesten seiner hieher gehörigen Schriften sind außer den schon genannten: „Die Leidenswerkzeuge Christi" (Wien 1827, 4. Aufl. 1851); „Das Vaterunser" (Wien 1831, 4. Aufl. 1852); „Das Friedensopfer" (Wien 1828, 1852); „Homilienkranz für das kathol. Kirchenjahr" (5 Bde., Wien 1837—39, 2. Aufl. 1842 f.); „Der verlorene Sohn" (Wien 1838); „Die Samaritin" (Wien 1840, 2. Aufl. 1858); „Die Erweckung des Lazarus" (Wien 1842); „Mater dolorosa" (Wien 1844); „Die Heilung des Blindgeborenen" (Wien 1846; 2. Aufl. 1860); „Eucharistia" (Wien 1847); „Die Säulen der Kirche" (Wien 1848); „Christus" (Wien 1851); „Lebensbilder a. d. Passionsgeschichte" (3. Aufl. Wien 1855); „Dodecathon" (2 Bde. ebd. 1859—1860); „Homiletische Aehrenlese (Wien 1862); „Zwölf Stufenpsalmen" (Wien 1863); „Die Anfänge der Menschenwelt. Apologetische Vorträge über die Genesis." (Wien 1865).

Als trefflicher Dichter bekundet sich Veith in seinen „Erzählungen und Humoresken" (Wien 1830 f. u. ö. 2 Bdchn.) durch den Reichthum und die Schöpferkraft seiner Fantasie, die Virtuosität und den Bilderreichthum, womit er die Sprache behandelt und selbst den ernstesten Gegenstand, wie in seinen Fastenpredigten, mit Anmut zu umkleiden, ihn anziehend, spannend, ja plastisch zu behandeln und zu gestalten weiß. Alle seine dichterischen Erzeugnisse [1]), unter denen besonders „Frau Martha" als ein meisterhaft getroffenes und unübertrefflich gut gezeichnetes Lebensbild, dem Besten dieser Art sich anreihend, hervorzuheben ist, tragen den Charakter des Humoristisch-Religiösen. „Er weiß darin den Verstand zu befriedigen und zugleich das Gemüt zu ergötzen, er genügt dem Fühlenden wie dem Denkenden, und Ernst und erhabene Darstellung, Humor und feiner Witz stehen ihm gleich sehr zu Gebot. Mit dem Leben wie mit der Wissenschaft vertraut, mit einem durch das Studium der Natur und der Heilkunde geschärften psychologischen Blicke begabt, tief eingedrungen in den Geist der heiligen Schriften und der Väter, dabei der Kunst der Darstellung im hohen Grade Meister, weiß er dem scheinbar Kleinen, das er behandelt, eine erhabene und lehrreiche Seite abzugewinnen, im Einzelnen den universellen Standpunkt zu erkennen. Alles führt ihn zurück auf die höchsten Ideen der Menschheit, auf die drei Angelpunkte des höhern Geisteslebens und Gott, Religion, Kirche." (Brühl: Gesch. der kathol. Literatur Deutschlands).

Ferner traten in dem Jahre 1810 zur Kirche zurück:

Johann Heinrich Rahke,

Almosenpfleger im Bürgerhospital zu Mainz.

Am 7. December 1791 von protestantischen Eltern zu Worms geboren, zeigte Rahke von Kindheit an ein frommes, zur Religion hinneigendes Gemüt. Um während der Conscription unter Napoleon dem Militärdienste zu entgehen, nahm er eine Stelle in der Waffenfabrik zu Mutzig im Elsaß an, wo er die Bekanntschaft eines geachteten Malers, Namens Sorg, machte, der früher schon selbst in den Schooß

[1]) Er gab auch das Taschenbuch: „Balsaminen" (Wien 1823) heraus.

der kathol. Kirche zurückgekehrt war. Dieser Mann interessirte sich für Rahke und gab ihm Unterricht im Zeichnen. Fromm, kirchlich streng, dabei von sehr liebenswürdigen Formen, erwarb er sich das Vertrauen Rahkes, der zuerst mit ihm über Religion sprach und ihn um Aufklärung seiner Bedenklichkeiten und Zweifel bat. Da Sorg ein wolunterrichteter, in den katholischen Glaubenslehren bewanderter Mann war und mit warmer Begeisterung an seinem durch Nachdenken und die Gnade Gottes erlangten Glauben hing, so vermochte er die Fragen seines jungen Freundes zu beantworten, seine Zweifel zu lösen, und ihm die katholischen Wahrheiten so einleuchtend zu machen, daß derselbe nach gründlichem Unterricht, und ohne sich durch die ihm von seiner Familie und seinen Freunden in den Weg gelegten Hindernisse abschrecken zu lassen, in der katholischen Kirche zu Mutzig das katholische Glaubensbekenntniß ablegte.

Gleichzeitig von dem Wunsch ergriffen, sich den Studien zu widmen, verließ er seine bisherige Beschäftigung, kehrte in seine Heimat zurück und trat 1812 in das Seminar zu Mainz, wo er sich für das Priesterthum vorbereitete. 1818 erhielt er die geistlichen Weihen und wurde als Vikar zu Hernsheim bei Worms angestellt, späterhin aber nach Mainz als Almosenpfleger im dortigen Bürgerhospitale berufen. —

Franz von Ernst

aus Bern, war Generalmajor im Dienste des Königs von Sardinien, und entsagte in diesem Jahre zu Nizza feierlich dem Protestantismus, dem er durch seine Geburt angehörte. —

Friedrich Ludwig Zacharias Werner.

Werner ward am 18. November 1768 zu Königsberg geboren. Sein Vater war Professor der Geschichte und Beredsamkeit, seine Mutter die Nichte des Professors der Poesie Valentin Pietsch, eine treffliche, geistig hoch begabte Frau, die nach Hippel „jeden Gegenstand mit Adlerblicken durchschaute", und die Werner selbst eine „reine heilige Kunstseele und Märtyrin" nennt. In der unmittelbaren Nähe des elterlichen Hauses lag das Schauspielhaus und der Zutritt war dem Knaben leicht, da der Vater Theatercensor war und mit dem Theater selbst in täglichem Verkehre stand. Dem Hause eines Oheims, den er oft besuchte, stand gegenüber die katholische Kirche, und der Knabe versäumte am Frohnleichnamstage niemals sich bei der auf dem Kirchhofe stattfindenden Prozession einzufinden, wie ihn auch die Darstellung des „heiligen Grabes" am Charfreitage mächtig anzog.

Im Jahre 1782 starb der Vater und der Mutter blieb die Erziehung des Knaben überlassen, eine Aufgabe, der sie sich mit der größten Zärtlichkeit und Liebe, aber auch der größten, fast ängstlichen Sorgfalt unterzog. Ihrer Anregung verdankte er eine frühe Neigung für Poesie und Christenthum, die ihn auch durch die wechselvollsten und mannichfaltigsten Lebensverhältnisse nie ganz verließ.

Nach beendeter Vorbildung bezog er die Universität seiner Vaterstadt, um Rechte und Kameralia zu studieren, besuchte auch die Vorträge des ihm wolgesinnten Kant, und veröffentlichte noch als Student die „Erstlings-Produkte" seiner Muse, ein Bändchen „Gedichte", im J. 1789, ganz im Charakter der damaligen Zeit von Spott über Mönchsthum, Intoleranz und Jesuiterei überströmend. Schon die Titelvignette ist bezeichnend. Sie stellt die Trauer im Wittwenschleier neben der Todtenurne auf dem Grabe Rousseaus dar. Werner betete den Verfasser des „Emil" förmlich an und wollte, das

Jahr sollte mit seinem Todestag den 2. Juli beginnen. Es erschien ihm, als er sich in der Heiligen Linde[1]) befand, als bedeutungsvoll, daß Rousseaus Sterbetag mit Mariä Heimsuchung, mit dem Tag, da die Himmelsgnade die Erde begrüßte, zusammenfiel, und er flehte:

„Laß unsern Staub im Mutterschooß verkläret
Zu deiner Gnade herrlicher Berührung
Ein Blütenpaar an deiner Linde prangen."

Der Geist der Weltverbesserung, wie er damals alle Gemüther erregte, ging auch an Werner nicht vorüber. Denn schon damals wie nachher beseligte ihn der Glaube an ein allgemeines Streben zur Verwirklichung einer Idee, durch die der Himmel auf die Erde herabgezogen werden sollte. So trat er in den Freimaurerorden.

1793 wurde er als expedirender Sekretär in Südpreußen angestellt, ein Amt, das er, wie wenig es ihm zusagen mochte, dort und später in Warschau zwölf Jahre lang mit redlicher Diensttreue verwaltete. Während dieser Zeit hatte er bereits drei Ehen geschlossen. Nachdem er von seiner ersten Frau, einer Schönheit von zweideutigem Rufe, mit der er sich zum Entsetzen seiner Angehörigen in Frankfurt a. d. O. hatte trauen lassen, geschieden war, hatte er ohne Neigung nur dem Wunsche der Seinigen nachgebend, die zweite geheirathet, sie aber bald wieder verlassen, um eine arme, sehr anmuthige junge Polin zur Frau zu nehmen, die er bei der Firmelung kennen gelernt und deren Zuneigung er gewonnen hatte. Dadurch jedoch ließ er sich nicht abhalten, allen den Genüssen nachzugehen, die Warschau damals bot, und die nicht immer der edelsten Art waren, obschon der Umgang mit seinen Freunden und Ordensgenossen, dem Dichter Jakob Mnioch und dem Regierungsreferendar Eduard Hitzig, dem nachmals so berühmten Criminalisten, geist- und herzerhebend auf ihn hätte wirken können. Hitzig war es auch, der nach seiner Versetzung nach Berlin Werners ersten dramatischen Arbeiten: „Die Söhne des Thals" und „Das Kreuz an der Ostsee", einen Verleger verschaffte. Inzwischen war Werner mit seiner Frau, die so wenig deutsch wie er polnisch verstand, in seine Vaterstadt gereist, um seine kranke Mutter, an der er mit unendlicher Liebe hing, zu pflegen. Sie war vor ihrem Tode in eine Geistesstörung verfallen, nach der Meinung der Verwandten aus Gram über das leichtfertige Leben ihres Sohnes, und starb am 24. Febr.

[1]) Berühmter Wallfahrtsort in Preußen.

1804. Tief erschüttert schrieb Werner an Hitzig: „Die Gottheit schlägt mit einem eisernen Hammer in unser Herz, und wir sind mehr als Stein, wenn wir das nicht fühlen, toller als toll, wenn wir uns nicht schämen, uns vor dem Allgewaltigen in den Staub zu werfen, unsere ganze, so höchst miserable Persönlichkeit zu vernichten, in dem Gefühl seiner unendlichen Größe und Langmuth." Auch bewahrte er ihr Andenken mit rührender Treue bis zu seinem Tode und ihr Bildniß mußte mit ihm in den Sarg gelegt werden.[1])

An demselben Tage wie seine Mutter starb auch Mnioch in Warschau, und es blieb ihm der 24. Februar fortan ein Tag des Schreckens und diente ihm deshalb als Titel eines Trauerspiels, das insofern von literarischer Bedeutsamkeit ist, als es das Vorbild aller spätern sogenannten „Schicksalstragödien" ward. Im Frühjahre 1804 kehrte er nach Warschau zurück, wurde aber schon im Herbste des folgenden Jahres durch den Staatsminister von Schrötter, der an seinen Dramen Gefallen gefunden hatte, nach Berlin versetzt und damit sein Lieblingswunsch erfüllt. Als geheimer Sekretär des neuostpreußischen Departements war er mit allen Berufsarbeiten verschont, um sich ganz der Ausbildung seines dramatischen Talentes widmen zu können. An dem bald darauf bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand, der Musiker, Künstler und Dichter um sich versammelte, fand er einen wolwollenden Gönner, im Schrötterschen Hause liebreiche Aufnahme. So im Umgange mit den Hauptstimmführern der neuen Bildung, A. v. Humboldt, Johannes Müller, Fichte, Uhden, G. Schadow u. A., so wie mit den besten Schauspielern schwelgte er in Dichterruhm und Lust, vernachlässigte aber dabei seine Frau derartig, daß sie den „frühergrauten" Gatten verließ. „Es sei", schreibt er an Hitzig, „von dem jungen Weibe mit Recht nicht mehr zu fordern, daß sie mit ihm glücklich sein solle. Ich bin wol kein böser Mensch, aber ein Schwächling in vieler Rücksicht, ängstlich, launenhaft, geizig, unreinlich, Du weißt's ja. Immer in meiner Fantasie, in Geschäften; hier nun vollends in Komödien, in Gesellschaften, hatte sie mit

---

[1]) In seinem Sonnett: „Frühlingsnachtmahl" spricht er von sich als Einem, —

— dem der Liebe Kosen,
Und alle Freudenrosen
Beim ersten Schaufeltosen
Am Muttergrab entflohn.

mir keine Freude. Sie ist unschuldig, auch ich vielleicht; denn kann ich dafür, daß ich so bin?" Und doch liebte er sie leidenschaftlich, und hätte sie sein wahres Glück gründen können, denn „sie war eine von den höhern Weiblichkeiten, auf denen sein Auge stets mit Verehrung ruhte, bis es brach."

Nach der Katastrophe von Jena, in Folge deren die Franzosen nach Berlin kamen, blieb Werner noch den Winter daselbst und brachte seinen „Luther" auf die Bühne, in welchem Iffland die Hauptrolle spielte. Doch war ihm der Aufenthalt verleidet, sein von der Mutter ererbtes Vermögen sicherte ihm nothdürftig eine unabhängige Stellung, und so entsagte er seinem Amte und folgte seinem angeborenen Wandertriebe, Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien nach allen Richtungen durchstreifend.

In Jena sah Werner im Dez. 1807 „den universellsten und klarsten Mann seiner Zeit, den Mann, dessen Gleichen Niemand, der ihn sah, je wieder sehen wird, den großen, ja einzigen Göthe". Der Eindruck war von beiden Seiten mächtig, denn Göthe schrieb an Riemer 14. Dez. 1807: „Meinen hiesigen Aufenthalt macht mir W. sehr interessant. Es ist ein sehr genialischer Mann, der einem Neigung abgewinnt, wodurch man in seine Produktionen, die uns andern erst einigermaßen widerstehn, nach und nach eingeleitet wird." Und in einem andern Briefe: „Es ist mir hier sehr wunderbar ergangen, besonders hat die Gegenwart des Thalsohnes eine ganz eigene Epoche gemacht." Werner begleitete Göthe nach Weimar, wo er sich mehrere Monate aufhielt, und wo Göthe sein Trauerspiel „Wanda" am 30. Jan. 1808, dem Geburtstage der Herzogin Luise mit aller Pracht und Sorgfalt aufführen ließ. Stephan Schütze berichtet hierüber: „W. betete vor der Aufführung und ließ sich nach ihr von hübschen Mädchen bekränzen. Es kam dem alten Heiden Göthe ganz wunderbar vor, das Kreuz auf seinem Grund und Boden aufgepflanzt und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es ihm gerade zuwider war [1])." Die Verehrung für Göthe bewahrte W. bis an sein Ende, doch wirkte auch Schiller auf seine dichterische Bildung ein [2]).

---

[1]) Weimars Album, 1840. S. 201.

[2]) Merkwürdiger Weise hielt sich W., der in Warschau fleißig Jakob Böhme gelesen, von den romantischen Dichtern fern, selbst als schon A. W. v. Schlegel

Im Sommer 1808 ging er nach der Schweiz, wo er auf dem Rigi den damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern und durch diesen in Interlaken die berühmte Verfasserin der „Corinna" und des bekannten Buches über „Deutschland", Frau von Staël, kennen lernte. Im folgenden Frühjahr ward er von dem Fürsten Primas von Dalberg, der ihm eine väterliche Gunst zuwandte, mit einer goldenen Schreibfeder und einer Pension begnadigt, die ihm späterhin von dem Großherzog von Weimar fortgezahlt wurde, während ihm der Großherzog von Hessen-Darmstadt den Hofrathstitel verlieh. Nachdem er im Sommer desselben Jahres einige Monate bei Frau von Staël auf ihrem Landsitze Coppet am Genfersee zugebracht, und daselbst die beiden Schlegel und Oehlenschläger kennen und schätzen gelernt hatte, ging er auf den Rath der Frau von Staël nach Italien und Rom. Am 9. Dezember kam er in der Hauptstadt der Christenheit an, wo der große Wendepunkt seines Lebens eintreten sollte, indem er daselbst zur katholischen Kirche zurückkehrte. Es geschah dies am 19. April 1810, wo er in die Hände des Professors, nachmaligen Cardinals, Pietro Ostini, das katholische Glaubensbekenntniß ablegte.

Ehe wir seinen weitern Lebensgang verfolgen, wollen wir uns bemühen, darzuthun, wie er, der sinnliche, frivole Genußmensch, der protestantische Dichter, der noch 1807 Luther poetisch verherrlicht, der das Messelesen ein Eselsgeschäft genannt hatte, der nicht wollte, daß „die Vernunft wie ein Pudelhund nach der Pfeife des Pabstes tanzen sollte," wie er zu dem Entschlusse gekommen war, mit einem Schlage mit seiner ganzen Vergangenheit, mit der Welt und ihren Genüssen, ja mit dem eigenen Ich zu brechen, und sich einem Glauben zu unterwerfen, dessen Consequenzen jenen Bruch gebieterisch verlangten. Zu dem Ende müssen wir versuchen, den Faden aufzufinden, der zu einer Vermittlung der anscheinend unversöhnlichen Widersprüche in seinem innern Leben, einer „glühenden, oft ans Gemeine, ja Verruchte streifenden Sinnlichkeit und einem tiefen religiösen Gefühl" leiten möchte. Diesen Faden finden wir in seinen Dichtungen, die ohne Ausnahme den Charakter des Tragischen an sich tragen, „ein unausgesetztes Ringen mit wilder irdischer Leidenschaft und Weltlust, der er frühzeitig

---

mit seinem „Spanischen Theater" aufgetreten war. Er nannte den Bund jener eine Clique, v. Fr. Schlegel ist ihm „halb Halbgott, halb Unmensch, Göthe dagegen ein Gott."

verfallen, gleichsam ein schwarzes und ein weißes Roß, dicht neben einander gespannt, die ihn immer weiter nach dem Abgrunde zogen, vor dem ihm graut" [1]) (Eichendorff). Daher findet sich in keiner seiner Schriften eine Spur von Lüsternheit, von Beschönigung und Aesthetisirung der Sünde, wodurch der sittlich lebende und lüderlich schreibende Wieland einen so verderblichen Einfluß ausgeübt. „Wenn in seiner aus glühender Begeisterung hervorquellenden Sprache," äußert sich Professor August Hagen, „nur zu viel Schimmer und Schein das Heilige umfließt, so ist doch Scheinheiligkeit von dem Dichter fern, der durch den Abscheu vor dem Lüsternen und Frivolen in seinem Gemälde darthut, wie er als Priester der Kunst ober dem Sinnenrausch erhaben stehe, in den eine blinde Leidenschaft ihn stürzte. Wie sehr unterscheidet er sich darin von seinen mit dem Katholicismus schön thuenden Zeitgenossen! Nicht konnte er es je über sich gewinnen, die Sünde durch poetischen Zauber zu verklären. Die Kunst ist ihm ein lichter unentweihter Tempel, und in ihn flüchtet er sich aus dem Qualm der Welt und erhebt sich an den Idealen, die seine Fantasie schafft [2])."

Das tiefe, religiöse Gefühl aber, das sich durch alle Werke Werners wie ein rother Faden hindurchzieht, dient ihm nicht wie so manchem der zeitgenössischen Romantiker als poetisches Motiv und Beiwerk, es ist vielmehr der wirkliche Ausdruck seines tiefinnersten Wesens, es ist das belebende Princip, die Seele des Ganzen.

Schon in den obenerwähnten Jugendgedichten, die doch im Allgemeinen ganz in dem Charakter des damaligen vulgären Rationalismus gehalten sind, finden sich Töne angeschlagen, die jenen Gegensatz bekunden. So heißt es in dem Gedicht „Am Grabe des Vaters":

„Wie auf Wogen Wogen sich erheben,
Thürmen Zweifel jetzt auf Zweifel sich,
Hoffnung winket — Zweifel widerstreben,
Ich vergehe — Vater — rette mich."

---

[1]) Hierzu paßt die Schilderung, die Helmina v. Chézy in ihren Memoiren („Unvergessenes", Bd. 2. S. 333) von ihm macht: „W. war schlank und hager, seine Blicke brannten, nie habe ich ihn lächeln gesehen, nie hat seine Lippe seine Gedanken verschwiegen; sein Herz war wolwollend, glühend, ein Fremdling auf dieser Erde."

[2]) In dem trefflichen Aufsatz: „Geschichte des Theaters in Preußen" in den „Neuen Pr. Provinzial-Blättern", Jahrg. 1853. S. 65.

Als aber mit Novalis, den Schlegeln, Tieck u. A. eine neue Richtung in der Poesie, die Romantik, sich Bahn brach, und die gemeine, allen dichterischen Intentionen baare Verstandesaufklärerei siegreich bekämpfte, da fühlte Werner sich sofort auf heimischem Boden, obschon er sich anfänglich von den Vertretern der neuen Schule fern hielt und erst später zu Einigen unter ihnen in näheren Verkehr trat. Das religiöse Element erkannte er als den Schwerpunkt der Romantik, und die Förderung desselben als seine Lebensaufgabe. „Die Poesie hatte ihm von jetzt ab nur Gültigkeit, insoferne sie, mit Religion und echter Liebe eine Dreieinigkeit bildend, für die letzten Zwecke der Menschheit wirkt, die höher sind, als alle Poesie, wodurch das, allen Egoismus vernichtende Gefühl, die Moral, Nothwendigkeit und der Verstand Anschauung wird" (Eichendorff). Die Aesthetik sollte fernerhin nicht Dienerin der Moral oder Humanität sein, welche beide zwar hocherhaben, aber durchaus prosaisch seien. Kunst und Moral sollten das Herz wie ein Gefäß durch Anschauen des Schönen und des Universums nur reinigen, so weit, daß es für die höhern Wahrheiten der Moral empfänglich sei, nicht dem Herzen diese Wahrheiten selbst eintrichtern, denn das wäre ein in der Moral, die nur reine Motive brauche, unwürdiges Vehikel. Nun seien aber die Herzen der Alltagsmenschen kalt, sie müßten also durch die Bilder des Uebersinnlichen erst entfernt werden, wie ein irdenes Gefäß ausgeglüht, ehe die reine Milch der Moral in sie ausgegossen werden könne. Das sei sein kurzes Glaubensbekenntniß über Kunst, die ihm nicht als flüchtiges Amüsement, sondern als Leiterin des Lebens gelte. — Der sogenannte Dichter sei nichts, sei weniger als der Schreiber oder Kanzellist, wenn er sich damit begnüge, in schön gestochenen Silben seine Nebenmenschen zu amüsiren; der Geist des Ganzen mache es aus, der hohe, göttliche Geist, den der Dichter als Priester der Gottheit verbreiten solle in der Welt.

„Ich kann dir," schreibt er an Hitzig, „so wahr Gott lebt, schwören, daß ich die Kunst blos aus dem höheren Gesichtspunkte, insofern sie uns Ahnungen der Gottheit gibt, betrachte, und daß es mir nicht darum zu thun ist, Bücher zu schreiben und einen flüchtigen Beifall zu gewinnen, sondern darum, wenn auch nur wenige Gemüter für das Heilige zu gewinnen, was die Welt nicht kennt. Das ist, so wahr Gott lebt, nicht Affektation, sondern wirklicher Ernst." Bei solcher Gemütsstimmung, fährt er fort, sei Proselytenmacherei sehr

natürlich. Weit entfernt, sich vor Nebenbuhlern zu fürchten, die mit ihm um den Lorbeer wetteiferten, wünschte er vielmehr, daß noch Viele mit ihm zu einem Ziele wallten. „Ich versichere und betheure dir," schreibt er, „daß ich alle poetischen Lorbeerkronen für die Freude hingäbe, nicht etwa Stifter, bloß Mitglied einer echt religiösen Sekte zu sein, denn ich bin überzeugt, daß das die Hauptsache ist, worum es der Welt Noth thut, und daß alle Kunst nur Propyläe zu diesem Endzweck. Was könnten zehn gefühlvolle, reine, begeisterte Jünglinge, zu einem Zweck verbündet, mit der Welt in religiöser Hinsicht machen, wenn sie weniger schreiben und mehr thun wollten, und wenn es möglich wäre, noch junge Leute zu finden... Wir brauchen Apostel, die auf einen Zweck hinwirken, und Proselyten."

Freilich übersah er, bei allem anerkennenswerthen Ernste seiner Gesinnung, daß er von falschen Grundlagen ausging, daher auch das Gebäude, das er auf diesem aufführte, schon in sich selbst unhaltbar war, wie denn auch seine Dichtungen nicht Ausflüsse einer in sich heiter geschlossenen Natur waren, sondern Zeugnisse eines unklar drängenden Strebens nach einem unklar dämmernden Ziele. Wie sehr er auch das religiöse Element in den Vordergrund stellte, so sehen wir doch in seinem Glaubenssystem nicht erst ein pantheistisches Chaos, da er in der Religion nur das lebendige Gefühl der großen Naturnähe und das unbefangene Ergießen einer reinen Seele in dieses reine, unendliche Meer erkannte, indem er, ohne nach persönlicher Unsterblichkeit viel zu fragen, sich baden, auflösen und verfließen mochte. In diesem seinem theologischen System spricht er sich aus, daß auf die Religion, die im Opfertod ihr erhabenstes Symbol verehrt, eine folgen müsse, die die Gottheit ohne Mittler anzuschauen vermag und das Leben in seiner Reinheit anerkennt, eine Religion, die das menschliche Geschlecht zum Urquell zurückführt und in einem erhabenen Naturdienst die vollendetste Form vereinigt. Bezeichnend sind Stellen, wie die folgende:

> Als Leben starb, da ward das Kreuz geboren,
> Vernichtet wird es einst, wenn wieder Leben
> Aus der Natur zu allen Wesen spricht.

Es waren

> Horus Wischnu, Eros Thor und Christus, die
> Dem staubbedeckten Geiste Flügel liehn,
> Um sich zu seinem Urquell aufzuschwingen.
> Verkläret wird die Tugend an dem Grabe,

Es straft die Nemesis, und durch die Gährung
Sieht man des Friedens schönen Stern entglüh'n.

Das Kreuz, das die kleine Welt in Kirchen einzuschließen strebt, wächst riesenhaft empor und fährt „flammend auf zum Himmel".

Dann schwebte strahlend aus dem off'nen Himmel
Das große, wahre, alte Kreuz herunter.
Und eine große Kirche ward der Weltball
Auf einem ewig grünen Grabesrasen.
Und auf der Kirche stand das große Kreuz;
Die Kirche wird ein Sakrament des Fleisches,
Das Meer ein Sakrament des heil'gen Blutes.

Aus der Jungfrau Maria wird die Isis, sie hält endlich den Herrn wieder

. . . in den Mutterarmen —
Das ist das letzte Evangelium.
Du Menschengott
Sei die Natur,
Natur hält Schwur,
Natur ist treu,
Natur ist frei.

Und an einer andern Stelle heißt es wieder:

So findet ihr, was euch mit Gott vereine,
In der Natur gebildet überall,
Und keinen Punkt, wo er nicht widerscheine —
Zum Mittler könnt ihr auch den Staub erheben."

Die Religion sowie die ihr gleichgestellte Poesie[1]) dienen ihm nur als Mittel, die Menschheit für ein höheres, über alle positive Religion hinausliegendes Ziel vorzubereiten. Allerdings hält er diese seine Religion für einen „geläuterten Katholizismus", den er als „das größte Meisterstück menschlicher (!) Erfindungskraft" rühmte, und welcher, auf seine Urform zurückgeführt, allen christlichen und vorchristlichen Religionsformen vorzuziehen sei für ein Zeitalter, das den Sinn der schönen Griechheit auf immer verloren. Aber wenn er diesen seinen

[1]) „O lieber Freund! daß ich dich doch bekehren, doch überzeugen könnte, daß uns nichts zu trösten vermag, als Kunst und Religion (warum haben wir doch noch nicht jenen Namen für diese Synonymen!) ꝛc.," schreibt er an Hitzig, Lebensabriß Seite 25.

„idealisirten Katholizismus" auch als seinen Götzen verehrt, so geschieht dies doch nur von seinem poetisch-reformatorischen Standpunkt aus. So schreibt er an seinen Verleger Sander[1]): „In dieser poetischen Hinsicht also nehme ich nicht nur die Maçonnerie, sondern selbst manches von ihrer Geheimnißkrämerei, ja sogar den jetzt aufs neue Mode werdenden Katholizismus, nicht als Glaubenssystem, sondern als eine wieder aufgegebene mythologische Fundgrube, theoretisch und praktisch in Schutz . . ."

Alle diese seine fantastischen Ansichten und Träumereien hat er in dem Drama „Die Söhne des Thals" (2 Bde. Berlin 1803) niedergelegt, dessen Haupttendenz er selbst für nichts weiter erklärt, als den Sieg seines so geläuterten Katholizismus mittelst der Maurerei über den in seinen Grundsätzen zwar ehrwürdigen, aber dem Menschengeschlechte als solchem nicht angemessenen durchaus prosaischen Gang eines durch Phantasie begrenzten Kritizismus.

Im gleichen Ideenkreise bewegt sich seine Tragödie „Luther oder die Weihe der Kraft" (Berlin 1807)[2]). In derselben finden sich die Trias: „Reinheit, Kunst und Glauben" zu einem „Mysterium dreieiniger Liebe" vereinigt. Erstere wird durch Katharina von Bora repräsentirt, die die Kraft, Luther, verklärt. Sie will sich ihren eigenen Heiland schaffen, den ihr auch die heilige Jungfrau im Traume zeigt:

„. . . Jesus war's nicht ganz,
Und Luther auch nicht — und ein Heiland doch —
Ein Heiland — nicht am Kreuz, auch nicht ein Knabe;
Ein göttlich schöner Jüngling —
So — wie Apollo — ungefähr — so sah der Heiland aus."

Sie sieht Luther (trotz der Klausur), als er die Bulle verbrennt und erkennt in ihm ihr vorbestimmtes Urbild. „Mein Urbild!" ruft sie aus und — „betet fortan zu ihm."

[1]) Derselbe hatte sich übrigens Veränderungen erlaubt, die „das Blut des Verfassers erstarren machten," wie er sich ausdrückt.

[2]) Der intellektuelle Urheber dieses Dramas ist Schiller, der bei einem Besuche bei Iffland in Berlin die Aeußerung gethan, Werner müsse, um die rechte Haltung zu gewinnen, ein eigentliches Religionsdrama schreiben, wozu er wahren Beruf habe. Dieß war für den Schauspieldirector Veranlassung, ein solches förmlich zu bestellen (Hagen a. a. O. S. 88).

Uebrigens ist der Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus keineswegs so schneidend dargestellt, als dies in andern Religionsdramen der Fall ist. Nicht ohne Wehmut kann er heitere Jugenderinnerungen zertreten sehen. Es heißt, der neu gepflanzte Baum wird mit seiner weit um sich greifenden Wurzel

„. . . . den Maulwurf
Aus seinem Hügel scheuchen, doch ersticken
Wird sie das Weibchen und das Immergrün."

Der neue Morgen verlöscht die Sterne —

„Die Sterne sind im Frieden heimgegangen,
Die Nacht des Kinderglaubens ist entflohn,
Der Morgentraum der Kunst, mit süßem Bangen
Eilt er zur Braut am goldnen Liebesthron.
Erkenntniß tödtet und belebt sie wieder,
Wenn Glaube neu erweckt die ew'gen Lieder."

Als die Fanatiker des neuen Glaubens die Kunstwerke in den Kirchen zerstörten, sagt er:

„ . . . Diese schönen Bilder,
Sie malten uns die schöne alte Zeit."

Trotz aller Schwächen hatten die erwähnten Dramen, denen sich noch einige andere: Das Kreuz an der Ostsee, Attila, Wanda — anschließen, Werners Dichterruhm begründet, und eine hervorragende Stelle unter den Häuptern der damals herrschenden Richtung war ihm, das wußte er wol, gewiß, wenn er auf dem betretenen Pfade weiter fortschritt. Wenn er nun demungeachtet plötzlich einhält, und einen Weg einschlägt, der von dem früher so heiß ersehnten Ziele weit ab führte; wenn er mitten in dem glänzenden Treiben der Welt von moralischem Eckel davor erfaßt wird und nach gewaltigem Kampfe mit demselben, wie mit seiner ganzen Vergangenheit, plötzlich bricht, so ist dies ein hoher Beweis für die Wahrheit und Innigkeit seines religiösen Gefühls.

So gemutet kam Werner nach Italien, nach Rom. Wie er daselbst gekämpft und gerungen, wie er bereut und gebüßt, davon geben viele seiner Dichtungen[1]) Auskunft. „Die Sage erzählt von dem ge-

[1]) In seiner in dem Felder-Waitzenegger'schen „Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit" (Landshut 1817—22. 3 Bde.) ent-

treuen Eckhart, wie er, aus dem zauberischen Venusberg zum Tageslicht zurückgekommen, noch geblendet und von den nachtönenden Wunderklängen verlockt, gen Rom pilgert, um die Frevel zu sühnen; und wie er dann in glänzender Rüstung sich vor den Zauberberg gestellt, jedem Schuldlosen, der das süße Weh bezwungen, warnend den Eingang zu wehren. Einen solchen, fast märchenhaften Eindruck macht von jetzt ab Werners Erscheinung, und es ist belehrend, ihm auf seiner Pilgerfahrt in die gleichsam neuentdeckte Welt zu folgen, die nun mit jedem Schritte, Strahl auf Strahl, verwandelnd auf ihn eindringt" (Eichendorff).

Beim Beginn seiner Wanderung wird er von den Erinnerungen an die sündhaft vergeudete Jugend verfolgt:

„Von des balt'schen Meeres dürrem Strande
Wallt zur Stadt des Herrn ein Pilgersmann;
Ihn verwies aus seinem Vaterlande
Ein verdienter, aber schwerer Bann!
Und von Land zu Land
Jagt ihn dessen Hand,
Dem er zu entflieh'n vergebens rang!"

Er zweifelt an der Möglichkeit einer innern Umkehr; so sagt er beim Eintritt in Italien:

„Ihr kommt zu spät, ihr ewig jungen Lauben;
Ach hätt' ich früher euer Grün geschauet,
Als noch des Lebens Morgen mir gegrauet!
Ich kann nicht leben mehr! — ich kann nur glauben. —
Und doch — o daß ich, ewig junge Lauben,
Nicht früher euer duftend Grün geschauet!
Es ist zu spät! — der düstre Abend grauet!
Ich kann nicht leben mehr — werd' ich noch glauben?"

Doch wird der Schmerz allmählig milder, er hat noch Thränen, da erblickt er Rom von ferne und sinkt betend nieder:

„Leih' mir Morgenröthe, deine Schöne,
Deinen ersten Strahl, erstand'ne Sonne,

haltenen Selbstbiographie heißt es: „Den 9. Dec. 1809 sah er zum ersten Mal die Hauptstadt der Welt. Was ihm zu Rom von jenem Tage bis zum 22. Juli 1813, wo er Rom verließ, Merkwürdiges begegnete, ist nicht geeignet für den Raum eines prosaischen Wörterbuches." W. hat es angedeutet, wenigstens in mehreren poetischen Denkzetteln, die druckfertig in seinem Pulte liegen ꝛc.

Brautnacht, deine Schau'r, Gebet, dein Schauen,
Ihr Symbole höchster Liebeswonne,
Leih't euch mir anstatt der armen Töne,
Auszusprüh'n mein freudiges Vertrauen:
Daß auf diesen Auen,
Wo der Thron der Herrlichkeit gegründet,
Ich, der auch zur Herrlichkeit erkoren,
Sie durch Schuld und Schwäche hat verloren,
Wieder neu der reinen Kraft verbündet,
Rettung find' aus dem Gewühl der Zeit,
Die auch mir vererbte Göttlichkeit. —
— Muth fühl' ich, die ganze Welt zu lieben,
Glut, mich selbst als Kunstwerk zu beginnen,
Gier zum Kampf, wie Helden Gottes rangen!
Fleuch! ruf' ich zum bangen
Schmerz. — Entschüttelnd mich dem Nebeltraume,
Will in schöner Erd' ich Wurzel schlagen,
Mich der Ceder anzuranken wagen,
Die den Wipfel schirmt vom Lorbeerbaum! —
Rom, da thront es. — Ueber Petrus' Grab
Strahlt vom Petersdom des Glaubens Stab!"

Und er hielt Wort. „Nicht, daß er, innerlich ausgewechselt, seinem eigensten Wesen untreu geworden wäre: seine ursprüngliche Lebensaufgabe vielmehr blieb dieselbe, aber diese Aufgabe formulirte sich fortan bestimmter und strenger. Das feige Aufgeben der Persönlichkeit, die gleichsam vor sich selber in ein unbekanntes All flüchten wollte, wurde zur besonnenen, heiligenden Entsagung der Sünde, das nebelhafte All zum persönlichen Gott, der erdichtete Thalbund zur wahrhaften Kirche, und derselbe Trieb religiöser Wirksamkeit, der ahnend jenen Bund geträumt, machte den Dichter endlich zum Priester, um die Wahrheiten der wiedergefundenen Kirche zu verkünden."

Die bitterste, tiefinnerste Reue ergriff ihn; er verwarf, was er früher in Verkennung des wahren Lichtes gedichtet, denn:

„Lüge war's, was ich zu singen
Wagte, daß es Liebe sei,
Macht von meiner Hölle Schwingen,
Euch von mir, Verführte, frei!"

Und in tiefster Zerknirschung demütigt er sich vor Gott:

„Ich weiß es, Herr (o werd' ich's einst vergessen?),
Daß werth ich bin, im Abgrund zu versinken,

Den ich mir grub; die Wellen, die dort blinken,
Sind Mutterzähren, die ich aus that pressen;"

„Dieweil den Taumelbecher ich vermessen
Geziert, zur letzten Neige auszutrinken,
Sind die Sirenen, die nach Manchem winken,
Mir jetzt Harpyen, die am Mark mir fressen!"

Und er bekennt:

„Selbst in der sieben Hügel Schooß
War das Gelüst mein Taggenoß,
Mein Nachtgesell das Grauen!"

„Gehetzt, der alten Sünde treu,
Von Reu zur Gier, von Gier zur Reu,
Selbst auf den heil'gen Bergen
Hab' ich gesündigt freventlich;
Entwürdigt hab' ich Rom und mich,
Das will ich nicht verbergen."

Doch werden die Sündenbekenntnisse (in seinen für den Druck nicht bestimmten Tagebüchern) immer seltener und verstummen endlich ganz, die Sünde wird zum Ringen mit der Versuchung, das unruhige Suchen zum Finden, die Tage beginnen und enden mit Gebet.

„Und als ich schier erlag trostlosen Schmerzen,
(Den Schmerzen, die verdammen, statt zu segnen!)
Als mir verbargen sich die Himmelskerzen,
Die Thränen selbst mir nicht mehr wollten regnen,
Und als allein ich stand mit meinem Herzen,
Allein! — (es möge Keinem das begegnen!) —
Da kam, als ich noch kaum mich konnte regen,
Die Hohe mir mit Trost und Huld entgegen!" —

„Und preisen werd' ich mein Geschick
Und segnen jeden Augenblick,
Wo ich an Petrus' Grabe,
Der, wie die Bibel thut Bericht,
Gesunken, doch versunken nicht,
Zuerst gebetet habe!

Da ließ der Herr den Blitz erglüh'n:
»Nur der Entsagung wird verzieh'n!«
Sprach Gott im Blitzesflimmer!

— — — — — — —

Und ich entsagt' für immer!

Was dorten mir ward kund gethan,
Künd' ich, will's Gott, wol einmal an
Durch Wort und Blick den Brüdern;
Das wandelt in des Busens Nacht
Und singt sich nicht in Liedern."

Darüber aber, was seinen Vorsatz gereift und seinen Entschluß beschleunigt, findet sich in seinen Tagebüchern und Briefen keine bestimmte Angabe. Wol aber geht aus dem, was er in seiner Vorrede zu Silberts Uebersetzung des Thomas a Kempis über „geistliche Uebungen" geschrieben, klar hervor, daß er noch als Protestant besagte Uebungen einmal mitgemacht, und daß dieselben einen wunderbaren Umschwung in seiner Seele hervorgebracht. „Das Wunder der geistlichen Uebungen, heißt es daselbst, welche lediglich und allein nach Kempis Nachfolge Jesu Ignatius von Loyola entworfen hat, ist millionenmal wiederholt worden, hat Millionen geistige Todte wieder auferweckt und ist eines solchen Erfolges so gewiß, daß man, um diesen günstig zu erfahren, nur jene zweckmäßig anwenden darf. Der heilige Ignatius und der sel. Alphons Maria Liguori haben diese Art und Weise, die verstocktesten Gemüter sogar in vier, acht bis zehn Tagen für das Höchste des Christenthums dauernd zu entflammen, mit einer wahrhaft göttlichen Kunst dargestellt und gelehrt, deren allerhöchsten Ursprung ich an mir selbst, in meinem, wenn gleich nur dreimal und immer nur vier Tage, zu Rom nicht von, sondern an und mit mir vorgenommenen geistlichen Uebungen zu erproben das unverdiente Glück hatte [1]).

So war denn Werner nach einem sturmbewegten Leben in den Hafen eingelaufen, nicht jedoch, um nur in stiller Ruhe und Verborgenheit des ungewohnten Glückes sich zu erfreuen und an der innern Vervollkommnung unablässig zu arbeiten, das genügte seiner feurigen Natur nicht. Vielmehr bereitete er sich vor zum Kampfe für die Wahrheiten, die er so eben glücklich gefunden, zum Kampfe für die Kirche, die ihn so eben in ihren Schooß aufgenommen. Und wie es ihn vorher drängte, sich nach Jüngern und Proselyten umzuthun für seine farb- und gestaltlose Dreieinigkeit von Liebe, Kunst und Religion, so

---

[1]) Wer sich von dem Einfluß und der Macht der geistlichen Uebungen auf das Gemüt eine klare Anschauung verschaffen will, der lese das 26. Kapitel des 3. Bandes von des trefflichen Clarus „Simeon".

trieb es ihn jetzt noch weit mächtiger, die Herzen für den concreten Gott zu gewinnen, den nach langen Irrfahrten auch er gefunden. Nun rechnete er bei der allgemeinen Gedankenlosigkeit und dem Leichtsinn des Lesepublicums mit Recht wenig auf die Wirksamkeit des geschriebenen Wortes, legte dagegen ein um so größeres Gewicht auf das unmittelbare Eingreifen ins Leben, auf das gesprochene Wort. Zu diesem Wirkungskreise sollte ihm die Priesterweihe den Weg eröffnen.

Er begann sofort sich mit theologischen Studien zu beschäftigen und wandte sich noch in demselben Jahre (1810) schriftlich an den zu der Zeit in Savona, wo er von den Franzosen gehalten ward, residirenden Pabst Pius VII. mit der Bitte, zum Priesterstande zugelassen zu werden. „Questa cosa è fatibile“ (diese Sache ist thunlich), ließ ihm derselbe schreiben, doch müsse er als Neophyt noch ein Jahr warten und solle dann die Sache wieder in Anregung bringen. Indeß das Jahr verstrich und jede Correspondenz mit dem heil. Vater war unmöglich gemacht, da derselbe später gar nach Fontainebleau gebracht ward. Nach Verlauf von fast vier Jahren verließ Werner am 22. Juli 1823 Rom und kehrte nach Deutschland zurück, wo er sich zuerst in Frankfurt, dann in Aschaffenburg aufhielt. Von da aus richtete er an den Fürst-Primas Dalberg, seinen alten Gönner, ein ausführliches, sowie ein Curriculum vitae enthaltendes Schreiben,[1]) in welchem er um Aufnahme ins Priesterseminar zu Aschaffenburg bat. Nachdem er darin der christlichen Erziehung gedacht, die er im elterlichen Hause genossen, fährt er fort: „Ich habe schon bemerkt, daß ich sehr christlich erzogen bin, und darf es Ew. Excellenz tiefer Menschenkenntniß nicht erst bemerklich machen, daß die Keime der frühesten Erziehung, selbst bei nachheriger Verwahrlosung, bleiben und durch Gottes Gnade befruchtet oft wieder emporschießen. So war auch meine früheste Religiosität durch ein freilich sehr verwildertes nachheriges Leben keineswegs ausgerottet. Namentlich hatte schon in meinen Kinderjahren die Wohnung einer Verwandtin, die ich täglich besuchte, und deren Haus bei der kathol. Kirche zu Königsberg gelegen war, in mir als Kind bereits eine so entschiedene Vorliebe für das katholische Ritual erweckt, daß solches eine Lieblingsbeschäftigung meiner jugendlichen Phantasie war. Ich

[1]) Eine Abschrift dieses überaus merkwürdigen Aktenstückes, das niemals veröffentlicht, wol aber öfters falsch citirt worden, verdankt Verfasser dem hochwürdigsten Bischof von Straßburg, Herrn Dr. Räß.

genoß, da meine Eltern wolhabend waren, Privatunterricht, und meine Lehrer waren fast sämmtlich junge protestantische Theologen, welche mir nach dem beliebten Spruche: docendo discimus, wie z. B. durch des Erlanger Seilers Theologia dogmatico-polemica Latinität beibrachten, wodurch ich denn eine entschiedene Neigung für das theologische Fach und zwar, wäre es auch nur aus jugendlicher Streitsucht gewesen, für das in jener Dogmatik oft sehr lahm bekämpfte katholische Christenthum gewann. Sehr große Anklänge dieser entschiedenen Tendenz finden sich in allen meinen Schriften, ja selbst in einer, die dem Protestantismus das Wort zu reden scheint, aufs deutlichste ausgedrückt. Eine hierauf von mir eingegangene — sowie seit vier Jahren Gottlob von mir gänzlich aufgegebene — Verbindung mit einer zu weit ausgebreiteten Gesellschaft, die sich zu unserer heiligen Kirche zwar wie eine Gartenrotunde zum römischen Pantheon verhält, aber doch mit ihr eine eben solche Aehnlichkeit hat, vermehrte in meinem ursprünglich christlichen Gemüthe eben so die Vorliebe zum religiösen Forschen, als sie mir Gelegenheit gab, meine mir von Gott verliehene Rednergabe auszubilden. Hiezu trat endlich meine poetische, für das Sinnliche unseres Cultus stets empfänglich gewesene Natur, welche selbst auf andere mir verwandte Gemüther so wirkte, daß noch vor neun Jahren in meiner Vaterstadt ein Bund edler und frommer Jünglinge sich an mich knüpfte, der zwar durch die Zeit desorganisirt, aber in seinen Resultaten doch in so fern wolthätig ward, als einer dieser Jünglinge früher noch als ich zum katholischen Glauben übergegangen ist[1]).

So ausgerüstet, aber auch, ich darf es nicht leugnen, von Reue über eine Unzahl früherer Verirrungen und Vergehungen gefoltert, kam ich nach Rom. Ungleich mehr, das kann ich betheuern, diese Reue und die Leere, die ich nach einem lebenslänglichen Jagen nach leeren Genüssen in meinem Innern empfand, gesellt zu dem für jeden consequenten Menschen Unbefriedigenden des Protestantismus und Deismus, welchen ich, wie die Genüsse, in seinen meisten Formen erschöpft und daher um so gründlicher verachten gelernt hatte, als der ästhetische, mir oft sogar, insofern er **nur** Form ist, widernde Pomp unsers Ritus, machte mich für die Gnade empfänglich. Ihr göttlicher Strahl traf mein Herz, ich ging am Gründonnerstage, als

---

[1]) Zweifelsohne ist Raphael Bock gemeint, der jedoch später wieder abfiel, und dessen weiter unten (s. Lewald) ausführlicher gedacht ist.

am 19. April 1810 [1]) zu Rom (wie Beilage A. beweist) zum Glauben unserer Väter über. Schon längst zuvor hatte theils die erwähnte religiöse Verbindung mit jugendlichen Freunden, die mich zum Vorsteher erwählt hatten, theils mein Ruf als mystisch=poetischer Autor, der manche mir gleichgestimmte zarte aber kränkelnde Seele sich mir innig anzuschließen veranlaßt hatte, in mir die, ich möchte fast sagen, fixe Idee, daß das priesterliche Verhältniß mir das angemessenste sei, und den glühendsten Wunsch nach demselben erzeugt. Dieser Wunsch, durch Weltzerstreuungen unterdrückt, wurde in dem Augenblicke, als ich diese verabschiedete, nämlich in dem, wo ich einsah, das Christenthum erfordere den ganzen innern Menschen, also bald nach meinem förmlichen Uebertritt in unsere heil. Kirche — ich sage förmlichen, denn innerlich gehöre ich ihr vielleicht seit 18 Jahren schon an, da mir in jener Zeit schon, wo ich in dem ganz katholischen Südpreußen als preußischer Offizial die Sachen des katholischen Kultus, (auch das war Gottes Finger!), zu bearbeiten hatte, die Ehrfurcht für unsern Glauben vermehrt wurde — in mir aufs Neue lebendig. Ich theilte meinen Entschluß Priester zu werden, meinem Beichtvater und Seelsorger, dem Abbate Don Pietro Ostini zu Rom, wie alle meine Seelenzustände mit. Dieser Mann, in dessen Hände ich meine Abschwörung geleistet hatte, ist Professor und Doctor der Theologie an der dortigen vornehmsten Lehranstalt, dem sogenannten Collegio Romano, und einer der gelehrtesten, im schönen Sinne aufgeklärtesten und rechtschaffensten römischen Theologen. Wie ihn meine Generalbeichte von der Aufrichtigkeit meiner Reue überzeugt hatte, so bewies ihm meine gänzliche Lebensänderung, vergesellschaftet mit andern ihm von mir vorgestellten Gründen, die Wahrheit meines Berufs. Er verwandte sich, nach eingeholter Beistimmung anderer römischer Geistlichen, die mich auch genau kannten, für mein Gesuch Priester zu werden, bei Seiner Heiligkeit, dem Pabste, der damals schon seiner Staaten beraubt und in französischer Gefangenschaft zu Savona war. Ich bin nämlich, wie Ew. Excellenz wissen, und ich reuevoll bekennen muß, dreimal verheirathet und eben so oft geschieden worden. Dieses, was ein schwerer Stein auf meinem Herzen war, habe ich natürlich meinem genannten Beicht=

---

[1]) Seltsamerweise ist überall das Jahr 1811 dafür angegeben, aus dem Aktenstücke aber geht auf das Entschiedenste hervor, daß der Uebertritt auf das oben angegebene Datum fällt.

vater gebeichtet und er war des Dafürhaltens, daß zur Hebung einer solchen Irregularität die Dispensation Sr. Heiligkeit, wo nicht als Pabst, doch als Bischof von Rom, weil ich dort ordinirt werden wollte, erforderlich wäre."

Nachdem er diese Verhältnisse und die zahlreichen Hindernisse, die seinem Vorhaben entgegenstanden, auseinandergesetzt, fährt er fort: „Unterdessen verlebte ich beinahe vier Jahre in Rom; die, wenn sie an schönen Genüssen und göttlichen Tröstungen nicht arm, doch auch gewiß an entsetzlichen Qualen, mich durch Nichts der Erfüllung meines glühendsten und, ich darf es vor Gott sagen, redlichsten Wunsches nähern zu können, überreich waren. Wie ich sie verwandt habe, das haben Ew. Excellenz aus dem ausführlichen Zeugnisse meines römischen geistlichen Directeurs und Beichtvaters, des vorerwähnten Ostini, ersehen. Ich trug Bedenken, dieses Attestat ad acta einzureichen, da es für mich so vortheilhaft spricht, daß es fast unbescheiden scheinen könnte, wenn ich es officiell machte, und ließ es daher in Frankfurt zurück... Uebrigens muß ich allerdings in einer Sache, die mein ewiges Wol und Wehe betrifft, zwar nicht die Demut, wol aber die Bescheidenheit bei Seite setzen, und so darf ich denn anführen, daß dieser in ganz Rom wegen seiner Gewissenhaftigkeit, Gelehrsamkeit und echten Philosophie berühmte Mann, der, da ich ihm seiner Erlaubniß gemäß dreimal beichtete und eben so oft das heil. Sacrament genoß, daß, sage ich, dieser jede Falte meines Herzens, während drei Jahre und drei Monate, die ich mit ihm täglich verlebte, kundige Mann mir das officielle Zeugniß gibt: ich sei des Priesterstandes nicht unwerth, mein Wandel sei zu Rom nicht nur unsträflich, sondern oft bis zur Scrupulosität ängstlich, für ganz Rom, wo man doch das sonst Außergewöhnliche gewohnt ist, erbauend und nächst Gottes Gnade die Mitveranlassung gewesen, daß mehrere Deutsche zu unserm heil. Glauben gereizt worden sind, und auf dem Punkte oder doch nahe daran stehen, ihn anzunehmen, fünf aber ihn förmlich angenommen haben, von denen einer aus meiner Umarmung zum ewigen Lichte hinübergewallt, ein anderer jetzt ein rühmlicher Mitstreiter für die heilige deutsche Sache, ein Dritter als Mensch, Deutscher und Künstler achtungswerth, der Vierte (eine wahrhaft seraphische, dem obern Vaterlande eigentlich angehörige, und auch von Christian Schlosser, der ihn über Alle setzt, als solche anerkannte Natur) ein Künstler, der bloß heil. Gegenstände in außerordentlicher Vollkommenheit malt, und schon

dadurch der Kirche, auf deren Verehrung — Schlosser weiß, daß ich hiermit nicht zuviel sage — er leicht einst Ansprüche erhalten dürfte, schon jetzt sehr nützlich; der Fünfte endlich, mein letztbenannter, Ew. Excellenz persönlich bekannter Freund selbst ist, von dessen hohen Seelenadel ich Sie nicht zu unterrichten brauche. Dieser Vierte[1]) und und Fünfte sind zugleich — ich habe Beide zur Firmelung geführt — meine geistlichen Pathen, und das ist wol die größte Ehre, die Gott mir Unwürdigen bisher hat angedeihen lassen!

„Wenn ich nun, gleichfalls vor Seinem Angesichte, betheuern kann, daß eine vornehme, wahrhaft adelige Dame — auf meine inbrünstige Ueberredung eben im Begriffe unsern Glauben förmlich anzunehmen ist, und daß, mehrerer Anderer nicht zu erwähnen, ein deutscher protestantischer Reichsfürst, den ich genau kenne und gleichmäßig behandelt habe, den lebendigsten Wunsch hat, das Nämliche zu thun, so darf ich wenigstens, wenn auch mit der mir Elenden zuständigen Demut, preisend bekennen, daß Gott schon durch mich Schwachen gewirkt habe; jetzt und ehe ich noch durch die heiligen Weihen gestärkt bin, mithin hoffen darf, daß sobald Letzteres eintritt, Er noch huldvoller durch mich wirken und meiner gegründeten Ueberzeugung, daß meine Idee, Priester, ja Missionär in den mir in Bezug auf mich und auf Behandlungsarten wie ein Spiel Karten bekannt gewordenen deutschen Lande zu werden, keine poetische, d. h. alberne, stolze, auf chimärischer Einbildung beruhende Grille, sondern ein von Gott mir durch meine Natur und mein Schicksal, ja selbst durch meine schwer, wenn gleich noch lange nicht genug gebüßten Vergehungen, angewiesener ernster Wirkungskreis sei. Hoffen, ich wiederhole es, darf ich, daß Gott dieser in mir, meiner unzähligen mir am genauesten bekannten Gebrechen unerachtet, obwaltenden Ueberzeugung, welche alle meine christlichen Freunde in und außer Rom theilen, ihr, die Er selbst mir einflößte, von Jugend auf nicht nur die besondere Beistimmung dieses oder jenes meiner Obern, nicht nur die von Ew. Excellenz selbst, sondern auch die allgemeine Beistimmung des neuerwachten deutschen Christenvolkes, ja selbst die der schon aus ihrer Sicherheit aufgeschüttelten Feinde unsers, selbst vor der übermütigsten Vernunft unumstößlichen

---

[1]) Wenn dieser Vierte, wie wahrscheinlich, Overbeck ist, so ergibt sich, daß dieser nicht erst 1814, wie gewöhnlich angegeben wird, sondern schon das Jahr vorher das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt haben müsse.

Glaubens, nicht mir, sondern ihm, nicht durch mich allein, sondern auch durch mich, erwecken werde! —"

In demselben Schreiben spricht er sich auch über die Art der priesterlichen Wirksamkeit aus, die er für sich am geeignetsten halte. Er sagt: „Endlich bemerke ich, daß meine ganze Natur mich zu zwei, freilich entgegengesetzt scheinenden priesterlichen Wünsch-Extremen hinzieht, nämlich zu dem, als Missionär unter deutschen Heiden, besonders der vornehmen Klasse, zu nützen, oder zu dem, als Parochus einer stillen Landpfarre mich und wenn auch einige unverbildete Seelen nur, entgegen zu arbeiten oder vielmehr entgegen zu bilden.

„Zu dem ersten Wunsche finde ich mich theils, warum soll ich es leugnen, aus einer mir sehr lange gewöhnten, aber auch, falls es nützlich oder gar nöthig sein sollte, von mir leicht und ganz abzulegenden Reiselust, theils und ganz hauptsächlich aus meiner erworbenen und mir von meinen geistreichsten Freunden eingestandenen Ueberzeugung veranlaßt, daß ich Unwürdigster, aus Gottes mir selbst unerklärbarer Gnade, eine große schon von Vielen erprobte Macht auf Menschengemüter zu wirken, habe, die noch tiefer liegen möchte, als mein fast überall eingestandenes Rednertalent. Ja ich muß Ew. Excellenz bitten, es nicht für frevelhaften Hochmut, sondern für demütige, aber freilich kühne, ganz innige Ueberzeugung und aufrichtige Erklärung von mir zu halten, daß ich zu Gott hoffe und brünstig flehe, diese mir in wichtigen Fällen selten oder nie ermangelnde Wirkungsgabe, vielleicht auf meine künftigen geistlichen Oberen, ja selbst, mindestens was gegenwärtige Bittschrift und deren baldigste Gewährung anbelangt, auf Ew. Exzellenz hocherhabenes Gemüt zu Gottes Ehre anzuwenden! So viel ist gewiß, daß ich überall, wo ich nur einige, ja selbst sehr kurze Zeit gewesen bin, meines anfangs immer befremdend, oft lächerlich, sogar unangenehm wirkenden Aeußern ungeachtet, mehrere mir oft innigst in Gott Verbündete zurückgelassen; in Deutschland, besonders im Oesterreichischen, ein eigenes Publikum und selbst unter den Großen dieser Erde — ja in der Regel immer mehr unter der allervornehmsten, die mir fast nie entgeht, als unter der Mittelklasse, auf die ich oft gar nicht wirke — sehr gütige Theilnehmer an mir das Glück zu besitzen habe... Besonders aufs andere Geschlecht, ich spreche vor Gott und ernst, ist meine Wirksamkeit bedeutend, und mir, wo ich solche ins Spiel setze, wenigstens bei Damen von hohem Range, selbst bei den, viel religiöser als man glauben sollte, gestimmten Fran=

zösinnen dieser Gattung noch nie fehlgeschlagen. Was das männliche Geschlecht betrifft, so ist mein Einfluß am bedeutendsten bei Militärs und körperlich kraftvollen, oft sehr unbedeutend bei körperlich zarten Männern... Den stillen ländlichen Aufenthalt, aber auch den freilich sehr beschränkten Wirkungskreis einer kleinen Dorfpfarre dagegen, würde ich überhaupt nur dann gern erwählen, wenn ich mich überzeugte, daß der von Gott mir, seit ich über Religion und Leben tiefer nachdenke, in die Seele tief eingeprägte Wunsch zum Missionärleben, entweder mit Gottes unerforschlichem Rathschluß oder mit dem Willen meiner, Gottes Stelle vertretenden Obern nicht vereinbar wäre...."

Der Fürst-Primas erfüllte seinen Wunsch. Werner brachte ein halbes Jahr in Aschaffenburg zu und wurde daselbst am 16. Juni 1844, im 46. Jahre seines Lebens, zum Priester geweiht. Damit hatte er nun erreicht, wonach er sich schon früher, als nach dem höchsten Gute gesehnt, eine äußere Stellung, die ihn nicht allein berechtigte, sondern sogar verpflichtete, „Gemüter für das Heilige zu gewinnen, das die Welt nicht kennt," und auf diese Weise auch der Reue, die ihn wie ein Nachtgespenst folterte, ein fortwährendes Sühnopfer zu bringen, indem er als bestellter Seelsorger darnach strebte, Seelen zu erretten, „einige zu Lebensfreudige der Stehenie, und einige zu Lebensmüde der Asthenie, am Scheidewege sogar schon, der ewiges Leben vom ewigen Tode trennt, zu entreißen."

Im August 1814 kam Werner nach Wien und schlug sein erstes Domicil im Servitenkloster auf. Bald darauf trat er in nähere Beziehungen zu dem berühmten P. Hoffbauer, dessen Bekanntschaft er schon früher, allerdings nicht auf erfreuliche Weise, in Warschau gemacht hatte[1]). Von da ab war das Leben und Wirken beider innig

[1]) Hoffbauer war Generalvikar der Congregation, die in Warschau eine großartige Wirksamkeit entfaltete. Im Jahre 1807 wurde die Kirche und das Kloster von St. Benno, das die Redemptoristen inne hatten, plötzlich auf Befehl der preußischen Regierung versiegelt, die Patres aber auf bereit gehaltenen Wagen über die Grenze — und zwar nach der Festung Cüstrin geschafft. Dabei waren alle Straßen, die nach St. Benno führten, mit starken Truppentheilen besetzt, weil die Aufregung des Volkes, das mit leidenschaftlicher Anhänglichkeit an den Patres hing, gefürchtet wurde. Unter den bei diesen traurigen Vorgängen verwendeten Beamten befand sich denn auch Werner, der wol damals nicht geahnt haben mag, daß das Haupt der jetzt hier Verfolgten, daß P. Hoffbauer in Wien sein Beichtvater fast bis an sein Lebensende sein und daß er selbst als Noviz in diese hier ausgewiesene Congregation eintreten werde.

mit einander verflochten. Werner predigte zuerst in mehreren Kirchen der Vorstädte, wurde aber bald gar oft als Festprediger in und um Wien eingeladen.

Im folgenden Jahre fand in Wien der berühmte Congreß statt. Die Folge desselben war ein so unendlicher Zusammenfluß von hochgestellten und reichen Leuten in der Kaiserstadt, wie noch niemals zuvor, aber auch ein so unerhörter Luxus, ein so grenzenloses sinnliches Treiben, daß ein Sittenprediger um Stoff nicht verlegen sein durfte. „Da trat nun Werner auf, geißelte das Laster, ohne irgend einen Stand zu schonen, und predigte wieder in katholischer Weise und brachte den Katechismus zu Ehren, den er nicht selten auf die Kanzel mitnahm und hier auf das kleine Büchlein, der großen Wahrheiten voll, hinzeigte (S. Brunner) [1]."

Wenn Werner in der Augustiner-Hofkirche predigte, waren öfter die sämmtlichen gekrönten Häupter seine Zuhörer, die Karossen rollten in Unzahl vor die Kirchenthüre, die Leute drängten sich so massenhaft hinzu, daß die Polizei nicht ausreichte und Kürassiere erscheinen mußten. „Das ganze Auftreten Werners," schreibt Brunner, „war höchst originell und für Wien jedenfalls etwas ganz Ungewöhnliches. Die Statur groß, die Züge markirt, die Nase lang, die Augenbrauen auffallend schwarz, die Stimme etwas hohl, der Dialekt preußisch; den Ausdruck des Gesichts hatte er ganz in der Gewalt. Ein zweiter Johannes in der Wüste, das Volk auffordernd zur Buße."

Längere Zeit lebte er hierauf auf den Gütern des Grafen Choloniewski in Podolien, wo ihn der Bischof Maskiewicz zum Ehrendomherrn von Kaminiec ernannte. Als er hierauf nach Wien zurückgekehrt war, wohnte er ein ganzes Jahr als Gast des Erzbischofs Hohenwart, der ihn sehr liebte, in dessen Palaste. Nachdem er sein letztes Werk, das Trauerspiel: „Die Mutter der Makkabäer" veröffentlicht hatte, verfiel er im Spätherbst 1821 in ein Lungenleiden, das seine Kräfte um so schneller aufrieb, als er mit wahrhaft peinlicher Anstrengung seine Predigten [2]) fortsetzte und dabei auch seinem stets zahlreich be-

---

[1]) Clemens Maria Hoffbauer und seine Zeit. Wien 1858. S. 177.

[2]) Einmal stand Werner, mit Chorrock und Stola bekleidet, in der Sakristei, die Predigt sollte bald beginnen; P. Hoffbauer trat herein, da fällt es W. ein, noch vor der Predigt das Sakrament der Buße zu empfangen. Hoffbauer aber sagt: „Was, jetzt beichten? Du sollst schon lange auf der Kanzel stehen." Wer-

suchten Beichtstuhl sich widmete. So schwebte er Ostern 1822 schon am Rande des Grabes, ein ländlicher Aufenthalt stellte ihn einigermaßen wieder her, aber schon im Herbst verschlimmerte sich der Zustand augenscheinlich. Demungeachtet setzte er seine Predigten und Fastenvorträge mit fast jugendlichem Eifer fort und entwickelte auf der Kanzel noch eine seltene Fülle und hinreißende Energie des Vortrages, während er außer seinem Berufe todesmatt zusammen brach. Die letzte Predigt hielt er am 5. Januar 1823, am Tage der Erscheinung des Herrn. Allein noch an diesem Tage erreichte die Krankheit einen solchen Grad, daß er nunmehr das Lager nicht mehr verlassen konnte, und der baldige Tod vorauszusehen war. Dennoch, und obschon er eine so plötzliche Wendung seines Zustandes nicht erwartet, behielt er die höchste Ruhe und Fassung, so daß er einige Veränderungen an seinem bereits früher gemachten Testamente, zumeist fromme Vermächtnisse betreffend[1]), anordnen konnte. Obwol ihm seine Schwäche keine Erquickung oder Labung irgend welcher Art gestattete, erheiterte er seine Umgebung mit manchem Scherz und sah voll Zuversicht auf seinen Erlöser und auf die Fürbitte Marias, deren Schutz er sich stets empfohlen, dem Augenblicke des Scheidens entgegen. Und derselbe trat ein so sanft und ruhig, daß der bei ihm wachende Diener es nicht bemerkte. Werner starb in der Nacht vom 17. zum 18. Februar 1823, und wurde nach seiner letztwilligen Verfügung zu Enzersdorf am Gebirge, an der Seite seines verstorbenen väterlichen Freundes, P. Clemens Maria Hoffbauer beerdigt. Die Trauer und Theilnahme, die sein Tod erregte, war eine allgemeine und herzliche. „Vornehme und Niedere," heißt es in einer kleinen, unmittelbar nach seinem Tode in Wien erschienenen Schrift, „Feingebildete und Menschen aus niederen Klassen, drängten sich hinzu, um dankbar die erkalteten Hände zu küssen, ja nicht durch dieses Benehmen bloß, sondern mit lauten Worten auch vor allen Anwesenden freimüthig zu bekennen, daß sie durch ihn wieder auf den Weg des Heils und zur Erkenntniß der Wahrheit geleitet worden seien." „Das

---

ner folgt schmollend und vor sich hinbrummend. Kaum hatte er sich entfernt, als Hoffbauer vor sich hin sagte: „Er ist eine von den Posaunen Gottes, aber man kann seinen preußischen Stolz nicht oft genug demüthigen."

[1]) Die ihm von dem Fürsten Primas verehrte goldne Schreibfeder vermachte er „als ein Hauptwerkzeug seiner Verirrungen, seiner Sünden und seiner Reue" in die Schatzkammer der Mutter Gottes zu Mariazell.

ist eine flammende Grabschrift," sagt Eichendorff, „die alles eitle Gerede von Fantasterei, Jesuiterei u. s. w. verzehrt, und um die mancher Dichter in der letzten Stunde ihn beneiden möchte."

So haben wir nun den Weg kennen gelernt, auf welchem Werner zum Hafen des Friedens gelangte, und es erübrigt noch die Untersuchung über seine weitere Wirksamkeit als Katholik und Priester, über sein Ziel und Streben in den letzten Jahren seines Lebens. Wir werden finden, daß dieses Wirken durchweg beseelt wird und verklärt von seinen religiösen Ueberzeugungen, die in jeder Weise den Lehren der Kirche entsprechen, was ganz besonders betont werden muß, da nicht selten die Meinung ausgesprochen worden ist, er habe auch als Priester einen besondern Katholizismus angestrebt. Sein früheres Glaubensbekenntniß kennen wir bereits, wir wollen diesem sein neues gegenüberstellen, wie es sich aus seinen Predigten ergibt.

„Der Glaube ist eine übernatürliche Gabe Gottes, oder vielmehr eine von Gott eingegossene Tugend, wodurch man Alles fest und ungezweifelt für wahr hält, was Gott geoffenbart hat, und was die katholische Kirche, durch welche Er sich offenbart, zu glauben vorstellt, es sei geschrieben, oder nicht. Dieser Glaube ist allen Menschen gegeben; eine Tugend aber ist er, weil er frei ist, d. h. weil der Mensch ihm widerstreben kann und die freie Wahl zwischen Seligkeit und Verdammniß hat. Er muß ferner kindlich und vernünftig sein, indem wir die in uns vorerschaffenen intellektuellen Grenzen und mithin die Nothwendigkeit anerkennen, unsere Vernunft zu beugen und Gott unterzuordnen; wenn aber eine solche Selbstbescheidung vernünftig ist, so wird auch dieses Opfer, welches wir Gott darbringen, vernünftig sein. — Der Glaube muß endlich mit Liebe zu dem persönlichen Gott und dem Erlöser vereinigt sein; denn der Teufel glaubt auch an Gott, vielleicht viel fester und stärker, als die Christen, aber mit Wuth ohne Liebe. — Hoffart und Sinnlichkeit sind die Haupthindernisse des Glaubens. Ohne Glauben aber ist Nichts. Furcht Gottes ohne Glauben ist Lüge, denn man muß erst an Gott glauben, ehe man ihn fürchten kann. Hoffnung ohne Glauben ist Thorheit, man muß ja wissen, was man zu hoffen hat. Liebe ohne Glauben kann gar nicht sein, was soll ich denn lieben, als Gott, und den muß ich eben erst kennen lernen durch den Glauben. Ebenso aber ist ein bloßer mäßiger Glaube nichts ohne innere Heiligung."

„Zagen sollt ihr, nicht verzagen,
Sollt bereu'n und besserthun,
Aber thun, das heißt entsagen,
Bessers wird die Gnade thun;
Glauben, Kindlein, und nicht fragen
Sollt ihr, ruhen nicht und thun!"

Ebenso eifrig warnt er vor dem Glauben der Vielfältigen, die gar Vieles, aber nicht Alles in Einem sehen. „Sie lesen, sagt er, im Katechismus von den Geboten Gottes und denen der Kirche. Eins gefällt ihnen, dieses mißfällt ihnen; diejenigen, die ihnen gefallen, befolgen sie manchmal; diejenigen, die ihnen mißfallen, unterlassen sie und verwerfen sie und glauben, so dem lieben Gott eine wächserne Nase zu machen, die sie drehen können, wie sie wollen. Ja! sie wissen manche Gebote recht gut auszulegen, wissen, daß Jesus die Ehebrecherin nicht verdammt, sondern begnadigt hat. Sie glauben, daß Gott gnädig ist, sie machen ihn nur noch gnädiger, als er ist, so daß sie ihm seine Gerechtigkeit gänzlich rauben. Sie glauben, daß er barmherzig ist, denn sie glauben, er vergibt Alles, sie glauben an keine Strafe. Sie glauben, daß Gott höchst selig ist; sie glauben an die ewige Seligkeit, darnach streben sie ja, sie wollen die ewige Seligkeit. Gott suchen sie nicht, Gott verlangen sie nicht, aber die ewige Seligkeit. Sie wollen hier schwelgen und darauf los sündigen, darauf wollen sie sich bequemen, im Augenblick zu sterben und dann in die ewige Herrlichkeit eingehen, in ihre Herrlichkeit, wollen dann auch in der Wollust forttaumeln. Diese Vielfältigen wollen die Seligkeit, aber suchen nicht den, durch den sie sie allein erwerben können. Sie wollen ihren Stolz nicht unterdrücken, ihr Fleisch nicht bändigen, ihre Sinnlichkeit nicht ersticken."

Seine Predigten, die nach seinem Tode gesammelt und herausgegeben wurden[1]), gehören zu dem Besten und Originellsten, was die deutsche Literatur in dieser Beziehung aufzuweisen hat und sind für Jüngere eine unerschöpfliche Fundgrube.

Wie hoch und erhaben er von der Bedeutung des Priesterthums dachte, geht u. A. aus seinem Gedicht auf Hoffbaur[2]) hervor, wo es heißt:

---

[1]) Hinterlassene Predigten, Wien 1836. — Der christkatholische Glaube und seine beseligende Gotteskraft, in 52 Predigten dargestellt, 3 Bde. Grimma 1840. (Bd. X—XIII seiner „Ausgewählten Schriften").

[2]) Zwei Gesänge auf den ersten deutschen Redemptoristen Clemens Hoffbaur, Wien 1820.

„Freilich ist die Schlacht, die blut'ge,
Gegen unser Wagstück Spiel nur;
Freilich, wär' es Helden kundig,
Was wir wagen, sie erblichen;
Freilich ist des Herren Urtheil,
Ach, ein Abgrund, undurchdringlich,
Ueber welchen wir Beruf'ne
Zieh'n, auf schlaffem Haarseil, schwindlig."

Weil es dem Priester zur Verdammniß wird, wenn er das heilige Geheimniß mit unlauterem Herzen verwaltet. Wie thöricht daher, wenn der religiöse Pöbel, dem zu Liebe der Priester täglich seine Seele wagt, diesem noch Spott für Dank bietet,

„Ganz vergessend, daß das Blut nur
Jesu, welches dir auch fließet,
Pöbel, unser Thun entschuldigt,
Daß wir dir, dem niedern, dienen!"

Natürlich kann dieser Spott das Wesen des Priesterthums nicht verletzen, der Priester läßt sich ihn gern gefallen, er erträgt ihn heiter und willig,

„Nur das Volk, das große, biedre,
Laß dir, Pöbel, nicht gemuthen,
Daß du etwa wollest wieder
Hin es gaukeln in den dunkeln
Morast, wo du flackerst, Irrwisch!"

Wir haben erwähnt, daß, nachdem er Gott gefunden, Werner seine früheren dichterischen Werke selbst verworfen habe. Denn das Endziel der Kunst, die ihm auch ferner Mittel zu einem höhern Zwecke blieb, war ihm nun nicht mehr eine Selbstverherrlichung der menschlichen Erleuchtung, sondern die positive, christliche Erlösung:

„Poesis fliegt keck zum Urlicht,
Doch von Wachs sind ihre Schwingen;
Sie muß, wo das Alleluja
Tönet, stürzen oder hinknie'n!"

Und deßhalb wandte er sich mit aller Entschiedenheit gegen die katholisirenden, d. h. mit der Kirche und dem Glauben kokettirenden, Romantiker, und ruft ihnen zu:

„Als tücht'ge Christen sollt ihr euch betragen,
Doch nicht im süßen Liebestrieb euch strecken,

Denn Christi Sänger waren nimmer Gecken;
Am Glauben muß Vernunft auch ragen! —
O Gott, du weißt, und ich weiß mein Gebrechen!
Ich habe selber viel und schwer gesündigt,
Ich kann den Stab nicht über Andre brechen;
Doch sagen darf ich's frei und unverholen,
Daß, eh' dein Wort in Deutschland wird verkündigt,
Alfanzerei der Teufel erst muß holen!"

Gleichwol verwahrt er sich gegen Einseitigkeit und Unduldsamkeit in der Kunst, die als prophetische Gottesgabe von allem Anfang her ahnend auf Christus hin und zurückgedeutet. Daher erscheinen in dieser höhern Beziehung Dichtkunst, Religion und Philosophie innerlich versöhnt, und selbst die alten Dichter und Denker in den heiligen Kreis mit aufgenommen. Und diese erhabene Duldung gibt sich in Allem kund, was er nach seiner Bekehrung schrieb und dichtete, was er als Prediger lehrte und was er seinen Freunden bekannte. Sie erhielt ihn auch fernerhin in der Liebe zur Kunst, zum Vaterlande und in der Treue gegen seine alten Freunde. Hierüber spricht er sich in der Vorrede seines Dramas „Die Mutter der Makkabäer" auf eine ernste, sein ganzes Wesen und Streben charakterisirende Weise aus. Er sagt: „Ich benutze gegenwärtige Gelegenheit, meine Freunde zu versichern, daß ich nichts weniger, als der Popanz bin, den man unter dem Namen eines gewissen Zacharias Werner für ein Spottgeld (nämlich für das geringe Botenlohn eines noch geringeren Correspondenzartikels) dermalen an schlechtbelehrte gelehrte Journale, als finstern, fanatischen oder wol gar von einer Art Renegatenwuth beseelten Schwärmer zu verkaufen pflegt. Das wird nämlich von denjenigen erdichtet, die sich noch vor zwei Jahren die alberne Lüge erlaubten, als hätte ich den Glauben unserer Väter (zu welchem zurückzukehren ich unverdienterweise in Rom das hohe Glück genoß), den katholischen Glauben nämlich, wiederum verlassen[1]), da es doch, meiner tiefsten Ueberzeugung nach, ebenso un-

[1]) Dieses Gerücht war gerade zu der Zeit, als er zum Ehrendomherrn von Kaminiec ernannt worden, aufgetaucht. Wie schmerzlich er davon getroffen ward, geht aus einem Briefe an Hitzig hervor, in welchem es heißt: „Du weißt, daß dumme Lügner von mir erzählt haben, ich sei wieder Protestant geworden. Hierauf betheuere ich dir nicht nur vor dem Gott, der sich meiner erbarmt, und mich nicht vor seinen Richterstuhl gerufen hat; ich betheuere dir nicht nur, sondern ich bitte dich, Jedermann es zu sagen, daß, wenn Gott sein Gnadenlicht

möglich ist, daß ein Seliger wieder in's Grab zurückkehren, als daß Einer, der wie ich, nach lebenslänglichem Irren und Suchen, das unschätzbare Kleinod der untrüglichen Wahrheit fand, solches, ich will nicht einmal sagen, wiederum aufgeben, sondern ihm nicht Blut und Leben, ja Manches vielleicht noch bei weitem Theuereres, wenn es die einzig wahrhaft gute Sache gilt, freudiglich aufopfern sollte!"

„Aber eben, weil ich die Qual langen, lebenslänglichen, ehrlichen, jedoch vergebenen Suchens aus eigener schmerzhafter Erfahrung kenne, so bin ich von allem Parteihasse gegen edle Sucher, weß' Glaubens und Volks sie auch sein mögen, auf's Weiteste entfernt. Ich nehme vielmehr, selbst mit Rücksicht auf meine priesterliche Würde, gar keinen Anstand, laut zu bekennen, daß mir edle, rastlose Sucher des Wahren, die noch nicht dahin gelangt sind, wo das Gefundene (nicht Erfundene, noch zu Erfindende) alles fernere Suchen zur Thorheit, alles Finden zum Lohne der Entsagung macht, zwar, insofern sie das ewig nur zu findende noch erst erfinden wollen, je edler sie sind, um so bedauernswürdiger, aber auch insofern sie aus ganzer Seele und mit einem Herzen suchen, nicht nur unendlich schätzbarer, sondern sogar dem Ziele näher erscheinen, als die Vielen der gegenwärtigen Zeit, die das unverdiente und noch zu verdienende unschätzbare Glück, im Kreise des ewig und einzig Wahren, im katholischen Glauben nämlich, geboren zu sein, gedankenlos verkennend, dieses göttliche Kleinod bald gemüthlos verbilden, bald gefühllos vergeuden! — Meine mir ewig theuern Freunde werden es mir auf mein ehrliches Wort glauben, daß ich immer noch derselbe harmlose Mensch bin, als welchen mich jeder kennt, der mich kennt, und daß ich niemals aufhören werde, nach dem Willen der Thatkraft (welche zum Guten vereint, man mit Rücksicht auf ihren Ursprung im christlichen Sinne Gnade nennt), Vernunft und Verstand als die höchsten Gaben des Menschen zu schätzen .... Ich darf mit Recht hoffen, kein Unparteiischer, Unterrichteter und Vernünftiger werde es mir bei so bewandten Umständen in Abrede stellen, daß ich durch mein dermaliges sehr ernstes, dem Zweck nach erhabenes, und im tieferen

---

mir jemals so entzöge, daß ich aufhörte Katholik zu sein, ich tausendmal eher zum Judenthum, oder zu den Braminen am Ganges, aber **nie, nie, nie** zu der schalsten, seichtesten, widersprechendsten, nichtigsten Nichtigkeit des Protestantismus übergehen könnte" (Lebensabriß, S. 96).

Sinne, aber auch nur in ihm, allerdings nicht lohnliches, freiwilliges Wirken, bloß die Ernte des Ewigen, nicht die von zeitlichen Rosen oder Lorbeeren, beabsichtigen könne. Ich hoffe daher, und weil ein ehrlicher Mann auf's Wort glaubt, auch bei meines Gleichen Glauben zu finden, wenn ich mein mir theuerwerthes Wort hiedurch für folgende ungeschmückte Thatsachen verbürge. Es ist kein irdisches Interesse, noch eine mir vielfältig angelogene Nebenabsicht (deren jede ich tief verachte) im Spiel bei meinem dermaligen ernstesten, höchsten und reinsten Streben; ich opfere demselben freiwillig, (das darf ich mit menschlichem Schmerze zwar, aber auch mit mir aus höherer Quelle zugeflossener Ergebung sagen), nicht nur Gesundheit, Heimath und zeitlichen Ruhm und — als wehrlose Zielscheibe jedes Lügners — selbst die mir stets theuere Achtung meiner Freunde vielleicht, ja ich bringe ihm sogar das schmerzhafteste aller Opfer, „die lebenslängliche freundliche Gewohnheit meines Daseins und Wirkens," mein dichterisches Saitenspiel, dar, zu welchem ich gegenwärtig in Jahren kaum einige Stunden mir abstehlen kann, und das, in so seltsamen Fugen es auch oft erklungen sein mag, doch, wo es den Grund des Heiligen und Deutschlands Ehre galt, nie einen Mißlaut ertönt hat . . . ."

Das konnte er mit Recht behaupten, wie sich aus vielen seiner Gedichte ergibt. Die Pracht und Herrlichkeit der hesperischen Gefilde, sowie die neue Begeisterung für das *katholische* Rom, konnten die Liebe zum deutschen Vaterlande nicht unterdrücken. Von Heimweh ergriffen ruft er aus:

„Sieh' mal den Rhein, was das ein rüst'ger Junge!
Zieht er von Cöln, so rührsam, tüchtig; munter
Winkt ihm der greise Dom ein: Gott gesegne!
Drum, Tiber, jag' mich nicht in's Grab hinunter,
Daß meinem Rhein ich noch einmal begegne,
Und meinem Volke sing' mit Flammenzunge!"

Und in der Zueignung seines Schauspiels von der heil. Kaiserin Kunegunde fleht er zu der Heiligen:

„Dein Beten half mir singen,
Hilf auch dem Volk mir bringen
Trotz Teufel deutsche Treu!
Des Sängers Freud und Wehmuth
Leite das Volk zur Demuth,
Daß alte Zeit sei neu!"

Wir haben eben von seiner Duldsamkeit gesprochen, daß diese mit der „Toleranz" des vulgären Rationalismus nichts gemein habe, bedarf wol kaum besonders hervorgehoben zu werden. Mit echt kirchlicher Gesinnung ist jene Toleranz oder besser Gleichgültigkeit unvereinbar. Ohne also als Zelot zu erscheinen, konnte Werner an einen Königsberger, ihm theuren Jugendfreund schreiben: „.... zwar hier nur beiläufig, aber doch sehr ernstlich gesprochen, mein lieber Bruder, so ist es doch ein wahres Spektakel, daß ein so vielseitig gebildeter, scharfsinniger Mann, wie Du, noch über das Wesentlichste der Menschheit nicht ernstlich nachgedacht hat. Denn hättest Du das, wie wäre es möglich, daß ein geistreicher, sinnvoller Mensch, wie Du, nicht die fadeste und langweiligste aller Geckenkappen, Protestantismus genannt, längst abgeworfen, und die Strahlenkrone des echten, ewigen, katholischen Glaubens (des einzig wahrhaft christlichen) ergriffen hätte. Also thue doch, ich beschwöre Dich, was nicht gethan zu haben Dich ewig reuen wird, bedenke, daß das Ziel des Menschen nicht das zeitlich Behagliche, nur das ewig Beseligende, und daß es über einen und denselben Gegenstand nur eine Wahrheit geben kann. Du schreibst, Dein Beruf lasse Dir Muse zur Lesung der besten Dichter und philosophischen Werke. Auch ich weiß, was man so die besten Werke nennt, weiß aber auch aus eigener Erfahrung, daß man aus diesen „besten Werken" nicht einmal im tiefen Schmerze für die Ewigkeit Beruhigung gewinnt. Also benutze Deine kostbare Muse, die der Tod Dir bald nicht vermehren, sondern rauben kann, zu bedenken, daß jeder nicht unverschuldet Unwissende (und zu der Kategorie gehörst Du mit) nur im wahren Glauben die ewige Seligkeit gewinnen kann. Damit Du aber auch wissest, was der katholische Glaube, und daß er nicht die Vogelscheuche und Blendlaterne sei, wozu die alten Hasenfüße von Encyclopädisten, die neuen Hampelmänner von seichten und lahmen sogenannten protestantischen und zum Theil auch sogenannten katholischen Neologen, inclusive der noch neuern Knochenmänner von deutschen Metaphysikern und der allerneusten Lümmel aus Luthers aufgewärmter Sudelküche (die nur die Fetzen und nicht das Mark haben des kräftigen, und wenngleich frechen und irrenden, doch es ehrlich und tüchtig meinenden großen Dichters Luther), damit Du, sag' ich, wissest, daß das katholische Christenthum nicht das sei, wozu jene unverschämten, bald liederlich Gott verleugnenden, bald hysterisch Gott profanirenden Lügner es gerne machen möchten, sondern daß das kathol. Christenthum

das einzig wahre Christenthum, d. h. die Blüte der göttlichen Menschheit und ihre Krone, daß das katholische Christenthum das sei, ohne welches die Philosophie ein Traum, die Poesie ein Schaum, die Geschichte eine Lüge, die Physik ein eckelhaftes Chaos von frazzenhaften Todeslarven, das Licht (gleichviel ob physisches oder sittliches) die Schminke einer verlebten Buhlerin, ohne welches das Heldenthum Tigersinn, der Staat entweder, wie bei den Alten, ein Sammelplatz sich gefühllos isolirender Egoisten, oder, wie bei den Neuesten, ein widerlicher Mischmasch vegetirender, von Bullenbeißern und Spitzen gehetzter, beutelschneiderischer und beutelleerender Bevölkerungsmaschinen, die Moral ein Knochenhaus, die Sittlichkeit ein Danaidenfaß, der Friede und die Liebe zur stillen und tollen Wuth eines Narrenspitals werden; damit du das Alles wissest und erfahrest, daß das katholische Christenthum keine alte Weibersache, kein Tetzel'scher Ablaßkram, kein pfäffisches Hirngespinnst oder arglistisches Truggewebe, sondern vielmehr die conditio sine qua non aller menschlichen Bildung und Vollendung sei, und daß Sündenfall, Erlösung und Kirche, auch wenn sie nicht (wie sie sind) wirklich wären, die Hauptpostulate sind aller philosophischen Begriffe, einzig befriedigend aufgelöst im einzig wahren katholischen Glauben, damit du das und den grandiös consequent, allen Widerstand zermalmenden, alles Schicksal verachtenden Geist des allein beseligenden Glaubens erfahrest, so lies, wenn du aus Novalis geistlichen Liedern dir Appetit zum Christenthum überhaupt gemacht, und aus dem Conc. Trid. das skelettirte System des Glaubens gelernt haben wirst, lies, sage ich, Stolbergs „Geschichte der Religion Jesu", des großen Augustinus Bücher: „de vera religione" und „de civitate Dei", die Schrift des Hochmeisters der Philosophie Thauler und der Hochmeisterin der Poesie, Theresia, lies den Franziskus v. Sales, auch meinetwegen Sailers Moral, und lerne dich etwas — schämen!"

Gleiche Entschiedenheit, gleiche Begeisterung für die heilige Kirche athmet ein Brief, der letzte, den er an seinen treuen Hitzig (28. Dec. 1817) schrieb: „... Wenn du mir schreibst," heißt es darin, „„ich glaube gefunden zu haben, was Noth thut, denn ich bin jetzt ruhiger als je,"" so macht mich dieses um dich bange. Das ist ein schlechter Syllogismus! „„Ach diese Ruhe, rufe ich mit Hildegundens Jungfrauen[1]), nein, lieber stürz ich mich in alle Schrecken der wüthenden

[1]) In seinem Attila.

Menschenschlacht!"" „Nein, mein Freund, es ist nur Eins, was Noth thut: Jesus Christus und seine von ihm unzertrennbare auf dem ewigen Felsen begründete Kirche. Beide sind unzertrennbar! Was du Ruhe nennst, ist Selbstgerechtigkeit, und Jesus nimmt die Sünder an, aber er verwirft die Selbstgerechten. Bereute Sünde führt durch Christus und Kirche zur Seligkeit; Selbstgerechtigkeit führt endlich, — und wie nahe ist dieses endlich einem jeden von uns! — zum Gericht der Verstockung, vor dem Gott uns, ja selbst unsere Todfeinde, bewahren möge! Eduard, mein nie schaler, wackerer Herzensfreund! die Hand auf's Herz, schämst du dich denn nicht, Protestant zu sein? . . . . Die herrliche Weide der katholischen Kirche zu verlassen, um dich immer im Meinungsmoraste herumzuwälzen? Kann es denn deinem gesunden Sinne entgehen, daß eine Religion der Liebe, wie die christliche doch allgemein anerkannt ist, eben ein Unding und Lumpending ist ohne Glauben, und daß man unmöglich irgendwem anders glauben kann, als dem lebendigen, fleischgewordenen Gott der Liebe und seiner Offenbarung und seiner Kirche, und daß, jene getrennt von dieser wissen wollen, soviel heißt, als ein Gesetzbuch ohne Tribunal und Interpres authenticus setzen, mit einem Wort, — eine Absurdität . . . ." —

Wir können auf Werners Werke hier nicht näher eingehen, da wir es nicht sowol mit dem Dichter als mit dem Convertiten zu thun haben, nur der „Geistlichen Uebungen auf drei Tage" (Wien 1818) wollen wir noch erwähnen, eines Liederbüchleins, das er eigens zum Gebrauche bei den Exercitien, die er mehrmals in der Passionswoche hielt, verfaßte. Einige dieser Lieder gehören zu dem Besten, was die deutsche kirchliche Poesie aufzuweisen hat, und klingen wolthuend an die kräftigsten Töne Schefflers an. Nur eines wollen wir hier mittheilen:

„Wir fleh'n Dich an, komm, heil'ger Geist
Herab zu Deinen Knechten,
Laß, eh' die Gnadenzeit verfleußt,
Uns mit uns selber rechten;
Denn eilend fleucht die bange Zeit,
Um in der langen Ewigkeit
Uns Arme zu verflechten.

Wer, eh' der Baum gefallen ist,
Der, wie er fiel, bleibt liegen,

Benützet hat des Lebens Frist,
Sich selber zu bekriegen;
Wer mit der kurzen Zeit so ringt,
Daß er die Ewigkeit bezwingt,
Dem wird Gott helfen siegen.

Wer, weil der Tag noch heiter lacht,
Den Tag verschläft im Lachen,
Wird, wenn sein kurzer Tag vollbracht,
In ew'ger Nacht erwachen.
Der Tag, wenn Alles wird im Feu'r
Vergehn, den wird das Lachen theu'r,
Wird es zu Schanden machen.

Drum wähl', o Mensch, und erst bedenk'
Dein Dasein, Ziel und Ende,
Und mit gewalt'gem Ernste lenk'
Die Lust, daß sie behende
Zu dem sich, was allein thut Noth,
Zum Blitz, der lang vergebens droht,
Doch endlich einschlägt, wende.

Du, Gottes Wärme, Licht und Blitz,
Du heil'ger Geist von oben,
Zu Schanden mach der Hölle Witz,
Die schon uns hat umwoben;
Komm' warnend, wärmend, tröstend, klar,
Zu Deiner armen Christenschaar,
Daß wir Dich ewig loben." —

So war Werners Leben, um mit Eichendorff zu reden, bis an sein Ende ein unausgesetzter Fortschritt in sittlicher und religiöser Beziehung. Dem allgemeinen Convertitenschicksal aber ist auch er nicht entgangen, um so weniger, als sein vergangenes Leben nicht ohne Makel war, die gerade er selbst am wenigsten zu beschönigen suchte. Wol kaum irgend ein anderer Convertit ist so die Zielscheibe der gehässigsten Angriffe, des bittersten Hohnes und Spottes gewesen, kein anderer ist so mit Koth beworfen worden, als Werner, der sich nicht begnügte, vom „Lichte" des reinen Wortes zur alten Finsterniß „apostasirt" zu sein, sondern gar noch Priester ward. Freilich vermag der bornirte Aufklärichtspöbel in seinem fanatischen Kirchen- und Priesterhaß eine so tiefernste Reue[1]), wie sie Werner nach dem Vorbilde des königlichen Sängers

[1]) In einem seinem Testamente angehängten Zusatz findet sich folgende Stelle: „Was ich in meinem Innern war, liegt vor Gott, meinem furchtbaren

des alten Bundes bekundete, nicht zu fassen, eine wahrhafte Rückkehr zu Gott, den er selbst entweder leugnet, oder sich ihn doch nach seiner Weise denkt, nicht zu begreifen. Diese Sorte weiß wol zu sündigen, nicht aber zu bereuen oder gar Buße zu thun. Und darum hat sie Werners Conversion beharrlich die gemeinsten und niedrigsten Motive untergelegt. Hat doch der Altmeister des langweiligsten Philisterthums, der Apostel der Rongerei, der hochgelehrte Gervinus, sich nicht geschämt gegen sein besseres Wissen, von Versorgung zu sprechen[1]), die Werner in Wien gefunden, da dieser doch nie eine kirchliche Anstellung weder gesucht noch erhalten hat, was er auch bei dem von seiner Mutter ererbten Vermögen, das er, wie aus seinem Testament hervorgeht, sich bis an sein Lebensende ungeschmälert erhielt, und bei der Pension, die ihm von dem Großherzog von Weimar gewährt ward, nicht bedurfte. „Hatte er aber den Ehrgeiz, sagt Eichendorff, ein Heiliger zu werden, so wollen wir dergleichen Ehrgeiz allen Weltkindern aus vollem Herzen wünschen und empfohlen haben!“ Werner selbst äußert sich über seinen Rücktritt gelegentlich: „daß er diesen für die Ewigkeit entscheidenden Schritt aus reiner Absicht, mit vernünftiger Ueberlegung, ohne alle Schwärmerei gethan, daß er das unverdiente, nie zu verdienende, allerunschätzbarste Glück, Katholik zu sein, nicht nur mit einem Kaiserthum der Erde nicht vertauschen, sondern demselben auch Blut und zeitliches Leben und manches wol noch Höhere freudig zum Opfer bringen würde; das ihm zu glauben, darf er edle vernünftige Leute nicht erst bitten, die es beurtheilen können, was es heißt, einundvierzig trostlose Jahre nach Wahrheit, Gewißheit und Frieden durchschmachten! Bitten aber muß Werner nicht sowol diejenigen, die diesen Schritt lieblos beurtheilen, sondern diejenigen, welche meinen, man könne allenfalls wol aus schwärmerischer Liebe zur Musik, Poesie, Malerei und Architektur, zur Kunst überhaupt, auch zur Noth, und

---

und gnädigen Richter, aufgedeckt. Mit Zittern denke ich daran, daß ich selbst das, was ich eigentlich war, erst dann erfahren soll in seinem ganzen entsetzlichen Umfange, wenn diese Zeilen öffentlich werden gelesen werden, d. h. in einem Zeitpunkte, der für mich keiner mehr sein, in einem Zustande, in welchem für mich jede Erfahrung zu spät sein wird! Rex tremendae majestatis, Qui salvandos salvas gratis, Salva me, fons pietatis! —

[1]) Man lese die ganze von hämischer Bosheit strotzende Stelle S. 544 im 5. Bde. seiner Literaturgeschichte, wo er über die Conversionen im Allgemeinen und über die Werners insbesondere spricht.

in einem Anfalle fanatischer Fantasie wol katholisch werden; solche Beurtheiler muß Werner um ihrer selbst willen bitten, sich durch ein solches Meisterstück von seichtem Urtheile nicht lächerlich zu machen, sondern wahrzunehmen, daß es ein Kriterium des ewigen Glaubens (der dem Menschen von Oben verliehenen göttlichen Willens- und Wissenskraft und Kunst nämlich) sei, keiner menschlichen Kraft noch Kunst zu bedürfen, mithin auch von menschlicher Kraft eben so wenig zerstört, als von menschlicher Kunst erhalten werden zu können." —

Seinen Gegnern aber, die auf seine Fehler schadenfroh hinweisen, und um dieselben sich wie im Kreise herumbewegen, denen wollen wir die Apostrophe des edlen Hitzig entgegenhalten, mit welcher er sein wackeres Büchlein über den dahingeschiedenen Freund schließt: „O Ihr, an die diese Worte gerichtet sind; wenn ihr diese Blätter zur Hand genommen, um darin einige Skandale zu suchen, wie ihr sie in eueren Theezirkeln mit geläufiger Zunge zu verarbeiten gewohnt seid, und wenn euch euere Scheu vor jedem ernsten Worte bis hieher hat kommen lassen, möchte euer Gewissen euern Augen einen Spiegel vorhalten, in dem ihr euer glattes und mattes Bild in seiner wahren Gestalt erblicken könnt, und in euere schwerhörigen Ohren mit dröhnender Stimme die Worte unseres Heilandes donnern: „Ihr Heuchler [1]) ziehet am ersten den Balken aus euern Augen, darnach besehet, wie ihr den Splitter aus euers Bruders Auge ziehet.""

---

[1]) August Hagen, den Niemand katholischer Sympathien bezüchtigen wird, sagt: „Werner war nichts weniger als Heuchler, und wie er überall in fanatischem (!) Eifer gegen das Unrecht zu weit ging, so übertrieb er in bußfertiger Beurtheilung seiner Selbst. Nicht wagt er, Selbstbekenntnisse zu schreiben, um nicht, wie er sich in seinem Testamente ausdrückt, durch Aufdeckung einer Pestgrube den Unverdorbenen zu schaden, und erregt dadurch den Argwohn wol von Schlimmern, als die Eröffnung ergeben haben würde." Ein eben so unpartheiliches Urtheil fällt er über Werner als Dichter. „Werner sagt, er wisse, daß kein deutscher Schriftsteller bei seinen Lebzeiten, jeder nach seinem Tode volle Gerechtigkeit findet." Und wer mit gebührender Aufmerksamkeit ihn betrachtet, der möchte sich gleichfalls überzeugt halten, daß ein späteres gerechtes Urtheil ihm eine Stelle unter Deutschlands großen Dichtern einräumen muß, und daß Scenen seiner Tragödien nicht vergessen werden können, in denen die Poesie voll Klarheit des Geistes, voll Tiefe der Empfindung zur lebenswahren Wirklichkeit sich gestaltet, von unwiderstehlich eindringlicher Kraft, von plastischer Gediegenheit und Charaktere in der gründlichsten Durchbildung vorführt. (A. a. O. S. 66.)

Wir aber schließen unsere Skizze mit einem Gedichte Werners, in welchem sich der innigste Glaube an die göttliche Führung auf rührende Weise kundgibt:

Der Mensch preist tölpisch seinen Pfad,
Den er durchtaumelt, Allen;
Doch Gnade läßt mit weiserm Rath
Jedes den eignen wallen;
Sie ehrt den Thon, aus dem gemacht
Die Form, in welche hat gebracht
Jedes Herz seine Liebe.

Ein bilderloses Menschenherz
Fällt nicht so leicht in Nöthen,
Doch kann, gräbt's ihn in sich, der Schmerz
Es leichter ewig tödten;
Ein Bilderherz umklammert Qual,
Doch auch in ihr sieht es den Strahl,
Den Boten meiner Liebe.

Und vollends dieß (sie wies auf meins)
Kreist so in bunten Trieben,
Daß Du, Natur, wol selten eins
Hast so herumgetrieben.
Du altes Kind . . . .
Mußt kreuz und quer zur Liebe.

Dr. Karl Biester,

Professor der Philologie am Lyzeum Hosianum zu Braunsberg.

Karl Biester wurde am 1. October 1788 zu Berlin geboren. Sein Vater Johann Erich B., Oberbibliothekar und geheimer Archivar, gehörte damals zu den ersten literarischen Autoritäten der Hauptstadt, weniger zwar als selbstständiger Schriftsteller, denn als Herausgeber der berüchtigten „Berliner Monatsschrift", die als Vertreterin der plattesten Aufklärerei Nicolai's „Allg. deutscher Bibliothek", an welcher Biester selbst mitarbeitete, würdig zur Seite steht. In katholischen Kreisen war er besonders durch die Manie, überall Jesuiten zu sehen und Jesuitismus zu wittern, allerdings von einer mehr komischen Seite bekannt. Im Uebrigen sah er vermöge seiner Stellung stets die hervorragendsten wissenschaftlichen Größen in seinem Hause versammelt, die begreiflich auf das Gemüth und den Geist des Sohnes vielfach anregend wirkten. Viele ausgezeichnete Männer ließen sich zu dem Knaben herab und förderten ihn direct oder indirect in seinen Studien. So der berühmte Grammatiker Phil. Buttmann, der ihn als Secundaner zu den Correcturen bei den vielen Ausgaben seiner Grammatik gebrauchte und ihn aufforderte, zu der Syntax ihm Beispiele aus allen Gelesenem zu excerpiren und gelegentlich auch ein von ihm gefundenes Beispiel, um ihn zu spornen und zu belohnen, in einer neuen Ausgabe anwandte. Auf ähnliche Weise beschäftigten sich mit ihm Spalding, Heindorff und Ferdinand Delbrück, der ihm auch in späteren Jahren ein freundliches Wolwollen bewahrte. Nachdem er seinen Gymnasialcursus am grauen Kloster beendet, bezog er, 17 Jahre alt, die Universität Göttingen. Als er vier Jahre theils dort studirt, theils in Halle den ausgezeichnetsten Philologen seiner Zeit, Friedrich August Wolff, gehört hatte, versuchte er im Jahre 1809, von glühendster Vaterlandsliebe getrieben, sich dem Schill'schen Freicorps anzuschließen,

wurde aber auf dem Wege dahin von den Franzosen aufgegriffen und in Magdeburg gefangen gesetzt. Der Haft entlassen ging er wieder nach Halle, um dort seine Studien unter Leitung von Ch. Gottfried Schütz, einem persönlichen Freunde seines Vaters, privatim fortzusetzen.

Ursprünglich zum Juristen bestimmt und der juristischen Facultät inscribirt, hatte er jedoch sich für kein bestimmtes Fachstudium entschieden und wendete sich auf den Wunsch seines Vaters um das Jahr 1810 nach Wien, wo er durch Alexander von Humboldt an den kgl. preußischen Gesandten von Bernsdorff empfohlen ward. Daselbst nun kam er mit Friedrich von Schlegel, J. von Hammer, späterhin mit Theodor Körner in vielfachen Verkehr, setzte seine Studien nach Neigung und Zufall fort, nahm aber später eine Stelle als literarischer Hausgenosse und Privatsecretär bei einem reichen polnischen Magnaten an. Hier wurde auch sein Entschluß gefaßt und ausgeführt, zur katholischen Kirche zurückzukehren.

Leider wissen wir nichts über den Weg, der ihn zur Kirche geführt. In dem väterlichen Hause hatte er sicherlich keine Anregung dazu erhalten; vielleicht hatte das frische, geistige Leben, das, durch die Schlegel, Tieck u. s. w. hervorgerufen, in der Königsstadt pulsirte, den geistig begabten, regsamen Jüngling für den religiösen Umschwung empfänglich gemacht, der sich um diese Zeit geltend machte, und durch die herrschende politische Aufregung begünstigt wurde. War durch die Romantik und den Druck der Fremdherrschaft der Boden zur Aufnahme des Saatkorns vorbereitet, so dürfte der Verkehr in den katholischen Kreisen Wiens, zumal der Umgang mit Friedrich Schlegel und dessen Freundeskreis das Aufgehen und Reifen desselben gefördert haben. Wie Biesters Vater den Schritt seines einzigen Sohnes aufgenommen, wissen wir nicht, die Mutter aber scheint sich, wenn sie überhaupt davon unangenehm berührt worden, sehr bald mit ihm ausgesöhnt zu haben, da sie später nach dem Tode ihres Mannes zu ihm zog und in seinem Hause (1826) gestorben ist.

Als im März 1813 König Friedrich Wilhelm III. den Aufruf an sein Volk erließ, eilte Biester ohne Zögern mit Theodor Körner nach Schlesien und trat mit ihm in das Lützow'sche Jägercorps ein, und zwar in die Compagnie, die von dem alten Jahn am Fuße des Zobten gestiftet ward. Er machte die wunderbaren Streifzüge dieses Heldencorps im Rücken der Franzosen, wie späterhin an

der Elbe bis zu dessen Auflösung 1814 mit, trat dann als Officier in das Ingenieurcorps über und war von seiner Garnison Coblenz aus bei der Befestigung von Ehrenbreitstein beschäftigt. Nach Neujahr 1820 wurde er, obschon er kein Examen für irgend ein Fach abgelegt hatte, auf des Geh. Raths Schmedding Veranlassung als Oberlehrer an das Braunsberger Gymnasium geschickt, wo er so Ausgezeichnetes leistete, sich mit solchem Eifer und Erfolg auf philologische, mathematische und naturwissenschaftliche Studien legte, daß er von seinen Collegen wie von seinen Schülern allen hochgeachtet und geliebt, unerreicht dastand. Am 1. April 1846 erhielt er die Professur für alte Sprachen am Lyceum Hosianum, nachdem er auf Grund seiner philologischen Abhandlungen in den Schulprogrammen von der Königsberger Universität zum Doctor der Philosophie war ernannt worden. Er starb am 13. April 1853.

In dem in den „Neuen preußischen Provinzialblättern" (Bd. 3. S. 453) enthaltenen Nachrufe von F. Jacobson heißt es von ihm: „Eine der größten geistigen Zierden unseres Lycei Hosiani und unserer Stadt ist dahingegangen, vielleicht die größeste, die hier jemals lebte... Weitgreifende, wissenschaftliche Bildung, Menschenliebe, Zartsinnigkeit wetteiferten in ihm um den Sieg; eine seltene Bescheidenheit verhüllte so vieles Gute, Schöne und Edle in seiner Seele, in seinem Charakter, daß man an ihm stets neue liebenswürdige Seiten, neues Wissen entdeckte, je länger man seine ganze Persönlichkeit kannte; er gehörte zu den wenigen Menschen, bei denen das sinkende Leben nicht tiefere Schatten, sondern helleres Licht brachte."

Johann Nikolaus Böhl von Faber. [1]

Johann Nicolaus Böhl, am 9. December 1770 in Hamburg geboren, war der Sohn eines reichen Kaufmanns daselbst, der gleichzeitig ein großes Handelsgeschäft in Cadiz besaß. Seine erste Erziehung genoß er gleich seinen drei Brüdern bei dem bekannten pä-

[1]) Nach „Versuch einer Lebensskizze von J. N. B. v. Faber. Nach seinen eigenen Briefen. Als Handschrift gedruckt." Leipzig 1858. (Von Frau Campe.)

dagogischen Schriftsteller, dem Verfasser des weltbekannten „Robinson“, in welchem er unter dem älteren Johannes dargestellt ist. Gegen diesen seinen Lehrer bewahrte Böhl eine dauernde Anhänglichkeit und Freundschaft und unterhielt lange mit ihm einen eifrigen brieflichen Verkehr. Im Alter von 14 Jahren schickte ihn sein Vater in ein Erziehungsinstitut zu Andover in England, um daselbst die englische Sprache zu erlernen. Von da ging er im Sommer 1785 nach Cadiz, um in das dortige Handlungshaus seines Vaters zu treten, welches er späterhin selbstständig übernehmen sollte. Anfänglich wollte es dem noch so jungen, wenn auch ungewöhnlich früh entwickelten Böhl in Spanien nicht recht gefallen. „Wie oft, schrieb er an Campe, springt der Wunsch nicht in mir auf, da zu sein, wo ich hergekommen bin! Zwischen Eltern, Freunden in seinem Vaterlande, freier Uebung seiner Religion, hier zwischen Leuten, die jeden Ausländer, der nicht katholisch ist, als einen Ketzer betrachten, wo man vor Bildern knieen muß, an keine Kirche denken kann &c.“ Für einen 15jährigen Knaben immerhin eine ungewöhnliche Sprache. Allmählig gefiel er sich jedoch besser, und er lernte nicht nur die Handlung, sondern war auch bestrebt, sich wissenschaftlich auszubilden, zu welchem Behufe er von Deutschland aus, besonders durch Campe, mit Hilfsmitteln versehen ward. „Ich bewundere, beneide und wünsche mir“, schreibt er im Jahre 1790 an Letzteren, „keine andere Größe als Geistesgröße, welches denn auch die Ursache ist, daß mir die Fesseln des ganz mechanischen Kaufmannsstandes etwas schwer fallen. Nicht als wenn mir schmeichelte, mich als Gelehrter hervorzuthun und die Wissenschaften mit neuen Entdeckungen zu bereichern, nein! — schöpferische Genies müssen geboren werden! Meine Begierden, diesen Punkt betreffend, schränken sich nur auf das Verstehen desjenigen ein, was Andere hervorgebracht haben und noch hervorbringen; dieses würde mir doch wol durch anhaltenden Fleiß gelungen sein.“

Im Jahre 1791 hatte er die Freude, seinen Bruder Gottlieb bei sich zu empfangen, der sich gleichfalls dem Geschäfte widmete. Dadurch gewann er selbst mehr Zeit für seine wissenschaftlichen Bestrebungen, und die Briefe an Campe bezeugen, daß ihm auch philosophische Speculationen nicht fremd blieben. Merkwürdig genug hatte die so ganz materielle Erziehung, die er durch den rationalistischen Campe erhalten, ihn gleichwol nicht dem Christenthum entfremdet, wie viele seiner damaligen Aeußerungen bekunden. Inzwischen blühte das

Geschäft in Cadiz freudig auf, und Böhl entwarf die verschiedensten, weitaussehendsten Reisepläne, selbst nach Amerika, die aber durch seine im Früjahr 1796 erfolgte Heirath nicht zur Ausführung kamen. Es war eine geistreiche Spanierin, Frasquita de Lanna, die Tochter einer Irländerin, die in England und Frankreich eine vorzügliche Erziehung genossen hatte, die sein Herz fesselte. Im Herbste desselben Jahres reiste er mit seiner jungen Gattin und deren Mutter nach der Schweiz und brachte den Winter in Morges am Genfersee zu. Daselbst wurde ihm sein erstes Kind, eine Tochter, geboren und nach seiner Mutter Cäcilia genannt. Es ist dies die nachmals unter dem Namen Fernan Caballero so berühmt gewordene Schriftstellerin, deren zahlreiche Werke in viele Sprachen, auch ins Deutsche, übertragen wurden.

Seine Ehe war sehr glücklich, nur scheint ihm damals seine Schwiegermutter in religiöser Beziehung etwas unbequem gewesen zu sein, wie aus einem Briefe hervorgeht, in welchem er ihre guten Eigenschaften rühmt, aber auch hinzusetzt, daß sie eine eifrige Katholikin sei, die Alles dem Seelenheil hintenansetze, und die vor Zeiten schon viel Thränen vergossen habe über die leichtfertigen Aeußerungen ihrer Tochter in Glaubenssachen, und der er das Versprechen habe geben müssen, diese Tochter bei ihrem Glauben zu lassen. Hier nahm er auch seinen alten Lieblingsplan, in der Nähe seiner Pflegeältern (Campe) in Braunschweig zu leben, wieder auf und führte ihn aus. Doch nur zu bald mußte er wahrnehmen, daß sich Mutter und Tochter weder in Braunschweig noch später in Hamburg heimisch fühlten, auch begriff er, daß dies in dem fremden, kalten, protestantischen Lande, wo Sprache, Sitten und Gebräuche den ihrigen so fern lagen, nicht wol anders sein konnte. Er kehrte daher nach Spanien zurück und hielt sich längere Zeit in Chiolana bei Cadiz auf, wo das Geschäft in Folge der Handelssperre fast ganz darniederlag. Daselbst lebte er wieder seinen gelehrten Beschäftigungen, trieb Mathematik, Sprachen, Aesthetik u. s. w., bis er durch ein großes Familienunglück aus diesem behaglichen Leben aufgeschreckt wurde. Im Jahre 1800 nämlich brach in Cadiz das gelbe Fieber mit so unerhörter Heftigkeit aus, daß keine Familie von Verlusten verschont blieb; auch Böhls Bruder Gottlieb, dessen Gattin und ihre zwei Brüder, die beide im Geschäft betheiligt waren, unterlagen der Seuche. Dadurch ward er gezwungen, sich dem Handlungsgeschäfte wieder mit der größten Anstrengung und Auf-

opferung aller seiner Neigungen unausgesetzt zu widmen; zudem war er im Jahre 1802 zum hamburgischen Consul ernannt worden, wodurch seine kaufmännische Thätigkeit noch erweitert ward. Nur die Kraft, sich durch geistige Genüsse aus der beschwerlichen Wirklichkeit in eine ideale Welt zu versetzen, erhielt ihn in diesen Trübsalen aufrecht. Besonders war es die ältere spanische Literatur, der er mit aller Energie oblag, und deren Geist sich ihm um so mehr erschloß, je tiefer er in ihn eindrang. „Die damalige spanische Art zu sein, schreibt er, ist etwas unendlich Großes und den Neueren völlig Unbekanntes. Wer sich in das Wesen derselben durch tiefes Studium der Sprache und durch natürliche Empfänglichkeit hineinzuversetzen versteht, findet eine neue Welt; anstatt einer flachen Empfindlichkeit zu fröhnen, huldigte man nur dem Verstande; man liebte positiven Edelmuth und Geistesgröße, und wußte nichts von unserer heutigen relativen Tugend alias Unvermögen, und war nicht der beruhigende Schlaf der Vernunft besser, als unsere kränkelnde Vernünftelei? Dieser hohe, edle, gewandte, zierliche, artige, lachende Geist spiegelt sich auch in dem winzigsten Flugblatt der damaligen Periode, hauptsächlich aber in den dramatischen Producten, die von dem heutigen Publikum gar nicht mehr verstanden werden, weder in den Worten noch in dem Sinne."

Indeß erwachte die Sehnsucht nach seiner Heimath und der Wunsch nach einem Grundbesitz daselbst in einem solchen Grade, daß er sich noch von Cadiz aus das adlige Gut Görslaw in Mecklenburg erwerben ließ. Ende 1805 kam er mit den Seinigen in Hamburg an, wo sich seine Frau auch diesmal nicht besser behagte als das erste Mal, daher sie mit der jüngsten Tochter nach Spanien zurückkehrte, während ein noch sehr zarter Knabe und seine nun neunjährige Tochter Cäcilia, die mit fast leidenschaftlicher Liebe an ihrem Vater hing, mit ihm blieben. Letztere war sein vollkommenes Ebenbild, sowol in der äußeren Erscheinung wie in ihrer geistigen Begabung, empfänglich für deutsche Bildung und Gründlichkeit, und über Alles lag der Hauch ihrer südlichen Heimath gebreitet. Mit diesen Kindern siedelte er nun nach dem Gute Görslaw über, wohin ihm eine junge katholische Belgierin als Gouvernante seiner Kinder folgte.

In diese Zeit fällt seine Standeserhöhung. Sein Stiefvater, der Geheimrath von Faber adoptirte ihn (1806) an Sohnes statt, was ihm unter den Verhältnissen, unter welchen er in Mecklenburg lebte, nur wünschenswerth sein konnte. Auch scheint er damals schon sich

mit Studien über die katholische Kirche gern beschäftigt zu haben, wie wenigstens aus einer gelegentlich einer Bücherbestellung gemachten Aeußerung hervorzugehen scheint. Es heißt darin: „Hat Stolberg bei seinem Uebertritt zur katholischen Kirche etwas publicirt? Sollte es sein, so wünsche ich es zu erhalten, sowie auch die Repliken oder Beleuchtungen, die dagegen könnten erschienen sein, sowie Alles, was künftig in dieser Angelegenheit erscheinen möchte."

Die politischen Ereignisse störten ihn bald genug aus dieser behaglichen, ländlichen Ruhe. Abgesehen von den pecuniären Verlusten, die ihn von allen Seiten bedrohten und auch trafen, hatten die Franzosen Cadiz von allen Seiten eingeschlossen, so daß an die Rückkehr, die doch schon seines sehr bedrohten Geschäftes wegen nöthig war, und die nun auch seine Frau dringend wünschte, zunächst nicht gedacht werden konnte. Er siedelte daher wieder nach Hamburg über, obschon auch die dortigen Verhältnisse trübe genug waren. In der Beschäftigung mit der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts, für welche er eine reiche Sammlung zusammengebracht hatte, suchte er die traurige Gegenwart zu vergessen. Aber nicht allein die Dichtung jener Zeit fesselte ihn, er vertiefte sich auch in ihre Mystik: „Ich bewundere den Geist der Verfasser, schreibt er über einige mystische Schriften, die kurz, gedrungen und deutlich uns dasjenige vortragen, was die Neuerer, in ungeheuren Wortschwall verhüllt, als das Neueste auftischen." Doch hielt ihn dieses Studium nicht allzulange fest, und er wandte sich mit um so größerem Eifer den Dichtwerken zu. Auch die katholischen Glaubenslehren müssen ihn viel beschäftigt haben, wie aus einem Briefe an die Frau Campe hervorgeht, worin er ihr meldet, daß seine Tochter bereits ihre erste Communion bei einem französischen Geistlichen gehalten habe, durch dessen vortrefflichen Unterricht gewiß ein guter Grund „auf lebenslang gelegt worden sei." An einer andern Stelle heißt es: „In meinen Augen hat die katholische Religion nie einen größern Feind als eben den großen Napoleon gehabt. Er erschüttert sie recht in ihren Grundvesten, und wenn er lebt, so haben wir sicher noch von ihm eine Vereinigung zu erwarten, in welcher unter katholischer Form eine Art calvinischer Dogmatismus alles eigentliche Christenthum zu vernichten streben wird. Die wahren Mystiker werden dann aber, sowie sie es immer gethan haben, das heilige Feuer unter der Asche bewahren, bis es wieder erlaubt sein wird, auch öffentlich das Ewige dem Zeitlichen vorzuziehen ... Ich

kann mich darüber ärgern, daß die neuen Philosophen immer so vornehm auf die Mystiker herabsehen, da sowol Fichte wie Schelling ihre Grundansichten daraus gewonnen haben, besonders aus dem uralten Büchlein „Von der deutschen Theologie“ [1]).

Die Bekanntschaft mit Dr. Nicolaus Heinrich Julius, einem geborenen Altonaer, der sich im Jahre 1809 als praktischer Arzt in Hamburg niedergelassen hatte und in der Liebe für die ältere deutsche und spanische Literatur mit unserm Böhl wetteiferte, führte bald zu einem innigen, für die literarische Thätigkeit des Letzteren folgereichen, freundschaftlichen Verhältniß mit jenem, und dies um so leichter, als sich auch rücksichtlich der wichtigsten Fragen und Aufgaben des menschlichen Daseins eine harmonische Gesinnung bei Beiden herausstellte . . . „Ich fühle innig, schreibt er dem jüngeren Freunde, was Sie sagen, und habe auch längst mein Ziel in Hinsicht auf die Bedürfnisse des Herzens in einer andern schönern Welt gesetzt. Nur möchte ich wissen, wie ich dazu gekommen bin, dieses Bedürfniß zu empfinden? Ich habe diese Sehnsucht des Herzens nicht von meinen Eltern, meine Erziehung ist ganz praktisch gewesen, gar nicht religiös, meine Umgebungen in der großen Welt ganz die gewöhnlichen. Und doch hat, von der frühesten Erinnerung an, mein Herz gebrannt, bald von düsterer, trüber, bald von hellerer, reinerer Flamme. Mein innerstes Wesen ist also etwas mir Bestimmtes, Angeborenes, dem kein Aeußeres hat Abbruch thun können . . . Ich lese jetzt Schellings Abhandlung zum zweiten Male. Es sind wunderbare Sachen darin. Was mich am meisten freut, ist seine Uebereinstimmung mit den Mystikern, obwol er, dem Zeitgeist huldigend, an anderen Stellen die Religion des Gefühls schilt. Nachher habe ich gern ausfinden wollen, wie sich Augustinus oder vielmehr Bossuet nach ihm, von Jansenius und Calvin in der Lehre von der Gnade unterscheiden. Ganz bin ich damit nicht aufs Reine gekommen.

---

[1]) Von einem Deutschordenspriester zu Sachsenhausen unter dem Titel „der Franckforter“ geschrieben, von Luther aber unter obigem Titel zuerst (1516 u. 18) herausgegeben, und daher unter die Vorläufer der Reformation gerechnet, obschon es nichts enthält, was mit der katholischen Religion im Widerspruch stünde. Vor einigen Jahren erst fand Professor Reusch in Würzburg eine vollständige Handschrift auf, die auch die merkwürdige Vorrede enthält, die bisher Luther zugeschrieben worden war. Professor Franz Pfeiffer hat dies Büchlein nach dieser Handschrift edirt. (Stuttgart 1851). Verfasser war wie Tauler ein Glied des Bundes der „Gottesfreunde“. —

Soviel scheint mir klar, daß die Päbste ganz richtig sowol den übertriebenen Rigorismus der jansenistischen und calvinischen Lehre, als die zu kühnen, stolzen Lehren des Molinus von den natürlichen Kräften des Menschen verdammt haben."

Die Gleichartigkeit ihrer Bestrebungen rief in Böhl den Entschluß hervor, in Gemeinschaft mit Julius eine Sammlung altdeutscher Lieder, deren er zahlreiche gesammelt hatte, herauszugeben, ein Vorhaben, das theils an dem echt deutschen Bestreben Böhls, nur etwas Vollständiges zu geben, theils an der Ungunst der Zeit für derartige Unternehmungen scheiterte.

Diese Ungunst der Zeit wirkte aber auch auf seine äußere Lage sehr nachtheilig, seine Vermögensverhältnisse verwickelten sich, und doch konnte er seine Reise nach Cadiz, wo seine Anwesenheit dringend erforderlich war, nicht unternehmen. Dennoch behielt er guten Muth. „Meine ganze Zeit, schreibt er an eine befreundete Dame, ist getheilt zwischen dem weltlichen Drang und der stärkenden Wanderung zu dem Ewigen ... Uebrigens bin ich weder mürrisch noch mißmuthig; ich preise den guten Gott, daß er mich auf diesem Wege führt, denn nur der Unglückliche kann fassen, was es ist: der süße Trost im Herzen, den Gott sendet." Und dieser Gott war nicht der Gott, wie sich ihn die Vernunftmenschen construiren, es war der Gott des geoffenbarten Christenthums. So schreibt er im Mai 1811 an Julius: „Der Mai ist schön, seitdem ich aber den geoffenbarten Gott kennen gelernt habe, ist mir die Natur nicht mehr was sie war. Unsere Naturliebe ist wahrlich nur Täuschung, denn unfühlend ist die Natur. Es leuchtet die Sonne über Gute und Böse, und dem Verbrecher glänzen wie dem Besten der Mond und die Sterne. Ich bleibe dabei, daß der Gott, den ich in und aus der Natur erkennen kann, nicht der geoffenbarte Gott ist: er ist mächtig und groß, hat aber kein Ohr zu hören meine Klage, wie keines, sich des Bedrängten zu erbarmen. Das hat nur Christus, des Menschen Sohn und Gottes Sohn." Das war freilich ein scharfer Gegensatz zu den Ansichten und der theologischen Erziehungsmethode seines Pflegevaters Campe, wie Basedows, Salzmanns u. A. jener humanen Philantropen, die Gott aus der Natur erkennen lehrten.

Stolbergs Conversion gab dem ernsten Manne fortwährend zu denken, auch studirte er eifrig dessen Religionsgeschichte und fand in der ländlichen Stille seines zurückgezogenen Lebens die nöthige Muße

und Sammlung, sich auf einen so wichtigen Schritt, wie er ihn zu thun beabsichtigte, vorzubereiten. Die letzten Jahre hatten wesentlich dazu beigetragen, alles das in seinem Innern zur Reife zu bringen, was sein von jeher strebendes und suchendes Gemüth zu erreichen bemüht war. Wohin jugendliche Lebendigkeit und Leidenschaftlichkeit nicht führte, was Gleichgültigkeit gegen jedes Dogma oder philosophische Forschungen versagten, das fand er nun im reifern Mannesalter: er ward sich seines Verhältnisses zu Gott mit Klarheit bewußt und sehnte sich nach einer bindenden Form; seine frühere Erziehung hatte ihm dieselbe nicht gegeben, er suchte und fand sie jetzt in dem Bekenntniß der katholischen Kirche und zwar aus voller Ueberzeugung des Herzens. In den ersten Tagen des August 1813 legte er in der katholischen Kirche zu Schwerin das Glaubensbekenntniß ab und verließ bald darauf mit seiner Familie Deutschland, um es nie wieder zu sehen.

Bald nach seinem Uebertritt schrieb er an Julius: „Endlich lieber Freund, hat die Stunde meines Lebewols geschlagen und ich muß meinem Vaterlande in demselben Augenblicke den Rücken kehren, da sich ihm eine herrliche Zukunft eröffnet. Doch „mit Gott im Himmel hadre nicht", ich folge dem Gebote der Pflicht, und so hoffe ich den Lohn so vieler schwerer Opfer zu ernten. Sind Sie katholisch, so werden Sie sich freuen, wenn ich hiermit anzeige, daß ich vor einigen Tagen mein öffentliches Glaubensbekenntniß nach dem Tridentinischen Concil abgelegt habe und demnach nun Mitglied der allgemeinen Kirche geworden bin. Ich finde mich seitdem innerlich einig und beruhigt und rathe jeder suchenden und liebenden Seele ein Gleiches zu thun. Daß diese Bekehrung aus dem Herzen kommt, brauche ich Ihnen, der Sie mich kennen, wol nicht noch besonders zu versichern."

In Spanien angelangt fand er sein Geschäft vollständig vernichtet, so daß er mit aller Energie daran gehen mußte, sich eine neue geregelte Existenz zu gründen. Kaum war ihm dies gelungen, als auch die alten Neigungen mit aller Macht wieder hervortraten. Aus bestäubten Winkeln wurden jetzt die alten Dichter und Helden castilischer und maurischer Abkunft hervorgesucht, und jeder Augenblick, den er sich von den Geschäften abmüßigen konnte, ward ihnen gewidmet, sowie den Vorarbeiten zu einer in Beispielen zu liefernden Geschichte der altspanischen Dichtung, für die er lange gesammelt hatte. Es war dies ein um so größeres Bedürfniß für ihn, als sich die äußeren gesellschaftlichen Verhältnisse unerquicklich gestalteten. Die französische

Aufklärerei und Windbeutelei hatte auch bei allen Klassen der Bevölkerung, in den Städten wenigstens, Eingang gefunden und alles echt Nationale verdrängt, daher ihn seine Bestrebungen, die alte spanische, nunmehr in Mißcredit gerathene Nationalpoesie in ihrem wahren Werthe darzustellen, in mehrfache literarische Fehden mit den Verfechtern des französischen Geschmackes verwickelten. Von dem jetzigen Geschlechte sei in dieser Beziehung keine Besserung zu erwarten, meinte er, er arbeite daher im eigentlichen Sinne für die Nachwelt, darum aber nicht weniger eifrig. Jede wahre, der inneren Natur angemessene und aus der Tiefe des Wesens entsprungene Bestrebung pflege sich auch schicklich zu gestalten und in einer verhältnißmäßig vollendeten Form unser Ich zu verdoppeln. Diese Verdoppelung sei ein von allem Beifall unabhängiger Genuß, das Phantom einer irdischen Unsterblichkeit, die Ahnung einer geistigen Berührung mit allem Edlen, was sein werde, kurz eine Erscheinung, die alle Anfeindungen und Mißverständnisse versüße und mit der Hoffnung schmeichle, nicht spurlos in das Meer der Zeiten zu versinken.

Im Besitze einer ungewöhnlich reichen Sammlung für die ältere spanische Literatur, und durch den Ausbruch der Cholera in Cadiz zu einer unfreiwilligen mehrmonatlichen Muße gezwungen, benutzte er dieselbe, um seine längst vorbereitete lyrische Blumenlese älterer spanischer Poesien für den Druck auszuarbeiten. Er schickte die Handschrift an Julius nach Hamburg, unter dessen Aufsicht der Druck des Werkes begann und vollendet ward. Es erschien bei Friedrich Perthes, unter dem Titel: „Floresta de rimas antiguas castellanas“ (3 Bände, Hamburg 1821—25, 2. Aufl. 1825—43) und fand europäische Anerkennung. Böhl selbst schreibt hierüber an Julius: „Jede Individualität begründet natürlich Abstufungen in dem, was mehr oder minder anspricht. Was mich am meisten ergreift, habe ich im ersten Theil gegeben. Ich habe immer geglaubt, daß der zweite Theil, als sich dem Hergebrachten und Geregelten mehr nähernd, noch allgemeiner gefallen würde. Der dritte Theil hat mehr Sonderbares und Ungewöhnliches. Er hat mir die meiste Mühe gemacht wegen Lope de Vega und Quevedo, die ich auf's Neue habe durchlesen müssen. Jetzt aber glaube ich kühn, behaupten zu können, daß es kein schönes lyrisches Stück in der alten Poesie gibt, welches nicht in der Floresta enthalten wäre. Das Ganze aber, glaube ich, ist ein treuer Spiegel spanischer Eigenthümlichkeit in allen ihren Richtungen . . . . Ich bleibe der Meinung, daß, einige Lücken-

büßer ausgenommen, jedes Stück dieser ansehnlichen Sammlung einen eigenthümlichen Werth hat, und daß, wenn nicht das ganze gesellschaftliche Gebäude zu Grunde geht, die Zeit nicht fern sein kann, wo die Floresta als das einzige treue und umfassende Handbuch der spanischen Poesie gelten wird."

Es war Böhls Absicht gewesen, diesen drei Bänden in deutscher Sprache einen Band „Spaziergänge durch die Floresta" folgen zu lassen, um seinen Landsleuten das gründlichste Verständniß der fremdartigen castilischen Poesie zu erleichtern. Leider ist dieser Vorsatz schwerer Körperleiden wegen unausgeführt geblieben. Dagegen vollendete er sein ebenfalls schon lange vorbereitetes Werk über das altspanische Theater bis zu Lope de Vega's Zeit (Theatro español anterior a Lope de Vega, Hamburg 1832), das sich der lyrischen Blumenlese würdig anschließt.

Im Jahre 1828 wurde er von der Königl. Akademie zu Madrid, an die er eine Abschrift der Floresta nebst mehreren Abhandlungen über Metrum, Reime, Geschichte der Formen und Sprache übersandt hatte, zum Ehrenmitglied (Academico honorario) ernannt, eine Auszeichnung, die um so höher anzuschlagen war, da sie einem Fremden zu Theil wurde, und die ein Sporn war, auf dem eingeschlagenen Wege rüstig fortzuschreiten. Eines solchen bedurfte er aber auch um so mehr, als ihn zu dieser Zeit alles aneckelte, was in Spanien, wie in der Literatur, so in der Politik an der Tagesordnung war. „Ich bin es von Herzen müde, schreibt er an Fr. Perthes, gegen den Zeitgeist anzukämpfen, und möchte mich verschließen für alle Weltkunde und nur in alten Büchern leben. In meinen Augen ist die beliebte vernünftelnde Aufklärerei ein wahrer Greuel und der Tod der Poesie, des Enthusiasmus und aller schönen Gefühle, in denen ich lebe und webe." Und an den jüngern Campe schreibt er: „Sie werden leicht ermessen, daß ich mich jetzt, wo nicht in Spanien, doch in Cadiz außer meinem Elemente befinde, da hier die allerseichteste Aufklärerei an der Tagesordnung ist, daß Alles, was gedruckt wird, keinen andern Zweck hat, als die Machthaber und die Klerisei zu verunglimpfen, und sich sogar das Theater nur mit Verspottung der Mönche, Nonnen und der sogenannten Serviles beschäftigt. Dabei duck ich mich, laß vorüber gan, das Wetter will seinen Willen han. Es ist nicht übel, daß die Liberales kein Blatt vor den Mund nehmen und geradezu auf eine Trennung von der römischen Kirche antragen. So weiß man, woran man sich

zu halten hat. Auch den Juden steht eine ehrenvolle Aufnahme in Spanien bevor. Die Welt soll inne werden, daß sie künftig in Spanien die rechte Aufklärung suchen muß. Da Neapel jetzt die spanische Constitution angenommen hat, so erwartet man zuversichtlich, daß Preußen ein Gleiches thun werde. Dann bleibt nur die Kleinigkeit übrig, Rußland zu bekehren und das System der Zweikammern in Frankreich und England umzuwerfen, dann ist Europa frei und glücklich. Difficile est satiram non scribere, wenn man dieses unsinnige Treiben mit ansieht. Am empfindlichsten ist mir dabei, wenn ich in fremden Blättern lese, daß man der spanischen Nation diese arge Posse aufbürdet; der große gesunde Theil der Nation nimmt von dem ganzen Kram nicht die geringste Notiz, das können Sie sicher glauben." [1])

„Ich fühle das Unbehagliche der allgemeinen Empörung gegen alles Bestehende, äußert er sich im Jahre 1833; aber es ist unnütz, gegen eine solche Mehrheit anzukämpfen, die siegen wird, wenn nicht überirdische Hilfe erscheint. Bis dahin ziehen wir uns in den engsten Zirkel zurück, zufrieden, wenn noch hin und wieder ein unverfälschter Sinn mit uns fühlt, daß unser inneres und wahres Glück ganz unabhängig von allen Regierungsformen und Freiheitsanstalten nur auf Liebe, Glaube und Hoffnung gegründet sein kann." Und drei Jahre später, im Mai 1836, schrieb er an August Campe: „.... Von unsern officiellen Angelegenheiten mag ich nicht reden. Beide Parteien (Christinos und Carlisten) haben so gänzlich Maß und Ziel verloren, daß man sich schämen muß, eine derselben anzuerkennen. Es ist kein Funke von Edelsinn weder auf der einen, noch auf der andern Seite, und

---

[1]) Wir sehen hier, wie überall, dasselbe unwürdige Spiel, das die Fanatiker des Aufkläricht mit den heiligsten Interessen, den tiefeingreifendsten Lebensbedingungen der Völker spielen. Ihre eigenen egoistischen Principien stellen sie mit schamloser Frechheit als den Willen des von ihnen geknechteten und betrogenen Volkes auf, um dasselbe um so leichter am Gängelband zu führen, und nennen es Freiheit, wenn sie mit Feuer und Schwert auf diejenigen einstürmen, die ihren verderblichen Grundsätzen gegenüberstehen, nennen es Freiheit, wenn sie das wolbegründete Eigenthum der Kirche stehlen, die kirchlichen Anstalten zerstören, die Klöster vernichten und zahllose friedliche Menschen dem Hunger, Elend und allen Pöbelexcessen preisgeben. Böhl hat die Unthaten der Liberalen in Spanien noch erlebt, wie er sie vorausgeahnt, aber auch die spanische Nation richtig beurtheilt, die bis auf den heutigen Tag ihre tiefernste Religiosität, ihre begeisternde Hingabe für die katholische Kirche und den heil. Stuhl bewahrt hat. —

nur der niederste Egoismus, erhöht durch barbarischen Starrsinn und Rachsucht, zeigt sich unverhohlen. Wenn die fremden Mächte sich nicht ins Mittel legen, so werden sie sich wie die tollen Hunde einander total aufreiben. O wer hätte geglaubt, daß man Bonaparte jetzt als einen Schutzengel ansehen würde, um dieses Höllengesindel zu Paaren zu treiben. — Gott erlöse uns und vereinige uns in friedevolleren Gefilden!"

Mit diesem Wunsche schließt sein Briefwechsel, da Gott jenen bald genug erfüllte. Sein Freund August Campe starb am 22. Oktober desselben Jahres, und Böhl folgte ihm wenige Wochen später in die Ewigkeit nach. Am 9. November 1836 erlöste ihn ein sanfter Tod von langen schmerzlichen Leiden, die er mit christlicher Ruhe und Ergebenheit ertragen. —

Böhls Wirksamkeit für die Literatur seines neuen Vaterlandes war von großer Bedeutung. Einer der größten Kenner derselben, der Freiherr von Schack, spricht sich hierüber folgendermaßen aus: „So tief hatten die französischen Ideen in Spanien Wurzel gefaßt, ja so sehr war ein großer Theil der modernen Spanier seinem Vaterlande und dessen eigenthümlichen Erzeugnissen fremd geworden, daß sich im Jahre 1848, als unser trefflicher Landsmann Böhl von Faber die Ansichten Schlegels über Calderon in spanischer Sprache bekannt machte, ein allgemeiner Kampf gegen denselben erhob; dieser Streit wurde in Tagblättern und Flugschriften auf's eifrigste geführt, und der Deutsche mußte die Sache des großen Castiliers gegen die eigenen Landsleute des Letzteren vertheidigen." (Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien, Bd. 3, S. 504 f.)

Und in einem Aufsatze in der deutschen Vierteljahrschrift von 1857 über die „Literarische Wechselwirkung Spaniens und Deutschlands" heißt es über ihn: „.... Mittlerweile hatte in Spanien selbst auch ein Deutscher eine sehr erfolgreiche Thätigkeit für die Wiederherstellung der alten und echt nationalen spanischen Dichtung entfaltet, welche Thätigkeit auch das Gebiet der Romanzenpoesie berührte. Der Name Böhl von Faber gehört der deutschen Wissenschaft und der spanischen Literatur zugleich in ehrenvollster Weise an. Obwol seinem Lebenslauf nach ein Kaufmann — freilich jung schon an der Spitze eines sehr bedeutenden Hauses in Cadiz — ließ ihn sein deutsches Gemüth und ein angeborener Sinn für das Schöne früh ein reges Interesse für die Poesie, namentlich seines neuen Vaterlandes Spanien, — fassen. In Deutschland ge-

boren und erzogen, brachte er die freie kritische Anschauung, welche sich mit Lessing unter uns Bahn gebrochen, und jene Unbefangenheit und Empfänglichkeit des deutschen Gefühls, die gerade die deutsche Nation auszeichnet, mit . . . . Böhls kritische Streifzüge rehabilitirten namentlich den Calderon. Auch suchte er seine Theorie praktisch zu verwirklichen; es gelang ihm, einem Deutschen von Geburt, Bildung und Gesinnung, zuerst auf die spanische Bühne in dem Theater von Cadiz das rein nationale Drama eines Calderon und Moreto zurückzuführen. Diese Bemühungen fanden eine Anerkennung, welche ihn nicht blos für den Augenblick seinen mannigfachen literarischen Feinden gegenüber nicht unbedeutend unterstützten, sondern, was wichtiger war, auch den von ihm vertretenen Ansichten einen nicht mehr entfernten vollkommenen Sieg verhieß.“ —

Friedrich August von Klinkowström,

Maler und Pädagoge zu Wien.

Der Name Klinkowström hat im katholischen Deutschland einen guten Klang. Wer hätte nicht von den beiden als Kanzelredner so berühmten Jesuitenpatres Josef und Max v. Klinkowström gehört, die in den fünfziger Jahren durch ihre ungewöhnliche Redegabe so allgemeines Aufsehen erregten? Ihr Vater ist der Obengenannte.

Friedrich August v. Klinkowström war am 31. Okt. 1778 zu Ludwigsburg bei Stralsund geboren, der Sohn eines ehemaligen schwedischen Oberstlieutenants Sebastian v. Klinkowström. Er studirte zu Greifswalde, wo er ein Studiengenosse Arndts war, und trat dann in die Armee ein, kehrte aber nach der Besetzung Danzigs durch die Preußen in das elterliche Haus zurück, wo er seine Muße mit der Ausübung der Malerei ausfüllte, für die er schon in früher Jugend ein ungewöhnliches Talent bekundet, und die er in Greifswalde schon unter einem tüchtigen Lehrer praktisch geübt hatte. Zur weitern Ausbildung begab er sich 1802 nach Dresden, wo er mit dem Maler Philipp Otto Runge in den freundschaftlichsten Verkehr trat und, nach einem vorübergehenden Aufenthalte in Hamburg, für die (protestantische) Marienkirche in Greifswalde eine treffliche Copie von Correggios

„Nacht" als Altarbild malte. 1808 ging er nach Paris, um sich unter dem berühmten Maler David weiter auszubilden. Daselbst lernte er den Grafen, nachmaligen Fürsten Metternich kennen, und hoffte durch denselben eine Anstellung an der Akademie der bildenden Künste in Wien zu erlangen, da die oben erwähnte Copie von Correggios Meisterwerke, eine lebensgroße Copie des Bildnisses Kaiser Karl V. und eines kleinern von Rudolf von Habsburg seinen Namen auch in weitern Kreisen bekannt gemacht hatten. Doch schlug diese Hoffnung fehl, 1813 ging er im Auftrag des Freiherrn v. Stein abermals nach Dresden, um als Adjutant des dort kommandirenden preußischen Generals demselben bei der Organisirung eines Freicorps behilflich zu sein. Von dort kam er wieder nach Paris, wo er den Regierungsrath Anton v. Pilat und dessen Familie kennen und schätzen lernte, und zu dessen Schwägerin, Luise v. Mengershausen, „ein Muster von reiner sittlichen Weiblichkeit", wie eine deutsche Schriftstellerin sie nennt, eine tiefe Neigung faßte. Mit Pilat kehrte er noch in demselben Jahre nach Wien zurück, wo er fortan seinen bleibenden Aufenthalt nahm und sich mit der obgenannten Dame verheirathete.

Klinkowström war ein religiös gesinnter, tief innerlicher Denker[1]), der gern theologische und philosophische Bücher las, wie denn Hamanns Schriften zu seiner Lieblingslektüre gehörten. Diese Neigung fand in Rom, mehr noch in Wien, wo er viel mit dem berühmten Redemtoristen P. Clemens Maria Hoffbauer und dem Pilat'schen Freundeskreise verkehrte, ihre volle Befriedigung. Zu diesem letzteren gehörten Friedrich von Schlegel und seine Frau Dorothea, Adam von Müller, den Klinkowström schon in Dresden kennen gelernt hatte, Zacharias Werner, v. Bucholz, die Malerin Julie Mihes, welche später zur katholischen Kirche übertrat, und andere mehr oder minder bedeutende Persönlichkeiten, deren geistlicher Mittelpunkt P. Hoffbauer war. So wurde er in seiner Hinneigung zur katholischen Kirche immer mehr bestärkt und noch in demselben Jahre legten er und seine Frau, sowie deren beide Schwestern in die Hände Hoffbauers das katholische Glaubensbekenntniß ab.

Sein Freund, der wackere Buchhändler Perthes, schreibt über

---

[1]) Professor August Hagen in Königsberg nennt Klinkowström eine „in trübe, mystische Empfindungen versponnene Seele." (Geschichte der neueren deutschen Kunst, Bd. 1. S. 84).

dieses Ereigniß: „Aeußerer Vortheil wurde ihm durch seinen Uebertritt nicht zu Theil, wie mir denn überhaupt die von Protestanten so oft gemachte Anschuldigung, daß die in neuerer Zeit katholisch Gewordenen durch äußere Vortheile zu solchem Schritte geführt seien, nicht allein unedel, sondern auch unwahr zu sein scheint. Männer, wie Schlegel, Werner, Müller u. s. w. würden mit ihrem Geiste und ihren Kenntnissen den Rang und Stand, den sie jetzt einnehmen, auch als Protestanten leicht gewonnen haben.“ (Perthes Leben, Bd. II. S. 157).

Mit größter Theilnahme und Aufmerksamkeit verfolgte Klinkowström jede den positiven Glauben betreffende Regung, und begrüßte in der „protestantischen Union“ mit Freude das in neuer Stärke hervortretende Bedürfniß der Protestanten, für den christlichen Glauben auch eine christliche Kirche zu gewinnen, weil er, wie Perthes schreibt, meint, daß wenn, wie vorauszusehen, alle desfallsigen Versuche gescheitert sein würden, die Protestanten endlich in der katholischen Kirche die allgemeine christliche Kirche erkennen müßten. „Das stärkste und schrecklichste Bollwerk des bösen Geistes“, so schrieb er an Perthes, „ist der angeblich innere Glaube, der jetzt von einer zahlreichen Partei gepredigt wird. Diese mystische Reformation, die einzige, welche wir noch zu fürchten haben, bietet den gemüthlichen Menschen schon hier auf Erden ein Sein in Gott, welches gegen alle Ordnung und ohne alle Wahrheit ist. Wo ist Einigkeit, Friede, Ordnung, als in der heiligen Kirche auf dem Felsen?“

Nach seiner Conversion machte ihm P. Hoffbauer den Vorschlag, die von Adam Müller angeregte Idee der Errichtung einer Erziehungsanstalt für adelige Knaben zu verwirklichen. Die Vermögensumstände Klinkowströms waren nicht der Art, ein Unternehmen, welches so bedeutende Auslagen erforderte, so leicht ins Werk setzen zu können. Und gleichwol geschah es, und zwar, wie dies Sebastian Brunner in seiner prächtigen Schrift: „Clemens Maria Hoffbauer“ (Wien 1858) berichtet, auf folgende Weise:

„Einmal begleitete Klinkowström den Pater Hoffbauer; sie gingen eben in einer Gasse der Alservorstadt hinter der Josefstädter Cavallerie-Kaserne, da blieb Hoffbauer plötzlich vor einem großen Hause stehen und sagte, von dem Gespräche, das eben im Gange war, ganz abspringend: „„Sehen Sie dieses Haus an, es ist ganz für eine Erziehungsanstalt geeignet; ich kenne es, und es dürfte nicht schwer anzukaufen sein.““

„Als Klinkowström auf seine Vermögensumstände hinwies, sagte Hoffbauer mit jenem Vertrauen und jener Leichtigkeit, mit welcher er gewohnt war, Hindernisse aus dem Wege zu räumen: „„Das thut nichts, vertrauen Sie nur auf Gott, Sie können Geld zu leihen bekommen. Wir sollen nicht auf Geld unser Vertrauen setzen; ach, am jüngsten Tage ist das Geld doch nicht mehr als Blech! —""

„Kurze Zeit darauf bekam Klinkowström von einem protestantischen Baron G. die nöthige Summe zu leihen, kaufte das Haus, richtete es zu einer Erziehungsanstalt ein und wirkte in derselben segensreich 20 Jahre lang. Hunderte von Zöglingen aus Familien des Adels und von bürgerlicher Herkunft gingen aus diesem Institute hervor, und die Meisten erinnern sich noch dankbar an das Haus, aus dem sie ihre religiösen Grundsätze zum Segen und Gedeihen ihres ganzen Lebens mitgenommen. Als sich die pecuniäre Lage Klinkowströms besserte, nahm er auch Knaben armer Eltern unentgeltlich in sein Institut auf, um Gott dem Herrn durch Erfüllung des Liebesgebotes werkthätigen Dank darzubringen."

Zu jener Zeit war das Stichwort „ultramontan", mit welchem man jetzt alle entschiedenen Katholiken im Gegensatze zu den sogenannten liberalen zu bezeichnen liebt, noch unbekannt, man konnte daher auch unsern Klinkowström nicht so nennen, dafür wurden verschiedene Vorwürfe gegen ihn erhoben, so u. a., daß er die Zöglinge zur Wahl des geistlichen Standes dränge. Dieser Vorwurf widerlegt sich aber durch die Thatsache, daß, wie Constant v. Wurzbach mittheilt, von den Hunderten von Zöglingen, die in der Anstalt erzogen wurden, nur fünf dem geistlichem Stande sich gewidmet haben. „Was Klinkowströms Methode", sagt der genannte durchaus nicht „ultramontane" Schriftsteller, „als Erzieher und den Zweck betrifft, den er sich bei dieser wichtigen Lebensaufgabe vorgesteckt, so waren religiöse Momente vorherrschend, und wie in seiner Kunstrichtung die Verherrlichung des Christenthums in seiner Alles vereinigenden und durchdringenden Kraft und Schönheit ihm das Höchste war, so war auch sein Erziehungswerk wesentlich auf Gläubigkeit und Hervorkehrung der Gefühlsmomente gegründet." (Biogr. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. 12).

Zu größeren künstlerischen Werken fand Klinkowström nach Eröffnung seiner Anstalt keine Muße mehr, daher er meist Bildnisse in Aquarell malte, die aber ziemlich zahlreich sind. Auch schriftstellerisch

ist er thätig gewesen. So schrieb er mehrere naturhistorische Aufsätze für Pilats „Beobachter", gab ein seiner Bilder wegen merkwürdiges „Abc-Buch" und „Vater Heinz, Sammlung von Märchen und Erzählungen" heraus, welche Schrift mehrere Auflagen erlebte. Außerdem redigirte er von 1818—20 die Wiener „Sonntagsblätter", mit bildlichen Darstellungen von ihm selbst, und übersetzte mehrere theologische Werke von Fraissinous und Groux.

Nachdem er die Anstalt 1834 aufgegeben, lebte er seiner Familie und seinen Freunden, von denen er freilich weitaus die Meisten durch den Tod schon verloren hatte, so P. Hoffbauer, A. Müller, Z. Werner, Fr. Schlegel, dessen Wittwe dann in sein Haus zog, u. a., seine Frau war schon lange, am 7. März 1821, gestorben, beweint von den Armen, denen sie Mutter und Woltähterin war. „Das holde Geschöpf war der Erde nur geliehen", schreibt Helmina von Chezy in ihren Memoiren, „sehr jung starb sie, sanft und freundlich, wie sie gelebt hatte." Zu den noch übrigen Freunden gehörte auch die bekannte Schriftstellerin Karoline Pichler, die namentlich häufig in das Klinkowström'sche Haus kam, seitdem auch Dorothea v. Schlegel, die früher bei ihr gewohnt, dahin übersiedelt war. „O wie viele schöne, wolthuende Abende", schreibt sie im 4. Bande ihrer Denkwürdigkeiten, „brachte ich schon früher, aber noch mehr, seit meine Freundin da wohnte, in diesem Hause zu, in welchem den Eintretenden sogleich eine Atmosphäre des Friedens, der Stille und Rechtlichkeit empfing."

Klinkowström starb zu Wien am 4. April 1835. —

Johann Friedrich Overbeck,

Director der Akademie von San Luca in Rom.

Unter den deutschen Künstlern, die um dieselbe Zeit, als Deutschland seine politische Wiedergeburt erstrebte und erkämpfte, auch eine Reformation der deutschen Malerei durchführten, steht Overbeck in erster Reihe.

Der Sohn des bekannten Dichters Christian Adolf Overbeck, der im Jahre 1821 als Bürgermeister von Lübeck starb, wurde Friedrich 1789 an benanntem Orte geboren und erhielt eine in jeder Weise sorg-

fältige, ja gelehrte Bildung, wie sie in solchem Grade bei bildenden Künstlern selten gefunden wird. Aber sein Vater pflanzte in ihm auch den damals so selten gepflegten Keim eines positiven religiösen Glaubens.

Durch den Maler Asmus Carstens, der sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine Zeit lang in Lübeck aufhielt und viel in Overbecks elterlichem Hause verkehrte, gewann dessen Vater eine Vorliebe für die Kunst, so daß er sich der früh entstandenen Neigung seines Sohnes für dieselbe nicht widersetzte. Zeichnungen der Brüder Riepenhausen, von Giotto, Masaccio und Perugino begeisterten den kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling, der nach angemessener Vorbildung 1810 nach Wien geschickt wurde, wo die unter Leitung Fügers stehende Akademie damals den größten Ruf hatte. Allein die künstlerische Richtung dieses Mannes sagte dem jungen Overbeck und einigen gleichgesinnten Freunden nicht zu. Derselbe war nämlich ein Verehrer der bolognesischen Meister, zumal Guido Renis, und hielt es, wie dieser, für Aufgabe der Kunst, die Erscheinungen der Natur nach dem Antiken zu regeln und umzumodeln. Overbeck aber blieb bei den angepriesenen Werken Renis kalt, während ihn einige altdeutsche Gemälde entzückten. In dieser Richtung begann er auch sein großes Bild, den Einzug nach Jerusalem, das er jedoch erst nach zwanzig Jahren vollendete, und wurde durch den in großem Rufe stehenden Maler Eberhard Wächter, der um diese Zeit von Rom nach Wien gekommen war und bald einen Kreis jüngerer Kunstgenossen um sich versammelt hatte, in seinen Ansichten bestärkt. Derselbe lehrte nämlich die Kunstjünger, daß alle Malerei nur Seelenmalerei sein müsse, daß auf Erden der menschliche Geist das Höchste sei, daß er uns allein bleibe und daß an der Pflege desselben auch die Kunst nach ihrem Theil mitwirken müsse. Es handle sich um Befriedigung des inneren Auges. Schöne Leiber, reiche Stoffe, Farbengepränge seien verächtlich, wenn der vergängliche Körper nicht das Unvergängliche einschlöße. Durch Darstellung idealer Gliedmassen ließe sich kein Ideal, durch harmonische Verschmelzung der Tinten keine Harmonie hervorzaubern, ohne Geist, Empfindung und Gefühl. Auch Carstens hatte ähnlichen Ansichten gehuldigt.

Da nun Overbeck und seine Freunde sich nicht mehr von ihrem Direktor wollten rathen lassen und das Klassische in der Malerei verschmähten, so wurden sie aus der Akademie verwiesen.

Obwol dieses Ereigniß von entscheidender Wichtigkeit für Overbeck und die von ihm eingeschlagene Kunstrichtung ward, so hat er bei seiner milden Gemüthsart dasselbe gleichwol stets als etwas Bedauerliches angesehen, das leider! nicht zu vermeiden gewesen. Wilhelm Schadow, von dem bald mehr die Rede sein wird, erinnert sich gern, mit welcher liebenswürdigen Bescheidenheit, sich gleichsam entschuldigend, ihm Overbeck diese Verweisung mitgetheilt habe.

Die Verwiesenen begaben sich nun nach Rom (1810) und es ist bezeichnend für ihr Kunstwirken, daß sie ihre Werkstätten in den öden Zellen des verlassenen Klosters San Isidoro aufschlugen. Bald gesellten sich ihnen Gleichstrebende bei, und in herzlicher Gemeinschaft wirkten sie etwa zwischen 1810—20 zusammen, obschon sich kein einziger Raum in dem Kloster zum Atelier eignete und der Aufenthalt darin unbequem und beschwerlich war. Diese innige Gemeinschaft hörte auch dann nicht auf, als sie das Kloster verlassen hatten, im Gegentheil hielten sie noch fester zusammen. Es ist diese wunderbare Uebereinstimmung in allen Ansichten um so merkwürdiger, als die jungen Männer, deren Anzahl immer größer wurde, vorher in keiner Beziehung zu einander gestanden hatten, und mitunter Elemente eintraten, die mit ihrem entschiedenen Wesen zuweilen die Harmonie der kleinen Republik zu zerstören drohten. Dahin gehörte vor Allen Peter Cornelius, der, obschon einer altkatholischen Familie entstammend, gleichwol unter diesen zumeist im Protestantismus geborenen Kunstjüngern den Rationalisten spielte und, während jene religiöse Bilder malten, Cartons zu den Nibelungen entwarf. Daß die Eintracht gleichwol erhalten blieb, war dem friedfertigen, vermittelnden, für die heilige Sache lebenden Overbeck vorzugsweise zuzuschreiben.

Ihrer Anschauung gemäß, daß die echte Kunst nicht zur müßigen Augenweide dienen oder einer falschen Prachtliebe huldigen, vielmehr zur Verherrlichung des höheren Lebens mitwirken sollte, fanden Overbeck und seine Freunde nur auf kirchlichem Boden ein geeignetes Feld ihrer Thätigkeit. Die Kunst sollte festhalten an der Religion, an dem geoffenbarten, über jeden Wechsel der Meinungen erhabenen Christenthum. Wo anders war dieses zu finden, als in der katholischen Kirche? Hatten sie nun in dieser Richtung der Kunst das wahre Fundament derselben, in dem positiven, nur innerhalb der katholischen Kirche zu findenden Christenthum die wahre Religion erkannt, so blieb ihnen, wollten sie folgerecht handeln, kein anderer Ausweg, als in die katho-

lische Kirche, insoweit sie ihr durch die Geburt nicht schon angehörten, förmlich zurückzutreten. Das geschah denn auch. In demselben Jahre, in welchem Deutschlands Befreiung von dem französischen Joche erfolgte, in welchem auch der edle Dulder Papst Pius VII. nach langer Gefangenschaft nach Rom zurückkehrte, legten Overbeck und seine Freunde Rudolf und Wilhelm Schadow, Karl Vogel (v. Vogelstein) und andere Maler des Isidoro-Klosters im Collegium Romanum das katholische Glaubensbekenntniß in die Hände des Professors, nachmaligen Cardinals Ostini ab, desselben, der drei Jahre früher den Dichter Werner [1]) in den Schooß der Kirche aufgenommen hatte, wie er auch dreißig Jahre später den berühmten Geschichtsschreiber Hurter in dieselbe aufnehmen sollte.

Die Neubekehrten wurden von den Gegnern spottweise die „Nazarener" genannt, weil sie lange Haare trugen, oder auch Präraphaeliten, weil sie Raphael und die Meister des Reformationszeitalters weniger achteten, als die ältesten Kirchenmaler von Giotto bis auf Fra Angelo da Fiesole, den kunstreichen Mönch, der unter Gebet und Thränen malte. Auch hieß man sie die alt-neu-deutsch-römischen Maler. Ueberhaupt hatten sie viele Vorurtheile zu überwinden und mit mächtigen Gegnern zu kämpfen. Dahin gehörte auch Göthe, der alte Heide, der in der letzten Zeit seines Lebens ganz in der Antike aufgegangen war. „Welch ein Mißbrauch bei der kunstbeflissenen Jugend!" schreibt er (1817). „Bis zu welchem Grade ist er aufgestiegen! Ich bin darüber von Rom, Wien, München und anderen bedeutenden Orten unterrichtet. Was ich dort erfahren, erregt mich zu schmerzlichem Mitleid. Welch ein herrlicher, seit langen Jahren unter deutscher Malerjugend nicht so angehäufter Fonds von Geist, Kraft, Liebe, Geschicklichkeit, Fleiß und Beharrlichkeit durch solche geistige Selbstschwächung vergeudet wird! Daß ich nur Einiges anführe. In Rom haben sich die Altneuen von allen Anderen nun völlig rottenweis abgesondert und bezeigen diesen nicht nur entschiedene Verachtung, dulden sie nicht mehr unter sich, sondern verschmähen und verfolgen offensiv, wenigstens die jungen deutschen Ankömmlinge und Studirenden, wenn sie sich nicht bekehren lassen und, was damit in unmittelbare Beziehung gebracht wird, zum Katholizismus übergehen wollen."

[1]) Werner war auch der Freund Overbecks und sein Pathe bei der heiligen Firmung.

Die Unrichtigkeit dieser Insinuation liegt auf der Hand. Uebrigens fanden die neue Richtung und ihre Vertreter auch Vertheidiger. Der Maler und Kunstschriftsteller Johann David Passavant (Protestant) spricht in seinen „Ansichten über die bildenden Künste" die Künstler von dem Vorwurf frei, daß sie eine Partei oder gar eine Innung bildeten, in deren Interesse es läge, die außerhalb derselben Arbeitenden anzufeinden. Sie traten nur in eine Verbindung, in Nothfällen sich hilfreich beizustehen, und verpflichteten sich zu dem Ende zu Beiträgen. Wie die Künstler zu allen Zeiten die Sehnsucht nach dem Lande Italien, so zog diese allein auch sie nach Rom. „Da lebten sie während der letzten Jahre der Knechtschaft und Unterdrückung unseres Vaterlandes einzig auf ihre Ausbildung bedacht, oft in bedrängten Umständen und Noth: doch freudig und stark durch ihr Zusammenhalten und das gemeinschaftliche Bestreben nach einem hohen Ziel. — Bei den Nachrichten über die Ereignisse, welche die Befreiung unseres Vaterlandes herbeiführten, erhob sich auch ihre Seele, wenn selbst öfters in sehr drückenden äußeren Verhältnissen. Künstler, welche selbst in den Reihen gegen den Feind des gemeinsamen Vaterlandes gefochten[1]), schlossen sich ihnen an. Wie nun in Deutschland ein großes, volksthümliches Interesse im Volke erweckt, so ist auch bei vielen Jüngern der Kunst diese Gesinnung herrschend geworden..."

Der Professor August Hagen in Königsberg, der den Rücktritt so bedeutender Künstler in die katholische Kirche als Protestant höchlichst bedauert, äußert sich folgenderweise über die Bestrebungen der neuen Schule: „Abgesehen von vielen Mißgriffen und einem oft blinden Eifer muß man dem regen Willen und dem unermüdlichen Ringen nach dem gesetzten Ziel alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie wurden nicht an der heiligen Sache irre und wankten nicht. Sie kämpften mit der Mißgunst der Menschen und des Schicksals, sie entbehrten und duldeten, aber sie vergaben sich nichts. Und sie drangen endlich durch und nöthigten selbst ihren Gegnern Achtung ab... Uneingeschränkte Anerkennung wurde ihnen sowol von Seiten der Deutschen und der Italiener, obgleich jene Anfangs nicht weniger als diese mißtrauisch ihr Treiben betrachteten" [2]). Hagen preist das Schicksal, „daß junge Künstler sich zu einem Kreise vereinigten, die von ver-

---

[1]) Philipp Veit.

[2]) Die deutsche Kunst in unserm Jahrhundert. Berlin 1857. Bd. 1. S. 130 ff.

schiedenen Orten her, ohne vorher von einander gehört zu haben, durch eine wunderbare Anziehungskraft in Rom mit einander verbunden, des festen Willens waren, mit Aufbietung aller Kraft alles zu thun und leiden zu wollen, um mit ihrer bessern Ueberzeugung durchzudringen. Was so lange gegolten, verachteten sie als Götzendienst, als verächtliche Sinnenlust, sie fühlten in sich den höhern Beruf, die falschen Prediger von den Lehrstühlen zu stürzen, damit das reine Evangelium Eingang finde. Nur aus der innigen Gemeinschaft konnte ihnen der Wunsch erwachsen, mit ungebeugter Kraft der Verkennung entgegenzustreben durch ein treues, redliches Wirken. Und die lieblos Verspotteten erwarben sich die Palme."

Durch ihre Freskobilder erwarben sich die deutschen Maler Ehre und Anerkennung. Der Verein gewann an Haltung durch den Umgang mit dem preußischen Gesandten Niebuhr, der bekanntlich von nichts weniger als katholischen Sympathien beseelt war und dem Beginnen der jungen Maler ohne Vertrauen zugesehen hatte, bis er zu besserer Einsicht gelangte. Er nahm sie oft bei sich auf und las mit ihnen deutsche und italienische Bücher, die für sie anregend und bildend waren. „Aufgewacht ist die Kunst gewiß, schrieb er von Rom aus, und die jungen Männer sind ganz anderer Art, als was man sonst Künstler nannte. Sie leiden beinahe Noth, sind fröhlichen Muths und keiner trachtet darnach, reich zu werden. Sie schweigen unverbrüchlich über ihre Verlegenheiten." „In der lebendigen Welt haben nur unsere deutschen Künstler Werth und mit ihnen, soweit ihre Sphäre reicht, versetzt man sich wol auf Stunden in eine bessere Welt."

Der preußische Generalconsul Bartholdy, der von Overbecks und seiner Freunde Leistungen große Erwartungen hegte, bot ihnen in seinem Hause einen Saal an, um ihn mit Wandgemälden in Fresko zu schmücken. Die dafür ausgesetzte Summe war nicht bedeutend, aber die Künstler wollten zeigen, was sie zu leisten vermöchten. Overbeck, Ph. Veit, Cornelius und Wilhelm Schadow betheiligten sich an der Ausführung dieses Auftrages, den sie so ausführten, daß die Casa Bartholdy noch heut von allen Fremden aufgesucht wird. Von den acht Gemälden, die sie darstellten, sind von Overbeck 1) der verkaufte Josef, ein nackter Knabe wird hinweggeführt; die midianitischen Kaufleute erlegen einigen der Brüder das Kaufgeld, andere schlachten den Bock. 2) Die sieben magern Jahre. Eine Frau mit welker Brust und dürren Knochenhänden hält den Säugling und

einen größeren Sohn, die beide dem Verschmachten nahe sind; die beiden andern Kinder verlangen von ihr Nahrung; zwei Knaben ringen um ein Brod, ein dritter nagt an dürrer Rinde. Ein Pferd ist erlegen und ein Wolf heult vor Hunger.

Hierdurch kam der Marchese Massimi auf den Gedanken, das Erdgeschoß seiner, der Laterankirche gegenüberliegenden Villa, von deutschen Künstlern mit Reliefs und Fresken ausschmücken zu lassen, und zwar drei Säle mit Darstellungen aus Tasso, Ariost und Dante. Hier waren es Overbeck, Führich[1]), Julius Schnorr, Josef Koch und Ph. Veit, die in Gemeinschaft arbeiteten, und zwar war es der Tassosaal, in welchem Overbeck von den elf Deckengemälden acht malte, die übrigen Führich. Später malte er zu Assisi, der Vaterstadt des heiligen Franziskus, an der Außenwand im Giebel einer Kirche das Rosenfest. Christus und die heilige Jungfrau thronen auf Wolken in einer Glorie von Engeln. Maria neigt sich als Fürbitterin zum göttlichen Sohne, so daß er segnend zu dem unten knieenden heil. Franziskus blickt. Ueber diesem zwei Engel mit Pilgerstäben, von denen einer Rosen im Gewande trägt, einen Theil derjenigen, welche aus der Höhe auf den Altar fielen. Der heilige Franz wird nämlich mit der Erlaubniß zur Ablaßertheilung begnadigt. — Auch im Vatikan wurde Overbecks Kunst begehrt, und er malte das Cabinet, in welchem die Gefangennahme Pius VII. vor sich ging.

Aber nicht bloß in Italien, sondern auch in Deutschland wußte man Overbecks Leistungen zu würdigen, und er wurde mit Aufträgen aller Art überhäuft. Wir können natürlich nur einzelne Arbeiten anführen, und zwar vor allen ein Gemälde im Städel'schen Institute zu Frankfurt: Der „Triumph der Religion in den Künsten", das man der berühmten Disputa Raphaels an die Seite gestellt und die bedeutendste Erscheinung nach ihr genannt hat. Im Jahr 1840 malte er für seine Vaterstadt Lübeck eine Grablegung. Während er mit diesem Bilde beschäftigt war, starben ihm Sohn und Bruder. „Wie es unter Thränen gemalt sei, schrieb er, so wünsche er auch, daß das Bild bußfertige Thränen entlocken möge. Dies habe er mehr vor Augen gehabt, als sogenannte Kunstvollendung, weil alle Kunst, die mehr sein wolle, als

[1]) Josef Führich, 1800 in Böhmen geboren, hütete in seiner Jugend die Heerde seines Vaters, gegenwärtig der bedeutendste Maler Oesterreichs, der wie sein Lehrer und Freund Overbeck nur religiöse Bilder malt.

bloßes Mittel, ihm eitel dünke, ja in einem Falle, wie der vorliegende, sogar frevelhaft." Weil ihm aber die Kunst eben nur als Mittel galt, seinen Anschauungen von der Heiligkeit des christlichen Glaubens eine concrete Form zu geben, so erschien ihm auch jede öffentliche Ausstellung religiöser Bilder als eine Profanirung. „Bilder dieser Sphäre, schrieb er bei Gelegenheit der Absendung eines Bildes, das die Vermählung der heiligen Jungfrau zum Vorwurf hatte, dünken mich durchaus nicht geeignet, mitten in dem bunten Vielerlei, wie es sich auf solchen Ausstellungen zusammenzufinden pflegt, gesehen zu werden. Es ist fast unvermeidlich, daß man sie dort nach ganz verkehrtem Maßstab mißt, denn, indem das vergleichende Auge zunächst die mehr oder minder hervortretenden Fertigkeiten in den Kunstmitteln berücksichtigt, so kann es kaum anders sein, als daß Bilder, die ihrer Natur nach diese Mittel als durchaus einem höheren Zwecke untergeordnet behandelt zeigen, gegen ihre Nachbarschaft, die solche mit allem Glanz absichtlich hervorhebt, in Schatten treten. Dazu ist auch das Gemüth des Beschauers von so verschiedenartigen Genüssen angeregt, nicht leicht in derjenigen Verfassung, in der es geistliche Gegenstände, die geistlich aufgefaßt werden wollen, zu würdigen im Stande wäre." Er verbat sich demgemäß, daß besagtes Gemälde auf die Berliner Ausstellung gebracht würde. Daß er bei dieser seiner streng religiösen Richtung es über sich gewann, Thorwaldsens Alexanderzug für den Stich zu zeichnen, wird als eine Merkwürdigkeit berichtet.

Noch müssen wir seines großen Cyclus evangelischer Darstellungen gedenken, die sehr schön von Düsseldorfer Kupferstechern gestochen, dem frommen Sinn des Publikums dargeboten werden. „Der Künstler, sagt Schadow [1]) wird seinen Zweck erreichen, denn sie müssen bei ihrer Vortrefflichkeit in dem Beschauer die heiligen Gedanken und Empfindungen anregen, welche ihn beseelten, als er sie schuf. Dies mag ihm reichlicher Ersatz sein für die Verunglimpfung jener, die ihn in ihrer Beschränktheit der Bigotterie beschuldigen."

„Kein Maler, so äußert sich Hagen, faßt das, dem alttestamentlichen Geiste entgegengesetzte, weibliche Wesen des Christenthums — bei dem das rechte Handeln ein Leiden, das rechte Streben ein Entsagen ist — inniger auf, als Overbeck. Das bekundet sich auch bei Erfindungen, die das enge, kirchliche Gebiet überschreiten, wenn er den

---

[1]) Der moderne Vasari. Berlin 1854. S. 181.

Triumph der Religion in den Künsten, wenn er Vorstellungen aus dem befreiten Jerusalem darstellt, das zeigt sich schon darin, daß er gern weibliche Wesen voll Unschuld und Frömmigkeit zeichnet. Mit anbetender (?) Liebe dem Mariendienst sich zuneigend, sieht er in dem Bilde mit den Künsten in der heiligen Jungfrau eine Poesie, denn es heißt von ihr: „Meine Seele erhebet den Herrn. Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter."

„Seine zart gefühlten Bilder thun uns wol durch ihre Vollendung, aber sie ermüden uns durch ihre Abgeschlossenheit, wie die mancher italienischer Kirchenmaler. Gern erkennen wir es an, daß die stilvolle Rhytmik nicht gezirkelt ist, daß die Elegien, die er mit sanfter Stimme vorträgt, sich von abtödtender Klage fern halten, daß die feierliche Ruhe nicht von priesterlicher Strenge geboten wird, daß die heitere Milde nicht an schwärmerischer Verzückung kränkelt, aber wir vermissen Freiheit, die Lebenssonne, die unserm Pfade vorleuchtet und zum Vorwärtsschreiten reizt [1]). Bei Overbecks sitzender Madonna mit dem eingeschlummerten Christuskinde auf dem Schooß erinnert Alles selbst im Kleinsten — die schmächtigen Bäumchen in der Landschaft, die Tracht der Mutter (mit dem Buchstaben im Saume des Halsausschnittes) an die Jugendbilder Raphaels. Man kann den Maler wol einen Präraphaeliten nennen, da seine Compositionen füglicher mit denen der Vorgänger Raphaels zu vergleichen sind. Um dem mild Erbaulichen in Nichts zu vergeben und einem Fiesole es selbst hervorzuthun, weiß Overbeck nichts von einem Judas. Auf seinem Abendmahl zeigt sich nur der umgeworfene Stuhl, wo der hinausgegangene Verräther gesessen. Er zeichnete die zwölf Bilder der Apostel, aber die Stelle von Judas nimmt Paulus ein. Overbeck beendete das in Wien begonnene Bild, der Einzug in Jerusalem, nach langer Frist in Rom, er malte zwanzig Jahre daran und dennoch ist keine Ungleichheit wahrzunehmen" [2]).

„Wer Overbeck nur einmal gesehen, heißt es bei Schadow, wer ihn nur einmal gehört, wird an der Reinheit seiner Absichten, an seiner großen Kenntniß und tiefen Einsicht keinen Zweifel mehr hegen; eben-

---

[1]) Es ist nicht zu übersehen, daß aus Hagen der Protestant spricht, der in dem „unfreien Katholizismus" den Feind aller Freiheit, wie jedes gedeihlichen Fortschrittes erblickt.

[2]) Das Bild, über sieben Fuß lang, auf dem man die Bildnisse von ihm, seiner Gattin und seinen Eltern entdeckt, befindet sich in der Marienkirche zu Lübeck.

so zeigt sich im Ausdruck seines ganzen Wesens, die liebevollste Theilnahme gegen Jedermann. Man kann entgegengesetzter Meinung sein, allein es ist entweder Irrthum oder absichtliche Verkennung, diesen merkwürdigen Mann anders zu beurtheilen ... Wenn dies große Talent, mit Ausnahme einiger Bilder aus Tassos befreitem Jerusalem, keine anderen, als heilige Gegenstände behandelt hat, so liegt dies keineswegs in der Einseitigkeit seiner Anlage, er weiß das Poetische überall aufzufinden, wo es sich zeigt, es liegt vielmehr darin, daß er keine anderen Gegenstände so sehr der Darstellung würdig fand. Der Künstler muß das schaffen, wovon seine Seele am tiefsten ergriffen ist; auch hege ich die Ueberzeugung, daß gerade diejenigen Gegenstände, welche Overbeck wählt, die höchsten Kräfte menschlicher Begeisterung in Anspruch nehmen. In der Composition evangelischer Thatsachen hat ihn Niemand übertroffen und wird es auch nicht so leicht, denn dazu gehört außer dem Kunsttalente eine große und reine Seele, wie er sie wirklich besitzt. Die leidenschaftliche, energisch kräftige Darstellung wird einen Mann seiner Richtung immer weniger ansprechen, mithin ihm auch weniger gelingen, als anderen höher Begabten, die nicht in einem so reinen Elemente wohnen. Auch mag dadurch seinen Werken etwas vom sinnlichen Leben abgehen; obgleich in spätern Arbeiten hin und wieder eine gewisse Monotonie sichtbar wird, rufe ich dennoch aus: „Selig der Mann, der eine solche Einförmigkeit besitzt!""

Hochbejahrt schafft der fromme[1]), kindlichreine Künstler fort[2]), ein leuchtendes Vorbild der Nachstrebenden: seine Werke werden seinen

[1]) Schon im Jahre 1814 schrieb Z. Werner an den Fürstprimas v. Dalberg, daß Overbeck leicht einst auf die Verehrung der Kirche Ansprüche erhalten dürfte, und nennt ihn eine „wahrhaft seraphische, dem obern Vaterland eigentlich angehörige Natur."

[2]) So hat er nach vieljährigen tiefen Studien, ganz kürzlich die Cartons zu den sieben heil. Sacramenten vollendet, welche von allen Kennern den Compositionen der Rafael'schen Arazzi ebenbürtig zur Seite gestellt werden, wie solche in Italien bei Kirchenfesten zum Schmucke der Kirchenvorhallen im Brauche sind, Teppichbilder, welche wegen der Großartigkeit der Meditation, die der Meister sich täglich zur Pflicht gemacht, alle Bewunderung verdienen. Es sind dieselben in Holzschnitt und mit einer Erklärung des alten Meisters versehen, erschienen, welche letztere des Künstlers tiefes Schriftverständniß in glänzendster Weise bekundet. Wie die gottselige Katharina Emmerich faßt er die wunderbaren Begebenheiten im Leben des Heilandes gleichsam im Rahmen ihrer Protypen oder Vorbilder des alten Bundes auf und läßt die Schrift im Bilde verkörpernd zu

Namen erhalten, auch wenn seine leibliche Hülle längst in Staub wird zerfallen sein. „Die Zeit hat es bewährt, ruft Hagen aus, daß sie

---

Jedem verständlich und mit überraschender Wirkung reden. Eine Erklärung über seine Auffassung geht voran: „Mir ist", heißt es daselbst, „die Kunst gleichsam eine Harfe Davids, auf der ich allezeit Psalmen möchte ertönen lassen zum Lobe des Herrn. Denn wenn Erde und Meer, mit Allem, was sie erfüllt, wenn die Himmel und alle Kräfte der Himmel sich zum Preise ihres Schöpfers vereinigen, wie sollte da der Mensch nicht mit allen seinen Gaben und Fähigkeiten, mit denen ihn die Weisheit und Güte Gottes so reich ausgestattet hat, in diesen allgemeinen Preis des Schöpfers einstimmen, und wie sollte namentlich eine der edelsten Gaben, die er besitzt, die schöpferische Macht, wie sie sich in der Kunst offenbart, nicht ihren höchsten Ruhm, ihre erhabenste Bestimmung darin erkennen, in ihrer eigenthümlichen Sprache dem Herrn Lobgesänge oder Psalmen darzubringen? Und als solche Psalmen möchte ich nun eben die sieben Bilder von den Sacramenten angesehen wissen; Psalmen, deren Grundthema sich in die wenigen Worte des 116 Psalmes zusammenfassen läßt:

1. Lobet den Herrn, alle Heiden, lobet Ihn alle Völker!
2. Denn bestätiget ist über uns Seine Barmherzigkeit,
Und die Wahrheit des Herrn dauert ewig.

Beide nämlich, Seine Barmherzigkeit und Seine Wahrheit, sind über uns bestätigt worden durch die Erlösung, und zunächst nun zwar damals, als der von Anbeginn verheißene und im Laufe der Jahrhunderte immer klarer und immer deutlicher durch die Propheten verkündete Erlöser der Welt, Jesus Christus, der Eingeborene des Vaters, in der Fülle der Zeiten wirklich auf Erden erschienen ist in Knechtsgestalt, und für uns gelitten hat und gestorben ist am Kreuze, und auferstanden von den Todten am dritten Tage; aber demnächst ist nur Seine Barmherzigkeit für alle Zeiten über uns bestätigt, und die Dauer Seiner Wahrheit auf ewig uns gesichert dadurch, daß Er, Seiner Verheißung gemäß, die Schätze des Heils und des ewigen Lebens, die Er uns in Seinem Blute erworben, für alle Zeiten bis ans Ende der Welt bei Seiner Kirche hinterlegt hat, und durch die heil. Sacramente, wie durch eben so viele Gnadenströme, fortwährend allen denen überreichlich zufließen läßt, die durstig aus ihnen schöpfen wollen.

„Diese Erbauungen Gottes also sind der eigentliche Gegenstand dieser sieben Bilder, die ich eben deshalb Psalmen nennen möchte, woraus sich schon von selbst ergibt, daß man in ihnen nicht sowol eine Darstellung der in der Kirche bei Spendung der Sacramente üblichen Gebräuche zu suchen hat (weil diese die Kirche, die als Braut Christi den Geist Christi hat, nach Zeit und Umständen bald einfacher, bald reicher anordnet, während das Wesen derselben, wie es im Worte der heil. Schrift begründet ist, unveränderlich dasselbe bleibt), als vielmehr eine Verherrlichung der Gnaden, die mittelst derselben uns zu Theil werden, wie es durch Zusammenstellung der Vorbilder des alten Testamentes mit deren Erfüllung im neuen sich klar herausstellt: so daß Jedermann leicht erkennen mag, wie über-

(Overbeck und seine Freunde) aus Ueberzeugung [1]) die Religion wechselten und Niemand zweifelt, daß Overbeck und W. Schadow ruhig und getröstet, wie Rudolf Schadow einst entschlafen werden, dessen Tod schön und erhaben genannt wird."

Wilhelm von Schadow-Godenhaus,

Direktor der Kunstakademie in Düsseldorf.

Wilhelm Schadow wurde am 6. September 1789 zu Berlin geboren. Das Beispiel seines Vaters, des als Bildhauer und Direktor der Berliner Kunstakademie hoch gefeierten Gottfried Schadow [2]), erweckte in ihm, wie in seinem zwei Jahre ältern Bruder Rudolf, früh die Liebe zur Kunst. Während aber der Letztere, der Richtung des

---

einstimmend mit der heiligen Schrift die Lehre der Kirche in Beziehung auf die Sacramente sei, und welcher Schätze diejenigen beraubt sind, die sich vom Verbande der sichtbaren Kirche losgesagt haben."

Nachdem er nun in dieser Weise die sieben Sacramente besprochen, wobei wir bedauern, nicht das Ganze hier aufnehmen zu können, schließt er mit den Worten:

„Das sind die sieben Psalme, die ich auf meiner Harfe gesungen. Mögen sie immerhin unbeachtet verklingen, wenn sie nur Menschengedanken aussprechen. Wenn es aber der Herr gewesen, der den letzten seiner Knechte gnädig angesehen und ihm verliehen hat, Seine Barmherzigkeit und Seine Wahrheit zu singen, wie Er sie in Seiner Kirche für alle Zeiten auf Erden bestätigt hat: dann und „nur dann wolle Er sie segnen und wie volle Orgeltöne laut erschallen lassen, um viele Herzen meiner Brüder zu wecken, zu erwärmen und zu beleben; bei denen aber, die außer der Kirche stehen, Vorurtheile zu zerstreuen, irrige Vorstellungen zu berichtigen, und die Lehre der Kirche in ihrer ganzen Schönheit und Erhabenheit zu zeigen, und so das Reich Gottes auf Erden zu fördern, dem allein Preis, Ehre und Herrlichkeit gebührt in Zeit und Ewigkeit."

„Amen!"

[1]) „Ihm ist das Joch (das er durch den Rücktritt in die katholische Kirche auf sich nahm) angewachsen", erklärt Niebuhr, der ihn „ein sehr liebenswürdiges Gemüth und begabt mit herrlicher Fantasie" nennt. —

[2]) Johann Gottfried Schadow, geboren 20. Mai 1764, gestorben daselbst 27. Jan. 1850.

Vaters folgend, sich der Bildhauerkunst widmete, fühlte sich Wilhelm mehr zur Malerei hingezogen. Daß ihm eine sorgfältige Erziehung zu Theil ward, läßt sich bei der gesellschaftlichen wie künstlerischen Stellung seines Vaters, der sich auch als Kunstschriftsteller hervorthat, leicht bemessen, wie es sich aber in religiöser Beziehung damit verhielt, geht daraus hervor, daß er noch in späteren Jahren seinen Freund Overbeck um den ihm von Jugend an eingepflanzten religiösen Sinn beneidete. „Wie bist du glücklich gewesen, geliebter Freund! so ruft er aus, du fandest so früh den unwandelbaren Grund, auf dem sich in allen Geistesrichtungen das Höchste erbaut! Du erkanntest die Schätze der aus der christlichen Offenbarung hervorgegangenen Poesie und Kunst, und wußtest die längst Vergessenen und Vergrabenen wiederum zur Geltung zu bringen.[1])"

Wilhelm sollte sich zunächst auf der Berliner Akademie ausbilden. Die Akademien aber, wie sie damals waren, entsprachen nirgends den Anforderungen der aufstrebenden jungen Künstler, die hinter dem Rücken der Lehrer einen eigenen Weg einschlugen. Wie in Wien, so kopirten sie auch in Berlin nur mit Widerwillen, was ihnen geboten, mit Liebe dagegen, was ihnen untersagt war. In Berlin war damals der sogenannte große Stil der bolognesischen Meister an der Tagesordnung, die durch mächtige Stellungen, künstlich berechnete Gruppirungen, durch eine wirksame Farben-Skala und durch einen schwärmerischen Ausdruck die Vorzüge eines Raphael und Michel Angelo, eines Tizian und Correggio zu vereinigen suchten. Der große Stil in Berlin sollte sich in jedem Strich zu erkennen geben. Mit stumpfen Griffel fuhr man wild über das Papier hin, damit schon die Zeichnung allein den Ausfluß der reichen ungebändigten Phantasie bekundete. Wie aber Overbeck und seine Freunde in Wien statt Guido Reni lieber die altdeutschen Meister zum Muster nahmen, so kopirten Wilhelm Schadow und sein Freund Wilhelm Wach nur in Gegenwart des Gallerieinspektors ein bolognesisches Bild, während sie, sobald er sich entfernt, die ihnen unangenehme Arbeit bei Seite stellten und nach einem Werke Leonardos da Vinci malten. Wir wissen, daß Overbeck von der Wiener Akademie verwiesen ward. Schadow, der nach eigenem Bekenntniß von Natur weniger sanft und anspruchslos als jener gewesen, erinnerte sich später, wie bescheiden und liebenswürdig, sich gleichsam entschuldigend, Over-

---

[1]) Der moderne Vasari. Berlin 1854. S. 175.

beck ihm diese Relegation mitgetheilt hatte, und knüpfte unwillkürlich folgende Betrachtung daran: „Was war denn eigentlich damals unser Verbrechen? Was haben wir gewollt und was ist für uns daraus entstanden? Es war der Drang nach einem festen klaren Begriff, nach einem bestimmten einzig richtigen Umriß der Form im Gegensatz zu der schwankenden, nebelvollen und flauen Zeit. Der bequeme Indifferentismus hatte sich in der Kunst, wie in allen übrigen Geistesrichtungen verbreitet. Ist es nicht der Drang nach einem scharfen Contur, der uns auch außerhalb der Kunst in jeder andern Beziehung geleitet hat? Wenn wir kaum den Knabenjahren entwachsen, unsere Meister erzürnten, weil wir ihnen zum Trotz unsere Kreide so fein als möglich spitzten, um den einzig richtigen Umriß des vor uns stehenden Modells zu zeichnen, war es denn nicht derselbe Drang nach Wahrheit, der uns später auf ganz anderem Gebiete so viel Verkennung und Tadel zuzog?"

1810 kam Wilhelm Schadow mit seinem Bruder Rudolf nach Rom und schloß sich eng an Overbeck an. Wir haben das Streben dieser neuen Richtung bereits anderorts charakterisirt und können uns daher hier ganz kurz fassen. Wie Overbeck die Regeneration der Kunst nur durch die Kirche für möglich erachtend, traten die beiden Brüder mit jenem zusammen in die katholische Kirche zurück. Es ist bereits bemerkt worden, wie die Glieder des Künstlerbundes, obgleich sie vorher weder in schriftlicher, noch in persönlicher Berührung gestanden, sich gleichwol in wunderbarer Uebereinstimmung ihrer Ansichten fanden. Diese standen allerdings im Widerspruch mit der griechischen Bildung, welche damals dem größten Theil der intelligenten Welt als das Höchste galt. „Wir Künstler unternahmen damals, berichtet Schadow, einen ähnlichen Kampf (wie die Romantiker gegen die Anhänger der Klassicität) und wahrlich in der besten Absicht, dessen Tragweite wir nicht erkannten, der sich aber noch immer fortspinnt und dessen Beendigung auch noch jetzt in weiter Ferne liegt.[1]).

---

[1]) Bei einem Fest, das die Künstler im Jahre 1819 dem damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern gaben, erregten sie durch die Transparente, mit denen der Speisesaal geschmückt war, bei Vielen Aergerniß. Man erblickte hier auf größern Bildern die fünf Künste, die berühmtesten Künstler und Kunstbeschützer, auf einigen kleinern die Reinigung des Augiasstalles und das zusammenstürzende Jericho. Diese beiden letzten von Schadow und Julius Schnorr gemeinschaftlich gemalt. Das eine sollte die glücklich bewerkstelligte Wegschwemmung des heidnischen Alterthums, das andere den Fall der Akademien bezeichnen.

Auffallend ist es, daß Schadow „von einem Eifer für das Kirchliche erfüllt, der ihn aufzureiben drohte," gleichwol in Rom an des Engländers Flaxman's Umrissen Gefallen fand und die Erfindungen von Carstens und Schick bewunderte. Besonders fühlte er sich zu dem Letztgenannten unwiderstehlich hingerissen. Er, den außer den historischen Bildern Raphaels und Michel Angelos kein anderes befriedigte, fand in Schick's berühmten Bilde „Apoll unter den Hirten," in welchem die erste Erscheinung der Poesie unter den Menschen und die mannichfaltigen Eindrücke derselben im Verhältniß des Geschlechts, Charakters und Alters mit ausgezeichneter Tiefe und Innigkeit des Gemüthes geschildert sind, alles erfüllt, was er eifrig suchte. Das Naturwahre in der Arbeit Schick's zog ihn an. „Bei der Natur will die Natur unmittelbar nach der Natur gemalt sein," sagt er. Hierin nun wich er zuerst von den Ansichten seiner Freunde Overbeck und Cornelius ab, wie er auch die Abneigung dieser beiden großen Künstler gegen die Bildnißmalerei nicht theilte. „Es bleibt immer ein mißliches Ding, meint er, wenn ein Maler, der große Compositionen ausführt, kein gutes Portrait malen kann; man darf mit Recht voraussetzen, daß er auch im historischen Fache, in der Oelmalerei nichts Vollendetes leisten wird, in der Freskomalerei dagegen wird dieser Mangel nicht so fühlbar sein."

In Rom malte Schadow in der Casa Bartholdy für den Cyclus aus der Geschichte Josefs zwei Bilder, 1) dem Vater wird der bunte, blutige Rock vorgewiesen. Jakob zerreißt seine Kleider, neben ihm sitzt der kleine Benjamin; zwei Töchter voller Schrecken, 2) die Traumauslegung im Gefängniß. Obschon diese Bilder die schwächsten in dem ganzen Cyclus sind, so gewann Wilhelm Schadow gleichwol sehr bald großen Ruf, und Niebuhr berichtete 1807 von Rom aus: „Beide Schadow's empfehle ich der Regierung sehr. Von Wilhelm fürchte ich, daß er sich aufreibt und nicht lange lebt. Das muß aber der Vater nur insoweit erfahren, daß er ihm nicht (aus Zorn über den Religionswechsel) so gewaltig zusetze; Beide sind äußerst fleißig."

In demselben Jahre kehrte Wilhelm Schadow in seine Vaterstadt zurück. Daselbst malte er eine Mignon „das zarteste Wesen, wie geurtheilt wurde, das je ein Pinsel auf die Leinwand gehaucht hat" und andere Bilder dieser Art, die von denen, die er bisher gemalt, sehr abwichen. Uebrigens liebte auch er, gleich Overbeck, in seinen religiösen Bildern das Heilige bis auf alterthümliche Auffassungen auszudehnen. So sieht man auf einer Pietà Engel in Meßgewändern, von denen

einer als Passionszeichen Christi nicht die Geisel, sondern eine Ruthe hält. In den thörichten und klugen Jungfrauen, einem Bilde, das als sein bestes gilt und im Städel'schen Museum aufbewahrt wird, erscheint der Heiland als Bräutigam, und Petrus öffnet den klugen das Himmelsthor.

1826 wurde er nach dem Abgange von Cornelius zum Direktor der Akademie in Düsseldorf ernannt und kam 1827 mit vier Schülern (unter ihnen der so antikatholisch gesinnte Lessing) daselbst an. Sogleich bei seinem Antritt drang Schadow auf das Realistische, indem er die Schüler bestimmte, ihr eigenes Bildniß zu malen. Er ließ sich nicht dadurch irre machen, daß Cornelius dasselbe für verächtlich hielt, blos darum, weil die vornehmsten Bildermaler Naturalisten waren, wie Titian und Rubens. Ein Bild, das damals entstand, enthält fünf Malerportraits, jedes ist vom Künstler selbst gemalt und dennoch herrscht eine solche Uebereinstimmung, als wenn das Ganze von einer Hand ausgeführt wäre. Man sieht, wie bei dem Zusammenarbeiten die Genien die Schärfe einer hervorstechenden Verschiedenheit abstumpften und sich in einander schon damals zu finden wußten. Das gemeinsame Streben aber machte es, daß Schadow als Direktor Außerordentliches leistete, und die Düsseldorfer Kunst-Akademie in wenigen Jahren bald die größte in Deutschland wurde. Sie zählte einmal nicht weniger als 300 Zöglinge.

In seiner Stellung als Direktor lag der Schwerpunkt seines Wirkens nicht sowol in seiner künstlerischen als vielmehr in seiner kritischen Thätigkeit. Er erkannte es als etwas Verkehrtes, daß die Akademien Normen bestimmten, wodurch der Genius sich meistens auf ein fremdes Gebiet versetzt sah und aufgeben mußte, was ihn zur Kunst hingetrieben. Er suchte bei Jedem das Eigenste der angeborenen Gaben zu entdecken und gab Gelegenheit, dieses weiter zu entwickeln. Er zeigte in der Akademie und in sonstigem Verkehr mit seinen Schülern ein stets gleichmäßig liebenswürdiges Benehmen, und war ebenso wolwollend gegen die Landschafter, wie gegen die Heiligenmaler, ebenso gütig gegen die Historien-, als gegen die Genremaler. Zugleich achtete er auf die Erzeugnisse anderer Künste, wie er denn selbst auch dichterisch thätig war.

Wie aber die traurigen confessionellen Spaltungen in allen Verhältnissen störend eingriffen, so auch in Düsseldorf. Schadow selbst, streng kirchlich gesinnt, konnte natürlich bei der Vorliebe so mancher

protestantischen Maler für antikirchliche Stoffe nicht gleichgültig bleiben, wie er denn dem damals bekannten Lessing, der damals an seinem ersten Husbilde malte, erklärte, nie wieder sein Atelier besuchen zu wollen, so lange er mit jenem beschäftigt sei. Die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier im Jahr 1844 beförderte die Spaltungen, und obschon Schadow selbst die kirchliche Malerei bevorzugte, verließen doch gerade mehrere der katholischen Rheinländer Düsseldorf und begaben sich nach Frankfurt zu Philipp Veit.

Im Jahre 1841 hielt Schadow in Straßburg einen Vortrag in französischer Sprache über den Einfluß des Christenthums auf die bildende Kunst. Ohne denselben, so urtheilte er, keine ideale Kunst und folglich keine Kunst. Er klagt, daß die Künstlerwelt, zu der er gehörte, nicht erfüllt habe, was sie in kühner Hoffnung versprach. So wenig das beste Gymnasium, sagt er anderswo, einen guten Dichter schaffe, ebenso wenig vermöge eine Akademie[1]) einen großen Künstler hervorzubringen. „Erst, wenn das Wissen dem Glauben wiederum aufrichtig die Hand reicht und die Nothwendigkeit erkennt, sich demselben unterzuordnen, dann kann eine Kunstepoche entstehen, wie sie bisher noch nicht dagewesen ist. Eine solche würde sich jetzt zu der frühern verhalten, wie die bewußte Unschuld des Mannes, welcher die Verlockungen des Irrthums kennt und sie freiwillig meidet, gegen die bewußtlose Unschuld des Kindes.“ [2]) Aus eben diesem Grunde aber war er auf die romantischen Dichter nicht gut zu sprechen, weil sie sich nur den Anschein gaben, mit den Malern gemeinschaftliche Sache zu machen. „Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß jene Romantiker mehr das Schöne, als das ewig Wahre und Erlösende des Christenthums erkannten. Sie betrachteten dasselbe mehr als eine Fundgrube längst vergessener poetischer Ideen und Empfindungen und benutzten es, wie ihre Vorgänger die antiken Mythen benutzt hatten; nur Novalis, Friedrich Schlegel, Schütz und einige Andere mögen davon eine Ausnahme gemacht haben“ (a. a. O. S. 175 f).

In Anbetracht seiner großen Verdienste erhob ihn Friedrich Wil-

---

[1]) Es scheint eine Ironie des Schicksals zu sein, daß gerade alle diese Gegner der Akademie selbst Direktoren solcher Institute wurden. Sie wurden es in der Absicht, eine neue Schule für christliche Malerei und insbesondere für Freskomalerei zu begründen.

[2]) Der moderne Vasari, S. 188.

helm IV. im Jahre 1843 in den Adelstand, nachdem ihn die philosophische Fakultät in Bonn das Jahr vorher zum Doktor der Philosophie ernannt hatte. Späterhin wurde seine Sehkraft schwächer und er stand in Gefahr zu erblinden, wie denn auch sein Vater die letzten Jahre seines Lebens blind zugebracht hatte. In dieser Zeit gezwungener Muße ließ er die Bilder seines vergangenen Lebens an sich vorüberziehen. Er dachte darüber nach, was seine Jugend bewegt, und wie er zur Erkenntniß gekommen, daß sich das Leben in der Kunst in die mannichfaltigsten Formen hüllen könne, daß jedes Erzeugniß derselben, in welchem dieses Leben enthalten, einen gerechten Anspruch auf Anerkennung mache, und daß das Urtheil mit der Zeit milder und universeller werde. Er glaubte seine theoretischen Ueberzeugungen nicht anschaulicher machen zu können, als durch eine Charakteristik der ausgezeichnetsten Kunstgenossen seiner Zeit:

„Des Geistes Auge schaut auch ohne Augen,
Wenn nur der Genius sich mächtig regt,
Wer einst gemalt, kann noch zum Sprecher taugen,
Verkünden, was des Künstlers Geist bewegt."

So entstand denn sein prächtiges oft citirtes Buch: „Der moderne Vasari," eine Charakteristik der Künstler enthaltend, die die Begründung der neuen Kunst bewerkstelligten. Rührend ist das Titelbild, das von einem seiner besten Schüler, Julius Hübner, herrührt. Es zeigt uns den Alten, so nennt er sich, wie er gebeugten Hauptes mit der Hand in die spärlichen Haare fährt und nachdenklich sich die Stirne reibt, während er Rauchwolken aus der Pfeife bläst, in denen man Vanitas vanitatum vanitas liest und darüber den Spruch:

„Quid mundus? Fumus. Fumans obliviscere mundum." [1])

Was aber er und seine Freunde geschaffen, wird nicht in Rauchwolken zerfließen. Schadow starb am 19. März 1861 zu Düsseldorf, fast ein Menschenleben später als sein Bruder, der schon erwähnte Bildhauer

Rudolf Schadow.

Derselbe war im Jahre 1787 zu Rom geboren, wo sich sein Vater damals seiner künstlerischen Ausbildung wegen aufhielt. Nachdem

[1]) Was ist die Welt als Rauch! Laßt rauchend uns die Welt vergessen.

er später in Berlin in der väterlichen Werkstatt die Kunst erlernt hatte, arbeitete er, mit einem ernsten Naturell begabt, zwar treu und fleißig in seinem Berufe, jedoch war das Kunsttreiben damals keineswegs von der Art, daß die Umgebungen und Verhältnisse einer so großen Stadt nicht dem Studirenden manches ihn von seiner Bahn Ablockende und Sinn Zerstreuende dargeboten hätte. So war es auch insbesondere die Musik, die ihn mit mächtigem Reize anzog, und sein Geist war in früher Jugend eigentlich zwischen diesen beiden Künsten getheilt. Mit seinem Bruder Wilhelm und seinem Freunde Karl Wichmann reiste er nach Rom. Hier wohnte er mit Thorwaldsen in einem Hause und in derselben Familie. Die überwältigende Macht der Antike, vielleicht auch die Größe des dänischen Phidias versenkten ihn in tiefe Melancholie, welche ihn glauben ließ, daß er eigentlich nicht zum Bildhauer bestimmt sei. Weder Thorwaldsen noch seine übrigen Freunde konnten ihn von dieser Ueberzeugung abbringen. Er kehrte nach Berlin zurück, in der Absicht, da er in den alten Sprachen und in der Musik erfahren war, vielleicht eine Hofmeisterstelle in einer vornehmen Familie anzunehmen. „Es ist eine leicht zu erklärende Selbsttäuschung", sagt Wilhelm Schadow, „wenn tiefere Künstlernaturen durch den Anblick der Wunderwerke der Kunst in Rom, welche ihre Einsicht so plötzlich erweitern, den Glauben gewinnen, sie hätten früher weit Besseres gemacht und könnten sogar nichts mehr dem Früheren Aehnliches leisten." Es wurde ihm daher ein von ihm gefertigtes Modell eines Paris nach Berlin nachgesandt. Er verglich denselben mit den Arbeiten anderer Künstler, sowie mit seinen eigenen früheren, und wurde dadurch von seiner Gemüthskrankheit geheilt. Schon nach wenigen Monaten kehrte er wieder nach Rom zurück und begann seine Künstlerlaufbahn mit großem Glück, aber auch mit einem so großen, angestrengten Eifer, daß er schon in jungen Jahren erlag. Er opferte alle andern Erholungen, selbst die geliebte Musik, seinem Berufsfache auf, und man darf leider sagen, daß er sich zu Tode gearbeitet. „Es erschien ihm Pflicht, was nur Leidenschaft bei ihm geworden war, denn er schloß sich gegen alle andern Dinge geflissentlich ab. Nur die religiöse Forschung (er war 1813 mit seinem Bruder katholisch geworden) und Uebung machte eine Ausnahme, und seine nächsten Freunde wissen es, auf welche erhabene Weise er in jene Welt hinübergegangen ist. Jedoch war diese Seite ihm so heilig, daß seine Bekannten kaum geahnt hätten, mit welcher Tiefe und Innigkeit er diesen Gegenstand umfaßte."

Bald zeigten sich für ihn die glänzendsten Erfolge seiner Thätigkeit. Des Wiederholens von Götterbildern, in welchen Thorwaldsen und Canova das Mögliche leisteten, müde, wählte er sich Gegenstände aus der Wirklichkeit, denen er jedoch eine völlig ideale Färbung verlieh. So entstand seine „Sandalenbinderin", ein Motiv, das er einem jungen Mädchen seines Hauses, welches er seine Schuhbänder zuknüpfen sah, abgelauscht hatte. Diese Figur gefiel in solchem Maße, daß sie siebenmal hintereinander in Marmor ausgeführt wurde. Noch größere Wirkung erzielte er mit seiner „Spinnerin". Die Frauen des südlichen Italiens spinnen nämlich noch auf ganz antike Weise. Unser Spinnrad kennen sie gar nicht. Sie halten den Hanfknäuel mit der einen Hand hoch über den Kopf und drehen die Spindel unten mit der andern; dies gibt beim Sitzen eine ungemein anmuthige Bewegung. Diese Figur mußte dreizehnmal wiederholt werden und verschaffte dem jungen Künstler einen fast europäischen Ruf. Seine vortreffliche Gruppe „Achill und Penthesilea" [1]) konnte er leider nicht vollenden.

Wol neigten Gemüth und Ueberzeugung eigentlich zu christlichen Darstellungen, aber einige Versuche in dieser Richtung befriedigten ihn so wenig, daß er sich damals noch nicht für fähig hielt, diesen neuen Weg zu betreten. Vielmehr wurde er mit Arbeiten anderer Art überhäuft, machte mehrere Büsten für die Walhalla, ein Blumenmädchen u. dgl. Ende 1819 ging er zum Besuche seines Vaters nach Berlin, allein diese Stadt fesselte ihn nicht lange, er kehrte nach Rom zurück, wo er mitten in der Vollendung der oben erwähnten kolossalen Gruppe, die den Achilles mit der überwundenen Penthesilea vorstellt, starb.

„Mitten in der glänzendsten Laufbahn", ruft sein Bruder Wilhelm aus, „wurdest du dem Leben entrissen, und warst den Helden gleich, die auf dem Kampfplatz siegreich vom Tode ereilt werden, ähnlich jenem Heldenjünglinge Achilleus, den dein Meißel verherrlicht, wie er die schöne Beute, die besiegte und geliebte Penthesilea in kräftigen Armen hält! Der früh errungene Lorbeer umwand deine jugendliche Stirn, und allgemein betrauert von deinen Freunden und Kunstgenossen sankst du zu früh ins Grab!"

---

[1]) Sie wurde von seinem Vetter Emil Wolf unter Beihilfe von Thorwaldsen ausgeführt. „Ihre großen Werke", schrieb der alte Schadow an den Letzteren, „waren Mitursache, daß mein Rudolf diese große Arbeit unternahm, welche seine Kräfte überstieg. Es ist nicht Jedem ein solches Maß schöpferischer Kraft gegeben." Die Gruppe befindet sich im Schlosse zu Berlin.

Er starb 1823 im Alter von 36 Jahren zu Rom und liegt in der Kirche St. Andrea delle Fratte begraben, woselbst sein Vater und Bruder ihm ein bescheidenes Denkmal gestiftet haben.

Karl Vogel von Vogelstein,

Direktor der Kunstakademie in Dresden.

Der Sohn eines tüchtigen Malers wurde Karl Vogel 1788 auf dem sächsischen Erzgebirge geboren. Sechzehn Jahre alt kam er, da er früh große Neigung und Anlagen zur Kunst seines Vaters verrieth, auf die Akademie zu Dresden, und erregte bald durch frei und genial aufgefaßte Portraits große Aufmerksamkeit. Einem reichen Gönner und Kunstfreunde, Freiherrn v. Lövenstern aus Liefland, folgte er 1807 nach Dorpat, das Jahr darauf nach Petersburg, wo er vier Jahre blieb und besonders als Bildnißmaler geschätzt ward. 1812 kehrte er nach Dresden zurück und ging, von Sehnsucht nach dem Lande der Kunst getrieben, nach Rom, wo er sich an Cornelius, Veit und Overbeck eng anschloß und mit Letzterem in den Schooß der katholischen Kirche zurücktrat.

Unter seinen in Rom gemalten Bildern erregten besonders das Portrait Pabst Pius VII. und das des berühmten Thorwaldsen, die den besten Leistungen Van Dyks an die Seite gestellt wurden, große und gerechte Bewunderung; auch eine Mutter Gottes mit dem Jesuskinde, die sich gegenwärtig in der Gräflich Harrach'schen Sammlung in Wien befindet, erlangte großen Ruhm.

Im Jahre 1820 ward Vogel zum Direktor der Akademie in Dresden ernannt. Er malte die ersten Fresken in Sachsen, und zwar im königlichen Schlosse zu Pillnitz, wo sie den Speisesaal und die Kapelle schmücken. In acht Deckengemälden im ersteren stellte er die Künste dar, die das Leben verschönern, die Völker beglücken, Geistescultur und Genuß befördern; in der Kapelle malte er Scenen aus dem Leben der heiligen Jungfrau, das Altarbild in Oel stellt sie in den Wolken dar. Die Kapelle ward 1830 eingeweiht. Außerdem haben wir noch einen heiligen Josef von Calasanz für die katholische Kirche in Annaberg in Sachsen. Besonders aber war es der große Dante, der seinen

Geist mächtig anregte, und hauptsächlich seinetwegen hielt er sich von 1840—1842 wieder in Rom auf, wo sein eilf Palmen großes Bild mit Dante in seinen Beziehungen zur divina comedia Bewunderung hervorrief. Nach Dresden zurückgekehrt malte er noch einige Dantebilder, ein Altarbild für die katholische Kirche in Leipzig: eine kolossale Christusgestalt von Engeln umgeben und über diesen den ewigen Vater; ferner (1850) zwei sehr große Bilder für die Hofkirche in Dresden, das eine den am Kreuze verscheidenden Heiland, das andere die Erscheinung desselben darstellend. Unter vielen andern ist noch hervorzuheben sein „Faust“, ein Gemälde, das in dreizehn cyklisch mit einander verbundenen Bildern die bedeutendsten Scenen aus dem ersten Theil des Göthe'schen Faust darstellt und gleich seinem großen Dantebilde zu Florenz im Palast Pitti aufgestellt ist. Wie der Künstler in diesem letzteren die geistig-sittliche Wiedergeburt und Erhebung des dem Irrthum und der Sünde verfallenen Menschengeistes zu veranschaulichen bemüht war, so sollte der Faust zeigen, wie im unbefriedigten Streben nach dem höchsten Wissen und nach dem höchsten Sinnengenuß die gottbegnadete, ursprünglich reine Menschenseele dem sittlich-leiblichen Verderben unrettbar verfällt.

„Ein für Alles, was dem Reiche der Kunst und Poesie angehört, empfänglicher und lebendiger Sinn, ein selbst bei vorgerückten Lebensjahren sich gleichbleibendes kindliches Gemüth, Heiterkeit, Herzensgüte und liebenswürdige Bescheidenheit werden als seine hervorstechendsten Eigenschaften gerühmt. Er kennt nichts Seligeres, als seine Kunst, welche selbst nur Frömmigkeit und wahre Religiosität athmet. Groß als Bildnißmaler ist er im Fache der Geschichtsmalerei ohne Sentimentalität ein wahrhaft christlicher Maler“ (Nagler, Künstlerlexikon). Seiner hervorragenden Leistungen wegen und seiner Thätigkeit als Leiter der Dresdener Akademie wurde er von seinem Könige in den Adelstand mit dem Beinamen „von Vogelstein“ erhoben. —

Vermuthlich um dieselbe Zeit trat, gleichfalls zu Rom, in den Schooß der katholischen Kirche zurück der Maler:

Ludwig Schnorr von Karolsfeld.

Er ward in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu Leipzig geboren, wo sein Vater, Veit Schnorr von Karolsfeld, Direktor

der Akademie war. Mit seinem jüngern Bruder Julius und seiner Schwester Ottilie, die sich gleichfalls der Kunst widmeten, erhielt er den ersten Unterricht im väterlichen Hause, ging aber später nach Rom, wo er mit dem Dichter Werner in ein freundschaftliches Verhältniß trat, das später in Wien fortgesetzt wurde. In Rom ward auch er Katholik, siedelte dann nach Wien über, wo er 1853 starb. Sein Hauptwerk ist das neun Fuß hohe Bild „Faust und Mephistopheles“, das ungemeine Sensation erregte und als eine der seltensten Erscheinungen begrüßt wurde. Es ward für die kaiserliche Gallerie im Belvedere angekauft. „Das Bild ist keiner Manier, schrieb Hormayr begeistert, keiner Schule leibeigen. Mephistopheles ist der Verstand, der sich eigenmächtig über Glaube, Liebe und Hoffnung großjährig erklärt. Faust repräsentirt den Fanatismus der Kunst und ist ein Bild der Warnung ... Es werden sich bei einem Künstler wie Schnorr, die Formen niemals versteinern in leblosen Wiederholungen und ermüdender Monotonie. Die Kunst-Pharisäer, wie werden sie die unverzollte jugendliche Keckheit aufnehmen! Altdeutsch ist das Bild u. s. w.“ — Auch Tiecks Genovefa und Fouqués Undine gaben ihm Stoff zu Gemälden und Zeichnungen. —

Gleichzeitig trat zur Kirche zurück:

Dr. Ernst Platner,

Königl. Sächs. Geschäftsträger beim heil. Stuhl.

Er war der älteste Sohn des berühmten Leipziger Arztes und Professors Ernst Platner, und am 1. Oktober 1773 geboren. Der talentvolle Knabe gab sich dem Studium mit solchem Eifer hin, daß seine Gesundheit darunter litt. Auf den Rath des Arztes wurde seine Thätigkeit Zeichnungsübungen zugewendet. Aber sofort zündete der Funken und mit größtem Eifer weihte sich der junge Ernst der Kunst. Er zeichnete unter der liebreichen Leitung des berühmten Oeser und bezog im 17. Lebensjahre die Akademie zu Dresden. Im Jahre 1797 ging er nach Wien, wo er unter Fügers Leitung arbeitete. Auf den Rath desselben begab er sich drei Jahre später nach Rom, wo er fortan, anfangs unter den größten Entbehrungen, ja mit Mangel und Noth kämpfend, weilte, und es bis zu seinem Tode nicht wieder verließ. Die Alterthümer und die christliche Kunst übten einen so mäch-

tigen Einfluß auf ihn, daß seine Lebensrichtung eine ganz andere Wendung nahm. Die alte Neigung zum Studium wachte in ihm wieder auf, das künstlerische Schaffen wich dem Schauen und Denken, und die bisherigen Kunstübungen kamen seinen Kunstforschungen trefflich zu Statten. Seine mündlichen Aeußerungen und seine schriftlichen Versuche zogen ihm bei Künstlern und Gelehrten in immer weiteren Kreisen die Aufmerksamkeit und Anerkennung zu. Bald galt er als ein hervorragender Kenner der Kunst, der Archäologie und der älteren italienischen Literatur. Mit Begeisterung besonders warf er sich in die große Welt der divina comedia, versenkte sich in ihre Tiefen und erschwang sich in ihre Höhen, und suchte sie nach allen Richtungen hin genau zu erforschen und kennen zu lernen. Der berühmte Historiker Niebuhr, der 1816 als preußischer Gesandter nach Rom kam, gewann den bescheidenen Mann so lieb, daß er ihn dem Staatsrath Nicolovius zu einer Professur an die neuzuerrichtende Universität Bonn empfahl. „Ich wünschte, so schreibt er, daß sich irgend eine Art finden ließe, unsern Freund Platner dabei anzustellen, der keinen großen Beruf zum Maler, aber einen sehr echten und wahren für Literatur hat. Könnte man irgendwo dort oder auch an einer andern Universität eine Professur errichten, welche italienische Literatur, Italiens Geschichte und Kunstgeschichte lehrte, so würde er dabei große Ehre einlegen und den Beruf aufs Beste erfüllen. Er hat eine Bearbeitung des Vasari angefangen, und wäre geschickt einen vorzüglichen Commentar über Dante zu schreiben, wenn ihn die Buchhändler nur nicht verschmähen wollen. Wenn mein Gedächtniß nicht täuscht, so ward er zu Berlin nicht nach Verdienst genannt. Es ist ein vorzüglich edler Mann." Aehnliches schrieb er an Savigny: „Er hat sehr mannichfaltige Kenntnisse, gewaltigen Scharfsinn und Dialektik; seine Lieblingsstudien sind philosophisch... Wäre es nicht möglich, ihm einen Lehrstuhl anzuweisen, der wahrlich selten besetzt werden kann: Kunstgeschichte zu lehren, Dante zu erklären, altitalienische Geschichte und Literaturgeschichte!.." Diese Bemühungen blieben jedoch fruchtlos.

Früher schon, als mit Niebuhr, war er in ein inniges Freundschaftsverhältniß zu Overbeck, Cornelius, Josef Koch und anderen deutschen Malern getreten, Niebuhr aber, dessen Hausfreund er war, regte ihn besonders zu wissenschaftlicher Thätigkeit an, und schon damals kam der Gedanke zu einer ausführlichen Beschreibung Roms in Anregung, der später, als Bunsen als Nachfolger Niebuhrs nach Rom

kam, verwirklicht wurde. Sie erschien unter dem Titel: „Beschreibung der Stadt Rom" (Stuttgart, 1830—42, 3 Bde.), zu der er den kunstgeschichtlichen Theil lieferte.

Im Jahre 1823 ernannte ihn der König von Sachsen zu seinem diplomatischen Geschäftsträger beim heiligen Stuhl, 1838 die Universität Leipzig zum Doctor philosophiae, die Akademie zu München und Dresden zum Mitgliede. Sein biederer Sinn machte ihn allen Kreisen werth und achtbar. Er starb im 83. Lebensjahre den 14. October 1855. In einem Nachrufe in der „Allg. Ztg." heißt es: „Auf eine bewundernswürdige Weise hatte sich unter den Einflüssen eines so hohen Alters sein Geist die schönste Frische bewahrt. Platner setzte lesend und schreibend bis zur Stunde der Erkrankung unermüdlich seine wissenschaftliche Beschäftigung fort. In dem geselligen Kreise war Niemand anregender als er — durch die reiche Fülle seines Wissens, durch die scharfe Dialektik seines Verstandes, durch das lebhafte Interesse für jeden Punkt des Wahren, Guten und Schönen. Der Charakter dieses Mannes hatte keine Folie, er war rein und durchsichtig. Mit der ungewöhnlichen Kräftigkeit seiner ganzen Individualität vereinigte er die zarteste Liebe zu seinen Angehörigen und Freunden, und das edelste Wolwollen für die Mitmenschen, denen er half, wo und wie er nur konnte. In religiöser Beziehung war er ein entschiedener Katholik, und die Abgeschlossenheit seiner Ueberzeugung ließ der Skepsis keine Ritze offen. Er war gläubig ohne Schwärmerei, fromm ohne Andächtelei, kirchlich ohne Intoleranz, aber auch tolerant ohne Indifferentismus. Das Bild des Dahingeschiedenen wird allen denen, welche das Glück hatten, ihn näher zu kennen, unauslöschlich vor Augen schweben, während wir ihn selbst mit Schmerz vermissen, und sein Leib nach langer Lebensarbeit im deutschen Friedhof neben St. Peter ruht. — Die literarischen Verdienste des Verewigten durch seinen großen Antheil an dem gelehrten ausgedehnten Werk über Rom, sowie durch den praktischen und vielbenutzten Auszug sind allbekannt, und durch den reichen schriftlichen Nachlaß des rastlos thätigen Mannes ohne Zweifel noch zu vermehren."

Johann Friedrich Heinrich Schlosser.

Einer der edelsten, reinsten und liebenswürdigsten deutschen Charaktere, denen wir im Laufe dieses Jahrhunderts begegnen, ausgerüstet mit allen Gaben des Geistes, mit dem feinsten Gefühl und Sinn für das ewig Schöne in der Kunst und Poesie, selbst Dichter und noch glücklicherer Dollmetscher fremder Zungen, stets bereitwilliger, aufopfernder Rather und Helfer der Armen und Bedrängten, ein treuer Sohn seines Vaterlandes wie seiner Kirche, hat Schlosser sich in der Liebe und Achtung seiner Zeitgenossen ein unvergängliches Denkmal gesetzt, das alle Stürme politischer und religiöser Streitigkeiten, die seinem edlen Herzen so vielen Kummer verursachten, überdauern wird.

Aus einer angesehenen Familie der freien Stadt Frankfurt stammend, war Friedrich Schlosser daselbst am 30. Dezember 1780 geboren. Sein Vater, Mitglied des Magistrats, war ein tüchtiger Jurist und gewandter lateinischer Dichter; sein Oheim Johann Georg Schlosser, der 1799 als Rathssyndikus zu Frankfurt starb, war Göthes Schwager, dessen einzige Schwester er geheirathet hatte, und ist als philosophisch-politischer Schriftsteller bekannt. Schlosser verlor seinen Vater schon in seinem Jünglingsalter, und widmete sich auf den Hochschulen zu Halle und Jena dem Studium der Rechtswissenschaft. Von letzterem Orte aus besuchte er häufig den Bruder seiner Tante, den von ihm hochgeehrten Göthe[1]), der ihm stets mit liebevoller Theil-

[1]) Diese Verehrung bewahrte er dem großen Dichter bis zu dessen Tode. „Daß endlich", schreibt er an seinen Freund Sulpiz Boisserée, „auch die alte und hohe Ceder auf unserm deutschen Helikon dem gemeinsamen Lose der Vergänglichkeit erlegen, wird Dich bewegt haben, wie es uns bewegt hat. Von unserer Kindheit an hatte Göthes Gestirn mit immer gleichem Glanze über uns gestrahlt; Generationen waren neben ihm aufgeblüht und dahin gewelkt, manches schön aufstrebende Talent, manches reiche Gemüth hatte sich wenigstens im Keim oder der Entwicklung an ihn gerankt und seine Einwirkungen aufgenommen — und wie

nahme entgegenkam. Nach Beendigung seiner Studien kehrte er nach seiner Vaterstadt, die damals unter der Herrschaft des Fürstprimas Dalberg stand, zurück und wurde als Stadtgerichtsrath angestellt. Als solcher gab er sehr geschätzte Materialien zu einer neuen Handelsgesetzgebung für Frankfurt heraus. Die Wiederherstellung der politischen Selbstständigkeit seiner Vaterstadt nach dem Sturze Napoleons gab ihm, der kurz vorher seine Richterstelle niedergelegt und vorübergehend als Schul- und Studienrath für das Erziehungswesen gewirkt hatte, Veranlassung, an der Bearbeitung einer neuen Verfassung Theil zu nehmen.

In diese Zeit fällt das wichtigste Ereigniß seines Lebens. Schon längst theilte er mit seinem jüngeren von ihm überaus geliebten Bruder Christian die Ueberzeugung von der alleinigen Wahrheit der katholischen Kirche, eine Ueberzeugung, die der lebhaftere Bruder schon im Jahre 1811 durch seinen Rücktritt in den Schooß derselben bekundet hatte, und die dadurch auch in unserm Schlosser immer fester ward. In Wien, wo er sich während des daselbst tagenden Congresses, mit wichtigen Geschäften betraut, aufhielt, machte er die Bekanntschaft des sel. Pater Hoffbauer, die auf seinen Entschluß entscheidend einwirkte. Am 27. Dec. 1815 trat er mit seiner Gattin Sophie, geborene Du Fay aus Frankfurt, zu Wien in die katholische Kirche zurück.

Ueber seinen religiösen Entwicklungsgang hat er sich nirgends, weder in seinen Schriften, noch auch in Briefen an seine Freunde, noch endlich mündlich geäußert. Seine ihm an Geistesbildung und Frömmigkeit ebenbürtige Gattin, die noch lebende[1]) allgemein verehrte Frau Sophie Schlosser, schrieb hierüber an den Verfasser dieses Buches: „Mein sel. Gatte hat über seine Conversion nie schriftliche Notizen gemacht, auch soviel ich weiß, in Briefen an Freunde sich nicht darüber ausgesprochen. Eine innige und feste Ueberzeugung, welche durch den Uebertritt seines so sehr geliebten Bruders sich vorbereitete und im Spätjahr 1815 durch die Bekanntschaft mit dem seligen Pater Hoffbauer noch lebendiger in ihm wurde, veranlaßte seine Conversion. Er

---

manche der uns Theuersten unter diesen deckt längst das Grab, während wir uns gewöhnt hatten, dem alten Heros gewissermaßen eine Art physischer Unsterblichkeit beizulegen. — In ihm und dem im verflossenen Jahre geschiedenen Minister Stein starben die beiden kräftigsten Heldennaturen, die mir im Leben begegnet."

[1]) Ist seitdem dies geschrieben, ihrem Gatten in das Jenseits gefolgt.

war klar über das, war er that, er fühlte sich nicht berufen, sich selbst oder Andern schriftliche Rechenschaft darüber abzulegen ... Wo Zweifel sich erheben an der Lehre, der man bisher folgte, da entstehen Fragen, wo die Wahrheit liege. Dieser Fragen überzeugende Beantwortung fand mein theurer Gatte in den Lehren der katholischen Kirche, deren Kind zu sein er bis zu seinem Lebensende als sein höchstes Glück betrachtete ..." Als bei Gelegenheit der Seligsprechung des P. Hoffbauer Alle, die ihn gekannt, aufgefordert wurden, zu berichten, was sie über ihn wüßten, da schrieb dieselbe Frau Rath Schlosser nach Wien: „Mein sel. Gatte und ich hatten das Glück, im Spätjahr 1815 den sel. P. Hoffbauer kennen zu lernen. Es war im Hause des Herrn von Pilat, dessen sel. Gemahlin, Frau Elise von Pilat, sowie deren Schwester und Schwager, Herr und Frau von Klinkowström, auch dem Einflusse des sel. P. Hoffbauer das höchste Gut verdankten. Es ist aber kaum möglich, den Eindruck, den dieser gottselige Mann machte, zu schildern. Der Grundton seines Lebens war Liebe zu Gott und der heiligen Kirche, und das Verlangen die Seelen zu Gott zu führen. Dies sprach sich aus in seinem ganzen Wesen, in seinen Worten und Werken und in seinen Predigten, die schlicht und einfach waren wie seine Person, und dennoch einen unwiderstehlichen Eindruck machten. Wenn er von der Herrlichkeit der katholischen Kirche sprach und hinzusetzte: „Nur die können sie erkennen, die darin stehen, die das Glück haben ihre Glieder zu sein" — da erfaßte die Sehnsucht, ein Kind der Kirche zu werden, das Herz, und so trat ich wirklich, ohne recht zu kennen, was sie mir bieten würde, in die Kirche ein. Ich fühlte klar, daß ich nur dadurch die Befriedigung finden würde, die der Calvinismus mir nie gegeben hatte. P. Hoffbauer, nachdem er uns das Glaubensbekenntniß abgenommen hatte, behandelte uns wie seine Kinder und glücklichere Stunden habe ich nie gehabt, als wenn wir, wie es öfter nach der heiligen Messe geschah, nachdem wir communizirt hatten, bei ihm frühstückten ... Ich danke daher immer dem lieben Gott für die Gnade, daß er uns in seine Nähe geführt hat. Ich kann mir den P. Hoffbauer gar nicht anders denken, als in der Anschauung Gottes." —

Obgleich, nach der Schilderung von Freundeshand, ein zartfühlender, jede Ungebühr, ja jede Formlosigkeit schmerzlich empfindender, sanfter und milder Geist, in einem zartgebauten, leicht verletzbaren Körper, bewies er darum nicht minder in entscheidenden Momenten

seines Lebens und in den Prüfungstagen der Erschütterung, des Kampfes und der Gefahr, die starke Naturen zu Boden geworfen oder wankend gemacht, eine unerschütterliche Festigkeit, ja selbst eine heitere Ruhe. So geschah sein Uebertritt zur katholischen Kirche zu einer Zeit, da dieser Schritt einen ungleich höhern sittlichen Muth und größere Selbstverleugnung forderte, als gegenwärtig, wo so viele ausgezeichnete Männer und Frauen vorausgegangen sind, und das öffentliche Urtheil einer der Kirche feindlichen oder sie verachtenden Zeit abgekühlt, und dem Hohn die Spitze abgebrochen haben. Die katholische Kirche galt damals der Welt für eine Leiche, die man vergessen hatte zu begraben. Wer erinnert sich nicht der gehässigen Anfeindungen, welche der edle Stolberg seines Uebertrittes wegen erfahren hatte, mit welcher plumpen ungeschlachten Wuth Voß, trotz seiner klassischen Humanität, über den früheren Freund und Jugendgenossen herfiel, als er „aus einem Freien ein Unfreier" geworden. So mußte auch Schlosser gewärtigen, daß seine Wirksamkeit in dem heimischen Kreise und seine Zukunft dadurch vernichtet würde; das schmerzlichste Zerreißen mancher theuern Bande mußte er befürchten, doch ließ er sich weder hierdurch, noch durch andere verwandtschaftliche und gesellschaftliche Rücksichten, die er sonst mit ängstlichem Zartgefühl zu erfüllen pflegte, abhalten, der Stimme der erkannten Wahrheit zu folgen und ihr Bekenntniß ohne Menschenscheu abzulegen. Und später haben auch die, welche seine religiöse Ueberzeugung nicht theilten, im Hinblick auf ein fleckenloses Leben und seinen edeln wolwollenden Sinn, wenigstens die Reinheit seiner Absicht nicht verkennen können, und sind der Leiche eines Mannes, der mit dem treuesten, festesten Glauben leidenschaftslose Sanftmuth und schonende Milde im persönlichen Verkehr mit den Gegnern desselben verband, mit Theilnahme und Achtung zur Ruhestätte gefolgt. (Joh. Friedr. Böhmer in den histor.-polit. Bl. Bd. 27. S. 667)."

Bald nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt hatte er Gelegenheit, die gepriesene protestantische Toleranz kennen zu lernen. Mehr als die meisten Andern hätte ihm bei der Reconstituirung der Behörden nach seinem Verdienste und zum Wole des Gemeinwesens eine Stelle im Senate gebührt, allein er hatte den Fanatismus der herrschenden Partei durch seinen, aus tiefster Ueberzeugung erfolgten Uebertritt in die katholische Kirche gegen sich erregt, und so wurde er trotz seiner allgemein anerkannten Tüchtigkeit nicht gewählt. In den öffentlichen

Angelegenheiten beschränkte er daher sein Wirken auf diejenigen der katholischen Gemeinde. Mit dem größten Nachdrucke, berichtet Professor Steingaß, ergriff er die Sache seiner neuen Glaubensgenossen und die zur Erörterung derselben von ihm verfaßte und dem Congresse überreichte Denkschrift fand nicht nur die günstigste Aufnahme und allgemeine Anerkennung, sondern die gerechte Erledigung der darin vorgekommenen Beschwerden wurde zugleich ein Hauptmotiv zu der Bestimmung, daß die neue Frankfurter Verfassung auf der Basis einer vollkommenern Parität gegründet werden sollte. Wesentlichen Antheil nahm er auch an der Stiftung und früheren Entwicklung der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, die der mit ihm sehr befreundete Freiherr von Stein veranlaßt hatte.

Im Jahre 1825 kaufte er das bei Heidelberg gelegene herrliche Stift Neuburg, wo er von nun ab, nachdem er sich von der öffentlichen Thätigkeit ganz losgesagt, die Sommermonate in glücklicher Muße verlebte. Wie die ultramontane Gespensterfurcht, die die Gemüther der Liberalen beherrschte, bei jedem Anlaß und in jeder Regung katholischer Seits drohende Gewitterwolken erblickte, so wurden auch bei dieser an sich so einfachen Gelegenheit von gewisser Seite Schlosser ganz besondere Motive untergeschoben. So wollte der alte Jesuitenriecher Voß ganz zuverlässig wissen, daß Neuburg nur zu einem Institut für die Jesuiten bestimmt, Schlosser aber ein schlechter Mensch sei. Der berühmte Alterthumsforscher Creuzer, der dies an Sulpiz Boisserée schreibt, fügt hinzu: „So könnte man alle Tage neue Einfälle von dem dummen Volke melden.“ [1])

Hier nun lebte Schlosser lediglich der Poesie und der Wissenschaft. „Daß er weniger die produktive Kraft eines mächtigen, selbstschöpferischen Dichtergeistes, als die Gabe des innigsten Verständnisses und eines glücklichen, ebenso getreuen als gewandten Nachbildens fremder Geisteswerke besaß, darüber täuschte ihn die Selbstliebe nicht. Uebertragungen waren daher schon eine Lieblingsbeschäftigung des Jünglings, und wie sich früher schon sein ernster Geist dem Höchsten und Heiligsten zukehrte, so wandte er schon auf der Universität seine Liebe der Uebersetzung jener heiligen Lieder und Hymnen der katholischen

---

[1]) Auch Gutzkow, der Verfasser des liederlichen Romans „Wally“ und des vielgepriesenen „Zauberers von Rom“ läßt in einer seiner Schriften Stift Neuburg als ultramontane Gespensterburg eine lächerliche Rolle spielen.

Kirche zu, denen er mit unverbrüchlicher Treue auch noch in den letzten Tagen seines irdischen Lebens anhing, und die nun mit ihren überirdischen Klängen sein Grabmal wie ein Sursum corda! umschweben. Sein Talent beschränkte sich hierin nicht auf das bloße Verständniß fremder Sprachen und die vollendete Bewältigung der eigenen deutschen, um das in jenen Gedichtete in dieser lebendig und treu wiederzugeben; was ungleich seltener ist, er wußte sich selbst die fremden Sprachen so lebendig zu eigen zu machen, daß er mit nicht minderem Glücke auch aus der deutschen in sie übersetzte, oder auch kleinere Gedichte in ihnen verfaßte (Guido Görres a. a. O.).

Mit besonderer Vorliebe aber betrieb er lange Zeit das Studium der italienischen Dichter, unter welchen der seraphische Sänger der Gottesminne, der heilige Franziskus von Assisi, Dante und Petrarka, und von den Neueren Manzoni seine Lieblinge waren. Seine prächtige Uebersetzung der Gedichte des ersteren: die Lieder des heiligen Franziskus von Assisi (Frankfurt, 1842) und die des Trauerspiels „Adelgis" von Manzoni (Heidelberg, 1832) sind als Früchte dieser Beschäftigung zu erwähnen, obschon sie nur als Vorübungen zur Lösung einer höhern Aufgabe dienten. „Sein tiefes Gemüth hatte sich immer mehr in den reichlichen und herrlichen Schatz der kirchlichen Poesie versenkt und sich nicht nur dem wundervollen Geiste, der die Erzeugnisse derselben beseelt, sondern auch mit den Eigenthümlichkeiten der künstlerischen Form, in der sie sich bewegen, aufs Innigste vertraut gemacht. Diese aus der Kirche und für die Kirche durch alle Jahrhunderte forttönenden Stimmen, „Ergüsse der glühendsten Andachtsbegeisterung auch in deutscher Sprache würdig erklingen zu lassen, war ihm seit Jahren eine heilige Geistes- und Herzensangelegenheit." So entstanden seine zahlreichen, zum Theil meisterhaften Uebertragungen und Nachbildungen von Kirchenliedern verschiedener Sprachen und Zeiten, an denen er unablässig feilte und besserte, bis ihn der Tod abrief. Die Sammlung derselben, die unter dem Titel: „Die Kirche in ihren Liedern durch alle Jahrhunderte" in zwei Bänden (Mainz, 1852) erschien und mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, ist als ein kostbares Vermächtniß anzusehen, das er dem katholischen Deutschland hinterließ [1]). Doch war damit der lange gesammelte Schatz seiner Geistesblüten nicht erschöpft.

---

[1]) Die zweite mit den Originaltexten vermehrte Ausgabe erschien 1863 bei Herder in Freiburg.

Im Gegentheil fanden sich noch so viele vor, daß seine hochgesinnte, feingebildete Gattin aus seinem Nachlasse davon noch vier Bändchen sammeln und herausgeben konnte. Dieselben enthalten zum Theil seine poetischen Nachbildungen aus den klassischen Sprachen, aus dem Italienischen, Spanischen, Portugiesischen, Französischen, Englischen, Neugriechischen, Gälischen u. s. w., zum Theil eigene Dichtungen und kleinere prosaische Schriften.

Von seinen übrigen Schriften erwähnen wir noch die aus dem Spanischen übersetzten „Bekenntnisse aus dem Leben der heiligen Theresia von Jesu" (Frankfurt, 1827), der „Auserlesenen Schriften der heiligen Theresia" (2 Bdchn. ebds. 1827—32), seine Erneuerung von Taulers „Nachfolge des armen Lebens Christi" (ebds. 1833), bei welcher er in gewissenhafter Treue an der ursprünglichen Schreibweise des alten Mystikers festhielt, insoweit dies, ohne das Verständniß in unseren Tagen zu erschweren, möglich war. Ferner gedenken wir seiner Auswahl aus Friedrich von Logaus Sinngedichten (Frankfurt, 1844) und endlich seiner Schrift: „die morgenländische orthodoxe Kirche Rußlands und das europäische Abendland" (Heidelberg, 1845), der einzigen, die unter seinem Namen erschien.

Schlosser starb, 70 Jahre alt, am 2. Januar 1851 zu Frankfurt, tiefbetrauert von Allen, die ihn kannten. Sein Freund Beda Weber hat (zu der Sammlung der Kirchenlieder) eine Charakter-Skizze von ihm entworfen, aus welcher wir einige Stellen mittheilen. Er sagt:

„Seine ursprüngliche Kindlichkeit des Gemüthes ist die Grundlage dieses reichen Geistes von Jugend auf gewesen und bis ins höchste Alter geblieben. Er hatte, wie kein Anderer, in der Welt gelebt, im Umgange mit den reichsten und raffinirtesten Geistern seiner Zeit, aber der Hauch dieses Weltlebens war nicht im Stande gewesen, den Blütenstaub von dieser unbefleckten Blume zu schütteln, auf welcher die hellen Tropfen seliger Unbefangenheit und Unschuld leuchteten. Diese tiefinnerliche Güte des Mannes war ein verhängnißvoller Prüfstein für alles Halbe, Heuchlerische, Befleckte. Unbewußt zog dieser reine, jungfräuliche Mensch Alles an, was noch unversehrt war, und was er ab-

[1]) Aus dem Nachlasse von J. F. H. Schlosser. Herausgegeben von Sophie Schlosser. Mainz 1856—59. Bd. 1. auch u. d. Titel: „Von der Früchte," Bd. 2. Gedichte, Bd. 3: Legenden. Bd. 4: Prosaische Schriften.

stieß, was sich abstoßen ließ, das hatte sein Urtheil von der selbsteigenen innern Fäulniß empfangen, der es unwol geworden war in solcher Nähe... Diese Reinheit Schlossers war getragen von einem überaus innigen Gefühl des allgegenwärtigen Gottes, den er nie aus seinem Herzen verlor, der unsichtbar alle seine Gedanken und Empfindungen beherrschte. „In ihm leben, weben und sind wir," war bei ihm nicht so fast Sache des Glaubens, sondern einer ursprünglichen, unabweislichen Empfindung, die keinen Augenblick seines Lebens ihre Kraft verlor. Vor Gott, seinem unveräußerlichen und liebsten Gedanken, legte er alle Tage sein Inneres offen dar mit inniger Reue über jeden kleinsten Fehltritt, mit täglich wiederholten Vorsätzen des Ankämpfens gegen die natürliche Unvollkommenheit. — Dieses unveräußerliche Gottgefühl, welches den ganzen Menschen erfüllte, gab ihm auch die ganz eigene Heiterkeit und Fröhlichkeit, eine Art kindlicher Selbstvergessenheit, die er stets in die Gesellschaft brachte, und in den besten Formen walten ließ zur Erheiterung und Belehrung der Besuchenden. Der innere Friede machte sich äußerlich geltend, und theilte sich allen mit welche mit ihm in Berührung kamen. —

„Neben dieser innern Güte des Mannes machte sich eine andere ebenso mächtige Eigenschaft mit größter Entschiedenheit geltend, sein geschichtlicher Sinn nämlich, der ihn in allen Zweigen des Lebens nöthigte, die Dinge in ihrer Entwicklung und im Zusammenhange aufzufassen, welcher allein aus den Erscheinungen die Wahrheit hervortreten läßt. „„Mir ist in der modernen Welt nichts widerlicher, als der Unzusammenhang im Leben, in der Religion, in der Politik,"" klagte er eines Tages. „„Die jungen Generationen der Welt an den Ufern des Euphrats hatten doch noch ein Gefühl für den nöthigen Zusammenhang der alten und neuen Welt. Ist der Versuch als ein bloß äußerlicher auch mißlungen, so muß man doch den geschichtlichen Sinn loben, welcher sich dabei kundgab. Die moderne Welt hat diesen Sinn größtentheils verloren. Jeder bricht ein Felsstück aus dem Bau der Welt und will damit sein Glück in der Isolirung von aller Geschichte und allem Rechte begründen. Dieses Sonderstreben rächt sich am Individuum so gut als an der Gesellschaft. Wir haben deßhalb so viel geistige und physische Armuth, so viel Zerrissenheit des socialen und religiösen Lebens. Nur Demuth und Liebe, die sich dem höhern Geiste der Vorsehung in der Geschichte unterwerfen, können von diesem Schaden heilen!"" Deßwegen schlug er von Jugend auf für seine gei=

stige Ausbildung den historischen Weg ein. Er war ein Wanderer durch alle Zeiten und alle Völker, vom Ursprunge des Menschengeschlechtes bis zu seiner Mündung in die Gegenwart, voll Aufmerksamkeit auf alle Erscheinungen des Lebens, voll Demuth vor jeder geistigen Uebermacht, voll Treue für das Gute, mit einer Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe, wie nur ein liebevoller Geist sie entfalten kann, mit einer universellen Empfänglichkeit, wie sie nur reich begabten Geistern eigen zu sein pflegt. In diesem Weltbildungsgange entwickelte sich in ihm ein assimilirendes Talent eigener Art und gab ihm den Charakter, den er in Literatur und Kunst, in Religion und Politik mit liebenswürdiger Zähigkeit festgehalten hat. Er stand als auffassende, gestaltende und verarbeitende Thätigkeit mitten in den scheinbar unzusammenhängenden Lehren, Thatsachen und Katastrophen der Weltgeschichte, und sammelte die einzelnen Fäden des Guten, Nützlichen und Schönen zum naturgemäßen Ganzen mit einem Takt, ich möchte sagen, mit einem Instinkte, den Jedermann an ihm bewunderte. Das Unordentliche nahm in seiner Seele Ruhe und Regel an, das Gleiche Einigung und Stärke, der Mißton Wollaut und Harmonie. Alles Wissen, Dichten, Schaffen, Thun der größten Geister alter und neuer Zeit, aller Zungen und Erdstriche, aller Sprachen und Liedesweisen, aller Bildungsstufen und Eigenthümlichkeiten wurde von seinem Genius angezogen und mit Liebe fortgebildet. Er schien ein Vielfältiges zu sein aus Raum und Zeit, ohne die Einheit vermissen zu lassen, die wie ein schöner Rahmen die entferntesten und nächsten Gegenstände zum Gesammteindruck verband. Sein Studium war deßhalb kein bloßes Lernen als Arbeit des Verstandes, sondern eine Angelegenheit des Herzens, keine Schule, sondern Leben. Er konnte mit Recht sagen von jeder literarischen Arbeit, die er nach langem Ringen mit sich selbst der Oeffentlichkeit übergab: „Es ist ein Stück von meinem Leben" . . .

„Bei solcher Gesinnung und Strebniß von Jugend auf war es natürlich, daß er zur katholischen Kirche zurückkehrte, welche die geschichtliche Thatsache und Entwicklung des Christenthums durch alle Jahrhunderte gegen jede Neuerung standhaft und treu festgehalten hatte. Das einseitige Brechen mit der Geschichte aller vorhergegangenen christlichen Jahrhunderte, wo die Willkür des Menschen an die Stelle der Thatsachen und ihrer nothwendigen Folgen trat, wo das Individuum den Weltgeist, der die Geschichte gemacht, verdrängen wollte, konnte ihm unmöglich als Reformation gelten. „„Wer an den Heil-

quellen aller Jahrhunderte getrunken hat, bemerkte er einst, und ihre beseligende Kraft in Gesellschaft der größten und heiligsten Geister in sich bewährt gefunden hat, kann wol kaum darauf eingehen."" Die katholische Kirche war ihm die souveräne Mission Gottes durch die Zeit und die Welt, nicht bloß alle Offenbarungen Gottes in ungetrübter Reinheit festzuhalten, zu vertreten und zu pflegen, sondern auch außerhalb ihres eigenthümlichen Kreises alles Zerstreute zu sammeln, das Lose zu binden, das Laue zu erwärmen, das Gute zu heiligen, das Schwache zu heben, das Verstocktböse auszuschneiden, ein ewiger Proceß des Himmelsbaues auf Erden, auf dem Felsen, welcher Christus ist und die Anstalt der heiligen Kirche trägt. Deßhalb war seine Losung: „Alles in der Kirche und durch die Kirche."

War er in seiner religiösen Ueberzeugung fest und unerschütterlich, so war er es in gleichem Maße auch in seiner politischen Ueberzeugung, wenn es galt, das Recht, die Grundlage aller bürgerlichen Ordnung zu vertheidigen. Zwar litt er sichtlich während der politischen Parteikämpfe zu Frankfurt am Main, da ihm auf der einen wie auf der andern Seite oft der Anstand, die Würde, das Maß und die Gerechtigkeit in so manchen Beziehungen zu fehlen schien, aber sein Glaube an eine höhere, leitende Hand, die die Könige durch die Völker und die Völker durch die Könige züchtigt, wenn sie die ewigen Gesetze vergessen, wurde durch den vorübergehenden Triumph der Revolution nicht erschüttert. Als ein großes Unglück des deutschen Staatswesens betrachtete er die Kleinstaaterei, die sich gegen alle Geschichte das Großstaatenthum beigelegt. „Freiheit der inneren Verwaltung war der Grundsatz des deutschen Reiches von Gottes Gnaden, sagte er, ein souveränes Freisein von aller höhern Autorität ohne Wurzeln des Lebens in sich, ist eine politische Absurdität und führt zur Abgeschmacktheit nach allen Seiten. Einheit unter solcher Bedingung ist ebenso unmöglich, als das Fortbestehen solcher Einzelnheiten, die nur im Großen und Ganzen gedeihen können. Wir brauchen einen deutschen Kaiser auf geschichtlichen Grundlagen, welcher die Selbstverwaltung der staatlichen Gemeinden handhabt, aber sie nicht auf die Thätigkeit und Selbstständigkeit nach außen gehen läßt. Wer sich dieser lächerlichen Duodezsouveränität nicht entäußern kann, verdient überhaupt keine Freiheit, selbst nicht einmal in seinen inneren Angelegenheiten, er weiß nicht zu leben."

Diese Grundsätze wollte er auch auf religiösem Gebiete festge-

halten wissen. „Wer im katholischen Geiste wirken will, muß selbst katholisch, muß ein ausübender Christ sein. Das politische Maulchristenthum in Zeitungen, Vereinen und Clubs mit Celebritäten, die aus der Religion Partei machen, ist ein Unglück, das jeder edle Mensch beklagen muß. Bornirte Weltanschauung, rustikale Grobheit, Lärmschlägerei ohne rechte Einsicht machen den Christen noch nicht mehr und noch weniger entschieden. Die wahre Entschiedenheit stammt aus der Wärme des Herzens, sie ist wolgezogen; sie überzeugt, weil sie ebenso frei von Eitelkeit als von Eigennutz ist. Man sieht sie öfter an den Altären als in Volksversammlungen und auf der Rednerbühne. Und wo die innige Andacht fehlt, kann das Gepolter von Worten keinen Segen stiften. Das ist mitunter eine Hauptursache, daß selbst eifrige Katholiken zögern, auffallenden Bewegungen auf religiösem Gebiete sich anzuschließen. Sie fürchten sich mit der Unschicklichkeit, mit dem Unmaß des Maulchristenthums zu blamiren. Daran laboriren selbst unsere katholischen Vereine bisweilen und können nur mit Mühe auf ihr eigenthümliches Gebiet hinaussteuern ... Die Vereine müssen handeln, nicht schwätzen; sie müssen demüthige Helfer der einen großen allgemeinen Kirche sein, nicht Richter über das kirchliche Leben, noch minder über die Staatsgewalten. Ich begrüße daher mit Freuden die Vincentius-, Elisabethen-, Bonifacius-Vereine. Da wird wenig gesprochen, aber mehr gethan. Sie schließen sich den älteren Bruderschaften an und nehmen Theil an der ewigen Weihe der Kirche ..."

Schlosser war eine harmonische Natur. „Reich an Wissen und Erfahrung, sagt der berühmte Historiker Böhmer, wol unterrichtet über Zustände und Personen, wie er denn mit einer großen Anzahl der edelsten und ausgezeichnetsten Zeitgenossen im Verkehr gestanden hatte und stand, war Schlosser zugleich gegen seine Freunde bereit zu jeglicher belehrenden Mittheilung, und in dem großen Kreise, den seine Gastfreiheit und Freundlichkeit um ihn versammelte, waren seine Ansprüche gar Vielen ein Maßstab und Wegweiser für das eigene Urtheil. In dieser gesellschaftlichen Stellung war wol Schlossers nächste Wirksamkeit, die allerdings schwer überblickt, aber auch nicht leicht hoch genug angeschlagen werden kann, und die seinem Angedenken um so mehr zur Ehre gerechnet werden muß, weil sie eine Frucht seiner Persönlichkeit war" (Hist. polit. Bl. Bd. 27).

Wir schließen diese Skizze mit einem Sonnette, in welchem er gewissermaßen sein patriotisch-politisches Glaubensbekenntniß niederlegte:

Wohin ich meines Geistes Blicke kehre,
Gewahr ich Wahnwitz, Lug und arges Sinnen;
Sein Haupt erhebt Verrath, es flieht von hinnen
Verbannt die Tugend und verbannt die Ehre.

Und trifft sich Einer, der sich frei bewähre
Von Schuld, und rein von frevelndem Beginnen,
So birgt er lang den Schmerz im Herzen drinnen,
Und Keiner wagt's, daß er den Sturm beschwöre.

Mit kühnem Frevel steht kleinmüth'ges Zagen
Im Bunde so, daß weinen muß von Herzen,
Wer hängt am Vaterland mit frommen Glauben;

Doch beugt das Strafgericht nicht eitles Klagen,
Schon naht's und wird, nicht achtend unserer Schmerzen,
Uns Vaterland, Wort, Glaub' und Ehre rauben.

Einige Jahre früher, schon 1812, war sein jüngerer Bruder

Christian Schlosser

in Rom zur katholischen Kirche zurückgekehrt. Er wird von Allen, die ihn kannten, als ein höchst begabter, lebendiger, begeisterter Mann geschildert, der anfänglich in Würzburg Medicin studirte, 1805 aber nach Göttingen kam und für die Schelling'sche Philosophie schwärmte, die damals einen etwas katholischen Anstrich hatte. Er zeigte sich als einen entschiedenen Gegner des zu jener Zeit herrschenden vulgären Rationalismus und beschäftigte sich viel mit Poesie und Kunst, wie er denn auch an den dichterischen Bestrebungen der Romantik auch productiv lebhaften Antheil nahm. Von seinen Studiengenossen waren es besonders Karl v. Raumer und Friedrich von Hurter, die ihn durch gleichartiges Streben an sich zogen, und mit denen er freundschaftlich verkehrte. Die Liebe zur Kunst, seine Begeisterung für Dante zogen ihn nach Rom, wo das Kunstleben ihn außerordentlich fesselte, aber auch die katholische Kirche auf sein so empfängliches Herz einen so mächtigen Eindruck ausübte, daß er zu ihr zurückzukehren sich entschloß. Der Professor Ostini, nachmals Kardinal, in dessen Hände so viele protestantische Deutsche das katholische Glaubensbekenntniß ablegten, nahm auch Christian Schlosser (1812) in die Gemeinschaft der Kirche auf [1]).

[1]) Karl v. Raumer, der Ende 1813 bei seinem Universitätsfreunde Christian

Nach Deutschland zurückgekehrt trat er nach dem Sturze Napoleons als freisinniger politischer Schriftsteller für Erneuerung der alten ständischen Verfassung auf [1]), trat dann in preußischen Staatsdienst und bekleidete eine Zeitlang die Direktorstelle am Gymnasium zu Koblenz. Kränklichkeit aber und seine Sehnsucht nach dem Süden ließen ihn sein Amt nach kurzer Zeit niederlegen, worauf er in Süd-Frankreich verweilte und sich dann wieder nach Rom begab, theils um sich dort, im Mittelpunkte der katholischen Christenheit, dem Studium der Kirchengeschichte und insbesondere der christlichen Alterthümer zu widmen, theils aber auch um der dort gerade im regsamsten Betriebe befindlichen „Bunserei" entgegenzuwirken [2]). Seine eleganten feinen Manieren verschafften ihm Eingang und Gehör, sodaß sein Bemühen

---

Schlosser zu Frankfurt mehrere Wochen einquartirt war, gibt folgende interessante Schilderung von diesem seinem Aufenthalt: „In seiner lieben Familie verlebte ich schöne Tage. Die Mutter eine würdige alte Wittwe, erschien mir als das Muster einer Frankfurter Matrone. Ch. Schlosser, ein lebendiger begeisterter Mann, war zur katholischen Kirche übergetreten; sein älterer Bruder und dessen Frau waren im Begriff, ihm zu folgen. Mit mir lag Graf Christian Stolberg, der 14jährige Sohn Friedrich Leopolds im Quartier, Katholik wie sein Vater. — Zacharias Werner, der auch vor nicht gar langer Zeit katholisch geworden, kam täglich in das Haus, öfters gesellte sich zu unserm Kreise der wackere Friedrich Perthes, welcher mit Sieveking in hanseatischen Angelegenheiten nach Frankfurt gekommen war. — In den zwei ersten Decennien dieses Jahrhunderts traten bekanntlich mehrere bedeutende Protestanten zur katholischen Kirche über, jedoch aus sehr verschiedenen Beweggründen. Die Einen wurden durch die alte katholische Kunst begeistert. Der Straßburger Münster, der Kölner Dom, die Werke Raphaels und Correggios, die divina Comedia Dantes, die großen Kirchenmusiken Palestrinas und Leonardo Leos hatten sie tief ergriffen, sie wandten sich zu der Kirche, welcher jene Künstler angehörten. Christian Schlosser war vorzüglich von dieser Seite her gewonnen, vor Allen hatte ihn Dante begeistert. (Erinnerungen a. d. Jahren 1813 und 1814. Stuttg. 1850. S. 64 f.)

[1]) In seinem Werke: „Ständische Verfassung, ihr Begriff, ihre Bedeutung." Frankf. 1817.

[2]) Damals war der Ritter Bunsen, früher Candidat der Theologie, als Nachfolger des bekannten Historikers Niebuhr preußischer Gesandter beim päbstlichen Stuhle, und hatte in seinem amtlichen Verkehre sich so vieler Entstellungen der Wahrheit schuldig gemacht, daß er in seiner Stellung unmöglich wurde und abberufen werden mußte. Er hat sich in Rom ein bleibendes Denkmal gestiftet durch das in alle römische Lexika aufgenommene Wort „bunsare", zu dem sein Name den Ursprung gegeben. —

nicht umsonst war, und man auf das Treiben des vormaligen Candidaten der rationalistischen Theologie aufmerksam wurde. Der Ausgang ist bekannt. Schlosser hatte um diese Zeit einen jungen Mann, Namens Büngener, aus den Rheinlanden oder Westfalen gebürtig als Secretär bei sich, der schon früher zur Kirche zurückgekehrt war, und nachmals als Güterdirektor bei einem Grafen Hompesch in Mähren lebte. Er war ein Schwager des Professors Möller in Löwen. Leider nahm Schlossers Kränklichkeit immer mehr über Hand, und er erlag ihr am 14. Februar 1829. Auf dem Campo santo hinter dem Vatikan ruht seine Hülle.

Friedrich August Karl, Prinz von Hessen-Darmstadt.

Er war der dritte Sohn des Großherzogs Ludwig I. von Hessen-Darmstadt und am 4. Mai 1788 geboren. Von der Conversion dieses Prinzen wissen wir Nichts weiter, als daß sie im Jahr 1817 erfolgte und nicht, wie dies sonst so häufig der Fall ist, auf Hindernisse Seitens der Eltern oder sonstiger Verwandten stieß. Dieß läßt sich wenigstens aus dem nachfolgenden Briefe Papst Pius VII. an den Prinzen ersehen. Derselbe lautet:

„Geliebter Sohn und Prinz! Heil und apostolischen Segen. Mit großem Vergnügen haben wir neulich Ihre Briefe voller Anhänglichkeit und Ergebenheit für Uns erhalten; dieses Zeugniß von einem Prinzen, den Wir weit entfernt sind, vergessen zu haben, wie Sie zu glauben scheinen, dessen wir Uns im Gegentheil immer mit inniger Theilnahme erinnern, ist Uns sehr angenehm gewesen. Sie verdienen sie sicher durch den warmen Eifer, womit Sie dem Irrthum, in welchem Sie geboren sind, entsagt haben, um die katholische Religion anzunehmen; ja, um sie öffentlich zu bekennen, haben Sie kein Bedenken getragen, jeder Hoffnung auf die höchste Gewalt, zu welcher Sie durch Ihre Geburt berechtigt waren, zu entsagen. Wir haben überdieß vernommen, mit welcher Festigkeit Sie in diesem Bekenntniß der katholischen Religion verharren, und Wir finden noch einen besondern Beweis davon in Ihrem Briefe, den Wir wiederholt mit der lebhaftesten Freude gelesen haben.

„Wie die Sorge, welche Wir haben, an Sie zu schreiben, Ihnen Unsere Achtung und Unser Wolwollen hinreichend kund thut, so werden Sie ebenso leicht einsehen können, wie sehr angenehm Ihr Vorhaben, bald in Unsere Hauptstadt zu kommen, Uns gewesen ist, und wie sehr Wir uns freuen werden, Ihnen den freundlichsten Empfang bereiten zu können. Wir sind für die guten Gesinnungen des Großherzogs von Hessen, Ihres Vaters, gegen Uns dankbar, Gesinnungen, welche er Uns durch Sie kennen gelehrt hat; Wir sind besonders sehr gerührt durch seine günstigen Gesinnungen gegen die Katholiken seiner Staaten, und Wir haben davon mehr als einen Beweis vernommen. Möchten Wir mit der Gnade Gottes durch die Bande einer vollkommenen Liebe mit einander vereinigt sein können!

„Wir ermahnen Sie eindringlich, der Religion, welche Sie angenommen haben, nicht nur beständig zu folgen und sie mit aller religiösen Gewissenhaftigkeit auszuüben, sondern auch Ihre Verwandten durch alle Ihnen zu Gebote stehenden Mittel zur Nachahmung Ihres Beispiels anzufeuern; bitten Sie Gott, daß das Erbarmen, welches Ihnen zu Theil wurde, auch auf Ihre Verwandten zurückstrahle, welche sich noch in demselben Irrthum befinden, in welchem Sie selbst befangen waren. Wir haben das Vertrauen, Ihr Beispiel und Gebet werde hierzu viel beitragen können, und hoffen es um so viel mehr, als bereits mehrere Mitglieder des erlauchten Hauses Hessen-Darmstadt dem Irrthum entsagt haben und in den Schooß der Kirche zurückgekehrt sind.

„Schließlich fühlen Wir, da Wir für Ihren Schritt Uns interessiren, für Sie eine um so lebhaftere Gesinnung väterlicher Liebe, je besser Wir wissen, wie groß Ihr Eifer und Ihre Frömmigkeit ist. Wir ertheilen Ihnen von ganzem Herzen Unsern apostolischen Segen."

„Gegeben zu Rom bei Santa Maria Maggiore, den 6. Januar 1818, im 18. Jahre Unseres Pontificates.

„Pius P. P. VII."

In demselben Jahre trat noch ein anderer deutscher Fürst in den Schooß der Kirche zurück:

Friedrich IV., Herzog von Sachsen-Gotha.

Einundvierzig Jahr alt vollzog er seinen Schritt zu Rom, und starb ohne Nachkommen den 11. Februar 1825. Mit ihm erlosch die Hauptlinie des Hauses Sachsen-Gotha. Er war ein Muster von Frömmigkeit, der Protestanten und Katholiken, die das Glück hatten, mit ihm in Berührung zu kommen, auf gleiche Weise erbaute. —

Ferner:

Fr. Paschalis Mauritius, Reichsfreiherr v. Hohberg,

Mitglied des Ordens der barmherzigen Brüder.

Moritz Freiherr von Hohberg, geboren den 27. September 1798, war der einzige Sohn des Königl. Kammerherrn, Freiherrn Karl Georg Heinrich von Hohberg, Besitzer der Herrschaft Prausnitz bei Jauer in Schlesien. Seine Mutter starb früh, seine Stiefmutter, obschon die Schwester seiner Mutter, liebte ihn nicht, und so erhielt der Knabe, zumal sich sein Vater völlig von seiner zweiten Frau leiten und bestimmen ließ, eine sehr mangelhafte Erziehung. Er besuchte das Gymnasium zu Liegnitz, später, da er für den Militärstand Neigung fühlte, die damals in Schweidnitz befindliche Ritterakademie, machte als Volontär den Feldzug von 1815 mit und wurde in einem Treffen verwundet.

Von religiösen Eindrücken war im elterlichen Hause nicht viel die Rede; die Religion seines Vaters beschränkte sich auf einen blinden Haß gegen alles Katholische, und Schmähungen gegen die katholische Religion und ihre Angehörigen bildeten sein Glaubensbekenntniß, so daß der Knabe in den ungeheuerlichsten Vorstellungen von der katholischen

Kirche heranwuchs. Dieselben sollten jedoch zeitig genug berichtigt werden. Der Mutter war ein kostbarer Familienschmuck abhanden gekommen, und alle Nachforschungen und Bemühungen um dessen Wiedererlangung blieben vergeblich. Da begehrte eines Tages ein Franziskanermönch den Vater zu sprechen. Derselbe, eine Bitte um Almosen erwartend, empfing ihn in Gegenwart des Sohnes mit barschen Worten, die der Mönch ruhig anhörte, worauf er ihm erwiderte, daß er nicht gekommen sei, um etwas zu begehren, sondern um zu bringen; ein reuiger Sünder habe ihm in Folge der Beichte den gestohlenen Schmuck zur Zurückerstattung übergeben, welchen Auftrages er sich hiermit entledige. Ehe der Baron von seinem Erstaunen zurückkam und daran denken mochte, dem Mönche zu danken, war dieser schon verschwunden. Niemals ist der tiefe Eindruck, den diese Scene auf das Gemüth des Knaben machte, aus seinem Gedächtnisse entschwunden. Die Ruhe und Sanftmuth des Mönches gegenüber der Heftigkeit des Vaters, sowie der ganze Auftritt, standen mit dem, was er von seiner Umgebung bisher über die Katholiken gehört, in zu grellem Widerspruch.

Die Ideen, die sich dem Knaben damals aufdrängten, lebten mit neuer Kraft wieder in ihm auf, als er während seines Aufenthalts in Schweidnitz späterhin Gelegenheit hatte, öfter in das Kloster der Ursulinerinnen zu kommen. Er hatte nämlich das Glück gehabt, einmal beim Baden einem alten Manne das Leben zu retten, der zufällig der Vater der damaligen Oberin des Klosters war. Dieselbe wünschte dem Jüngling selbst ihren Dank abzustatten, und ließ ihn zu diesem Zwecke zu einem Besuche in's Kloster einladen. Er leistete der Einladung Folge und fand sich von der Stille und Ruhe daselbst so freundlich angeheimelt, von dem ganzen Wesen der Klosterfrau so wolthuend berührt, daß er seine Besuche gern wiederholte, um so lieber, da der hier waltende Friede ihm das traurige, liebeleere Leben im elterlichen Hause doppelt schwer empfinden ließ. Durch diese Beziehungen wurde in ihm eine große Neigung zur katholischen Kirche rege, die später in Paris noch weitere Nahrung fand. Die liebevolle Pflege, die ihm, als er verwundet in ein von barmherzigen Schwestern bedientes Hospital gebracht ward, sowol wie allen andern Kranken ohne Unterschied zu Theil ward, ließ ihn einen tiefen Einblick in die katholische Charitas machen, der die letzten Vorurtheile und Zweifel beseitigte.

Fest entschlossen, katholisch zu werden, kehrte der junge Offizier in die Heimath zurück. Da er aber seiner Eltern wegen diesen Schritt

füglich nicht zu Hause thun konnte, auch bei großem Widerwillen seines Vaters gegen die katholische Religion auf die größten Hindernisse zu stoßen befürchten mußte, reiste er nach Bayern und legte (Mitte 1817) in der kleinen Kirche zu Roßmünster bei Würzburg das katholische Glaubensbekenntniß ab.

Bei seiner Rückkunft fand er einen übeln Empfang, und es kam zwischen ihm und seinem, von seiner Frau aufgestachelten Vater zu so heftigen Auftritten, daß der junge Mann im April 1818 das väterliche Haus verließ und, von allen Mitteln entblößt, ein jammervolles Leben führte, bis er, fast von Verzweiflung überwältigt, einen Vertrag unterzeichnete, in welchem er gegen eine bestimmte Rente, deren Kapital ihm nach des Vaters Tode ausgezahlt werden sollte, seinem ganzen reichen Erbe, das damals schon auf eine halbe Million taxirt wurde, ensagte.

Aber jetzt, wo er ruhig und in Frieden hätte leben können, hatte die Welt allen Reiz für ihn verloren; er richtete seine Augen zu Gott, der in den furchtbarsten Augenblicken seine Vaterhand über ihn gehalten und ihn vor dem Verderben geschützt hatte, und er beschloß, der Welt zu entsagen und in den Orden der barmherzigen Brüder zu treten. Er führte diesen Vorsatz aus, trat in das Kloster zu Breslau ein, beendete aber sein Noviziat in Prag, kam dann nach Wien, wo Kaiser Franz sich für ihn interessirte, wurde Subprior zu Wisowitz in Mähren, nach einem kurzen Aufenthalte zu Erlau in Ungarn, im Jahre 1840 Subprior, dann Prior zu Lettowitz in Mähren. Doch schon zwei Jahre später resignirte er freiwillig, in Folge vielfacher Kränkungen leidend, die er sich durch seine Energie und seinen Eifer, eingewurzelte Mißbräuche zu beseitigen, die erschlaffte Disziplin wieder herzustellen, kurz den alten Ordensgeist wieder aufzufrischen, zugezogen hatte. Er ward 1843 nach Preßburg versetzt und auch dort zum Prior erwählt. Wie er daselbst gewirkt, ist noch in Aller Gedächtniß. Er übernahm die Leitung eines verschuldeten Klosters mit zum Theil verfallenen Baulichkeiten und sonstigen Mißständen, und übergab es, als er als Prior nach Linz berufen ward, seinem Nachfolger im besten Zustande. Auch in Linz wußte er sich durch die strenge Handhabung der Ordensdisziplin, durch gesunde Oekonomie und rastlose Thätigkeit die allgemeinste Achtung, auch Seitens des Diöcesanbischofes, zu erwerben. Später kam er als Definitor des Ordens und Prior in das Kloster zu Neustadt an der Mettau in Böhmen, und starb daselbst, nachdem er mit Bewilligung des heiligen Vaters die letzten Jahre seines Lebens in

einem kleinen Landhause, welches er sich neben dem Kloster hatte erbauen lassen, zugebracht, am 5. Oktober 1864. Sein Leichnam ward in der Familiengruft zu Prausnitz beigesetzt.

Fr. Paschalis war ein energischer, mit einem bedeutenden Organisationstalent begabter Charakter, der oft mit soldatischer Offenheit und Derbheit durchgriff, was ihm wol viele Kränkungen und Widerwärtigkeiten von gewisser Seite zuzog, aber auch die vollste Anerkennung Seitens der hervorragendsten Kirchenfürsten, die sein Wirken kannten, erwarb. Der Fürst-Bischof von Breslau, Cardinal Diepenbrock, der Fürst-Erzbischof von Prag, Cardinal Schwarzenberg, der Bischof von Linz u. a. schätzten ihn sehr.

Um seinen Orden hat er sich unläugbar große Verdienste erworben. Er war ein wackerer, getreuer Ordensmann, der seinem Berufe mit allem Eifer oblag, und der gern überall die alte, strenge Ordensregel wieder eingeführt hätte. Für seinen Orden war ihm kein Opfer zu groß, keine Entbehrung zu hart, kein Leiden und keine Widerwärtigkeit zu drückend. Zumeist in armen Conventen thätig, verwandte er seine Einkünfte, über die er mit besonderer Bewilligung der Obern und des Kaisers frei verfügen durfte, fast ausschließlich zum Besten derselben, sowie der Armen und Kranken. Ueber sein Vermögen hatte er gleich bei seinem Eintritt in den Orden für Zwecke desselben die erforderlichen Bestimmungen getroffen.

Mit glühender Liebe hing er an der katholischen Religion, in der er für die unsagbaren Widerwärtigkeiten und Bitterkeiten seines Lebens (sein Vater war noch nach 23 Jahren unversöhnt mit seinem einzigen Sohne in das Grab gegangen) Trost und Ersatz gefunden;[1]) mit treuer Liebe hing er an seiner Heimath Schlesien, in welche er gern zu einem angemessenen Wirkungskreise zurückgekehrt wäre. Es war ihm nicht vergönnt. —

[1]) Dem Verfasser war der Einblick in zahlreiche vertrauliche Briefe an einen hiesigen Freund vergönnt, und es ist ihm aus ihnen das Bild eines ganzen Mannes, eines getreuen Christen und Katholiken, eines wackeren Ordensmannes entgegengetreten.

Moritz Volz,

ehemaliger Diakonus an der Hofkirche zu Karlsruhe.

In Karlsruhe im letzten Dezennium des vorigen Jahrhunderts geboren, studirte Moritz Voltz protestantische Theologie auf den Universitäten zu Jena und Göttingen mit Talent, Eifer und glücklichem Erfolge. Nachdem er die Ordination erhalten, wurde er in seiner Vaterstadt als Diakonus angestellt, und nun setzte er seine Studien mit verdoppeltem Eifer fort. Im Laufe derselben kam er zu dem Resultat, wie nur in der katholischen Kirche das Heil zu finden, und ohne Rücksicht auf die vielen Mißhelligkeiten, die ihm erwachsen mußten, folgte er dem Drange seiner Ueberzeugung und zeigte im September 1817 seiner vorgesetzten Behörde den von ihm gefaßten Entschluß an, in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren. Er that diesen Schritt mit Aufopferung äußerer Vortheile; schmerzlicher jedoch war seinem Herzen, daß er manche Personen, die ihm sonst nahe standen, dadurch betrüben mochte. Ebenso war er von jedem Einflusse der Eitelkeit oder anderen tadelhaften Beweggründen frei, wie auch diejenigen zugeben mußten, denen sein Schritt als ein Irrthum oder Mißgriff erschien.

Bevor er jedoch seinen Entschluß ausführte, entspann sich zwischen ihm und dem Kirchenrath Knittel in Karlsruhe, einem ehrenwerthen, wissenschaftlich gebildeten Manne, ein Briefwechsel über so manche Streitpunkte zwischen der katholischen und protestantischen Kirche, der lange nach Voltz's Tode im Druck erschien. Der Kirchenrath Knittel eröffnete denselben mit einem Schreiben, welches ihm sowol wie Voltz zur Ehre gereicht, und welches wir so vielen sturmblasenden Zeloten als Musterbild empfehlen möchten. Wir theilen es daher mit. Es lautet:

„Hochverehrter Herr Diakonus! Seitdem Sie Ihren Entschluß, von unserer Kirche abzutreten, der evangelischen Sektion bekannt machten, fühlte ich den Wunsch in mir, nur einmal wenigstens offen

sine ira et studio mit Ihnen hierüber zu sprechen. Inzwischen hielt mich aber die in der Natur unserer Geistesfreiheit liegende Rücksicht ab, welche man fremder Ueberzeugung schuldig ist, und die uns verbietet, unsere Vorstellung Andern aufzudringen und uns zu Richtern über ihre Ansichten aufzuwerfen. Ich konnte mir es denken, daß ein Mann, der für das Heilige und Höchste Empfänglichkeit hat und nach ihm ringt, überhaupt ein Mann von Ihrem Charakter und Einsichten einen solchen Schritt nur nach der reifsten Ueberzeugung und seinem Gewissen folgend gemacht haben werde. Deßwegen schwieg ich, um so mehr, da ich mir nicht anmaße, daß nur **wir**, die Protestanten — im ausschließlichen Besitze der Wahrheit seien. Das peccatur (erratur?) intra et extra muros war mir immer gegenwärtig, und ehe noch die Sache öffentlich zur Sprache kam, lag mir die Ueberzeugung nahe, daß wir vom ewigen Protestantismus zurückkehrend den Charakter des „evangelischen" behaupten sollten, und dies Evangelium — diese Basis des Glaubens — sagt ja, und allerlei Volk, wer Gott fürchtet und seinen Willen thut, ist ihm angenehm."

Dies hielt mich ab, Sie aufzusuchen und über Ihren Entschluß zu sprechen. Ihre mir ehrwürdigen Verwandten wünschen aber das Letztere. Gerne, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, und Sie mich für werth Ihres Vertrauens halten — werde ich — nicht um zu disputiren oder Sie in Ihrer Ueberzeugung irre zu machen, sondern nur um Ideen zu tauschen — Ihnen näher treten. Ich glaube aber, daß schriftliche Unterhaltungen tiefer gehen, ruhiger ihren Weg nehmen und mit unsern Arbeiten verträglicher sein dürften. Gefällt es Ihnen, so theilen Sie mir Ihre Ansichten, Ihr Streben und Ihre Zweifel mit. Ohne alle Anmaßung werde ich Ihnen meine innigste Ueberzeugung dagegen geben und mich freuen, wenn Ihnen unsere Sache noch nicht ganz als verzweifelt erscheinen sollte."

Voltz setzte Knittel nun seine Ueberzeugungen auseinander. „Katholizismus und Protestantismus, sagt er, sind in ihren ersten Grundsätzen durchaus verschieden. Der Erste hält für wahr, was geglaubt wird; der zweite glaubt, was er für wahr hält. Würde nun dieses Fürwahrhalten ganz der eigenen Vernunft des Protestanten als das Werk ihrer Untersuchungen überlassen sein, so würde er gar keinen Anspruch an Glauben haben, und in Sachen der Religion gar keine Stimme führen können. Der protestantische Christ würde nichts als Philosoph sein können, und der Philosoph, dessen Consequenz nicht

durch religiöse Ideen gestört wird, ist Atheist. Der vernünftige Mensch erkennt nichts vom Geist Gottes u. s. w. Doch soweit soll der Protestantismus nicht ausgedehnt werden, er verwirft nicht alle Autorität, aber seine einzige Autorität ist die Schrift. Hier fragt sich nun, worauf ist der Glaube an die Schrift gegründet? Auf die Schrift selbst? Das wäre ein Zirkel; ja es ist sehr wahrscheinlich, daß jeder, der die Schrift, ohne je vorher etwas von ihr gehört zu haben, in die Hand nähme, sie gar nicht für eine vollständige Lebens- und Glaubenslehre ansähe, die nun ganz geschlossen sein soll, sondern für eine zufällig gerade so weit und nicht weiter ausgedehnte, für eine zufällig so geordnete Sammlung aller historischen und moralischen Schriften. — Der Glauben an die Schrift kann nicht aus der Schrift kommen, denn Niemand gibt Zeugniß von sich selber. Es muß also selbst bei dem Protestanten, der an die Bibel zu glauben behauptet, schon vorher ein Glaube an sie vorhanden sein, der ganz unabhängig von ihr ist. Wir wissen ja auch, daß uns in der ersten Erziehung, noch ehe wir die Bibel kennen, dieser Glaube eingeflößt wird; woher aber haben unsere Eltern und Erzieher diesen Glauben, als in ununterbrochener Tradition von der alten katholischen Kirche? Was gab ihnen nun das Recht, dieses eine Glaubenselement hinzunehmen und ein anderes, nämlich die sichtbare Kirche selbst, zu verwerfen, von der doch die Apostel neben dem Eckstein Jesus Christus nur Theile, obgleich Haupttheile, sind; oder wo steht geschrieben, daß die Bibel das einzige Fundament des Glaubens sein sollte, wo ist auch nur eine einzige Stelle der heiligen Schrift selbst, die da bestimmt sagt, daß in ihr Alles beschlossen sein würde... Aber zugegeben, was nie zugegeben werden darf: das geschriebene Wort Gottes sei einziges Glaubenselement; so ist es doch ohne Erklärung ein versiegelter Brief, und das Beispiel de perspicuitate (scripturae) verbi divini in den dogmatischen und polemischen Schriften der Protestanten wird durch die ganze Geschichte ihrer Parteien vom Anfang an ihrer Trennung von der Kirche sattsam widerlegt. — Wer erklärt dem Protestanten die Schrift? — Der heilige Geist gibt jedem redlichen Forscher soviel, als er zu seiner Seligkeit bedarf, das glaubt der Katholik auch. Denn jener Geist führt ihn zur Kirche zurück, aber woher weiß der Protestant, daß der heilige Geist gerade jetzt in ihm sein Werk der Belehrung anfängt oder vollendet, wer gibt ihm die Weisheit, die Aussprüche des Geistes von denen seiner Vernunft zu unterscheiden; oder wenn der Geist nicht anders, als durch die Vernunft in

ihm wirkt, woher weiß er, wann jener durch sie wirksam ist, wo er aufhören darf, zu zweifeln, wann er auf dem rechten Weg, wann die für ihn bestimmte Glaubensform in seinem Kopf und Herzen vollendet ist; oder der Geist gibt ihm vielleicht in jedem Augenblick das Nöthige, — dann ist aller Irrthum und alle Wahrheit ein Unding, wenn die spätere Erkenntniß der früheren widersprechen dürfte. Wir kommen so zuletzt in Gefahr, das, was bloß aus göttlicher Zulassung in einem menschlichen Kopf und Herzen sich bilden kann, seiner Vorsehung und der Wirkung seines Geistes zuzuschreiben, wir würden endlich auf die belobte, doch ganz antichristliche Idee kommen, daß die Welt eine große Anstalt der Erziehung zu einem verhüllten Zweck sei, in der der Irrthum und das Laster nicht durchaus verwerflich, sondern etwa als Bildungsmittel für eine weitere Stufe im Orden erscheint. Und doch ist der Zweck des hiesigen und alles Lebens klar: Liebe und Leben in der Wahrheit, das ist in Christo; sollen wir aber in ihm leben, so muß das, was wir von ihm glauben sollen, so müssen die Mittel, durch die wir eins mit ihm werden sollen, deutlich gelehrt, so müssen sie über allen Zweifel dem, der sie annehmen will, erhaben sein. Es darf in Hauptlehren des Glaubens keine Verschiedenheit sein; dies muß ja selbst der orthodoxe Protestant zugestehen, sonst dürften die Apostel nicht von Trennung und Ketzereien sprechen, was doch an mehreren Stellen der Schrift geschieht. Wo ist aber dann für den Protestanten die Entscheidung über das, was dann Hauptlehre und zur Seligkeit nothwendig sei? — Ich sehe für den Protestanten keinen Ausweg, als sich eben auf eine besondere Inspiration für jeden Einzelnen zu berufen, oder auf einen inspirirten und von dem Geiste Gottes geleiteten Lehrstand, was dann weiter zu sehen wäre."

Nachdem Voltz in einem andern Briefe verschiedene Differenzpunkte besprochen, sagte er: „Indeß um Worte darf nicht gestritten werden, ich kann mit dem Wort Protestantismus einen andern Begriff, als die neuern Dogmatiker und Historiker der Protestanten selbst, verbinden, jedoch seine Consequenz, die auch nach diesem Begriff, der noch eine gewisse Orthodoxie zuläßt, von mir angegriffen war, ist durchaus nicht vertheidigt worden; es werden vielmehr einige Vorfragen aufgestellt, die im Grund zur Lösung jener Zweifel und Anstände gar nichts beitragen, die höchstens dahin führen könnten, zu zeigen, daß, wie beim Protestantismus unaufhörliche Zweifel nahliegen, ebenso bei den Katholiken schwere Anstände sich finden werden."

Natürlich ließ sich Voltz, bei so entschieden ausgeprägter katholischer Ueberzeugung, von der Ausführung seines Entschlusses nicht mehr zurückhalten.

Er widmete sich sofort dem katholischen Priesterstande und wirkte, nachdem er die heiligen Weihen erhalten, eine kurze Zeit als Lehrer am Gymnasium zu Freiburg, darauf als Vikar auf dem Schwarzwalde; zuletzt zog er sich in das Karthäuserkloster Ittingen bei Frauenfeld in der Schweiz zurück, wo er, noch jung, im Jahre 1836 starb. —

Prinz Adolf Friedrich von Mecklenburg-Schwerin.

Er war den 18. December 1785 geboren, der vierte Sohn des Großherzogs Friedrich Franz und der Prinzessin Louise von Sachsen-Gotha. Von Jugend an zeigte er große Zuneigung für die katholische Kirche, die durch das Lesen katholischer Bücher immer stärker ward, sodaß er seinen Vater um die Erlaubniß bat, seine Religion ändern zu dürfen. Sie wurde ihm verweigert, und um ihm die Lust dazu zu nehmen, ließ man ihn unter Aufsicht eines Hofmeisters auf mehreren protestantischen Universitäten weilen, wobei der letztere angewiesen war, zu verhindern, daß sein Zögling mit Katholiken verkehre oder ihre Schriften lese. Dieses Verbot änderte jedoch die Gesinnungen des jungen Prinzen nicht, welcher in den protestantischen Büchern selbst Beweggründe fand, die ihn gegen ihre Lehren stimmten. Er theilte seine Zweifel seinem Hofmeister mit, welcher sie nach Kräften zu beseitigen suchte, sich übrigens aller derjenigen Beschuldigungen und Anklagen enthielt, die sich so viele Protestanten gegen die Katholiken erlauben. Von der soliden Sinnesart des Prinzen selbst hingerissen und das Vergebliche aller der Vorsichtsmaßregeln erkennend, die ihn von seinem Vorhaben abbringen sollten, erlaubte er ihm schließlich, katholische Bücher zu lesen, und begnügte sich damit, dem Vater seines Zöglings von den Ansichten und Gesinnungen desselben Rechenschaft abzulegen.

Nun las der Prinz Bossuets berühmte „Darlegung der katholischen Kirchenlehre“, eine Lectüre, die einen tiefen Eindruck auf ihn machte und ihn zu einem entscheidenden Entschluß brachte. In einem

Exemplare dieses Werkes hat er in Kürze die Hauptmotive seiner Bekehrung niedergeschrieben. Nach vielen Bitten erhielt er von seinem Vater die Erlaubniß, dem Drängen seines Gewissens folgen zu dürfen, eine Erlaubniß, an die allerdings auch seine Verbannung aus dem Vaterlande geknüpft war, sowie die Bedingung, den Uebertritt in einem fremden Lande zu vollziehen. Im Jahre 1818 legte Prinz Adolf zu Genf das katholische Glaubensbekenntniß ab.

Er hielt sich hierauf einige Zeit zu Freiburg in der Schweiz auf, wo er alle Welt durch seinen exemplarischen Lebenswandel erbaute. Seine Frömmigkeit, seine Unverdrossenheit in religiösen Uebungen, seine Unterhaltungen, welche die Lebendigkeit seines Glaubens deutlich zeigten, Alles war bei ihm musterhaft. Man war bezaubert von der Einfachheit seines Benehmens, der Offenheit seines Charakters und der Festigkeit seines Geistes. Prinz Adolf kam dann nach Bern, wo er mit dem berühmten Staats-Rechtslehrer Karl Ludwig von Haller verkehrte und ihn bestimmte, alle Opfer zu bringen, um seinem Gewissen zu folgen. Später ging er nach Rom, um dem heiligen Vater seine Huldigung zu Füßen zu legen. Während seines Aufenthaltes daselbst verlor er hintereinander seinen Vater und seinen ältesten Bruder, der sich seiner Conversion immer am heftigsten widersetzt hatte. Diese Ereignisse riefen den Prinzen zu seiner Familie zurück, doch sollte er, des Vergnügens, sie wiederzusehen, nicht lange genießen. Nach kurzer Krankheit starb er 1822 in einem Alter von 37 Jahren zu Magdeburg, wo er eine katholische Kirche erbaut hatte. — Auf seine Schwester, Prinzessin Charlotte Friederike, die nachmals gleichfalls in den Schooß der Kirche zurücktrat, kommen wir später zurück.

Luise Aloysia Hensel.

Dem unvergeßlichen Cardinal Diepenbrock verdankt Deutschland die Bekanntschaft dieser gottbegnadeten Sängerin, in deren Liedern, wie ein neuerer protestantischer Literarhistoriker [1]) sagt, „unstreitig das Zarteste und Innigste christlicher Poesie geliefert ist, was die neuere Zeit seit Novalis und Schenkendorf aufzuweisen hat."

[1]) Barthel: Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit, 5. Aufl. S. 581.

Luise Hensel ist die Tochter eines lutherischen Geistlichen und zu Linum in Brandenburg am 30. März 1798 geboren. Sie war noch ein Kind, als ihr Vater starb (1809), und ihre Mutter, aus Berlin gebürtig, zog mit ihren vier Kindern nach ihrer Vaterstadt. Luise besuchte eine dasige Schule und zeichnete sich gar bald durch eine ungewöhnlich frühe Reife des Geistes aus. Ebenso früh aber entwickelte sich ihre religiöse Richtung und das noch nicht fünfzehnjährige Mädchen las Jakob Böhme und die Bekenntnißschriften der Herrnhuter, um für ihr religiöses Bedürfniß Befriedigung zu finden. Das gelang ihr jedoch nicht, und als sie nun lutherisch confirmirt werden sollte, nachdem sie den Unterricht des alten Superintendenten Küster ein Jahr lang genossen, warf sie sich in dem Augenblicke, als der Wagen vor der Thür hielt, um sie zur Kirche zu bringen, vor ihrem Bette im Schlafzimmer auf die Knie und machte mit Gott den Pakt, daß sie durch diese Handlung sich nur zum Christenthum im Allgemeinen bekennen und ihren Taufbund erneuen, keineswegs aber sich an eine Confession binden wolle, von der sie nicht überzeugt sei, ob sie die von Christus gestiftete Kirche sei. Die Frage, wo diese zu finden, beschäftigte sie unaufhörlich. Die Bibel in Luthers Uebersetzung sollte sie auf die Spur derselben führen, und wiederholte Unterredungen mit lutherischen Geistlichen konnten ihre Meinung, daß die alte Kirche die rechte sein müsse, nicht erschüttern. Denn wenn Gott Mensch geworden, so schloß sie, und in den Tod gegangen sei und den heiligen Geist gesandt habe, die Kirche, die einzige Rettungsanstalt für die Menschen, zu gründen, und wenn Er, die Wahrheit selbst, verheißen habe, bei ihr zu bleiben bis zum Ende der Tage, so könne dieses Werk Gottes in ein paar hundert Jahren nicht so verkommen sein in seinen Lehren und Gesetzen, daß ein sündhafter Mensch wie Luther, gegen den Luise übrigens schon früh eine Abneigung hatte, weil er, ein Mönch, eine Nonne geheirathet und rohe Tischreden gehalten, von Gott den Auftrag erhalten haben sollte, Seine Kirche zu reformiren, ja förmlich zu verändern und selbst die in der Bibel und im apostolischen Glaubensbekenntniß deutlich enthaltenen Heilsanstalten über Bord zu werfen.

So stand das fromme Mädchen unbewußt auf katholischem Boden, ohne daß sie mit Katholiken in Berührung gekommen wäre oder katholische Bücher gelesen hätte, sodaß also von einer äußern Beeinflussung nicht die Rede sein kann. Denn als Clemens Brentano im Spätjahr

1816 nach Berlin kam und das lebhafte, körperlich und geistig reich ausgestattete Mädchen, das schon damals so manches ihrer herrlichen Lieder gedichtet hatte, kennen, und ihr einfaches, tief gemüthvolles Wesen, ihre aufrichtige Frömmigkeit, verbunden mit solcher religiösen und sittlichen Entschiedenheit schätzen und lieben lernte, da war sie schon fast katholischer, als er, der damals noch in dem Wirrsal seines stürmischen Lebens befangen und noch nicht zur Aussöhnung mit der Kirche gekommen war. Auch sprach er sich bald gegen die junge Freundin über die Zerrissenheit seiner Seele aus, erhielt aber die Antwort: „Was hilft es Ihnen, daß Sie einem jungen Mädchen das sagen? Sie sind so glücklich, die Beichte zu haben, Sie sind Katholik, sagen Sie Ihrem Beichtvater, was Sie drückt [1])." Brentano war verwundert und suchte die katholische Richtung Luisens Anfangs zu bekämpfen, ward aber bald selbst ganz davon ergriffen, und söhnte sich durch eine umfassende Beichte mit der Kirche wieder aus. So hatte der ältere Mann nicht sowol auf die weit jüngere Freundin eingewirkt, als vielmehr umgekehrt, was Clemens in einem Briefe an seinen Bruder Christian (vom 3. December 1817), dem er einige Lieder Luisens in Abschrift überschickte, auf rührende Weise bekennt.

„Du mußt mir erlauben, so schreibt er, den nachfolgenden Liedern, deren Abschrift ich Dir aus inniger Liebe überlasse, einige Worte mit auf den Weg zu geben, indem ich Dir sage, daß sie das Liebste und mir Wolthätigste geworden sind, was mir von menschlichen Händen in meinem Leben zugekommen ist. Als ich verwüstet, geängstigt, im Innern unheilbar krank, erstarrt gegen Gott und geekelt gegen die Welt, wie in einer pfadlosen Traumöde im verderbten Leben stand, und verzweifelt an mir selbst, ohne Lust am Bösen und Guten, nichts war als ein dumpfer, todter Mensch: hat der schwer geprüfte, bestandene kirchliche Geist, der diese Lieder aus inniger Liebe zu dem Herrn gesungen, sich meiner, wie der Samariter des unter die Räuber Gefallenen, rücksichtslos auf manche Schmach erbarmt, und ohne Absicht, ohne Vorbewußtsein einer Heilungskraft, mich aufgerichtet, geduldet, gestärkt und zur Heilung geführt. Diese Lieder haben zuerst die Rinde über meinem Herzen gebrochen, durch sie bin ich in Thränen zerflossen, und so sind sie mir in ihrer Wahrheit und Einfalt das Heiligste geworden, was mir im Leben aus menschlichen Quellen zu-

[1]) Gesammelte Briefe, Bd. 1. S. 61.

geströmt. Indem ich sie Dir mittheile, theile ich Dir das Liebste, was ich habe, theile ich Dir, was mir noch immer das innerlich Erweckendste und Bewegliche ist, das mich stündlich mahnt und tröstet, mit..." Aber auch jetzt noch war Luisens Verkehr mit Clemens Brentano ohne Rückwirkung auf das, was tiefinnerst ihre Seele bewegte. „Als er etwa ein halbes Jahr später, so schreibt die Dichterin an den Verfasser, wieder durch den Empfang der heiligen Sakramente ein Kind der Kirche geworden war, stimmten unsere religiösen Ueberzeugungen wol besser überein, er aber hatte mehr Sinn für die poetische Seite der Kirche und alles Dogmatische ward ihm leicht zu trocken und langweilig — ich weiß kein richtigeres Wort zu finden — und so konnte er mir z. B. betreffende Bibelstellen, worauf mir viel ankam, vom katholischen Gesichtspunkte aus gar nicht erklären. Sein Bruder Christian, der 1817 nach Berlin kam, war mir in dieser Beziehung nützlicher..."

Aus dem Mitgetheilten erhellt, was von Brentanos angeblicher Einwirkung auf den in der Folge stattgefundenen Uebertritt der jungen Dichterin zu halten. Bis in seinen Tod aber bewahrte er ihr die größte Freundschaft und Zuneigung, wie viele seiner Gedichte, unter denen sich auch manche befinden, die Luise zur Verfasserin haben [1]), sowie seine Briefe beweisen.

Lange schon hatte die Letztere sich nach einem katholischen Katechismus gesehnt, um die Glaubenslehren der katholischen Kirche kennen zu lernen, doch wußte sie sich keinen zu verschaffen. Da fand sie Gelegenheit, mit dem damaligen Probst bei St. Hedwig, Ambrosius Taube, bekannt zu werden, der ihr auf ihre Bitten den vortrefflichen Katechismus des Pater Bruns noch in der alten Ausgabe schenkte. Darin fand sie nun alle die Fragen, die sie vergeblich an verschiedene protestantische Prediger gerichtet, beantwortet und, was ihr besonders viel werth war, mit Bibelstellen belegt. Wurde hierdurch ihre Ueberzeugung reif, so auch ihr Wille entschieden. Sie meldete sich beim Probst zur Aufnahme in die Kirche und empfing am Feste der unbefleckten Empfängniß Mariä (8. Dec.) des Jahres 1818, die heilige Communion,

[1]) In dem Liede: „Zur Weihnachtssternenhelle", welches Brentanos Ausgabe von Spees „Trutznachtigall" vorgedruckt ist, sind die Strophen abwechselnd von ihr und Brentano gedichtet, aber auch ganze Gedichte von ihr gehen unter seinem Namen. Eine Sichtung dürfte, wenn Gott der Dichterin Gesundheit verleiht, vielleicht von ihr selbst zu erwarten sein.

nachdem sie Abends zuvor die Beichte abgelegt, so gut sie es damals verstand.

Auf rein dogmatischem Wege war Luise Hensel somit von Gott zur Kirche geführt worden, nicht vom Gemüth gezogen, noch weniger von dem Aeußern des katholischen Gottesdienstes angeregt, wie es wol sonst bei Frauen vorkömmt, am allerwenigsten aber durch irgend wen zu diesem Schritte verleitet. „Das hätte, schreibt sie, kein Mensch zu Wege gebracht, und mein ganzes Wesen ist nie der Art gewesen, daß ich mich durch Ueberredung zu irgend einer wichtigen Sache hätte bringen lassen, wenn ich nicht ganz fest von der Echtheit überzeugt gewesen wäre." Wol aber glaubt sie, daß die Gebete der gottseligen Katharina Emmerich, mit der sie durch Brentano in Verkehr getreten war, ihr die Kraft erworben, ihrer Ueberzeugung die großen Opfer zu bringen, die Gott von ihr verlangte. Merkwürdig ist in dieser Beziehung der Umstand, daß zur Zeit, wo Luise eines Abends ihren Entschluß, in die Kirche zurückzukehren, zwischen den Gartenanlagen bei Berlin wandelnd, mit sich erwog und dabei einige Verse eines lutherischen Liedes vor sich hinsprach, die Nonne von Dülmen ihren Zustand erkannte und ihr durch Brentano schreiben ließ: sie solle den Gedanken ausführen, den sie an dem bezeichneten Abend, zwischen zwei Gärten durchgehend, gefaßt, und der Vers, den sie leise dabei gesagt, solle ihr maßgebend für den ferneren Lebensweg sein, da ihr Schutzengel ihr diesen Gedanken und diesen Vers in die Seele gesprochen. Der Schreiber ahnte den inneren Zusammenhang nicht und wußte nicht, was er schrieb, Luise aber richtete ihre Schritte nach diesem Wink, der nur von Oben kommen konnte, und hat es niemals bereut. Denn selbst die Opfer, die Gott in seiner Weisheit und Gnade von ihr verlangte, wurden ihr, so schmerzlich sie auch Anfangs fielen, doch bald eine Quelle des Trostes, da sie immer mehr erkannte, daß sie den „Schatz im Acker," daß sie die Perle gewonnen, für die der Kaufmann seine Habe gibt.

Ein Uebertritt zur katholischen Kirche war dazumal, unter der Regierung und so zu sagen unter den Augen eines Regenten, der die Katholiken nicht liebte, nichts Geringes, und der Probst fürchtete für die ohnehin sehr gedrückten Berliner Katholiken neue Belästigungen, um so mehr, da Luisens Bruder Wilhelm schon damals eine hervorragende Stelle unter den dasigen Künstlern einnahm und bei Hofe angesehen war. Der Probst hatte daher verlangt, daß sie ihren Uebertritt einst-

weilen geheim halten und Berlin bald möglichst verlassen sollte. Es war dies keine leichte Aufgabe für die Jungfrau, die mit größter Liebe an Mutter und Geschwistern hing, wenn auch erstere, die damals noch ganz in den gewöhnlichen Vorurtheilen gegen die katholische Kirche und ihre Lehren befangen war, Alles aufgeboten hatte, um ihre Tochter von der Ausführung ihres beabsichtigten Schrittes abzuhalten. Sie lernte späterhin die Kirche besser kennen und söhnte sich mit ihrer Tochter aus, der sie die vollste Liebe bis zu ihrem Tode bewahrte. Anderseits aber fühlte die junge Convertitin das Bedürfniß, sich in eine ganz katholische Gegend zu flüchten und, so zu sagen, katholische Luft zu athmen, vor Allem aber auch die Nonne von Dülmen zu sehen, deren Gebet und Zuspruch sie so viel verdankte.

So ging sie denn zunächst im März 1819 nach Münster in das Haus der Fürstin Salm, Tochter der berühmten Fürstin Gallitzin, und erfuhr dort viel Liebe und Güte. Zwei Jahre später folgte sie einem Rufe der edeln Gräfin Stolberg, deren drei jüngste Töchter fast schon erwachsen waren, bei denen sie aber noch einige Jahre als Hauslehrerin wirkte. Um dieselbe Zeit nahm sie auch den jüngsten Sohn ihrer verstorbenen Schwester zu sich, nachdem ihr Schwager ihr die schriftliche Erlaubniß gegeben, denselben nach ihrer Ueberzeugung zu erziehen. Dieser Umstand war für ihr ferneres Leben bestimmend, da sie dadurch behindert ward, ihrer Sehnsucht nach dem Klosterleben zu genügen. Später lebte sie bald als Lehrerin oder Erzieherin, mehrmals auch als Pflegerin von Kranken, besonders Geisteskranken, für die sie viel Interesse und in deren Behandlung sie Glück hatte, an verschiedenen Orten am Rhein, kehrte aber 1833 auf mehrere Jahre nach Berlin zurück, weil ihre gute alte Mutter nach ihr verlangte, und leistete erst nach dem Tode derselben neueren Aufforderungen zu den früher geübten Berufsthätigkeiten Folge, als ihre eigene Familie ihrer nicht bedurfte. Seit mehreren Jahren lebt sie in Wiedenbrück in Westfalen, mit der Ordnung ihrer reichen Papiere beschäftigt.

Gedichte von ihr erschienen zuerst, und zwar ohne ihr Zuthun, in Försters „Sängerfahrt" (1818) und in Diepenbrocks „Geistlichem Blumenstrauß," später theilte Hermann Kletke in seiner „Geistlichen Blumenlese" eine Anzahl Lieder von ihr mit, wie er auch ihre und ihrer Schwester Minna [1]) Gedichte gesammelt herausgab (Gedichte von

[1]) Wilhelmine Hensel, geb. 13. Sept. 1802, Vorsteherin der (protest.) Eli=

Luise und Wilhelmine Hensel, Berlin 1857). „In unserer ganzen heutigen Lyrik, sagt Karl Barthel, hat die kindliche Reinheit, Demuth und Hingabe an Gott nie einen so völlig entsprechenden und klaren Ausdruck durch die Poesie gefunden, als bei ihr, wo dieser überall als das wahre, ungesuchte Bedürfniß eines in Gott reichen Gemüthes erscheint. Schon das einzige Lied „Müde bin ich, geh' zur Ruh," das durch seine echt lyrische Einfachheit und Kindlichkeit ein Volkseigenthum wurde, noch ehe man die Dichterin nur dem Namen nach kannte, hat sie bei allen tiefern Gemüthern unvergeßlich gemacht, obgleich sich unter ihren Poesien noch viele ebenso zarte und formschöne, ja noch weit werthvollere Stücke finden. So sind z. B. Lieder, wie: „Was verlangst Du, warum bangst Du," „Bedenk' ich deine große Treue," „Immer muß ich wieder lesen" wirklich unübertrefflich innig und klar."

Wir lassen hier einige dieser herrlichen Lieder, bei denen uns die Auswahl schwer war, folgen:

Beim Lesen der heiligen Schrift.

1.

Immer muß ich wieder lesen
In dem alten heil'gen Buch;
Wie der Herr so sanft gewesen,
Ohne Arg und ohne Trug.

2.

Wie Er hieß die Kindlein kommen,
Wie Er hold auf sie geblickt,
Und sie in den Arm genommen,
Und sie an die Brust gedrückt.

3.

Wie Er Hilfe und Erbarmen
Allen Kranken gern bewies,
Und die Blöden und die Armen
Seine lieben Brüder hieß.

4.

Wie Er keinem Sünder wehrte,
Der mit Liebe zu ihm kam;
Wie Er freundlich ihn belehrte,
Ihm den Tod vom Herzen nahm.

5.

Immer muß ich wieder lesen,
Les' und weine mich nicht satt,
Wie Er ist so treu gewesen,
Wie Er uns geliebet hat.

6.

Hat die Heerde sanft geleitet,
Die sein Vater ihm verliehn,
Hat die Arme ausgebreitet,
Alle an sein Herz zu zieh'n.

---

sabethstiftung zu Pankow bei Berlin, eine fromme, gleichfalls sehr begabte Dichterin, mit ihrer Schwester durch die zärtlichste Liebe verbunden. Poetisches Talent scheint allen Geschwistern eigen gewesen zu sein, denn auch Wilhelm H., der kürzlich verstorben, hat sich in den „Bundesblüthen" (Berl. 1816), die er mit Graf Blankenburg, Graf Kalkreuth und W. v. Studnitz herausgab, als Dichter bekannt gemacht. —

7.

Laß mich knien zu deinen Füßen
Herr, die Liebe bricht mein Herz;
Laß in Thränen mich zerfließen,
Untergehn in Wonn' und Schmerz.

Nach dem Genusse des heiligen Abendmahls.

1.

Wie war ich sonst so trübe,
Wie ist mir nun so wol!
Wie ist das Herz mir voll
Von Lieb' und Lieb' und Liebe;
Ach Gott, wie ist mir wol.

2.

Ich habe ja genossen
Vom süßen Liebesmahl,
Da ist ein Himmelsstrahl
Mir in das Herz geflossen;
O, selig Abendmahl!

3.

Mich zog ein trübes Sehnen
Von dieser Erde fort,
Da klang ein heilig Wort;
Ich weinte fromme Thränen,
Da küßte mich mein Hort.

4.

Und was ich da gesungen
Und wie mir da geschehn,
Was ich im Geist gesehn,
Welch Lied mich da umklungen,
Kann nicht geschrieben stehn.

Lied einer Kranken.

1.

Herr! Deine Magd ist müde,
O, nimm sie ein zur Ruh!
Hienieden ist kein Friede,
Herr Jesu! rufe Du.

2.

Ich habe kein Gefallen
An Spiel und buntem Scherz,
Muß still und einsam wallen,
Und bange schlägt mein Herz.

3.

Viel hat Dein Kind gelitten,
Ach Herr, noch mehr gefehlt,
Manch harten Kampf gestritten,
Die Wunden still verhehlt.

4.

Nichts kann nun hier es halten,
Kein Glück, kein goldner Schein,
Es sucht bis zum Erkalten,
Herr Jesu, Dich allein.

5.

Mein Schatz ist nicht hienieden,
Mein Herz kann hier nicht ruhn;
So nimm es ein zum Frieden,
O ja, Du wirst es thun!

6.

Und wenn im treuen Sehnen
Dies arme Herz zerbricht,
Und wenn in heißen Thränen
Verlischt der Augen Licht;

7.

Dann neigst Du Dich herüber,
Dann hab' ich abgebüßt,
Dann nimmst Du mich hinüber,
Wo Heil und Gnade ist.

Stilles Gotteslob.

1.

Ach hätt' ich Engelzungen,
Ich hätt' auch wol gesungen
Das süße, liebe Lied,
Das mir so still und selig
Im jungen Herzen glüht.

2.

Ich weiß gar keine Weisen
Den Herren so zu preisen,
Den Vater treu und mild;
Wie meine ganze Seele
Ihm singt und jauchzt und spielt.

3.

Ich muß mein Haupt ihm neigen,
Kann weinen nur und schweigen
In Seligkeit und Schmerz;
Ach Kind, Er weiß dein Lieben,
Er sieht dir ja ins Herz!

Abendgebet.

1.

Müde bin ich, geh' zur Ruh',
Schließe beide Aeuglein zu:
Vater, laß die Augen dein
Ueber meinem Bette sein.

2.

Hab' ich Unrecht heut gethan,
Sieh' es, lieber Gott, nicht an,
Deine Gnad' und Jesu Blut
Macht ja allen Schaden gut.

3.

Alle, die mir sind verwandt,
Gott, laß ruhn in deiner Hand.
Alle Menschen, groß und klein,
Sollen dir befohlen sein.

4.

Kranken Herzen sende Ruh',
Nasse Augen schließe zu;
Laß' den Mond am Himmel stehn
Und die stille Welt besehn.

Sursum corda!

1.

Was verlangst, warum bangst du,
Armes, unruhvolles Herz?
Sei zufrieden, denn hienieden
Ist nur eitler Gram und Schmerz.

2.

Willst die Gaben gerne haben,
Die kein Wurm noch Rost verzehrt?
Laß die Erde, daß dir werde,
Was da unvergänglich währt.

3.

Willst du lieben? Suche drüben
Den, der liebenswürdig ist,
Alles leide, Alles meide,
Bis du ihm auch ähnlich bist.

4.

Ringe, meide, bis die Freude
Dieser Welt vorüber ist;
Schau zur Höhe, bis das Wehe
Dieser Welt dein Herz vergißt.

5.

O der Schmerzen, bis im Herzen
Treu und Demuth endlich siegt,
Und der Taube frommer Glaube
Selig ihm entgegen fliegt!

6.

Stille, stille! Herr dein Wille,
Der geschehe auch an mir!
Amen, Amen! und dein Namen
Sei gepriesen dort und hier!

Eduard von Schenk,

königlich bayerischer Staatsrath, Minister des Cultus und des Innern &c.

Eduard von Schenk war der Sohn des Generaldirektors des Finanzdepartements und spätern Referendars im bayerischen Finanzministerium, Johann Heinrich v. Schenk, und wurde den 11. Oktober 1788 zu Düsseldorf geboren. Nach tüchtiger Vorbereitung in München bezog er 1806 die Hochschule zu Landshut, um die Rechte zu studiren, wurde Doktor, Assessor beim Stadtgericht in München und 1818 Geheimer Sekretär im Ministerium des Innern.

In diesem halben Jahre brachte er einen lange gehegten Entschluß zur Ausführung, den Uebertritt vom Protestantismus zur katholischen Kirche. Von Jugend auf hatte er große Neigung zu derselben gefühlt und häufig in katholischen Kreisen geweilt, obschon sein Vater ein Hauptbeschützer der nach Bayern berufenen norddeutschen protestantischen Gelehrten war. Die Missionsthätigkeit des frommen Fürsten Alexander Hohenlohe brachte seinen Entschluß zur Reife. Einige Jahre später war er zum Generalsekretär des Justizministeriums ernannt worden, und im Dezember 1825 trat er, dem König Ludwig schon als Kronprinz großes Wolwollen bezeigt hatte, als Vorstand der Cultusangelegenheiten in das Ministerium des Innern. In diese Zeit fallen mehrere wichtige Maßnahmen, wie die von ihm geleitete Verlegung der Universität Landshut nach München, die Reorganisation der Akademie der Wissenschaften und die Wiederherstellung der geistlichen Orden in Bayern. Am 1. September 1828 wurde er zum Minister des Innern ernannt, gab jedoch schon nach drei Jahren, als er durch seine Maßregeln über die Presse, durch seine Verordnungen hinsichtlich der gemischten Ehen, die er ganz im Geiste der katholischen Kirche behandelt wissen wollte, mit der liberalisirenden Kammer in Conflikt gekommen war, sein Portefeuille in die Hände des Königs zurück und übernahm dafür die Stelle eines Regierungspräsidenten der Oberpfalz. Zum Staatsrath ernannt brachte er die Wintermonate alljährlich in München zu, und starb daselbst am 29. April 1841.

Trotz seiner vielen Amtsgeschäfte bewahrte sich Schenk einen regen Sinn für Kunst und Wissenschaft, und die Dichtkunst fand an ihm einen eifrigen Beförderer, um so mehr, da er selbst ein nicht unbedeutendes dichterisches Talent besaß. Auf einer Reise nach Oberitalien im Jahre 1823 lernte er Canova kennen und ein Gedicht auf den Tod dieses großen Künstlers begründete seinen Dichterruf; das bald darauf erschienene und auch aufgeführte Trauerspiel „Belisar" fand großen Anklang. Demselben folgten noch einige andere Dramen („Henriette von England", „Albrecht Dürer", „Der Untersberg", „Die Krone von Cypern", „Alte und neue Kunst", „Ahnen und Enkel", „Die Griechen in Nürnberg", „Adolf von Nassau", „Bethulia"), von denen besonders der „Albrecht Dürer" auf der Bühne einen glänzenden Erfolg erlangte. Bedeutender aber ist er demungeachtet als Lyriker, wie denn auch in den Dramen der lyrische Grundton vorherrscht. Durch Tiefe der Empfindung und Meisterschaft in der Behandlung der Form ausgezeichnet, nimmt er besonders als geistlicher Dichter einen hohen Rang ein. Durch das von ihm herausgegebene Taschenbuch „Charitas", an welchem sich auch König Ludwig von Bayern, Diepenbrock und Andere betheiligten, erwarb er sich ein großes, nicht zu unterschätzendes Verdienst um die Hebung der katholischen Poesie in Deutschland. „Dieser innige und fromme, hochbegabte Sänger verdient nicht, von der Fluth der Tageserscheinungen in das Dunkel der Vergessenheit zurückgedrängt zu werden, und darum erwarb sich Diepenbrock durch Aufnahme von Schenks geistlichen Liedern in seinem „geistlichen Blumenstrauß" den Dank der Freunde wahrer Poesie, insbesondere aber aller deutschen Katholiken, die für die dichterische Verherrlichung ihres Glaubens Sinn und Gefühl bewahrt haben" (Brühl, Literaturgeschichte S. 458).

Wir lassen einige seiner Gedichte hier folgen:

Wiedergeburt.[1])

1.

Hebet euch aus meinem Herzen,
Ird'scher Liebe Lust und Schmerzen,
Abgeblüht ist eure Zeit!
Einem andern, schönern Bilde,
Voller Gnaden, voller Milde,
Hab' ich ganz mich hingeweiht.

2.

Alles, was ich einst empfunden
In der Jugend frohsten Stunden,
Was die Welt als Liebe kennt,
Das empfind ich jetzt für einen
Gotterfüllten, heilgen, reinen
Jüngling, der sich Jesus nennt.

---

[1]) Noch vor seinem Uebertritt gedichtet.

3.

Schon in meiner Kindheit Tagen,
Tief und unbegreiflich, lagen
Ahnungen mir im Gemüth
Von dem Licht, das nun, nach langen
Finsternissen aufgegangen,
Unvergänglich in mir blüht.

4.

Wie viel bange Reuethränen
Ueber jenes Liebeswähnen
Hab ich einsam nicht geweint!
Wie beglückt mich jetzt mein Lieben,
Welches keine Schmerzen trüben,
Ob es düster gleich erscheint.

5.

Denn es ist kein Gott der Freude,
Der in goldnem, buntem Kleide
Täglich, nächtlich bei mir weilt;
Und auf keine Rosenpfaden
Hat er mich zu sich geladen,
Keine Schätze mir ertheilt.

6.

Blutig, nackt, als ein Verbrecher,
In der Mitte wilder Schächer,
Seinem Volke selbst ein Spott,
Hängend an dem Todeskreuze:
Solch ein Loos und solche Reize
Schmücken meines Lebens Gott.

7.

Doch in dieser Schmach und Wehen
Will ich ihn am liebsten sehen,
Mir zum Heile wird sein Schmerz.
Meine Dornenkrone trägt er,
Und am Holze sterbend, legt' er
Seinem Vater mich ans Herz.

8.

Doch für diese Liebeszeichen
Muß ich ihm an Leiden gleichen
Und verschmähen Lust und Glanz.
Nur des Kreuzes heil'ge Bürde
Sei mein Ruhm und meine Zierde
Dieser scharfe Dornenkranz.

9.

Wenn ich sterbend ihm vertraute,
So, wie er, zum Vater schaute
Und in Demuth mich ergab,
Kommt er einst, mit milden Händen
Meinen schweren Kampf zu enden,
Und er legt mich in mein Grab.

10.

Und der Treue zur Belohnung
Zieh ich dann in seine Wohnung,
In das Licht des Himmels ein,
Dort erst werd ich ganz ihn kennen,
Höher, reiner für ihn brennen,
Und ich bin auf ewig sein.

Die Kirche.

1.

Vom Himmel selbst bereitet
Aus heilgen Cedern, gleitet
Ein Schiff durchs wilde Meer;
Und wie auch Winde blasen,
Und wie die Stürme rasen,
Mit Ruhe geht's einher.

2.

Statt Mast und Segelstangen
Sieht man ein Kreuz nur prangen,
Des ew'gen Heils Symbol;
Und unermüdlich walten
Drei herrliche Gestalten
Ob dieses Schiffes Wol.

3.

Ein Ritter, ungeheuer
An Stärke lenkt das Steuer,
Er wankt und rastet nicht;
Und Glaube heißt der Ritter,
Dem auch im Ungewitter
Das Ruder nimmer bricht.

4.

Und in des Meeres schwanker
Bewegung hält den Anker
Ein Weib, das Hoffnung heißt,
Die nach dem Land gerichtet,
Wo es einst friedlich lichtet,
Das Ziel dem Schiffe weist.

5.
Die dritte spannt den Schleier,
Hellleuchtend wie ein Feuer,
Als weites Segel auf;
Sie heißet Liebe, zügelt
Die Stürme, und beflügelt
Des Schiffes stillen Lauf.

6.
Heil Jedem, der entronnen
Dem Meer, das Schiff gewonnen,
Und nimmer es verläßt.
Dort darf er nicht mehr zagen,
Es wird ihn sicher tragen,
Es schirmt ihn stark und fest.

7.
Die Arche, die den einen
Von Gott erkornen Reinen
Vor Zeiten schützend trug,
Als jene Flut, verheerend,
All Lebendes zerstörend
Sich um die Erde schlug.

8.
Sie war ein schwaches Zeichen,
Und muß dem Schiffe weichen,
Das unvergänglich lebt,
Wenn Alles schon verklungen,
Und eine Welt verschlungen,
Noch ruhig oben schwebt.

9.
Doch in der Zeiten Fülle
Steht dieses Schiff einst stille,
Vollendet ist sein Lauf.
Und Er, der es regirte,
Nimmt Alle, die es führte,
In seinen Himmel auf.

Friedrich Ludwig Graf Senfft von Pilsach.

Geboren den 4. Januar 1777 in Thüringen, studirte er die Rechte und wurde 1796 Justizrath, 1801 kurfürstlich sächsischer Geheimer Referendar, 1806 Gesandter in Paris und Cabinetsminister und Staatssekretär in Dresden; 1811 in den Grafenstand erhoben, folgte er 1813 dem Könige von Sachsen nach Regensburg, Linz und Prag, leitete ein Verständniß mit Oesterreich ein und mußte deßhalb auf Napoleons Befehl entlassen werden. Senfft ging nun nach Gratz, trat als Geheimer Rath und Kämmerer in österreichische Staatsdienste, nahm aber 1815 den Abschied und lebte seit 1817 einge Jahre in Paris. Im Jahre 1819 trat er daselbst mit seiner Gemahlin (Henriette Karoline, geborene Gräfin Werthern) und seiner einzigen Tochter in den Schooß der katholischen Kirche zurück. Durch tiefes Studium war er zur Ueberzeugung von der alleinigen Wahrheit derselben gelangt,

und sein ganzes späteres Leben bewies, wie sehr er davon durchdrungen war. Durch sein tiefes umfangreiches Wissen, seinen Eifer und seine Tugenden erregte er die Bewunderung Aller, die mit ihm verkehrten, und erwarb er sich den Namen eines „Apostels der wahren Religion."

Im Jahre 1825 ging er als kaiserlicher außerordentlicher Botschafter nach Turin, warb 1831 um die Prinzessin Maria Anna für den Erzherzog, nachmaligen Kaiser Ferdinand I., wurde 1832 österreichischer Gesandter in Florenz, 1836 im Haag, 1839 bei der Conferenz in London thätig, dann bis 1848 außerordentlicher Gesandter in München. Er starb den 17. Februur 1853 in Innsbruck ohne Nachkommen. — Seine oben erwähnte Tochter Luise von Senfft-Pilsach, hatte sich in Frankreich, wo sie lange gelebt, durch ihren lebhaften, hochstrebenden Geist, ihre Großmuth und wahre Frömmigkeit in den Kreisen, mit welchen sie in Berührung kam, die allgemeinste Liebe und Achtung erworben. Sie beschäftigte sich auch schriftstellerisch und lieferte namentlich Beiträge für die damals in Modena erscheinenden „Denkwürdigkeiten der Religion", unter andern über die letzten Lebensmomente des Grafen Stolberg. —

Karl Fr. Gottlob Wetzel,

Dr. der Medizin, Dichter und Publizist.

Zu Bautzen am 14. September 1780 geboren, studirte er in Leipzig und Jena Medizin, lebte darauf eine Zeitlang in Dresden, siedelte 1810 nach Bamberg über, wo er die Redaction des „Fränkischen Merkurs" übernahm. Hier starb er am 27. Juli 1819. Auf seinem Sterbelager ließ er den damals in Bamberg weilenden Prinzen Alexander von Hohenlohe zu sich bitten und bezeigte ihm seine Absicht, als Katholik zu sterben. Der Prinz reichte ihm die Sakramente und besuchte ihn noch mehrmals. Kurz vor dem Tode aber wurde er von der protestantischen Umgebung des Sterbenden nicht mehr zugelassen, und die Zeitungen verbreiteten, wie so häufig, die gröbsten Verleumdungen über den Prinzen und schrien über die „katholische Proselytenmacherei." Prinz Hohenlohe aber veröffentlichte eine besondere Bro-

schüre über den Sachverhalt, die dem Schreiber dieses leider nicht zugängig war.

Wetzel hatte sich als Dichter vortheilhaft bekannt gemacht, besonders durch seine Freiheitsgedichte: „Aus dem Kriegs- und Siegesjahre 1813" (Altenburg, 1815). Früher schon waren erschienen: „Kleon, der letzte Grieche" (Ronneburg, 1802); „Gedichte" (Leipzig, 1803); „Rhinoceros, lyrisch-didaktisches Gedicht" (Nürnberg, 1810). Auch als Dramatiker hat Wetzel sich versucht und ist besonders sein Trauerspiel: „Jeanne d'Arc" (Leipzig, 1817) hervorzuheben, das mehrere Auflagen und Nachdrücke erlebte. Außerdem „Hermannfried, letzter König von Thüringen" (Berlin, 1818). Lange nach seinem Tode erschienen: „Gesammelte Gedichte und Nachlaß. Herausgegeben von Z. Funk." (Leipzig, 1838). —

Karl Ludwig von Haller.

„Den 23. Mai des Jahres 1854 verkündete das Trauergeläute der solothurnischen Domkirche, daß die zeitlichen Ueberreste Karl Ludwig von Hallers auf dem einsamen Friedhofe zu St. Katharina ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Mit ihm ist ein Veteran der schweizerischen Aristokratie, ein gründlicher, unerbittlicher Gegner der Revolution, ein eifriger Vorkämpfer der kirchlichen Interessen, ein Gelehrter von europäischem Rufe zu Grabe gegangen." Mit diesen Worten beginnt Graf Theodor Scherer seinen Nachruf auf den Verstorbenen, Worte, die allein schon genügen, das allgemeine Interesse für denselben in hohem Grade zu erwecken.

Karl Ludwig von Haller, geboren den 1. August 1768 zu Bern, stammte aus einer angesehenen Familie, in der seit Generationen Talent und Wissenschaft von Vater auf Sohn sich vererbt hat. Sein Großvater war der berühmte Albrecht von Haller, (gestorben 1777), als Arzt und Naturforscher wie als Dichter, Historiker und Politiker gleich ausgezeichnet und von seinen Zeitgenossen der „Große" genannt, und auch sein Vater Emanuel von Haller (gestorben 1786 als Landvogt zu Nyon am Genfersee) hat sich durch seine „Bibliothek der Schweizergeschichte" einen verdienten Ruf als Historiker erworben; er selbst zeigte schon in seiner Kindheit außergewöhnliche Geistesanlagen. Sechzehn Jahre alt, ohne eine akademische Bildung erhalten zu haben, trat er in den

Staatsdienst seines Vaterlandes ein. Daß er die Universität nicht beziehen konnte, hat er nachmals nicht bedauert. „Ich wurde dadurch, so lauteten seine eigenen Worte — erstens von dem revolutionären, unreligiösen Gift bewahrt, welches am Ende des achtzehnten Jahrhunderts beinahe alle Hochschulen verpestete, und zweitens wurde ich genöthigt, selbst zu forschen, selbst zu denken und selbst zu arbeiten."

Sein Fleiß und sein Talent eröffneten ihm bald eine glänzende Laufbahn, indem ihm schon im Alter von 20 Jahren wichtige Missionen übertragen wurden, wodurch er mit dem damaligen General Bonaparte und den meisten Männern, welche später auf dem Kriegsfelde und in der Diplomatie eine Hauptrolle spielten, persönlich bekannt wurde. Als er aber im Jahre 1798 von Rastatt, wo er dem Congreß beigewohnt hatte, in die Heimath zurückgekehrt war, fiel dieselbe selbst der Revolution zur Beute, womit seine Laufbahn auf einmal abgeschnitten war. Er gründete nun die Zeitung „Helvetische Annalen", in welcher er die Revolution mit aller Energie seines Charakters bekämpfte. Das Direktorium, welches, wie alle liberalen Regierungen, dem strengsten Geistesterrorismus huldigte, ließ ihn zur Untersuchung ziehen, der er sich durch die Auswanderung entzog. Am Ende des Jahres 1798 verließ Haller sein Vaterland und begab sich nach Rastatt, wo er als Sekretär des Erzherzogs Karl in österreichische Dienste trat. In dieser Eigenschaft folgte er der österreichischen Armee auf ihrem Zuge in die Schweiz, über welchen er einen Bericht veröffentlichte, und wurde 1801 zum Hofkriegsrathssekretär ernannt, welche Stelle, in der er sich vorzugsweise mit der politischen Seite der Kriegsfragen zu beschäftigen hatte, er fünf volle Jahre bekleidete, worauf er einem Rufe als Professor der Rechte an die neu errichtete Akademie seiner Vaterstadt folgte.

In dieser Stellung hatte er jedoch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, weil seine conservativen Grundsätze mit der herrschenden Zeitrichtung in schroffem Gegensatze standen. Mit Wehmuth sprach er sich über diese Zeit selbst aus: „Während meine Vorlesungen, in welchen ich der Revolution den Krieg auf Leben und Tod machte, nur spärlich besucht waren, wimmelten die Säle meiner revolutionsfreundlichen Collegen von Zuhörern. Was mir hierbei tief in die Seele schnitt, war, daß gerade die jungen Patricier sich um die Katheder jener Professoren drängten, welche durch ihre Vorlesungen tagtäglich

das Gift der Revolution einträufelten und den Untergang der Stadt Bern vorbereiteten. Der Kampf mit meinen Gegnern war mir sehr erwünscht, allein der Widerspruch meiner eigenen Mitbürger schmerzte mich tief. Es waren acht schwere Jahre, die ich als Professor in meiner Vaterstadt verlebte." Desto mehr Anerkennung fand er dafür auf schriftstellerischem Gebiete, in welchem er eine große Produktionskraft entwickelte.[1])

Die Umgestaltung der europäischen Staatenverhältnisse vom Jahre 1814 begrüßte Haller mit großen Erwartungen; er hoffte von denselben den Sturz der Revolution, sowie die Wiederherstellung des ehemaligen Rechtszustandes. Bei der Einsetzung der Restaurationsregierung wurde er zum Mitglied des „Souveränen großen Raths" und bald darauf des „Geheimen Raths der Stadt und Republik Bern" ernannt.

Als Mitglied der obersten Landesbehörde war die Vereinigung des ehemaligen Bisthums Basel mit dem Kanton Bern eine seiner Hauptarbeiten. „Ich hatte das Glück, schrieb er hierüber, beizutragen, daß der katholischen Bevölkerung dieser Gegend Garantien für die Erhaltung ihrer Religion ertheilt wurden." Als er aber auch bei der Revision der Gesetzgebung die revolutionsgünstigen Bestimmungen aus den Gesetzen auszuscheiden sich bestrebte, stieß er wieder auf vielerlei Schwierigkeiten und Hindernisse, weil sich wol die allgemeinen Verhältnisse, nicht aber die Anschauungen des größeren Theils seiner nächsten Umgebung geändert hatten. Um so glänzenderen Erfolg errang er um diese Zeit als Schriftsteller. Außer der bekannten Schrift: „Ueber die Constitution der spanischen Cortes (Winterthur, 1821)", in welcher er das Repräsentativsystem mit scharfem, anatomischem Messer unerbittlich zergliederte, ist besonders das großartige Werk zu nennen, das ihm einen europäischen Namen verschaffte und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt ward, die „Restauration der Staatswissenschaft", die in 6 Bänden, (Winterthur, 1816—34) erschienen ist. Gegen die damals herrschenden Theorien stellte er als Hauptgrundsatz auf, daß der Grund des Staatslebens in der göttlichen Ordnung der Dinge, in der natürlichen Verschiedenheit der menschlichen Kräfte und Bedürfnisse und der nothwendigerweise daraus hervorgehenden Herrschaft und Abhängigkeit liege. Der Mensch habe das Staatsleben nicht

---

[1]) Handbuch der allgemeinen Staatenkunde, Winterth. 1808. — Allgemeines Krankenrecht. Ebd. 1808. — Politische Religion. Ebd. 1801.

erst zu erfinden oder durch einen Contract-Social zu constituiren, vielmehr liege dasselbe, gleich dem Familienleben, schon in der Natur des Menschen; es stamme aus Gottes Gnade, und der Mensch habe wol die Formen desselben zu organisiren, nicht aber sein Wesen festzusetzen, das etwas von Gott Gegebenes sei und seinen unabänderlichen Grund in dem natürlich-geselligen Wesen des Menschen selbst habe. Der erste Band enthält die Geschichte und Widerlegung der bis dahin herrschenden Staatslehren und die allgemeinen Grundzüge seines Systems; der zweite Band die Anwendung desselben auf die Patrimonialstaaten, der dritte auf die Militärstaaten, der vierte und fünfte auf die geistlichen Staaten, der sechste auf die Republiken und freien Genossenschaften. Bei allen diesen Staaten entwickelt er seine Theorie mit unvergleichlich logischer Schärfe und erstaunenswerther Gelehrsamkeit, indem er im Einzelnen den natürlichen Ursprung derselben und ihrer Herrschaft nachweist und daraus die Rechte und Pflichten der Obrigkeit sowol wie der Untergebenen herleitet. Es würde leicht ein ganzes Buch füllen, wollten wir die anerkennenden Beurtheilungen dieses hervorragenden Werkes registriren. Die größten Rechtslehrer und Historiker, Männer wie Adam Müller, Heeren, Johannes v. Müller, Phillips, Moy, Höfler, Hurter, de Maistre, Bonald, d'Azeglio, Ugolini und Andere sind einstimmig in seinem Lobe. Jarke spricht sich in seinen „Vermischten Schriften“ folgendermaßen darüber aus: „Es ist in der That nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, Jeder, der in der heutigen Zeit die Revolution in ihren obersten Grundsätzen erkannt hat, Jeder, der die echte, rechtliche Freiheit liebt, verdankt direct oder indirect das Glück dieser Ueberzeugung dem Werke Hallers, dessen reeller und weitverbreiteter Segen ein besseres Monument für den edlen Schriftsteller ist, als alles Journallob irgend sein könnte.“ Und Friedrich v. Kerz, der Fortsetzer von Stolbergs Geschichte der Religion schreibt: „Ludwig von Haller gehört unstreitig unter die Wenigen, welche weit über ihr Zeitalter sich zu erheben wußten, und mit gerechtem Stolze dürfen sowol das Jahrhundert, das ihn gebar, wie das Land, dem er angehört, zu diesem wahrhaft Weisen aufblicken. Zwar hat dieser Säemann mehr für die Nach- als Mitwelt gesäet; aber ganz gewiß wird der von ihm ausgestreute Samen zu seiner Zeit aufgehen, reife Früchte tragen und Völker und deren Beherrscher damit laben.“

Wenn nun schon dieses Werk für die politische Welt eine außergewöhnliche Tragweite hatte, so wurde es noch wichtiger für den Ver-

fasser selbst, indem es ihn zur katholischen Kirche führte, ein Schritt, den er am 17. October 1820 ausführte, und der, wie er auf der einen Seite die allgemeinste und unbedingteste Anerkennung, so auf der andern die bitterste Befeindung erfuhr, so daß er gewissermaßen zu einem europäischen Ereigniß ward.

Haller hat sich in einem aus Paris, wo er sich gerade aufhielt, an seine Familie gerichteten Schreiben über seine Conversion und deren Motive gründlich ausgesprochen, und wollen wir dasselbe hier auszugsweise mittheilen.

„Innigst geliebte, theure Gattin! und Ihr, meine lieben Brüder und Schwestern, Schwäger und Schwägerinnen, herzlich mit Euch vereinigt, sowol durch die Bande des Blutes, als der Verwandtschaft und Dankbarkeit für so viel mir erwiesenes Gute, glaubte ich niemals in den Fall zu kommen, Euch von Paris aus ein Geständniß machen zu müssen, das Euch überraschen, vielleicht auch betrüben wird, und das eben darum mich Vieles kostet; ein Geständniß aber, das unumgänglich nothwendig ist, und das früher oder später Euch zur Freude und zum Trost gereichen wird. Wir lebten viele Jahre in der schönsten Eintracht, und Gott schenkte in jeder Hinsicht seinen vielfältigen Segen; gönnt mir nochmals Eure Freundschaft und höret mich mit Liebe, da ich in einer der wichtigsten Epochen meines Lebens mit Euch spreche.

„Mein Hang zur katholischen Kirche, welche die allgemeine christliche Gesellschaft selbst ist, war Euch schon lange, theils aus meinen Gesprächen, theils durch das öffentliche Gerücht bekannt; ein Hang, der nicht von gestern herstammt, zu dem ich auch von außen weder angegangen noch angeregt wurde. Er ist das natürliche Erzeugniß meines Herzens, meines Verstandes und der besondern Gnade Gottes, die mich auf wunderbaren Wegen das ganze Leben hindurch darauf hingeleitet hat. Meine Brüder und Schwestern werden sich noch wol erinnern, mit welcher Unbefangenheit unser seliger Vater im trauten Kreise seiner Familie von den Katholiken sprach, die er im literarischen Verkehr kennen lernte, die er liebte, und deren Glaube ihm in verschiedenen Punkten gefiel. Dieser Keim, der im Vater lag, hat sich in mir entwickelt, und ungeachtet der Irrthümer meiner Jugend artete doch meine Unwissenheit niemals in Abneigung gegen sie aus. Die Schönheit der katholischen Tempel hob mich immer zu religiösen Gegenständen empor, während mir das Leere unserer Tempel, aus denen man auch noch das

letzte christliche Zeichen entfernte, und das Trockene unseres Cultus jederzeit mißfiel. Oft dachte ich, es fehle uns etwas, und es war mir, als wären wir Fremdlinge inmitten der Christen. Spuren dieser meiner Gesinnung werdet Ihr entdecken in dem Leben Lavaters, das ich vor 21 Jahren zu Weimar verfaßte. Man warf diesem berühmten Manne den nämlichen Hang vor; ich suchte ihn zu rechtfertigen, und obschon ich damals leider keine andere Religion hatte, als die sogenannte natürliche, oder besser zu sagen, die ich mir selbst schaffte, so waren doch selbst gelehrte Katholiken betroffen über die Art, wie ich von der Beicht, vom abwechselnden Fasten als Uebung zur Selbstabtödtung, von der Zierde der Tempel, von der Fußwaschung, sogar von der Einheit der Kirche sprach. In meiner Emigration hatte ich Gelegenheit, viele katholische Prälaten und Priester kennen zu lernen, und obschon sie mir niemals von Religion sprachen, so mußte ich doch ihren Geist der Liebe, die Ergebung in ihre Lage und, ich muß es aufrichtig sagen, ihre lichtvollen und tiefen Kenntnisse bewundern. Ich studirte die Bücher, die man damals über die geheimen und revolutionären Gesellschaften in Deutschland schrieb, und fand, daß da eine geistige Gesellschaft existire, die über den ganzen Erdball sich erstreckt, ihre schändlichen Grundsätze festsetzt und verbreitet; die aber durch ihre innere Einrichtung, durch das Zusammenhalten ihrer Glieder und die mannichfaltigen Mittel, wodurch sie ihren Zweck zu erreichen sucht, wirklich mächtig geworden ist. Diese Gesellschaft erweckte Schauder in mir, aber auch zugleich die Idee, wie nothwendig ein entgegengesetzter religiöser Verein wäre, als bevollmächtigter Lehrer und Hüter der Wahrheit, damit sich die Menschen nicht von jedem Winde neuer Lehre dahinreißen ließen. Freilich dachte ich noch nicht daran, daß dieser Verein schon wirklich bestehe, und zwar in der christlichen-allgemeinen oder katholischen Kirche, und daß gerade darin der Grund des Hasses liege, den alle Gottlosen gegen sie haben, während alle rechtschaffenen und frommen Menschen, selbst von verschiedenen Confessionen, sich wenigstens im Herzen zu ihr hinneigen. Da ich mich zu Wien aufhielt, hätte mir mein Uebertritt, selbst in zeitlicher Hinsicht, nützlich werden können, aber ich dachte nicht einmal daran, auch sprach kein Mensch mit mir darüber. Einmal ging ich vor einem Bücherladen vorbei und sah dort ein kleines Büchlein für das Volk geschrieben, in welchem die Gebräuche und Ceremonien der katholischen Kirche erklärt werden. Ich kaufte es aus bloßer Neugierde und habe es noch. Wie war ich erstaunt, als ich da Dinge fand,

die außerordentlich belehrend sind über den Sinn, das Ziel, die Nutzbarkeit so vieler Gebräuche, die wir als Aberglauben ansehen! Indeß waren es doch meine politischen Studien, die mich nach und nach zur Erkenntniß gewisser Wahrheiten führten, an die ich zuvor nicht einmal dachte. Die falschen, obschon herrschenden Theorien eckelten mich an, indem ich in ihnen die Wurzel aller Uebel entdeckte; ich mußte andere Grundsätze über den Ursprung und das Wesen der geselligen Verhältnisse aufsuchen. Es war eine einzige, zwar einfache, aber fruchtbare Idee, die mir Gott in seiner Gnade eingab, nämlich: von Oben nach Unten zu gehen, und wie in der Natur, so auch in der Ordnung der Zeit und der Wissenschaft den Vater vor den Kindern, den Herrn vor dem Diener, den Fürsten vor den Unterthanen, den Lehrer vor den Schülern zu setzen, eine Idee, die mich folgerecht auf den Plan des Buches oder zum System jener Lehre hinführte.[1]), die vielleicht bestimmt ist, die wahren Grundsätze und die Gerechtigkeit der Gesellschaft wieder herzustellen und dadurch mannichfaltige Uebel auf dieser Erde wieder gut zu machen. Ich stellte mir also eine geistige Macht oder Ueberlegenheit ursprünglich vor, den Gründer eines religiösen Systems, welcher Schüler um sich versammelt und sie in eine Gesellschaft einigt, um diese Lehre zu erhalten und fortzupflanzen; eine Gesellschaft, die Gesetze und Einrichtungen von ihm erhält und zur Befriedigung mannichfaltiger religiöser Bedürfnisse allmählig zum Eigenthum liegender Güter und selbst zur äußern oder zeitlichen Unabhängigkeit gelangt. Ich zog nachher Geschichte und Erfahrung zu Rathe und sieh! alles dieses fand ich in der katholischen Kirche schon verwirklicht, und diese einzige Wahrnehmung ließ mich die Nothwendigkeit, die Wahrheit und die Echtheit dieser Kirche ferner nicht mehr verkennen. Scharfsinnige Katholiken bemerkten diesen meinen Hang schon aus der gedrängten Uebersicht des Staatsrechts, welches ich im Jahr 1808 drucken ließ, und sagten mir, daß ich Katholik sei, ohne es zu wissen. Ich las die Bibel aufmerksam und wiederholt und überzeugte mich immer mehr, daß ich mich nicht betrogen hatte, denn dem unparteiischen Geistesblick, den mir Gott gab, konnte es unmöglich entgehen, daß so ungemein viele Stellen der heiligen Schrift gar keinen Sinn haben, als in Bezug auf das Reich Gottes auf Erden, das ist auf eine Kirche oder Versammlung der Gläubigen, welche der heilige Paulus den Leib Jesu Christi nennt, der ein Haupt und

[1]) Restauration der Staatswissenschaft.

edlere Glieder habe, dazu bestimmt, die christliche Religion zu erhalten und fortzupflanzen. Und das sind gerade jene Stellen, die unsere Pastoren niemals anführen, weil es im protestantischen Sinn unmöglich ist, ihnen eine ungezwungene, natürliche Deutung zu geben.

„Liebe Brüder und Schwestern! ich kann also in Wahrheit sagen, daß ich schon im Jahre 1808 in der Seele Katholik und nur noch dem Namen nach Protestant war. Dieser mein Sinn bekam einen neuen Aufschwung im Jahre 1815, als durch die Leitung Gottes in seiner erbarmenden Vorsehung das Bisthum Basel zu unserm Kanton geschlagen wurde, um uns zu belehren und mehr zu befreunden mit den wahren Ansichten einer allgemeinen Kirche, und so viele gehässige Vorurtheile zu zernichten. Ich ward geschickt, um die Verhandlungen des Vereinigungsaktes zu leiten. Da lernte ich ausgezeichnete Männer kennen, und noch ausgezeichnetere Bücher, die mir nothwendig und nützlich waren, meinen vierten Band zu bereichern und zu vervollständigen, in welchem ich die geistlichen Gesellschaften und die kirchliche Macht behandle. Die Lektüre dieser Bücher war Nahrung für Geist und Herz; nach und nach verschwanden die letzten Zweifel — sogar in Ansehung der Dogmen, auf die ich bisher wenig Rücksicht nahm; die Binde fiel von meinen Augen; mein Geist war im Einklange mit meinem Herzen, und ich glaubte, den Weg, die Wahrheit und das Leben gefunden zu haben; meine Seele, die nach Wahrheit hungerte und durstete, schien vollends befriedigt zu sein. Anderseits las ich auch protestantische Autoren, vorzüglich, die das sogenannte Kirchenrecht behandeln, und werdet Ihr's glauben, meine lieben Brüder und Schwestern! diese haben mich in meiner Gesinnung noch mehr bestärkt, als die katholischen Schriftsteller. Ihre Ungewißheit, ihr ewiges Abändern, ihre Widersprüche, ihr Zurückhalten und die Geständnisse, die ihnen in Augenblicken der Aufrichtigkeit entwischten, und dann die Sprache der Trockenheit, der Bitterkeit und Verachtung, die sich so wenig verträgt mit der Religion und christlichen Liebe — überzeugten mich, daß die Wahrheit nicht bei uns sei: denn die Wahrheit ändert nicht und bedient sich niemals solcher Waffen. Ueberdieß war es mir bis zur Evidenz einleuchtend, was im Grunde beide Parteien gestehen, daß die kirchliche Revolution des 16. Jahrhunderts, die wir Reformation nennen, wenn wir ihre Grundsätze, Mittel und Folgen erwägen, das vollkommene Bild und der Vorläufer der heutigen politischen Revolution sei, und mein Abscheu vor der letztern erweckte auch Abscheu und Wi-

derwillen gegen die erstere. Wovon nun das Herz voll war, überlief der Mund, und Jedermann weiß, daß meine Gespräche in den Jahren 1816 und 1817 sich jederzeit um diesen Gegenstand drehten. Selbst protestantische Theologen waren über meine Vernunftschlüsse betroffen und stimmten mir in den Hauptprinzipien bei.

„Im Herbste 1818 riefen mich Geschäfte nach Neapel. Ich reiste von Reggio nach Rom in Gesellschaft einer englischen Familie und eines französischen Geistlichen, der mir die guten Gesinnungen dieser Engländer gegen die katholische Religion sehr rühmte. Ich sagte ihm, daß mich das gar nicht wundere, daß die Revolution vielen Leuten die Augen geöffnet habe, und daß auch ich Protestant sei. Aber er wollte es nicht glauben, und sprach sogar jene Worte zu mir, die Jesus zum Hauptmann in Kapharnaum sagte: Einen solchen Glauben habe ich selbst bei den Unsrigen nicht gefunden. Da er solche Gesinnungen in mir entdeckte, drang er in mich, daß ich in den Schooß der Kirche zurücktreten sollte, welche ich als die wahre und echte anerkenne. Allein ich konnte mich dazu nicht entschließen, sei es aus menschlicher Furcht, oder daß ich meine Familie nicht betrüben, oder daß ich diesen Entschluß auf die letzten Tage meines Lebens verschieben wollte. Auf dieses sagte er nichts mehr, sondern schrieb mir von Rom aus nochmals und erinnerte mich an einige wichtige Stellen der heiligen Schrift, worunter auch diese war: „Heut', wenn ihr seine Stimme höret, so verhärtet eure Herzen nicht" (Psalm 94).

„Auf diesem Fuße beruhten die Sachen das ganze Jahr 1819, als ich vorzüglich den vierten Band der Restauration bearbeitete, wovon aber jedes Kapitel mich auf's Neue in meinem Glauben bestärkte und mir die Nothwendigkeit, die Wahrheit der katholischen Kirche und ihre unendlichen Vortheile einleuchtender darstellte. Meine Seele war unbeschreiblich bewegt.

„An einem Sonntags-Morgen vor Weihnachten 1819 war ich in meinem Zimmer und weinte in religiöser Rührung, indem ich die Stelle der heiligen Schrift überdachte, an die mich der französische Geistliche erinnert hatte; ich betete aber für meine Kinder, deren Erziehung mich beunruhigte. Da kam meine Frau und sagte mir, ich möchte in die Predigt gehen, weil ein gelehrter Professor predigen würde. Ich ging. Wie war ich erstaunt, da ich hörte, daß er zum Text die Worte nahm: „Heut', wenn ihr seine Stimme hört, so verhärtet eure Herzen nicht."

Es scheint, die göttliche Vorsehung habe diese Predigt gerade für meinen gegenwärtigen Fall eingegeben. Der Redner behandelte diesen Text nicht, wie er gewöhnlich behandelt wird. Er sprach über die Einführung des Christenthums, die christliche Kirche, die Bekehrung von 5000 Ungläubigen an einem Tage durch den heiligen Petrus, über das Senfkörnlein, das zum großen Baum heranwachsen soll, über die Nothwendigkeit einzugehen in das Reich Gottes, über die Gefahr, wenn wir diesen Entschluß bis zum Ende unsers Lebens verschieben zc. Am nämlichen Abend unterhielt ich mich lange mit dem Redner über diese Predigt. Ich bemerkte ihm, daß unsere protestantische Kirche nicht so fast einem Baume gleiche, als vielmehr nur vom Winde zerstreuten Blättern. Ein Baum müsse seine Wurzel, Stamm, Aeste und Blätter haben, die aneinander hangen, daß es mir scheine, die katholische Kirche allein habe dieses Kennzeichen, indem sie ein Haupt habe und Glieder, und so in Wahrheit nur eine Heerde unter einem Hirten sei. Auch andere Dinge kamen zur Sprache: über den wahren Sinn des Wortes „Reich Gottes," über den Primat des heiligen Petrus, über die beständige Dauer des heiligen Stuhles, die wahrhaft etwas Wunderähnliches in sich hat zc. Der gelehrte Theolog hörte mir mit vielem Interesse zu und konnte nicht umhin, die Richtigkeit mehrerer meiner Beobachtungen anzuerkennen. Auch er sah die Trennung von der allgemeinen Kirche als ein Unglück an, aber dann verschanzte er sich hinter die gewöhnlichen Einwürfe, nämlich, daß es in dieser Kirche viele Mißbräuche gebe, und daß viele Mitglieder, selbst Vorsteher, ein ausschweifendes Leben führen, Einwürfe, die sehr wenig beweisen, indem es bei uns ebenfalls Mißbräuche, und zwar sehr große gibt. Die Geschichte erzählt nichts Erbauliches von Luther und Calvin, und unsre Pastoren sind ebensowenig fehlerfrei, als die katholischen Priester; und endlich mag das Verderbniß wol Einige befangen, niemals aber die ganze Gesammtheit, noch weniger den Glauben selbst und die Religion, welche sie lehren.

„Durch die Bibel selbst überzeugt, daß das Reich Gottes auf Erden nicht nur in der Erkenntniß und Befolgung göttlicher Vorschriften bestehe, was freilich sein Ziel und Ende ist, sondern auch in äußerlichen Hilfsmitteln, die uns dahin führen, das ist: in einer Kirche, wo eine Behörde dazu aufgestellt ist, die göttlichen Gesetze zu lehren, auszuüben und zu verbreiten, glaubte ich in dieser obgenannten Predigt den Finger Gottes wahrzunehmen, der mir den Weg vorzeichnete, den ich gehen sollte, und das brachte mich zum Entschlusse. Gleich des an=

dern Tages schrieb ich Folgendes an einen Freund, der allein um meine Gemüthslage und meine lange Unruhe wußte: „Ich hatte eine schlaflose Nacht und süße Thränen entquollen meinen Augen. Es scheint, Gott habe das Gebet erhört, das so viele Christen für mich verrichteten. Seine Gnade wirkt so mächtig in mir, daß ich ihr nicht länger widerstehen kann, auch nicht länger widerstehen will. Unmöglich kann ich fürder in diesem Entgegenstreben gegen Gott und meine eigene Ueberzeugung leben. Lieber Freund, gehen Sie nach Freiburg, sagen Sie dem hochwürdigen Bischof, was wir mit einander verabredet haben. Flehen Sie zur Barmherzigkeit der Kirche für ein Schaf, das im Irrthum geboren und in Mitte seiner Anhänger befangen ist, das aber mit zärtlichem Blick auf die gemeinsame Mutter hinsieht und nur den günstigen Augenblick abwartet, um sich öffentlich mit der Heerde zu vereinigen, welche von rechtmäßigen Hirten geleitet wird.“

„Dieser Schritt wurde nicht auf der Stelle gethan, sondern nach einer mehrtägigen, anhaltenden Ueberlegung, während welcher ich noch immer zurückhielt. Der Bischof, der mich schon aus meinen politischen Schriften kannte, gab mir Antwort in einem Briefe, der so voll von Güte und Liebe war, daß er mich bis zu Thränen rührte, und der allein im Stande gewesen wäre, mich von der Göttlichkeit dieser Kirche zu überzeugen, wäre ich es nicht schon vorhinein gewesen. Er schrieb mir, daß er mich schon lange als einen Sohn der katholischen Kirche angesehen, und daß ihn mein Entschluß gar nicht überrascht habe. Er setzte sich ganz in meine Lage, erwog die schwierigen Verhältnisse, die ich zu meiner Familie und zur Gesellschaft habe, und sagte mir, daß die Kirche sich mit Ablegung des Glaubensbekenntnisses begnüge, und, um ein größeres Uebel zu verhüten oder mehr Gutes zu wirken, mich für unbestimmte Zeit der Ausübung des äußeren Gottesdienstes enthebe; zuletzt zeigte er mir einige wenige Vorbereitungen und Formalitäten an, die zu beobachten wären. Unterdessen vergingen wieder mehr als acht Monate, während welcher ich den vierten Band meiner „Restauration“ vollendete, der Ende August 1820 im Druck erschien. Dieser Band, ob er schon nur von den geistigen oder religiösen Gesellschaften im Allgemeinen handelt, und weniger das Dogma berührt, als vielmehr das Wesen und die Organisation der Kirche, ist gleichwol vom Anfang bis zum Ende nach katholischen Grundsätzen geschrieben und enthält, so zu sagen, mein vor der ganzen Welt abgelegtes Glaubensbekenntniß. Während dieser Zeit drang der Bischof

durchaus nicht in mich, wie es aber auch nicht, wie Ihr glauben könnt, im Geist der Kirche liegt. Sie lockt Niemand an; sie sieht zu, wenn Jemand kömmt, und läßt die Gnade Gottes walten, welche mächtig genug ist, wenn sie einmal das Herz des Menschen gerührt hat. Ich hätte es noch weiter verschieben können, ich habe nichts übereilt; ich kämpfte zehn bis zwölf Jahre, bevor ich mich entschloß. Allein ich hatte keine Ruhe mehr, mein Entschluß war unerschütterlich. Endlich war mit aller möglichen Vorsicht Tag und Ort bestimmt, und das war der 7. Weinmonat 1820, auf dem Landhause des Herrn Boccard zu Jetschwyl. Der Bischof begab sich dahin. Dort legte ich mein Glaubensbekenntniß und meine Generalbeichte ab, und auf Zeichen einer aufrichtigen Reue erhielt ich die Lossprechung; den zweiten Tag darauf erhielt ich um 6 Uhr Morgens in der Hauskapelle des Bischofs die heiligen Sacramente der Firmung und Communion, wodurch eine solche Ruhe und Freude in mein Herz drang, die ich nicht beschreiben und wovon sich ein Protestant gar keinen Begriff machen kann.

„Um alles öffentliche Aufsehen zu vermeiden und meine Verwandten nicht zu betrüben, war ich entschlossen, es ganz geheim zu halten und es nur in einem günstigen Zeitpunkt zu offenbaren, oder, in Ermanglung eins solchen Zeitpunktes die Erklärung erst auf dem Sterbebette oder in meinem Testamente zu thun. Indessen darf man seinen Glauben nie verläugnen, und Ihr meine lieben Brüder und Schwestern, könnt Euch noch gewiß erinnern, daß, als zu Ende des Christmonats etwas lautbar wurde, und man mich darüber befragte, ich niemals sagte, daß ich noch Protestant sei ... Eines Tages, da ich mit zärtlichem Vertrauen, mit Thränen im Auge mein ganzes Herz vor meiner Frau ausschüttete, sprach ich ihr von den öffentlichen Gerüchten und gestand ihr meine innerste Ueberzeugung; ich sagte ihr Alles, nur das letzte Geheimniß nicht, sogar eröffnete ich ihr, daß, wenn ich öffentlich angefragt würde, ich meinen Glauben nicht verläugnen könnte, und daß ich also gezwungen wäre, mich zu erklären, und daß es Gott selbst von mir zu fordern schiene, ein solches Beispiel zu geben. Zu meinem großen Troste nahm meine Gattin die Eröffnung mit vieler Ruhe an, sie machte mir keine Vorwürfe, was mir aber auch Hoffnung macht, daß der Himmel mein heißes Flehen erhören, ihr mit seiner Gnade beistehen und den Kummer, den ich ihr zu machen fürchte, versüßen werde. Das Einzige, was sie mir mit zärtlicher Ergebenheit sagte, war: „Wenn Du Dich erklären müßtest,

so könnten wir nicht mehr zu Bern bleiben; indessen kann man überall leben." Ein andersmal ließ sie folgende Worte fallen: „Wenn es nicht durchaus nothwendig ist, so thue es nicht der Kinder wegen." — Das war auch meine Absicht. Man begnügte sich mit meinen Antworten und der Sturm schien vorüber zu sein.

„Meine gegenwärtige Reise nach Paris hatte mit all diesem keinen Zusammenhang; sie hatte nur ein persönliches und wissenschaftliches Ziel, wie ich es auch meinem älteren Bruder geschrieben habe. Allein kaum war ich acht Tage in Paris, wo ich einige ruhige Augenblicke zu genießen hoffte, so vernahm ich aus der Schweiz, daß zwei Blättleinschreiber, welche die protestantische Religion ebenso wenig lieben, als die katholische, auf einmal öffentlich meinen Uebertritt ankünden, und eines dieser Blätter bestimmte noch, zwar ohne mich zu nennen, Zeit und Ort so ziemlich wahr . . . Ich meines Theils sehe in allem dem den Finger Gottes, der sich manchmal der Hand schlechter Menschen bedient, um seine Rathschlüsse auszuführen und der es durch aufeinanderfolgende Ereignisse leitete, daß ich der Welt dieses Beispiel gebe und nicht halben Weges stille stehe. Sein heiligster Wille geschehe! ich unterwerfe mich ihm mit demüthigem Herzen. Viele Thränen vergoß ich; ganze Nächte überdachte ich meine Lage, kniefällig rief ich um den heiligen Geist; ich befragte kluge und weise Männer und hatte keine Ruhe, bis ich den Entschluß faßte, Euch die ganze Wahrheit zu bekennen und jedes Kreuz auf mich zu nehmen, das Gott mir auferlegen will. Ich setze mein ganzes Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes, der meine Unterwürfigkeit und mein heißes Flehen nicht verschmähen, und meiner Frau, meinen Kindern und meiner Familie Kraft verleihen wird, die äußeren und inneren Leiden zu ertragen, die ich ihnen verursache . . ."

„. . . Wenn ich die Wahrheit sage, wie sie ist, so wird Euch das freilich überraschen, auch betrüben; allein dieses wird, wie wir es in anderen Ereignissen sehen, vorübergehen, und man wird einen Mann schätzen müssen, der nicht nur ohne Hoffnung eines zeitlichen Vortheils, sondern mit Aufopferung dessen, was ihm zunächst am Herzen liegt, kämpfend gegen Zureden, die ihm das Herz brechen, dennoch den Glauben nicht verläugnet, von welchem er überzeugt ist — und die Ruhe der Seele ist für mein ganzes Leben errungen. Selbst Ihr, meine lieben Freunde, werdet mich ferner lieben, und ich, eben weil ich katholischer Christ bin, werde Euch um so zärtlicher lieben. Unter-

dessen werde ich mich aller Behutsamkeit, welche nur immer Zärtlichkeit und Freundschaft anrathen können, bereitwillig unterwerfen, und in dieser Hinsicht überlasse ich mich gänzlich dem Rathe und den Wünschen meiner Familie. Wenn Ihr glaubet, daß der hohen Regierung eine Anzeige gemacht werden müsse, so bevollmächtige ich Euch dazu, sodaß Ihr selbst eine Abschrift des gegenwärtigen Schreibens hingeben könnet. Müßte ich die Entlassung von meinen Stellen, vorzüglich jener eines geheimen Raths begehren, obschon mich kein Gesetz dazu verbindet und vielmehr ein Beispiel des Gegentheils sollte gegeben werden, so werde ich auch dieses willig thun. Schon lange bin ich dieser Stellen satt; theils weil ich da gar nichts Gutes wirken kann, theils weil ich sehnlich wünschte, die wenigen Tage, die ich noch zu leben habe, zum Heile meiner Seele zu verwenden und ein Werk zu vollenden, zu welchem die Vorsehung mich besonders bestimmt zu haben scheint. Schickt es sich, oder wäre es nothwendig, daß ich Bern wenigstens auf einige Zeit verlasse, so reicht mein, wenn auch nicht großes Vermögen dazu hin; auch hoffe ich, meine zärtlichst geliebte Gattin werde mich nicht verlassen. Aber wenn es möglich ist, so ziehe ich es vor, in meinem Vaterlande zu leben und zu sterben. Was meine Kinder betrifft, so bitte ich Gott, daß er sie auf gute Wege leite; sie sind schon zu erwachsen, als daß ich etwas gegen ihren Willen von ihnen fordern könnte, obschon die Gesetze selbst wollen, daß sie die Gesetze ihres Vaters haben. Gebe Gott, daß früher oder später ihr und ihrer Mutter Wille nicht dagegen strebe! Aber vor Allem wird eigene und freie Ueberzeugung gefordert . . ."

„Nun, liebe Brüder und Schwestern, und vorzüglich Du, meine zärtliche Lebensgefährtin, habe ich Euch meine Geschichte und mein Geständniß aufrichtig dargelegt. Wenn ich auch zu Eurem Trost noch Etwas sagen darf, so erinnert Euch, daß nicht mein Eigenwille, sondern der Wille Gottes alles dieses so gefügt hat. Niemals habe ich gewünscht, noch weniger gesucht, eine Art von Ruhm oder literarischer Celebrität, die, für einige befriedigende Augenblicke, zur Quelle des Grames, zur wahren Dornenkrone werden könnte. Aber zum Besten der Menschheit muß es auch Männer geben, die sich laut aussprechen, die die Wahrheit in Schutz nehmen oder sie wieder herzustellen trachten, besonders im Zeitpunkt so großer Ereignisse. In einem solchen Falle ist Keiner sein eigener Herr, eine höhere Vorsehung ist es, die Jedem seinen Posten anweist . . ."

„... Was will es denn sagen, Katholik sein? Freilich schaudert Ihr bei diesem Worte aus Vorurtheilen der Erziehung. Wäre ich Atheist, Bösewicht, Mitglied unchristlicher und aufrührerischer Gesellschaften geworden, so hätte kein Hahn darnach gekräht; einige gute Menschen hätten mich in der Stille bedauert. Hätte ich mich in eine andere von den, von der unsern getrennten und von dem Glauben unserer Väter abweichenden Sekten geworfen, in die Sozinianische, Mährische, Mystische, Methodistische ꝛc. ꝛc., so hätte man es vielleicht gar für gut befunden, höchstens würde man es für einen überspannten Eifer angesehen haben. Aber daß ich mich wieder vereinigt habe mit der allgemeinen Gesellschaft, mit der großen Gemeinschaft der Christen, mit der ältesten, zahlreichsten, mit jener, in welcher auch unsere Voreltern waren, mit einer Kirche, die auf dem ganzen Erdkreis verbreitet ist; welche, man mag sagen was man will, immer die nämliche geblieben, die aus keiner andern hervorgegangen ist, aus welcher alle übrigen hervorgegangen sind — sollte denn dieses ein so unverzeihliches Verbrechen sein?

„Ihr sagt mir, ich habe meine Religion geändert, den Glauben meiner Väter abgeschworen! Aber ein Protestant, der katholisch wird, ändert im Grunde nicht seine Religion; er tritt nur in den Schooß der Kirche zurück; ein verirrtes Schaf sucht nur seinen rechtmäßigen Hirten und seine Heerde wieder; ein verlorner Sohn kehrt nur wieder in das väterliche Haus zurück; ein verlaufener Krieger, der für die nämliche Sache kämpft, reiht sich nur wieder an das Heer an und gehorsamt seinem Führer... Wenn Niemand vom Glauben seiner Väter abgewichen wäre, so wäre ja die Welt niemals christlich geworden, und wir lebten noch jetzt im Heidenthum und in der Abgötterei. Soll uns denn der Irrthum und die Wahrheit, einmal anerkannt, ganz gleichgültig sein? Sind es nicht vielmehr Luther und Calvin, welche vom alten Glauben ihrer Väter abgewichen sind, und Andere noch davon abgeführt haben, während ich nur zu dem Glauben unserer Väter wieder zurückkehre?...

„Ihr sehet die Bibel als allein gültig an, ihr haltet sie für das Wort Gottes, aus welchem ein Jeder seine Religion schöpfen kann. O meine lieben Brüder und Schwestern! die Katholiken kennen die Bibel so gut wie wir, und glauben viel fester an sie als wir. Die Bibel und Alles, was wir noch Gutes haben, das haben wir ja von den Katholiken bekommen. Ohne die katholische Kirche hätten wir gar keine Bibel, nur auf ihr Zeugniß glauben wir an ihre Göttlichkeit, Unver-

fälschtheit und Festheit. Nur will sie (und es hat mir immer eingeleuchtet, daß es so sein sollte), daß, wenn ein Zweifel oder ein Streit entstehe, es der Kirche zustehe, selben gültig zu entscheiden ..."

„... Sowie in den Kriegen dieser Welt kein Heil zu erwarten, kein Sieg zu erringen ist, wo Jeder einzeln kämpft, wo Alle befehlen und Keiner gehorchen will, so ist es auch in dem Kampfe mit der Hölle, das ist mit den unsichtbaren Mächten der Sünde und des Irrthums. Aber auch in Betracht des ewigen Heils, wer von Euch eines guten Willens ist, wer aufrichtig an die Wahrheit seiner Religion glaubt, Christ im Herzen ist und als solcher alle Pflichten recht erfüllt, dem wird freilich Gott seinen unwillkürlichen Irrthum nicht zurechnen. Aber ich, schon seit zwölf Jahren überzeugt, daß wir nicht auf dem rechten Wege wandeln, überzeugt, daß die katholische Kirche die wahre und rechte Kirche, die Kirche des lebendigen Gottes sei, die Säule und Grundfeste der Wahrheit, würde ich mich nicht selbst ewig verdammen müssen, wenn ich mich nicht mit ihr vereinigen wollte, besonders da mich der Finger Gottes so augenscheinlich dahin weiset? Ich unterfange mich nicht zu urtheilen, was Gottes Barmherzigkeit im künftigen Leben thun werde; aber das halte ich für ausgemacht, daß kein Heil auf dieser Erde sein wird, bis wir wieder aufrichtig zur Religion und zur katholischen Kirche zurückgekehrt sein werden, weil Jesus Christus seine Kirche zum Theil auch aus dieser Ursache aufgestellt hat.

„Die Welt ist getheilt zwischen Christen, die mit dem Stuhle des heiligen Petrus, als dem Mittelpunkte der Einheit, vereinigt sind, und anderseits zwischen Gottlosen oder denen, so sich gegen das Christenthum verschworen haben. Diese zwei Theile allein sind organisirt und stehen im Kampfe gegeneinander. Alles was es noch Rechtschaffenes und Religiöses unter den Protestanten gibt, neigt sich schon hin zu den Katholiken, und muß sich mehr oder minder an seine katholischen Brüder anschließen, damit man, auseinander gefallen wie sie sind und ohne gemeinsamen Glauben, die Protestanten nicht auch unter die Feinde des Christenthums zähle und ihnen zurufe: W o h e r k o m m t i h r? w o r a n h a l t e t i h r e u c h? i c h k e n n e e u c h n i c h t! Tausende sind mir schon vorgegangen und Tausende werden mir nachfolgen 2c. 2c."

Als dieser Brief [1]) in dem Familienkreise vorgelesen wurde, erregte er

[1]) Derselbe ist unter dem Titel: Lettre à sa famille, pour lui déclarer son rétour à l'église catholique, Paris 1821, erschienen, und erlebte mehr als 50 Auflagen beinahe in allen Sprachen.

eine außerordentliche Rührung. Man beantwortete denselben nur mit Thränen, und diese ehrwürdige Familie, ihres Hauptes so würdig, versicherte denselben ihrer beständigen zärtlichen Freundschaft. Auf der andern Seite aber rief seine Religionsänderung ein fürchterliches Ungewitter hervor. Die Wuth und Leidenschaft der Feinde der katholischen Kirche kannte keine Grenzen.[1]) Am 13. Juni 1821 wurde er in Bern durch Majoritätsbeschluß, ohne Anklage, ohne Untersuchung, ohne Vertheidigung, im förmlichen Widerspruche mit den Gesetzen aus dem Verzeichniß der Großräthe und Geheimräthe der Republik ausgestrichen, und ihm nicht einmal eine officielle Anzeige von dieser Schluß-

---

[1]) Als interessanten Beleg theilen wir einige Stellen aus einer gleichzeitigen Schrift (Souvenirs de Genève par Alfonse Andryane, Tom. II. pag. 13 ff.) mit. Es heißt daselbst: „In der protestantischen Welt ist von Nichts die Rede außer von der Conversion des Herrn H. Das ganze Consistorium ist in Unruhe, alle die eifrigen Calvinisten schreien über den Scandal, und Bern, um sich so vielen Zorns würdig zu zeigen, hat den Ueberläufer seiner Stellen entsetzt. Zwischen dem protestantischen Prediger und dem neuen Katholiken hat sich eine Controverse entsponnen, die im Grunde wenig beweisend ist, obschon sehr lebhaft in ihrer Aeußerung. Jeder behauptet, wie gewöhnlich, das Recht und die Wahrheit auf seiner Seite zu haben. Gegen meine Vermuthung legen die Pastoren eine Starrheit in die Discussion, eine Schärfe, eine Unduldsamkeit, von der ich nicht glaubte, daß sie in der reformirten Kirche möglich wäre. Herr v. Haller ist sehr glücklich, daß man heut keine Scheiterhaufen mehr anzündet, wie zu den Zeiten Calvins. Ich war überrascht, aus dem Munde eines dieser Prediger Ausbrüche strömen zu hören, deren sich die Dominikaner des 13. Jahrhunderts nicht hätten schämen dürfen. Der Unwille, von dem der Mann Gottes gegen den neuen Katholiken belebt ward, ergoß sich in reichlichen Fluthen gegen mich. Nach ihm war der Religionswechsel des Herrn v. H. nur eine Apostasie, eine Heuchelei, eine verdammte Frucht der Eigenliebe, eine Sucht nach Berühmtheit, die Ueberzeugung hatte daran keinen Theil. Vergeblich setzte ich ihm entgegen, daß Herr v. H. von keinem persönlichen Interesse geleitet zu sein scheine, da sein Schritt ihm ja seine Aemter gekostet; vergeblich machte ich ihn darauf aufmerksam, daß jener, indem er Gebrauch von der freien Prüfung machte und sich seiner Vernunft als des unfehlbarsten Kriteriums in der Erforschung der Wahrheit bediente, leicht dazu kommen konnte, den Protestantismus als unvollständig und irrthümlich von sich zu weisen, den er, der Pastor, für unangreifbar halte. „Sagt nicht Herr v. H.“, fügte ich hinzu, „daß er sich nur nach einer langen, gewissenhaften Prüfung entschlossen habe, die Religion seiner Väter zu verlassen? Protestirt er nicht gegen alle böswilligen Auslegungen, die man der freiwilligsten und feierlichsten Handlung seines Lebens geben könnte? Und mit welchem Rechte schüttet ihr nun mit vollen Händen den Tadel auf

nahme mitgetheilt. Vergebens erhob sich in jener Sitzung sein Bruder, selbst Mitglied der Räthe, und sprach, das Fundamentalgesetz in der Hand, daß, wenn in demselben ein Wort gegen die Religionsveränderung zu lesen wäre, man seinen Bruder nach der ganzen Strenge des Gesetzes bestrafen solle, wo nicht, so fordere er den Rath auf, die Gesetze, welche er zu handhaben beschworen habe, selbst zu beobachten. Er drang nicht durch und legte sofort seine Stelle nieder, was bei seinen hohen Fähigkeiten und zahlreichen Verdiensten lebhaftes Bedauern erregte. Ludwig von Haller selbst sah in dieser Anfeindung nicht sowol die Frucht confessionellen Hasses, als vielmehr politischer Opposition, indem der liberalisirende Theil der Regierung diesen Anlaß ergriff, um den beharrlichsten und gefährlichsten Gegner zu entfernen. Wenigstens rühmte Haller oft, daß er bei seiner Rückkehr aus Paris, welche noch im gleichen Jahre erfolgte, von seiner Familie, seinen Freunden und den angesehensten Männern Berns nicht nur freundschaftlich aufge-

---

sein Haupt, ihr Protestanten, die ihr immer als Basis eures religiösen Gebäudes hingestellt habt, daß ihr in der Auslegung der heiligen Bücher keine andere Autorität anerkennt, als die der Vernunft? . . . Was habt ihr einem Manne zu antworten, der euch mit Freimuth und Milde sagt: »Das, was ihr als falsch hingestellt habt, erkenne ich als wahr, und das, was ihr als thöricht verdammt, nehme ich als vernünftig an?«"

„Wo sind eure Kirchenväter, eure Concilien, die den Gelehrten bestimmen könnten, sich unter eine unwiderlegliche Autorität zu beugen? . . . Die Fackel der Vernunft, auf die ihr euch beruft, er hat sich ihrer bedient wie ihr, um sich aufzuklären, und Nichts sagt uns, daß eure prätendirten Erleuchtungen nicht Finsternisse seien, während alles das, was ihr seine Irrthümer nennt, die Klarheit der höchsten Wahrheit sein kann. — Der Pastor begnügte sich anfangs mit einer geringschätzigen Miene zu lächeln, dann erwiderte er mit Heftigkeit: »Nur ein Dummkopf oder ein Ehrgeiziger kann sich freiwillig der Suprematie der Päbste unterwerfen und den Aberglauben der römischen Kirche annehmen. Das geringste Studium würde Sie überzeugen, mein Herr, und ich brauchte nur einen Monat, um Sie zu überzeugen, daß der richtige Weg, die unerschütterliche Ueberzeugung nur in der reformirten Religion zu finden.«"

„Statt aller Antwort begnügte ich mich ihn zu fragen, ob dies die calvinische, lutherische oder anglikanische sei ꝛc. ꝛc. . . . Was sich mir aber bis jetzt als Resultat herausgestellt hat, ist die in meiner Seele festgewurzelte Ueberzeugung, daß von allen durch das Evangelium gelehrten Tugenden, die Duldung diejenige ist, die man sich am wenigsten zu erwerben und auszuüben bemüht, wobei man sie mit großem Geschrei von denen verlangt, die man selbst mit der größten Härte behandelt." —

nommen, sondern daß seine Vaterstadt im Allgemeinen dem „Katholischen Haller" mehr Achtung als früher dem „Protestantischen" bezeugt habe.

Mehrere Jahre verlebte Haller zurückgezogen und wissenschaftlich beschäftigt in seiner Vaterstadt, bis er im Jahre 1825 eine Stellung im Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris erhielt. Er wurde beauftragt, Gutachten über die wichtigeren staats- und völkerrechtlichen Fragen abzufassen, und die angehenden jungen Diplomaten in die Wissenschaft des Staats- und Völkerrechts einzuführen. Seine Stellung in Paris war ebenso ehrenvoll wie angenehm; mit den kirchlichen, diplomatischen und wissenschaftlichen Celebritäten der damaligen Zeit stand er in täglichem Verkehre und fand nebenbei noch so viel Zeit, daß er sein großes Werk in die französische Sprache übersetzen und eine Reihe kleinerer Schriften ausarbeiten konnte, die später gesammelt als „Mélanges de droit public et de haute politique" 1839 in 2 Bdn. zu Paris erschienen sind.

Seine Familie war ihm nach Paris gefolgt, und daselbst war es zuerst seine Tochter Cäcilie, die, nachdem sie seit längerer Zeit schon Neigung für die katholische Kirche geäußert hatte, am 21. Mai 1826 in dieselbe förmlich eintrat; die Ceremonie, der ihre Mutter und eine Nichte Hallers, Mathilde von Erlach, aus einer altadeligen Bernerfamilie stammend, beiwohnten, wirkte auf letztere so mächtig ein, daß sie Allen unerwartet ihren Entschluß kundgab, katholisch werden und in ein Kloster eintreten zu wollen. Eigene Lektüre und Nachdenken hatten sie zu diesem Schritt veranlaßt, den sie einige Zeit nachher ausführte; am 25. Juni legte sie im Kloster Sacré Coeur zu Paris das Glaubensbekenntniß ab, worauf sie nach einigen Monaten ebendaselbst den Schleier nahm. Am 1. August desselben Jahres erklärte sich der jüngere Sohn, Albrecht, 18 Jahre alt, ein talentvoller und frommer Jüngling, zum Eintritt in die Kirche bereit, der ältere, Karl v. Haller, folgte bald nach seiner Rückkehr von einer Reise nach England seinem Beispiele. Seine Gattin, die, obschon sie noch im protestantischen Bekenntnisse beharrte, ihm gleichwol mit unerschütterlicher Treue ergeben blieb, ihm auf allen seinen Wanderungen folgte, seine Leiden theilte und seine oft schwierige Lage durch ihre Ruhe, Milde und Sanftmuth erleichterte, legte im Jahre 1828 das kathol. Glaubensbekenntniß ab[1]).

---

[1]) Frau v. Haller stammte aus dem edlen Geschlecht von Wattenwil, war

Mittlerweile gährte es jedoch gewaltig in der europäischen Gesellschaft, besonders unter dem Boden der französischen Monarchie gab sich ein unterirdisches Tosen kund, das den Ausbruch einer baldigen Katastrophe verkündete. Haller sehnte sich nach einem friedlichen Stillleben für sein Greisenalter und hatte sich bereits im Jahre 1828 ein Landgut und das Bürgerrecht in Solothurn erworben. Dorthin nun begab er sich mit seiner Familie, als die Juli-Revolution sein Verbleiben in Frankreich unmöglich machte, und leistete zur Zeit der staatskirchlichen Wirren als Solothurner Großrath seinem neuen Vaterlande wichtige Dienste, indem er durch Wort, Schrift und thätiges Eingreifen nicht wenig dazu beitrug, daß die von der Kirche verworfenen Badener Conferenzartikel vom Staate Solothurn ebenfalls verworfen und dadurch viel Unheil abgewendet wurde (1835).

Seit jener Zeit lebte er nur mehr der Wissenschaft und literarischen Thätigkeit. Nachdem er eine zweite Ausgabe seines großen Restaurations-Werkes besorgt, auf die er ganz vorzügliche Sorgfalt rücksichtlich der Darstellung und Sprache verwandte, schrieb er als Gegenstück zu Lamennais „Worten eines Gläubigen“: „Satan und die Revolution“ (ursprünglich französisch), die in 3 Auflagen erschien, Luzern 1835. Ferner: „Geschichte der kirchlichen Revolution oder der protestantischen Reform in der Westschweiz“ Luzern 1836; „Die Freimaurerei und ihr Einfluß in der Schweiz“ Schaffhausen 1840, mit einem Nachtrag, der ein Jahr später gedruckt ward, und endlich „Ueber die wahren Ursachen und die einzig richtigen Abhilfsmittel der überhandnehmenden Armuth“ (Luzern 1850). Es ist diese Frage eine so brennende geworden, und ihre Beantwortung auf so verschiedene Weise von den entgegengesetztesten Prinzipien aus versucht worden, daß es sich wol der Mühe lohnt, die Meinung eines so gefeierten Staatsrechtslehrers kennen zu lernen. Haller findet den wahren Grund jener leider nicht wegzuläugnenden Erscheinung in der so unheilvollen Gleichmacherei, mittelst welcher die Propheten des sogenannten Zeitgeistes seit mehr denn einem Jahrhundert alles Mögliche gethan haben, um die sonst

---

von tiefer religiöser Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, und besaß eine ungewöhnliche praktische Urtheilsgabe. Sie starb allgemein betrauert am 31. Dezbr. 1848. — Albrecht v. Haller trat zuerst in sardinische Militär-Dienste, ging dann nach Rom, wurde Priester und starb, wenn wir nicht irren, 1861 als Generalvicar und Coadjutor des Bischofs von Chur. Der ältere Sohn lebt in Solothurn und hat sich ebenfalls als Schriftsteller bekannt gemacht.

nie versiegenden Erwerbs- und Nahrungsquellen zu verstopfen, d. h. alle natürlichen Väter, Beschützer, Wolthäter und Hilfeleister zu schwächen, zu berauben, zu vernichten, und durch diese Gleichmacherei die fortschreitende Verarmung herbeizuführen. „Zuvörderst haben sie", sagt er, „die vom Schöpfer der Natur selbst angeordnete und zur Erhaltung des Menschengeschlechts unentbehrliche Verschiedenheit der Kräfte und Bedürfnisse, oder ihren freundlichen Austausch selbst gelästert, Wolthat für Pflege, Hilfleistung für Unterdrückung, geschlossene Verträge, wechselseitiges Geben und Empfangen, wodurch allein die menschliche Gesellschaft besteht, für Knechtschaft und für ein schimpfliches Joch ausgegeben. — Daher stellten sie als das höchste Gut nicht das Gesetz Gottes, nicht die Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern den Götzen der Gleichheit auf, und predigten den Menschen nicht die wahre, Jedermann mögliche, Jedermann nützliche Privatfreiheit, kraft welcher ein Jeder innerhalb der Schranken des Rechtsgesetzes Alles soll thun dürfen, was er will, und was er nach dem Maße seiner Kräfte thun kann: sondern eine davon ganz verschiedene vorgebliche Unabhängigkeit, die in vollem Maße von keinem Menschen auf dem Erdboden, von keinem König und Kaiser genossen wird, und die, selbst im gewöhnlichen Sinn, nach welchem man darunter nur einen höhern Grad von Macht und Freiheit versteht, für diejenigen, welche die Mittel dazu besitzen, nur ein scheinbares, schwer zu behauptendes Glücksgut ist; für die Schwächern aber, welche der Nahrung, des Schutzes und der Belehrung bedürfen, nur eine unerträgliche Last, die elendeste Hilflosigkeit wäre und sie dem unvermeidlichen Tode preisgeben würde. Diesem wahnsinnigen Unabhängigkeitsschwindel zufolge, der in seinen weitern Consequenzen die Zerstörung des ganzen Menschengeschlechtes herbeiführen würde, sollte nun jeder Mensch gleichsam Alles wissen, Alles können, und zur nothwendigen oder angenehmen Erhaltung seines Lebens keines andern Menschen Rath und Hilfe bedürfen. Diejenigen, die von ihrem Ueberfluß den Schwachen und Bedürftigen mittheilen, denselben geben, was ihnen mangelt, folglich ihre Kräfte vermehren, sie heben und stärken, ihnen eben dadurch die Mittel zur Ausübung ihrer Freiheit verschaffen, wurden ihnen als Usurpatoren und Unterdrücker geschildert, die leiblichen Eltern selbst als die ersten Dränger ausgegeben, und dadurch der Haß gegen dieselben aufgestachelt. Mit einem Wort, die Reichen sollten den Armen ihr Gut, die Starken den Schwachen ihre Macht,

die Weisen und Gelehrten den Unwissenden ihren Verstand geraubt haben, als ob man Jemand rauben könnte, was er nie besessen hat... Nimmt man das nun Alles zusammen, bedenkt man, wie viele Millionen Menschen in allen Ländern Europas mittelbar von den Königen, den Fürsten oder andern natürlichen Obrigkeiten, von der Kirche und ihren mannichfaltigen wolthätigen Stiftungen, von den begüterten Städten und andern weltlichen Corporationen, endlich von den in allen Theilen des Landes zerstreuten größeren Gutsbesitzern lebten, von ihnen genährt und beschützt wurden, durch Gegendienst oder freiwillige Wolthat an ihrem Ueberflusse theilnahmen, ruhig unter ihrem Schatten wohnten, sogar selbst zu bedeutendem eigenen Vermögen gelangten und dadurch hinwieder auch Andern ein gesichertes Auskommen verschafften, nun aber fast alle diese Hilfs- und Nahrungsquellen verstopft oder gewaltsam vernichtet worden sind, so ist das Räthsel gelöst! Der Grund der allgemeinen Verarmung und Verdienstlosigkeit wird auch dem gemeinsten Menschenverstande offenbar, und seit mehr als 60 Jahren hat uns die Zeit den Beweis mit Blut, mit Thränen und mit steigendem Elend hingeschrieben, daß der Götzendienst falscher Grundsätze, der tollkühne Widerstand gegen göttliche Ordnung das größte aller erdenklichen Uebel ist: daß Gerechtigkeit allein die Völker erhöht, die Ungerechtigkeit aber alle Länder verwüstet, und nicht nur die Stühle der Gewaltigen stürzt, sondern auch die Existenz der Völker vernichtet." Haller beschließt seine Schrift mit den Worten: „Möge zu jenem großen Zwecke der Wiederkehr wahrer Gerechtigkeit, der natürlich geselligen Ordnung und des allerwärts gesunkenen Wolstandes auch diese kleine Schrift etwas beitragen, so werde ich als ein am Rande des Grabes befindlicher Greis von zweiundachtzig Jahren freudig in ein besseres Leben übergehen, und falls sie, wider Verhoffen, ganz fruchtlos bleiben sollte, wenigstens das beruhigende Bewußtsein mit mir nehmen, redlich und uneigennützig an dem Wole meiner Nebenmenschen, sowol der Hohen als der Niedrigen, der Reichen und der Armen gearbeitet, beiden die Ursachen ihres jetzigen Kummers, ihres gefahrvollen Zustandes gezeigt und die wahren Heilmittel desselben angegeben zu haben."

Außer seinen zahlreichen selbstständigen Schriften verfaßte Haller eine große Menge Artikel für eine ganze Reihe katholischer oder conservativer Zeitschriften und Tageblätter und unterhielt nebenbei einen ausgedehnten Briefwechsel mit Gelehrten, Kirchen- und Staatsmän-

nern aus den verschiedensten Ländern. Seine strenge Zeiteintheilung und die sorgfältige Benützung derselben machte ihm noch in seinem hohen Greisenalter eine derartige Thätigkeit möglich, und er bedauerte nur, daß er nicht mehr so rüstig wie in seiner Jugend arbeiten könne. Zwei Tage noch vor seinem Tode schrieb er einen Aufsatz über „die neueste griechische Revolution", den man unbeendet auf seinem Schreibpulte fand. Sterbend noch gab er das Beispiel eines pflichtgetreuen, eifrigen Christen.

Ueber Haller und seine Conversion existirt eine ganze Fluth von Schriften. Wenn wir einen Blick auf die Männer werfen, die zu jener Zeit innerhalb des Protestantismus das große Wort führten, an die grenzenlose Seichtigkeit und Fadenscheinigkeit ihrer religiösen Meinungen, an ihren absoluten Haß gegen das Positive im Glauben denken, wenn wir die Namen eines Voß und seines getreuen Schildhalters Paulus nennen, eines Krug in Leipzig, eines Wachler u. s. w. u. s. w., so läßt sich leicht ermessen, welcher Art die Angriffe waren, die gegen den berühmten Neophyten aus jenem Lager gerichtet wurden,[1]) und auf die Haller mit souveräner Gleichgültigkeit herabsah. Welch schnelle Metamorphose doch eine solche Conversion herbeizuführen vermag! Vorher als Mann von seltener Geisteskraft und großartiger Erudition hochgehalten, war er plötzlich, nachdem er Katholik geworden, ein Mystiker, ein beschränkter Kopf, ein Wahnsinniger geworden, seine vorher so gepriesenen Werke entbehrten nun mit einemmale aller Bedeutung. Das aber ist die vielgerühmte protestantische Toleranz, die eben nur in der Fantasie besteht, eine fixe Idee, ein Nonsens ist. Von den Tagen Luthers bis auf die Gegenwart ist die protestantische Polemik und Taktik immer dieselbe gewesen. Da ist von Redlichkeit, Wahrhaftigkeit, von Ruhe und Würde keine Rede, da sind alle Mittel gut, Lügen und Verleumdungen die Hauptwaffen, die mit beispielloser Unverschämtheit und Frechheit angewendet werden. Ja selbst die Ausdrucksweise der Verfechter des Protestantismus ist im Ganzen und

[1]) Noch im Jahre 1863 schreibt der sonst verdienstvolle Literarhistoriker Karl Gödeke, Haller sei bereits im Jahre 1808 katholisch geworden, ohne aber seinen Uebertritt bekannt zu machen, und habe 1814, da er als Mitglied des großen Rathes eingeführt wurde, den Amtseid, der auch die Aufrechthaltung der reformirten Lehre gelobte, abgelegt. Demnach hat sich also Haller in persönlichem Interesse einer Perfidie schuldig gemacht, das ist der Sinn obiger Zeilen. (Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, II[1], S. 83.)

Großen immer dieselbe geblieben, sobald es sich um Polemik gegen die katholische Kirche handelt; sie bedienen sich noch derselben Wortformen und Redewendungen, die zur Zeit von ihren Herren und Meistern aus dem 16. Jahrhundert gebraucht, und wie es scheint, als unübertreffliche Muster für alle theologischen Klopffechter späterer Jahrhunderte hingestellt worden sind. Wir wenigstens wüßten z. B. keinen wesentlichen Unterschied in der Schimpfweise von Luther und etwa von Zimmermann, dem Darmstädter Hofprediger, von Calvin und Ebrard in Erlangen anzugeben. Und wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen in allen Tonarten und allen Weisen. Solcher Kämpfer und Verfechter bedarf die katholische Kirche freilich nicht. Dem edlen Todten aber rufen wir ein frommes „Have" zu. —

Vor andern Conversionen aus diesen Jahren ist als besonders merkwürdig hervorzuheben die von

Emmanuel Weil,

Oberrabbiner zu Mastricht in Holland. Derselbe, um das Jahr 1788 am Rhein geboren, war Lehrer der jüdischen Gemeinde zu Ratingen, einer kleinen Stadt in der Nähe von Düsseldorf. Seine Talente und Kenntnisse hatten ihm das Wolwollen des Rabbiners Scheur von Düsseldorf erworben, und dieser war es, der im Jahre 1815 Weil aufforderte, sich an dem Concurse, der für die Stelle eines Oberrabbiners zu Mastricht ausgeschrieben war, zu betheiligen. Weil folgte dem Rathe seines Gönners und reiste nach dem Haag, wo sich 120 zu gleichem Zwecke hingekommene Rabbiner befanden. Zu Aller Ueberraschung erhielt er, obschon einer der Jüngsten, die Stelle. Nachdem er nach Hause zurückgekehrt war, um seine Angelegenheiten zu ordnen, reiste er nach seinem Bestimmungsort ab, und traf unterwegs, zwischen Aachen und Mastricht, auf dem Postwagen mit einem katholischen Priester zusammen, mit dem er sich über religiöse Gegenstände unterhielt. Freundlich ward er in Mastricht aufgenommen, und erfüllte die Obliegenheiten seiner Stellung zu Aller Befriedigung, als er durch ein wunderbares Begegniß veranlaßt wurde, freiwillig aus derselben auszuscheiden.

Es war am Tage des heiligen Servasius, der in Mastricht alljährlich durch eine öffentliche Prozession gefeiert wird, als er sich gerade auf der Straße befand, auf welcher sich jene gegen ihn zu bewegte.

Er wollte ausweichen, aber wider seinen Willen sah er sich vorwärts getrieben. So zog die Prozession an ihm vorüber, und als das hochwürdigste Gut in seine Nähe kam, versuchte er vergeblich, sich zurückzuziehen, er fand sich durch eine innere Gewalt gezwungen, niederzuknien[1]) und anzubeten, denn in dem Augenblicke, wie durch ein göttliches Licht erleuchtet, erkannte er seinen Herrn und Meister, erkannte er in Christo den verheißenen Messias.

Sein Entschluß stand sofort fest. Er ließ die Gemeinde in die Synagoge zusammenrufen, und theilte ihr offen und aufrichtig mit, was sich mit ihm zugetragen. „Ich bin hierher berufen worden, um euch den Weg des Heils zu führen, aber ich selbst kannte ihn nicht. Gott hat ihn mir gezeigt. Jesus, den unsere Väter verwarfen, ist der wahre Messias; in ihm allein ist das Heil, an ihn will ich mich halten; wollt ihr mir folgen, so werdet auch ihr das Heil finden." Man kann sich den Eindruck dieser Worte, sowie des ganzen Ereignisses leicht vorstellen.

Unmittelbar nachher besuchte Weil einen katholischen Priester, erzählte ihm das Vorgefallene und bat ihn, ihm zum Eintritte in die Kirche behilflich zu sein. Bereitwillig übernahm derselbe den Unterricht, und Anfang 1820 wurde Weil getauft, wobei er die Namen Paul Nikolaus Servasius erhielt. Der neue Paulus trat in das Seminar zu Lüttich, wo er zum Priester ausgebildet wurde. —

Ferner:

Eduard Baron von Grouvensteins.

Er war Attaché im Ministerium des Aeußern im Haag und ein noch junger, für alles Schöne empfänglicher Mann, als er auf einer Reise zufällig Gelegenheit fand, einer religiösen Feierlichkeit in einer katholischen Kirche beizuwohnen. Er wurde davon so mächtig ergriffen, daß er nach seiner Rückkehr nach dem Haag sich sofort mit einem katholischen Geistlichen, Abbé Raynal, in Verbindung setzte. Der Verkehr mit diesem höchst gebildeten und frommen Priester machte seinen Zweifeln ein schnelles Ende, so daß er ohne Rücksicht auf seine persönlichen Verhältnisse (die Katholiken waren dazumal in Holland noch sehr gedrückt) seinen Eintritt in die Kirche öffentlich bewerkstelligte. —

[1]) Wem fällt hier nicht die spätere Bekehrung von Alphons Ratisbonne ein?

Dr. Burkhard Heinrich Freudenfeld,

außerordentlicher Professor der Geschichte und Philosophie zu Bonn.

Am 1. Januar 1784 zu Schwerin von protestantischen Eltern geboren, widmete sich Freudenfeld philosophischen und historischen Studien und habilitirte sich 1809 als Privatdocent an der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen. Später machte er als Freiwilliger den Befreiungskrieg mit, privatisirte dann einige Zeit zu Berlin und wurde 1819, nach Errichtung der Universität Bonn, als außerordentlicher Professor der Geschichte an dieselbe berufen.

Von tiefem Gemüthe und mit einer reichen, poetischen Ader begabt, Anhänger der romantischen Schule, konnte er sich mit dem damals im Protestantismus herrschenden Rationalismus nicht befreunden und wandte sich dem ihm mehr zusagenden Katholizismus zu, eine Neigung, in welcher ihn seine geschichtlichen Studien, namentlich über das Reformationszeitalter, noch bestärkten. Im zweiten Semester des Jahres 1821 kündigte er Vorlesungen über die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte an. Seine rücksichtslose Wahrheitsliebe hatte ihm das Mißfallen einiger übersprudelnden Geister unter den Studirenden zugezogen, die ihm einen Streich zu spielen beschlossen. Am 27. Mai erschienen statt der bei ihm eingeschriebenen dreiundsechzig Zuhörer deren gegen zweihundert in seinem Auditorium. Freudenfeld nahm alle Rücksicht auf die religiösen Verhältnisse und betrachtete die Reformation lediglich vom historischen Standpunkte aus, wobei er sich auf Heeren, Villers und andere für unparteiisch gehaltene Historiker stützte. Er sprach über die Prinzipien, die Mittel und die Folgen der Reformation, und las dabei die bekannte Stelle aus einem Briefe Luthers an Melanchthon vor: „Si vim evaserimus, pace obtenta, dolos, mendacia ac lapsus facile emendabimus.“ Hier nun wurde die

Vorlesung unterbrochen, und obschon Rector und Senat ihn vertheidigten, wurde ihm Seitens der Regierung das Lesen untersagt.

Freudenfeld ging nun nach Rom, wo er das katholische Glaubensbekenntniß ablegte; von da begab er sich nach Freiburg in der Schweiz, wo er in den Orden der Gesellschaft Jesu trat und den 1. Januar 1822 die feierlichen Gelübde ablegte. Im Jahre 1828 zum Priester geweiht, wurde er Rector des Knabenpensionats zu Estavayer, 1841 Professor der Philosophie und Geschichte am Collegium zu Freiburg. Nach dem Sonderbundskriege verließ er die Schweiz und wurde dann an das Collegium von Stonyhurst in England berufen, wo er jedoch schon am 19. Juli 1850 starb.

Er war ein reichbegabter Mensch, der auf seine Zuhörer einen außerordentlichen Einfluß ausübte, wie denn auch diesem eine mächtige Einwirkung auf die Bekehrung des nachmaligen Pater Goßler, sowie Jarckes zuzuschreiben ist.

Während seines Aufenthalts in Göttingen veröffentlichte er eine Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel: „Frühlingsgeschenk oder Sammlung kleiner Gedichte" (Göttingen, 1811), und gab die „Zeitschrift für Poesie" (3 Bde. Unna, 1812) heraus. Später gab er ein „Analytisches Gemälde der allgemeinen Geschichte" (Freiburg, 1848)[1]) in französischer Sprache heraus, ein Werk, das auch ins Italienische übersetzt wurde. —

In demselben Jahre erfolgte die Conversion einer hochgestellten Dame, der

Gräfin Friederike Wilhelmine Luise v. Solms-Baruth,

verwittwete Gräfin Burghaus.

Nach dem Tode ihres Gemahls, eines Grafen Burghaus, dessen Mutter eine Prinzessin von Anhalt-Bernburg war, begab sich die Wittwe (1789) nach Rom, woselbst sie mehrere Jahre lebte, worauf sie sich in Tivoli bei Rom dauernd niederließ. Religiös gesinnt, dachte sie viel über Religion nach und beschäftigte sich gern mit religiöser Lektüre. Dies, und der Umstand, daß sie, in einem katholischen Lande lebend, vielfach Gelegenheit hatte, die katholische Kirche kennen

[1]) Tableau analytique de l'histoire universelle. Paris 1848.

zu lernen und Vergleiche zwischen dieser und dem Protestantismus anzustellen, machten sie in ihren anerzogenen Glaubenslehren wankend. Sie kam immer mehr zu der Ueberzeugung, daß nur in der katholischen Kirche das Heil zu finden, und, einmal hiervon durchdrungen, ließ sie sich durch keine menschlichen Rücksichten abhalten, dem Drange ihres Gewissens zu folgen. Am Feste des Sacré-Coeur im Jahre 1821 wurde sie öffentlich in die katholische Kirche aufgenommen. Ihr ganzes Leben und ihr Testament sprechen laut für die Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung. Sie ließ zu Tivoli ein Hospital bauen, das sie der Sorgfalt barmherziger Brüder (Fate ben Fratelli) übergab, und in welchem Reconvalescenten beider Geschlechter durch drei Tage Aufnahme und Pflege fanden; ließ das Conservatorium von St. Getula wiederherstellen und dotirte es mit einer jährlichen Rente zum Unterhalt von sechs Waisen. Außerdem erkaufte sie ein früher den Karmeliten gehöriges Haus und richtete es für Schulbrüder ein, denen sie die nöthigen Fonds zur Errichtung öffentlicher Schulen und zum Unterhalt von sechs Waisen überwies. Mit vollen Händen gab sie den Armen, stattete Mädchen aus, versah die Bedürftigen mit Betten und Kleidungsstücken, bezahlte für Bedrängte Schulden und versah die Kirchen mit heiligen Gefäßen und Zierrathen. In ihrem Testamente ordnete sie an, daß das alte Kapuzinerkloster, das ihr Eigenthum war, und das sie bewohnte, für einen besondern frommen Zweck eingerichtet werden sollte. Da aber diese Anordnung sich nicht durchführen ließ, glaubte der Testamentsexekutor, Abbé Fabri, auch ihren Intentionen gemäß zu handeln, indem er das Kloster den Kapuzinern wieder zurückgab, was eine große Freude unter den Bewohnern Tivolis hervorrief. Tiefbetrauert starb die fromme Gräfin am 17. December 1832 und ward nach ihrem Wunsche in der Kirche St. Johann der Florentiner zu Rom begraben. —

Ferner vollzog in diesem Jahre seinen Uebertritt in die Kirche:

Josef Daniel Böhm, [1])

Direktor der Münzgraveur-Akademie in Wien.

Dieser als Bildhauer, Medailleur und Steinschneider gleich ausgezeichnete Künstler ward am 16. März 1794 zu Wallendorf in der Zips

---

[1]) Nach Constant von Wurzbachs Biogr. Lexikon.

von protestantischen Eltern geboren. Sieben Jahre alt verlor er seinen Vater, und kam später in eine Handlung nach Iglo, wo er sechs Jahre zubrachte. Die freien Stunden benutzte der Knabe, aus den Kernen des Steinobstes niedliches Schnitzwerk zu schneiden, welches sehr gefiel; bald machte er sich an größere Versuche und schmückte das Haus eines Edelmannes mit plastischen Zierrathen. Nach beendeter Lehrzeit wandte er sich an einen Maler in Leutschau, der ihn im Zeichnen unterrichtete und ihm dabei so viel von den Kunstschätzen Wiens erzählte, daß er dem Drange nicht widerstehen konnte und im Jahre 1813 sich nach der Residenz wandte. Dort gelang es ihm nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten in der Akademie der bildenden Künste zur Probe zugelassen zu werden, die über alle Erwartung glücklich ausfiel. Er besuchte nun die Akademie, wobei er seine früheren Schnitzereien aus Obstkernen wieder aufnahm und wahre Kunstwerke darin lieferte, während er auch die Holzschneidekunst bei einem berühmten Künstler erlernte. Später verlegte er sich auf des Direktors Zauner Rath auf die Steinschneiderei und das Medaillenfach und bildete sich auch darin zum Meister. Viele seiner Arbeiten aus jener Zeit kamen ins Ausland. Endlich im Jahre 1821 gelang es ihm mit Unterstützung zweier Kunstfreunde, seinen Lieblingswunsch erfüllen zu können, und 1821 reiste er nach Italien. Aus den unsterblichen Werken der Kunst, die er daselbst in so reicher Menge bewundern durfte, nahm er nicht bloß Eindrücke mit, die den Künstler und seine Fantasie bildeten und entwickelten, die Kunst feierte hier noch einen höheren Sieg. Die Innigkeit, Unschuld, Einfalt des Glaubens, welche namentlich aus den Werken der ältern italienischen Malerschulen spricht, wirkten so tief auf Böhms Gemüth, daß er sich in seinem trockenen Protestantismus verödet fand und in den Schooß der katholischen Kirche flüchtete.

In Rom gewann Böhm die Freundschaft des großen Thorwaldsen, der sich eben mit der Restauration der „Aegineten" beschäftigte, von denen Böhm einige Abgüsse nahm, die sich jetzt in der Wiener Akademie der bildenden Künste befinden. Besonders begeisterten ihn Pisanos Werke im Dom zu Orvieto, woran er 6 Wochen copirte, worauf er auch den Brunnen von Perugia, Pisanos Meisterwerk, im Kleinen als Tafelaufsatz modellirte. 1822 kehrte er nach Wien zurück und führte im Auftrage des Erzherzogs Johann mehrere Standbilder der vorzüglichsten Fürsten aus dem Erzhause Oesterreich für die Kapelle seines

Brandhofs in Steiermark aus. 1825 wurde er auf kaiserliche Kosten abermals und zwar auf vier Jahre nach Rom geschickt, um sich im Medaillenfach zu vervollkommnen. Dahin waren um diese Zeit die berühmten „Elgin marbles“ angekommen. An diesem Meisterwerke der griechischen Kunst bildete sich nun Böhm aus, arbeitete nebenbei Medaillen und Portraite in Kehlheimer Platten, und brachte eine große Sammlung von Kunstwerken zu einer allgemeinen praktischen Kunstgeschichte zusammen. 1829 kehrte er nach Wien zurück und erregte durch seine Arbeiten allgemeine Aufmerksamkeit, worauf er 1837 zum Kammermedailleur ernannt, späterhin zu seiner jetzigen Stellung berufen wurde. „Böhms Arbeiten, schreibt Constant von Wurzbach, stehen in eigenthümlicher, treu-fleißiger Vollendung da; durch seinen eigenen Genius hat er sich Bahn gebrochen und seinen Arbeiten jene zarte und doch kraftvolle Bestimmtheit verliehen, welche nur dann erreicht werden kann, wenn die M a s s e s e l b s t G e i s t wird. Deutscher Fleiß und die seltenste Vereinigung von Kühnheit, Treue und Sicherheit bezeichnen, in welcher Gattung es sei, Böhms Kunstschöpfungen.“ Er starb am 15. August 1865.

Karl Heinrich Burchard, [1])

Regierungsassessor a. D. zu Coblenz.

In Neu-Ruppin in der Mark, den 10. April 1790 geboren, kam ich mit meinen Eltern schon in meiner frühen Kindheit nach Stettin in Pommern. Hier besuchte ich späterhin das dortige städtische Gymnasium, ward 1807 zur Universität in Frankfurt a. O. entlassen, wo ich Cameralia und Jus studirte, und demnächst nach beendigtem Triennio als Referendarius bei der Regierung zu Stettin angestellt.

Die Freiheitskriege ließen auch mich sofort in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger eintreten und selbst den Feldzug von 1815 machte ich, wie den von 1813—1814 freiwillig mit. Die überall nach dieser großartigen Katastrophe eingetretene Wendung zu ernsterer und tieferer Lebensanschauung, vorzüglich in der Jugend, hatte auch auf mich einen bedeutenden Einfluß. Mit noch zwei gleichgesinnten Freun-

[1]) Selbstbiographie, bisher ungedruckt, auf besonderes Ersuchen dem Verfasser zur Veröffentlichung mitgetheilt.

den, den ebenso bei der Regierung zu Stettin angestellten Referendarien Seidell und Brewing, beide nachher katholische Geistliche, der Letztere namentlich von stupender Belesenheit älterer und neuerer Litteratur, nahmen wir alle drei eine vorherrschend wissenschaftliche Richtung an, vorzüglich der Geschichte, Kunst und Poesie zugewandt, wobei die damalige aufblühende romantische Schule unter den beiden Schlegel, Tieck, Novalis, Wilhelm von Schütz ꝛc. eine besondere Anziehungskraft auf uns ausübte. Schon im Felde hatte das zufällige Lesen der Evangelien einen wunderbar tiefen Eindruck auf mich gemacht, nachdem ich bis dahin in vollständiger glaubensloser Indifferenz gelebt hatte. Mit meinen obigen Freunden verfolgten wir diese Richtung vereint mit den gedachten weltlichen Studien immer mehr, so daß, als damals eine allgemeine Umkehr zur positiven Religion und Glauben in der protestantischen Confession sich kundgab, auch wir mit großem Feuer diesem neu erwachten religiösen Leben uns anschloßen, und in Stettin von der vorherrschend noch ungläubigen rationellen Masse schon als Pietisten und Fanatiker stigmatisirt wurden.

So lebten wir anfänglich in protestantischer Weise fort, als wir zufällig und theils auch aus Neugierde an der kleinen katholischen, im alten herzoglich pommer'schen Schlosse, in den Räumen des ehemaligen fürstlichen Pferdestalles untergebrachten Kirche, zur Zeit des Nachmittags-Gottesdienstes vorbeigehend, in dieselbe eintraten. Schon gleich im Anfange fiel uns die originelle Gesangsweise, ganz abweichend von dem schleppenden philisterhaft-bürgerlichen Tone der protestantischen Lieder auf. Noch mehr aber wurden wir durch das tief gläubige dogmatische Element des Inhalts angesprochen; auch der sakramentalische Segen unter Begleitung des wunderbar aus ältester kirchlicher Tradition herüber klingenden Tantum ergo sacramentum war uns höchst neu und anziehend. Genug, wir besuchten von jetzt an am Sonntage Vormittags die protestantische Predigt, Nachmittags die katholische Vesper. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß nach dieser Erfahrung wir auch geistig und wissenschaftlich das katholische Element näher in's Auge faßten. Nach einem Jahre ohngefähr dieses zugleich auf kirchenhistorischem, dogmatischem und katechetischem Felde betriebenen Studiums waren wir schon von der Unhaltbarkeit des Protestantismus überzeugt. Wir erblickten in ihm, nachdem in neuerer Zeit der dogmatische Inhalt entschwunden und ein unbestimmter allgemeiner Bibel- und Schriftglaube an die Stelle getreten war, eine bloße

Skizze des Christenthums, die eigentliche lebendige, wahrhafte Ausführung aber, in der die ganze Erde und alle Zeiten umfassenden katholischen Kirche. Hier das Original, dort eine dürftige Copie. Besonders aber entschied für unsere Ueberzeugung der wichtige Umstand, daß nach allen unumstößlichen historischen Beweisen, Dogma und Liturgie der heutigen katholischen Kirche mit denjenigen der ersten christlichen Kirchen des zweiten und dritten Jahrhunderts im Wesentlichen vollständig übereinstimmen; wie dies auch die griechische Kirche und alle schismatischen Sekten heute noch beweisen.

Doch, um zu diesem Resultate vollständig zu gelangen, bedurfte es zugleich der praktischen Erfahrung in dem fortgesetzten Besuche des Gottesdienstes in der katholischen Kirche, der je länger je mehr aus den schon obengedachten Gründen eine große Anziehungskraft über uns ausübte. Zum ersten Male empfanden wir dort den mystischen Eindruck des Gebetslebens innerhalb der Kirche, was bekanntlich der Protestantismus in seinem dürftigen Cult gänzlich ausschließt. Bisher hatten wir, wie gesagt, nur den nachmittäglichen Gottesdienst besucht, die heilige Messe aber als etwas ganz specifisch Katholisches noch bei Seite gelassen. Jetzt fingen wir aber allmählig an, auch zu dieser uns zu wenden. Lange währte es für unsere ganz heterogene protestantische Anschauung hier einen Anknüpfungspunkt zu finden. Die Abtheilung in den gewöhnlichen Gesang- und Andachtsbüchern: Introitus, Kyrie eleyson, Gloria etc. erschienen uns erst als böhmische Dörfer. Doch allmählig ward es auch hier licht in uns, und wir begriffen das große Geheimniß der Nothwendigkeit einer permanenten Darstellung des den Mittelpunkt alles kirchlichen Bewußtseins bildenden Sühnungstodes des Heilandes in der christlichen Kirche, dessen wunderbare Ausführung die heilige Messe ist. Ohne diesen geistigen Mittelpunkt, den ganzen Cult nach allen Seiten hin erfüllend und die Gläubigen einend, wäre die Kirche schon nach hundert Jahren ihrer Auflösung ohnfehlbar entgegengegangen. Was nach Außen der Episkopat mit seiner Spitze, dem Pabst, das war im inneren geistigen Leben das Opfer der Eucharistie, ein alleiniges Bindungsmittel für alle Theile. Hiermit war aber auch unser Uebertritt zur katholischen Kirche entschieden. Ich selbst, nachdem ich gegenüber der protestantischen Auffassung hinsichtlich dieses großen Geheimnisses vollständig im Reinen war, entschloß mich an einem düsteren Novembermorgen im Jahre 1821 in der Frühmesse der katholischen Kirche zu Stettin mein Glaubensbekenntniß abzulegen,

Seidell und Brewing thaten es ein Jahr später in einem Dorfe bei Kloster Neu-Zell in der Lausitz. Daß mein Uebertritt von dem größten Theile der ganz protestantischen, damals 20000 Einwohner enthaltenden Stadt mit Verwunderung und Spott aufgenommen wurde, versteht sich von selbst. Denn seit der Zeit des großen Churfürsten, wo ein Herr von Manteuffel katholisch wurde und sich dadurch das höchste Mißfallen seines Herrn zuzog, war dieser seltsame Fall in Pommern nicht wieder vorgekommen.

Eine ehrenvolle Ausnahme hiervon machten freilich die Mitglieder des Regierungscollegiums selbst, die mir, nachdem der erste Eindruck vorübergegangen, auch fernerhin ihre bisherige Freundlichkeit und ihr Vertrauen erhielten, ja einige, die der pietistischen Richtung angehörten, schloßen sich sogar noch enger an mich an. Selbst die hohe Staatsregierung in Berlin nahm meinen Schritt nicht so unfreundlich auf, sondern gewährte mir späterhin bei meiner Pensionirung alle nur mögliche Berücksichtigung. Peinlicher war mir das erste Wiedersehen meines ehemaligen protestantischen Seelsorgers, eines guten Universitätsfreundes und höchst einfachen, geraden, gläubigen Charakters. „Wie konntest Du, sagte er, mich auf eine, auf einem Tische liegende Bibel hinweisend, dieses heilige Buch verlassen?" Vergebens war meine Ausführung, daß die katholische Kirche im weitesten Sinne des Wortes die Schrift gleichfalls zu ihrer Grundlage habe, und ich nicht minder davon Gebrauch mache als bisher. Der traditionelle Irrthum, daß die Bibel für die Gläubigen in der katholischen Kirche ein verschlossenes Buch sei, war ihm nicht zu benehmen. Daß die protestantischen Gläubigen ebenso an die Autorität ihrer kirchlichen Behörden gebunden sind, mußte er natürlich consequenterweise zugeben, allein alles das konnte die gewohnte Vorstellung von der Tyrannei der Geister und Unterdrückung freier Forschung in der katholischen Kirche nicht beseitigen. Mich hatte freilich schon sehr frühe der alleinige Umstand, daß ohne lebendige höhere Bezeugung die Schrift allein die ganze Fülle der göttlichen Offenbarung unmöglich enthalten könne, diesen irrigen Standpunkt schon längst verlassen machen, und die heilige Schrift selbst, in solcher Weise in die Wüsten individuellen Denkens und Treibens hineingeworfen, schien mir im höchsten Grade profanirt.

Mich störte natürlich Alles dies nicht, weder in meiner Ruhe noch in meiner Ueberzeugung, denn der ganze Gang meiner Conversion hatte für mich so etwas Außergewöhnliches und die obere Leitung

darin war so sichtbar, daß ich nur mit dem Psalmisten ausrufen konnte: Testimonia tua, Domine, credibilia facta sunt nimis. Als ich daher des Sonntags zum ersten Male die heilige Communion empfing, ward ich mit solcher Wonne und solchem Hochgefühle der Gegenwart des Heilandes überschüttet, daß gleichsam der Wahrheit meiner Bekehrung das Siegel der Gewißheit aufgedrückt ward. Aehnliches widerfuhr mir auch bei späteren Communionen. Doch auch nach Außen hin sollte diese Gewißheit mir im höchsten Maße werden. Durch die Feldzüge war meine Gesundheit so zerrüttet worden, daß ich meinen Abschied nehmen und auf Rath der Aerzte auf Reisen gehen mußte. Vorher aber hatte ich während eines kurzen Aufenthaltes in Berlin den als Regierungs- und Medizinalrath nach Stettin versetzten Dr. Lorinser kennen gelernt, mit dem mich nachmals das innigste Freundschaftsverhältniß verband, und dessen Frau und Kind, einen Knaben von nicht zwei Jahren, ich auf ihrer Reise nach Stettin begleitete. Aus letzterem ist inzwischen ein würdiger Priester geworden; es ist der durch seine Schriften so rühmlichst bekannte Consistorialrath und Pfarrer bei St. Matthias zu Breslau, Franz Lorinser. Seidell sowol wie mir war das Zusammenleben mit diesem Freunde in der Diaspora unendlich tröstlich, leider nur zu kurz für mich.

Nachdem ich meinen Abschied genommen, ging ich zuerst wieder nach Berlin, lebte dort mit Jarcke, Henriette Mendelssohn, der so geistreichen Schwester der Frau von Schlegel, die in Paris convertirt war, Fräulein Saling und den beiden Goßler längere Zeit in innigster Freundschaft und Verbindung. Im Frühjahr 1822 ging ich mit Empfehlung an Pater Mende, Beichtvater der Prinzessin Kunigunde, nach Dresden. Derselbe führte mich bei der Familie Möller ein, mit der ich das festeste Freundschaftsverhältniß schloß und so innig verbunden ward, daß erst nach acht Jahren uns eine unvermeidliche Trennung geschieden hat. Durch Möller wurde ich bei Tieck, dessen Frau eine Schwester der Frau Möller war, eingeführt und auf das freundlichste und zuvorkommendste von diesem empfangen. Nach der Mittheilung seiner (Tiecks) Frau, war er in Rom wirklich katholisch geworden, hatte aber späterhin in Deutschland es nie bekennen mögen[1]). Je

[1]) Auch Helmina v. Chezy spricht in ihren Memoiren von Tiecks Conversion, und daß er sie stets abgeläugnet; sie fügt hinzu: „Jedoch ging er in keine andere Kirche Dresdens als in die katholische, und alle Zeichen, welche das Zugehören

nach Laune und Gelegenheit hob er bald die katholische Kirche in den Himmel, bald wieder den Protestantismus. Möller wollte seinen Sohn gern auf eine katholische Universität bringen und entschloß sich daher, nach Wien zu übersiedeln. Wir waren seit der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft uns schon so unentbehrlich geworden, daß ich mich sofort entschied, mit nach Wien zu gehen. Es war im Spätherbst 1822. Schon bei unserer Reise durch Böhmen fühlte ich beim Anblick der an allen Wegen befindlichen Kreuze, Heiligenbilder und Kapellen zum ersten Male den Unterschied eines das christliche Bekenntniß auch äußerlich bekundenden Landes gegenüber den so eben verlassenen protestantischen Gegenden Preußens und Sachsens, und der wolthuende Lebenshauch der katholischen Kirche gab sich mir schon hierdurch als eine höhere und wahre Gotteskraft kund. Alles dies aber sollte erst in Wien seinen Gipfelpunkt erreichen. Dort hatten soeben zwei Männer wie durch Zauberschlag eine Umwandlung des religiösen Lebens hervorgerufen. Der erste war Zacharias Werner, der durch seine flammenden geistreichen Predigten die ganze vornehme blasirte Welt gleichsam mit Posaunenschall aus ihrer Lethargie geweckt hatte; der andere war Pater Hoffbauer, der Stifter des Redemtoristen-Ordens in Deutschland. Von kleinen Anfängen hatte die Congregation gleich nach seinem Tode einen solchen Aufschwung genommen, daß dieselbe in Wien damals 30 Priester und noch mehrere Laienbrüder zählte. Vor Allen glänzte als Prediger der berühmte Veith. Grafen, Barone, Gelehrte und reiche junge Leute füllten die Reihen des neuen Ordens. Man wurde unwillkürlich an die ersten apostolischen Zeiten erinnert. Noch nie hatte mich eine religiöse Erscheinung so tief ergriffen. Wenn ich nicht schon vollständig in meiner katholischen Ueberzeugung gereift gewesen wäre, hier wäre ich es wahrlich im Uebermaß geworden. Wien war gewissermaßen das deutsche Rom. Die vielen Kirchen und noch aus der Josefinischen Zerstörung übrig gebliebenen Klöster, der fortwährend darin abgehaltene, von Morgens bis zum Abend dauernde öffentliche Gottesdienst, gaben der Stadt einen äußerlich großartig christlichen Charakter, der auf das Grellste gegen die äußere religiöse Leere und Dürftigkeit der protestantischen Metropole, die ich verlassen hatte, abstach. Jetzt

---

an dem katholischen Glauben bekunden, hatte er in seinem Hause und Zimmer." Seine Gattin und Töchter waren zur katholischen Religion übergetreten (Unvergessenes, Bd. 2. S. 98).

sah ich deutlich, wie es der Hauptirrthum des Protestantismus ist, den öffentlichen Cult, die Verehrung der göttlichen Majestät, was man auch Idolatrie nennt, da es doch das nothwendige Correlat der inneren Heiligung selbst ist, von der Religion auszuschließen und derselben eine bloß innerliche Beziehung zu geben. Indem die katholische Kirche diese Repräsentation der göttlichen Majestät auch auf Erden aufrecht erhält, und daraus eben die Fülle ihrer Festlichkeiten und äußeren religiösen Erscheinungen entsteht, kann sie allein ein Gegengewicht gegen Vergötterung aller irdischen Majestät aufstellen und so die Gemüther zu Gott ziehen. In unglücklicher Beschränktheit haben die Reformatoren dies Alles als abgöttischen Ceremoniendienst verworfen.

Rechnet man nun hierzu den mir gewordenen Umgang mit den geistreichsten und bedeutendsten Persönlichkeiten des damaligen katholischen Deutschlands, so war meine katholische Lebensanschauung gewiß eine nach allen Seiten hin erfüllte zu nennen. Hierher gehörten vor Allen Friedrich und seine Frau Dorothea von Schlegel, Adam Müller, Franz von Buchholz, der bekannte Historiker, Herr von Hülsemann, später österreichischer Gesandter bei der amerikanischen Union, ein junger, in Wien convertirter Professor aus Göttingen, von Stade gebürtig; der liebenswürdige Custos der Ambrasser Sammlung, Aloys Primisser und seine katholisch gewordene Frau, der ebenfalls convertirte Maler Ludwig von Schnorr, Anton von Pilat, der Herausgeber des „Oesterreichischen Beobachters", dessen Frau, eine geborene von Mengershausen, mit drei Schwestern in die katholische Kirche übergetreten, und von denen eine mit Herrn von Klinkowström, einem pommerschen, gleichfalls convertirten Edelmann, verheirathet war.

Nach beinahe vierjährigem Aufenthalt in Wien mußte Möller wegen seines Sohnes Johannes, der als Ausländer damals in Oesterreich angestellt zu werden keine Hoffnung hatte, nach Bonn übersiedeln, wo eben sein Sohn seine Studien vollenden sollte. Ich begleitete ihn nun auch wieder dorthin. Auf der Reise lernten wir in Frankfurt Görres und die beiden Brüder Brentano kennen, mit welchen letzteren ich späterhin in vielfache und innige Berührung kam. In Bonn wurden wir von der Familie Windischmann auf das Freundlichste aufgenommen, und dort erlebte ich mit Möllers in dem Kreise von Windischmann, den Professoren Klee und Walter, dem jetzigen Generalvicar der Diöcese Mainz, Lennig, und Seidell, der sich dort zum Priesterthum vorbereitete, noch einmal vier Jahre, worauf ich, da ich Möl-

lers nach Düsseldorf und Löwen nicht folgen konnte, im Jahre 1831 nach Coblenz übersiedelte. In Bonn hatten wir noch die Freude, daß ein preußischer Artillerielieutenant, Namens Haber, aus Danzig gebürtig, seinen Abschied nahm, in die katholische Kirche zurücktrat (1827) und in Bonn Theologie studirte. Er wurde späterhin Pfarrer und Erzpriester in seiner Heimath, starb aber zeitig." So weit der Verfasser.

Seine neugewonnene Ueberzeugung bethätigte Burchard auch auf schriftstellerischem Wege. Zunächst lieferte er zahlreiche längere Aufsätze und Abhandlungen für den „Katholiken" und die „Wiener Jahrbücher", unter denen die umfangreichen Besprechungen von Gieselers „Kirchengeschichte", Höflers „Deutschen Päbsten", Capefigues „Geschichte der Restauration", Bartholds „Großem deutschen Kriege" und ganz besonders von Rankes „Geschichte Deutschlands im Zeitalter der Reformation", hervorzuheben sind. Letztere Abhandlung erregte großes Interesse und Aufsehen, weil darin der erste Versuch einer Opposition und Beleuchtung jener modernen Historikerschule lag, die späterhin unter Siebel, Häusser und Anderen unter anscheinender Anerkennung der Thatsachen die historische Wahrheit verschleierte und verkümmerte, um ihren Parteiinteressen nur um so besser zu dienen. Außerdem gab er einen Cyclus von Predigten des heiligen Bernhard (Berlin, bei Reimer 1821) heraus; die sehr gerühmte Schrift: „Leib der göttlichen Offenbarung. Ein Beitrag zur Physiologie der Kirche" (Mainz, 1837), ferner: „Von der Hierarchie oder das Priesterthum, die nothwendige Vermittelung göttlicher Offenbarung" (Coblenz, 1837) und endlich P. Wolfgang Zumsteeg, S. 7.[1]), „Predigten auf sämmtliche Sonn- und Festtage des ganzen Jahres" (Coblenz, 1852) 2 Bde.

Der Lebensskizze dieses ausgezeichneten Mannes, von dem der verstorbene Ignaz Lorinser in seiner so eben erschienenen und von seinem Sohne Franz herausgegebenen und vollendeten Selbstbiographie (Regensburg, 1864) mit der größten Liebe und Verehrung spricht, lassen wir folgende Notizen über den gemeinschaftlichen, im Obigen mehrfach genannten Freund Beider, Seidell, folgen.

---

[1]) Lebte im Anfang des 18. Jahrhunderts zu Würzburg.

August Seidell,

Weltpriester zu Köln.

August Seidell ist am 20. November 1788 in Stettin geboren. Auf dem dortigen Gymnasium vorgebildet, studirte er Cameralia, unterbrach jedoch seine Studien, um sich an den Kämpfen zur Befreiung des Vaterlandes zu betheiligen, und trat in das Lützow'sche Corps, nach dessen Auflösung bei den preußischen Husaren ein, machte als Offizier die Schlacht bei Leipzig mit und zog mit dem Heere nach Paris. 1815 zum heimathlichen Heerde zurückgekehrt, wurde er als Referendar bei dem Regierungscollegium seiner Vaterstadt angestellt. Dort trat er in ein inniges Freundschaftsverhältniß zu Burchard, dessen Hinneigung zur katholischen Kirche auch er, wie wir bereits wissen, vollständig theilte, und dessen Beispiel er folgte, indem er im Jahre 1822 mit dem gleichfalls von Burchard erwähnten Referendar Brewing in einem Dorfe bei Neuzelle das katholische Glaubensbekenntniß ablegte. Diese so schnell sich folgenden Uebertritte dreier Mitglieder des Regierungscollegiums hatten, wie Lorinser in seiner Selbstbiographie berichtet, in Stettin viel Aufsehen und Bestürzung hervorgerufen. Mit dem Staatsdienst war es unter den damaligen Verhältnissen nun vorbei, und nachdem er sich vergeblich bemüht, die Bürgermeisterstelle in Colberg zu erhalten, ging er nach Berlin, wo er, nach Lorinsers Ausdruck, „wie ein Magnet die katholischen Herzen an sich zog." „Man sah es ihm an", fährt derselbe fort, „daß er früher Husar und Lieutenant bei den Lützow'schen Jägern gewesen und sein eisernes Kreuz redlich erworben hatte. An geistiger Bildung nicht so ausgezeichnet, wie Burchard, kam er diesem an Herzensgüte gleich und übertraf ihn an Kraft und Gemüth. Seine Gesellschaft war eine wirkliche Erquickung für mich und kaum hat ein anderer Freund mir eine so innige Herzensneigung

abgewonnen. — Bei ihm sah ich Jarcke, der soeben durch Rehfues [1]) von der Universität Bonn vertrieben und fast für vogelfrei erklärt auf eine wunderbare Weise bei der Berliner Hochschule Schutz und Anstellung fand; ich sah den Kammergerichtsassessor Theodor Goßler, der in der Folge als Pater Henricus so viel von sich reden machte, den Oberkaplan Fischer (später Probst in Berlin und Pfarrer in Frankenstein), den Grafen Bernhard Stolberg und Andere, die sich in der Zerstreuung wie Brüder begegneten und fleißig zusammenkamen."

Von Berlin ging Seidell nach Westfalen, wo er in der Familie des ebenfalls vom Protestantismus zur katholischen Kirche zurückgetretenen Freiherrn von Romberg die freundlichste Aufnahme fand. Inzwischen hatte er sich für den Priesterstand entschieden, der damalige Professor und Regens des Priesterseminars zu Mainz, jetziger Bischof von Straßburg, Dr. Andreas Räß, vermittelte bei dem Fürstbischof von Breslau, nachdem Seidell die nöthigen Studien der Theologie im Seminar zurückgelegt, die Ausfertigung der Dimissorialen zum Empfang der Priesterweihe, die ihm in Trier am 24. Juli 1830 von dem seligen Bischof von Hommer conferirt wurde. Als Priester übernahm Seidell zunächst die Seelsorgerstelle bei der Junggesellen-Bruderschaft in Bonn, aber schon im Jahre 1831 zog ihn der für alles Gute begeisterte Fabrikherr und Stadtrath Dietz nach Coblenz zur Gründung eines Waisenhauses und als Vikar der St. Barbarakirche. Daselbst erwarb sich Seidell die warme Liebe des Volkes, die sogar zu Excessen ausschritt, nachdem Seidell 1838 als Kämpfer für die gute Sache des Erzbischofs von Cöln aufgetreten war. Durch diese seine Parteinahme aber hatte er sich bei dem Oberpräsidenten von Bodelschwingh sehr mißliebig gemacht, und dieser versuchte durch den damaligen Fürstbischof von Breslau, Grafen Sedlnitzky, als seinen Ordinarius, den muthigen Priester aus der Diöcese Trier abberufen zu lassen und so aus den Rheinlanden zu entfernen. Dieser Versuch aber mißlang. Seidell blieb in seiner Stellung bis zum Jahre 1850, in welchem er sich nach Köln in's Privatleben zurückzog, wo er hochbejahrt noch gegenwärtig (Juni 1865) lebt. Eine jüngere Schwester, die gleich ihm katholisch ward, ist ihm bereits in die bessere Heimath vorangegangen. —

---

[1]) Rehfues war ein Württemberger, der sich durch fanatischen Katholikenhaß auszeichnete und vielleicht dadurch sich dem Ministerium Altenstein als Kanzler der „paritätischen" Universität Bonn in dem katholischen Rheinlande empfahl. Er war übrigens ein gebildeter Mann, der sich als Schriftsteller bekannt gemacht hat.

Theodor Friedrich Klitsche de la Grange. [1])

Geboren 1799 zu Magdeburg, machte er als sechzehnjähriger Jüngling im preußischen Heere den Feldzug von 1815 mit, wurde 1822 in Hildesheim unter Leitung des Seminarpräses Lüske katholisch und beabsichtigte, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Doch erkannte er bald, daß dies nicht sein Beruf sei, und trat in die Dienste des Herzogs Ferdinand von Anhalt-Köthen. Im Jahr 1825, in welchem dieser Fürst in den Schooß der Kirche zurücktrat, ernannte er Klitsche zu seinem Geschäftsträger in Rom, welche Stelle er bis 1830 bekleidete. Hierauf beschäftigte er sich literarisch, war 1860 Brigade-Commandant im neapolitanischen Heere und privatisirt jetzt in Rom. Er schrieb eine „Geschichte des Cölibates der katholischen Geistlichen von den Zeiten der Apostel bis zum Tode Gregor VII." (Augsburg 1830) und übersetzte: „Kennzeichen der wahren Religion. Von einem Priester der Gesellschaft Jesu. Aus dem Italienischen" (Augsburg 1829), des Cardinals Sforza Pallavicini „Geschichte des Trientinischen Conciliums. Aus dem Italienischen" (8 Bände, Augsburg 1835—1836) und Guissanos „Leben des heil. Karl Borromäus. Aus dem Italienischen" (3 Bände, Augsburg 1836). —

P. Henricus Goßler O. S. F.

Franz Friedrich Theodor Goßler war am Anfange dieses Jahrhunderts zu Magdeburg geboren. Sein Vater war Präsident im Harz-

[1]) Leider habe ich über diesen merkwürdigen Mann nicht mehr als die nachfolgenden kurzen Mittheilungen, die ich dem hochw. Herrn Bischof von Straßburg verdanke, erlangen können.

departement des Königreichs Westfalen, später Regierungspräsident zu Köln. Theodor widmete sich wie auch sein jüngerer Bruder dem Studium der Rechte auf der Universität zu Berlin und dann Bonn. An letztgenanntem Orte waren die beiden Jünglinge eifrige und begeisterte Zuhörer Freudenfelds, dessen Vorlesungen ihnen eine solche Hinneigung zur katholischen Kirche einflößten, daß sie, nachdem Freudenfeld selbst mit seinem Beispiele vorangegangen war, ohne Rücksichtsnahme auf etwaige nachtheilige Folgen für die Zukunft ihm folgten, und in der Münsterkirche zu Bonn in die Hände des damaligen Pfarrers Iven das katholische Glaubensbekenntniß ablegten.

Dieser Schritt der beiden Jünglinge erregte großes Aufsehen, doch söhnte sich ihr Vater mit ihnen aus, und sie setzten ihr Studium fort. Theodor wurde Assessor beim Kammergericht in Berlin, wo er mit Jarcke, August Seidell und andern Convertiten verkehrte. Von da kam er nach Hamm in Westfalen, und dort reifte in ihm der Entschluß, sich von der Welt zurückzuziehen und in einem Kloster den Frieden und die Ruhe zu suchen.

Hierüber hat uns eine Dame, die mit P. Goßler bekannt war, die folgenden Mittheilungen gemacht: „Es war im Sommer 1826, wo ich mit der Familie Dietz in Coblenz über die Schiffbrücke ging, weil meine Freunde mir vom „Bonnacker" aus noch die Aussicht vor meiner Abreise zeigen wollten. Auf der Brücke begegneten uns die beiden Brüder Goßler, welche Herrn Dietz sagten: sie hätten ihm soeben ihren Abschiedsbesuch machen wollen, da sie nach Italien reisen wollten. Die Aufforderung, den Spaziergang mitzumachen, nahm nur der nachherige Pater Henricus an, und da wir einander als Landsleute und Convertiten vorgestellt waren, gesellte er sich zu mir und fragte mich im Verlauf des Gespräches auch, ob ich das schöne kleine Lebensbild des heiligen Franz von Assis von Görres schon gelesen hätte, welches zuerst im „Katholiken" gestanden, nachher besonders abgedruckt sei. Ich erwiderte, daß ich es besitze und schon wiederholt gelesen habe, und fügte hinzu, daß ein besonderer Schutz und Segen über seinen Orden walten müsse, da ich soeben die Nachricht von Berlin erhalten hätte, daß die Kabinetsordre vom Könige schon unterzeichnet sei, wonach die westfälischen Ordenshäuser der Franziskaner wieder Novizen annehmen dürften, daß man aber vier Wochen noch darüber schweigen müsse, ich aber gebeten sei, unter der Hand die betreffenden Klöster davon zu benachrichtigen, damit sie die nöthigen Vorkehrungen treffen

könnten. Ich sagte ihm auch, daß ich jenen Brief sogleich durch einen mit dem Wiedenbrücker Kloster sehr befreundeten Geistlichen an den Guardian desselben geschickt hätte. Goßler nahm mit großer Bewegung diese Mittheilung auf, und da wir unversehens unserer Gesellschaft vorangekommen waren, ruhten wir auf der Bank oben etwas aus, und ich bemerkte, wie er im tiefen Sinnen längere Zeit vor sich hinstarrte, dann aber, wie Abschied nehmend, mit einer Thräne im Auge über die schöne Gegend hinschaute. Ich reiste darauf ab, hielt mich noch etwa 14 Tage in Düsseldorf bei Freunden auf, und als ich hierher (nach Wiedenbrück) kam, wo ich auch damals für einige Jahre meine Wohnung genommen hatte, erzählte man mir, daß ein junger, sehr eleganter Herr nach mir gefragt habe und dann in das Franziskanerkloster zu Rietberg als Novize getreten sei, da die Patres wieder aufnehmen dürften. Ich errieth augenblicklich, wer jener Novize sei, und da ich bald darnach eine Einladung vom dortigen Guardian erhielt, ging ich mit einer ältern Freundin, die Nonne in einem durch die Franzosen aufgehobenen Kloster gewesen, in Begleitung eines jungen Geistlichen hin, und es rührte mich ungemein, den jungen Mann, dem noch kurz zuvor kein Tuch fein genug war, im groben Mönchskleide und mit bloßen Füßen zu sehen. In seinem Gesichte sprach sich aber ein stilles Entzücken aus und er sagte mir: „Ihnen habe ich ja diesen Himmel zu danken; wenn sie mir nicht gesagt hätten, daß der Orden wieder aufnehmen dürfe, wäre ich mit meinem Bruder nach Italien gegangen, um Jesuit zu werden.“ Auf Befehl seines Novizmeisters mußte er dann sogar eine Tasse Kaffee mit uns trinken, was er, da er sehr zu strenger Abtödtung neigte, mit sichtlicher Selbstüberwindung that — die strenge Disciplin war damals noch nicht wiederhergestellt. — Einige Jahre später sah ich ihn in Paderborn schon als Pater. Den Namen Henricus hatte er annehmen müssen, da der Staatsrath Schmedding, der den Franziskanern die Erlaubniß zur Aufnahme ausgewirkt, den Wunsch ausgesprochen hatte, daß der erste Novize seinen Namen erhalten möge. Er hätte lieber Franziscus geheißen. Schade ist es, daß der gute P. Henricus später aus sehr gutem, aber ganz unpraktischem Eifer Extravaganzen beging mit seinen vergeblichen Versuchen, ein Clarissinnen-Kloster selbst gegen die Ansicht und den Rath seines Ordensvorstandes zu Stande zu bringen. Ich glaube, daß es schon ein Vorzeichen seiner nachher so schwer und störend um sich greifenden Krankheit war, die im Rückenmark ihren Sitz

hatte. . ." Das ist denn auch wol die richtigste Erklärung für die fast abenteuerliche Reise, die P. Goßler (1843) mit seinen Clarissinnen durch einen Theil Deutschlands machte, auf welcher er in Berlin wolwollend aufgenommen ward und daselbst, wie in Halberstadt, Magdeburg und mehreren andern Orten mit vielem Beifall predigte. Wie hätte der sonst so demüthige bescheidene Ordensmann den Rathschlägen und Mahnungen seiner Ordensbrüder und Obern nicht nachgeben und von einem Unternehmen abstehen sollen, das unter den damaligen Verhältnissen nicht gelingen konnte, ihm aber unsäglichen Kummer bereiten und die übelsten Nachreden zuziehen mußte! Goßler wurde in Folge dessen nach Rom berufen, wo indeß die Reinheit seiner Bestrebungen anerkannt ward. Er starb nach langen schmerzlichen Leiden im Kloster zu Wiedenbrück, wo ihm die liebevollste zärtlichste Pflege Seitens seiner Ordensbrüder zu Theil ward.

P. Goßler war ein überaus fruchtbarer aszetischer Schriftsteller, und viele seiner Schriften wurden ihrer Zeit sehr gerühmt. Von allgemeinem Interesse ist seine „Pilgerreise nach Jerusalem in den Jahren 1843 und 1844" (Paderborn 1847, 2. Auflage 1852). —

Um dieselbe Zeit, vielleicht um weniges später, trat zu Wien eine durch Talent und Liebenswürdigkeit gleich ausgezeichnete und deshalb allgemein geschätzte Künstlerin in den Schooß der katholischen Kirche zurück:

Julie Mihes

aus Breslau, wo sie zu Anfang dieses Jahrhunderts geboren war. Früh schon verrieth sie große Neigung und Anlagen zur Malerei, erlernte auch in ihrer Vaterstadt die Anfangsgründe ihrer Kunst und kam dann zu weiterer Ausbildung nach Dresden. Um das Jahr 1820 wandte sie sich nach Wien, wo ihre Bilder vielen Beifall fanden. 1823 heirathete sie den Custos des k. k. Münz- und Antikenkabinets zu Wien, Aloys Primisser,[1]) den sie jedoch schon am 25. Juli 1827 nach kaum vier Jahren einer überaus glücklichen Ehe durch den Tod verlor. Julie Mihes war eine geistreiche hochgebildete Frau, die viel in dem

[1]) Derselbe hat sich als Schriftsteller besonders durch das mit v. d. Hagen herausgegebene „Heldenbuch" (Berlin 1820) auch in weiteren Kreisen bekannt gemacht. Er war 1797 in Tyrol geboren und starb, erst 30 Jahre alt, zu Wien.

Pilat'schen Hause und mit Dorothea Schlegel verkehrte; es ist möglich, daß dieser Umgang auf ihre religiösen Ueberzeugungen von Einfluß war. Wie ernst sie es aber mit dem Glauben nahm, bewies sie nach dem Tode ihres geliebten Mannes, wo sie nur in ihm und durch ihn Trost und Beruhigung fand. Schon im folgenden Jahre 1828 entsagte sie der Welt und ihren Genüssen, und nahm im Kloster der Salesianerinnen den Schleier. Sie hatte noch die Freude, daß ihr greiser Vater, der ihr nach Wien gefolgt war, dort ihrem Beispiele folgte, und gleichfalls in den Schooß der katholischen Kirche zurücktrat. —

Endlich erwähnen wir aus diesem Jahre der Conversion des Fürsten

Heinrich Eduard von Schönburg-Hartenstein,

k. k. wirkl. Geh. Rath und erblicher Reichsrath.

Geboren den 11. Oktober 1787 zu Waldenburg in Sachsen, der zweite Bruder des 1840 kinderlos verstorbenen Fürsten Alfred von Schönburg-Waldenburg, ward der Fürst Eduard durch Erbvergleich der Begründer der zweiten Linie dieses Hauses. In Oesterreich angesessen, trat er 1822 zu Wien zur katholischen Religion über. —

Friedrich Müller,

Professor an der Akademie zu Kassel.

Um das Jahr 1786 geboren, widmete er sich der Kunst und ging Anfangs der zwanziger Jahre zu seiner Ausbildung nach Italien. In Rom lebte er längere Zeit im innigsten Verkehre mit dem damals sich ebenfalls dort aufhaltenden geist- und gemüthreichen Christian Brentano, trat 1823 zu Ariccia zur Kirche zurück und heirathete die Tochter eines Bürgers daselbst. Eines seiner Hauptbilder, das er damals für Kassel malte, stellt „die heilige Elisabeth zur Zeit der Hungersnoth" dar. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder. Er hat sich den Ruf eines

wackern Künstlers und vorzüglichen Menschen erworben. Ein treuer, eifriger Sohn der katholischen Kirche ist er zugleich ein echtdeutscher Patriot. Als die modernen Propheten von Schneidemühl und Laurahütte auftraten, ließ er (anonym) ein Schriftchen erscheinen („Ein Friedenswort zur Lösung der religiösen Streitfragen", Kassel 1844), aus dem wir zur Charakteristik des Verfassers einige Stellen hier folgen lassen:

„Deutschland ist auf sich allein angewiesen, was vielleicht zu seinem Heil geschehen sein mag, wenn es dadurch das Bedürfniß der Einigkeit mehr als jemals empfindet; wenn es fühlt, daß die Sonderung der christlichen Kirche in verschiedene Bekenntnisse fortan keine politische Sonderung involviren darf, wenn es nicht vergißt, daß das heilige Reich deutscher Nation erst von da in Schmach und Verfall gerathen, als die Sonderung in ein protestantisches und in ein katholisches Deutschland in der Politik Platz gegriffen und den Intriguen des Auslandes nach beiden Richtungen den verderblichsten Spielraum gewährte. — Kann die deutsche katholische Kirche etwas Anderes auf loyale Weise als römisch-katholisch sein? Freilich möchten uns gewisse Leute mit einer katholisch-deutschen Nationalkirche beglücken, und diese sehen schon im Geiste in dem von Hymen bekränzten Pfarrer von Schneidemühl den Patriarchen von Deutschland, die prophetische Begrüßung von Bethlehem auf Schneidemühl anwendend. Aber liebe Leute, die Geschichte der Kirche steht für den Katholiken als untrügliche Warnungstafel da und lehrt unwiderleglich, daß ein Abfall von Rom ein Abfall vom Katholizismus wäre und noch mancherlei Abfall nach sich ziehen würde. Ein wahrhaft unterrichteter Protestant kann dieses auch nicht einmal wünschen; denn Rom ist es nicht, was ihn vom Katholizismus trennt; diesen Vortheil der Einigkeit mit einem Centralpunkte müsse er wol für seine eigene Kirche ebenfalls gewinnen. Nicht aus der zu großen Abhängigkeit von Rom sind die Gebrechen entstanden, welche in Deutschland zur Trennung von der katholischen Kirche führten; das Aergerniß war da am größten, wo Rom am wenigsten zu sagen hatte.

„Betrachtet doch die Freiheiten der gallikanischen Kirche etwas näher und sehet zu, ob sie etwas anderes sind, als Trugbilder der Despotie, Prärogative, welche ein frivoler und verderbter Klerus dem Pabste entrissen, um sie auf dem Knie dem eitelsten der Könige darzubringen! Auch die spanischen und lusitanischen Kirchen rühmen sich gewisser Privi-

legien, welche sie von Rom unabhängiger, als die deutsche Kirche gemacht haben; sind aber deswegen ihre Völker sittlicher, frömmer und aufgeklärter geworden, oder ist ihr Klerus musterhafter, als der deutsche? —

„Wenn einst die Vereinigung der gesammten griechischen Kirche unter der Signatur Rußlands diesem eine Macht zur Verfügung stellt, deren Größe nur in der asiatischen Vorzeit ihr kolossales Gegenbild findet, dann wird der Ausspruch des großen Leibnitz: „daß man die kirchliche Trennung des sechzehnten Jahrhunderts mit allen unsern Thränen nicht genug beweinen könne," auch in politischer Beziehung seine Anwendung finden, indem es sich alsdann zeigen wird, daß mit der theilweisen Lossagung von der kirchlichen Einheit, Europa auch dem stärksten und natürlichsten Bande politischen Zusammenhalts entsagte. Aber noch ist es vielleicht Zeit, diese drohende Gefahr zu beschwören, wenn man nur das kirchliche Bewußtsein überall zu stärken sucht, wenn man nur die freieste Aeußerung desselben, statt wie bisher mißtrauisch zu überwachen und niederzuhalten, nicht allein gestattet, sondern auch noch obendrein unterstützt, wenn man namentlich den Einflüsterungen widersteht, welche in Hinweisung auf Rom die Katholiken als unzuverläßige Unterthanen ausgeben möchte, wenn man die Verdächtigungen zurückweist, welche die gesinnungsvollen Katholiken, die sogenannten Ultramontanen, als undeutsch darzustellen trachten. Wir sind kein Freund von Recriminationen, denn in- und außerhalb Troja ist gesündigt worden; allein um die Anklage auf weniger deutsch-patriotische Gesinnung Seitens der Katholiken zurückzuweisen, müssen wir doch darauf aufmerksam machen, daß diese selbst in ihrer größten Bedrängniß niemals undeutsche Allianzen gesucht haben. Ihre Schuld ist es nicht gewesen, daß die Schweden sagen durften: „Wir wollen Bürger bleiben auf dem Boden, den unser König fallend sich erobert." Niemals haben sie mit französischem Gelde die Kriegskassen gefüllt und die deutschen Nacken auswärtigem Feinde Preis gegeben; sie sind die deutschesten Patrioten geblieben, obgleich das Patrimonium ihrer Kirche, die geistlichen Fürstenthümer, an die ländergierige französische Revolution abgetreten werden mußte. Noch aufgeregt von der ihnen in der Person eines geehrten Kirchenfürsten widerfahrenen Kränkung haben sie einmüthig die französische Spekulation auf ihre religiösen Beschwerden zurückgewiesen, und die zauberhafte Erregung eines deutschen Nationalgefühls, von der östlichen bis zur westlichen Grenze Deutschlands ist im

Jahr 1840 von den katholischen Rheinländern ausgegangen. Und diesen Thatsachen gegenüber wagt man es noch immer, den Patriotismus der Katholiken zu bezweifeln! Aber freilich wird man uns entgegnen, nicht die Katholiken als solche sind es, welche wir für weniger deutsch halten, sondern nur die ultramontanen Dunkelmänner. Allein gerade diese euch verhaßten Dunkelmänner sind es, welche überall auf die Stärkung des Nationalgefühls dringen; sie sind es, welche, wie in der Kirche, so im politischen Leben dem historischen Conservatismus huldigen, welche von der deutschen Geschichte kein anderes Blatt aufgeben möchten, als dasjenige, welches von dem blutigen Zusammenstoß der Söhne eines Landes wegen religiöser Zwietracht berichtet. Für sie hat es niemals ein Bündniß mit Frankreich gegeben, weil politische und kirchliche Freiheit ihnen gleichmäßig von dort bedroht erscheint. Das Ziel ihrer innigsten Wünsche ist ein großes, starkes, unabhängiges Deutschland, das, wenn auch nicht in demselben religiösen Glauben geeinigt, doch in der Pflege wahrhaftiger Toleranz das Bild einer großartigen Gesittung entfaltet. Von welcher Seite kommen denn aber auch die Verdächtigungen, über welche die Katholiken Beschwerde zu führen haben? sind sie nicht stets auf der Zunge derjenigen, welche befangen in oberflächlichster Philantropie gar kein Vaterland kennen? welche in Kunst, Wissenschaft und Politik nur alles Heil von Frankreich erwarten? deren philisterhafte Freisinnigkeit in den Excessen von Jungdeutschland die Morgenröthe einer herrlichen Zukunft anjubelte? Und was ist denn auf dieser Seite, wo man die Kanzel der religiösen Controverse mit Hilfe der Journale in den Wirthshäusern aufschlagen möchte, von positivem Christenthum zu finden? Wie komisch nimmt sich im Munde von Leuten die Vertheidigung des Evangeliums und des Protestantismus aus, die alles Thatsächliche im Evangelium leugnen und ihren ganzen Protestantismus nur in einen Haß gegen die katholische Kirche setzen, die gegen die Glaubenssätze der evangelischen Kirche sich ebenso sträuben würden, als gegen die katholische Doktrin, welche Maul und Nase vor ungläubiger Verwunderung aufsperren, wenn man ihnen sagt, daß es die katholische war, welche der protestantischen Lehre gegenüber, die Rechte der heutigen Tages vergötterten gesunden Vernunft in dem Cardinalstreite über die Rechtfertigung durch den Glauben vertheidigte, und daß sie es war, welche die Nothwendigkeit der guten Werke behauptete, während von diesen Schrift- und Geschichtsforschern die ihnen unbegreifliche Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, weil

dieselbe dem stets aufgeklärt gewesenen Protestantismus nicht zugetraut werden darf, der katholischen Kirche trotz allen Verwahrungen zugeschoben wird. Auf diese Weise muß sich die katholische Kirche selbst für Dinge verantwortlich gemacht sehen, welche einst die kräftigste Lebenswurzel eines protestantischen Bewußtseins waren und gegen welche katholischerseits stets angekämpft wurde. Wahrlich es thut noth, daß die wahrhaften Bekenner der evangelischen Kirche endlich einsehen, wie der heutige Kampf gegen den Katholizismus ihnen selbst die religiöse Basis zu rauben trachtet; denn die Stimme des dermalen in erster Linie fechtenden aufgeklärten Christenthums ist der alte abgestandene encyklopädische Deismus, der von keiner eigentlichen Heilslehre etwas wissen will und ein jedes Organ verwirft. Ihm heißt es viel zu viel Ehre anthun, wenn man ihn als eine Frucht des deutschen Protestantismus ansieht; er ist der stark englische bei seinem Durchgang durch Frankreich etwas parfümirt und elegant zugestutzte Unglaube; diesen zu bekämpfen, ist für den evangelischen, wie für den katholischen Christen gleichmäßige Pflicht, und es wäre unverständige Sorglosigkeit, wenn beide Parteien über ihren Hader die gemeinsame Vertheidigung aufgeben wollten.

„Wenn wir uns aber in diesem Streite nach Bundesgenossen umsehen, so geschieht es nicht, weil wir für unsere Ruhe irgend etwas befürchteten; wir möchten nur das deutsche Rechtsgefühl überall erglänzen sehen. Stark in seinem Rechte wird der deutsche Katholik einen jeden Angriff abwehren. Er ist weder ein Fremdling im deutschen Lande noch blos zum Tolerirten herabgesunken.

„Am wenigsten ist der deutsche Katholik aber gesonnen, sich den Versuch gefallen zu lassen, welcher ihm den katholischen Lehrbegriff vorschreiben will; denn wie man ihm heute beweisen will, das Pabstthum sei kein eigentlicher Bestandtheil der katholischen Kirche, Wallfahrten und Reliquienverehrung seien selbst nach katholischer Lehre unchristlich, ebenso wird man bald an die übrigen Dogmen gehen, um nach und nach an dem Katholiken das Liebeswerk zu vollenden, und ihn von der römischen Knechtschaft, aber auch — von dem Joche Christi zu befreien.

„Katholiken und Protestanten sind gleichmäßig berufen, deutsche Ehre, deutsches Wissen, deutsche Kunst, deutsche Treue und deutsche Frömmigkeit zu pflegen. Im gemeinsamen Streben nach diesen Gütern muß alle Zwietracht aufgegeben werden, damit der Dom deutscher Freiheit, an welchem unsere edelsten Fürsten, unsere größten Geister und

alle wahrhaften Patrioten bauen, noch vor dem Hereinbrechen neuer Stürme unter Dach und Fach gebracht sei, und die Inschrift seines Giebels der deutschen Eintracht gedenken mag, welche allein so Großes vollendet!" —

Dr. Karl Ernst Jarcke,

k. k. Rath bei der Hof- und Staatskanzlei in Wien.

„Es ist eine merkwürdige Thatsache", sagt der Herausgeber von des oben Genannten „Prinzipienfragen", „daß der unermüdlichste, gewandteste und geistvollste Bekämpfer der rationalistischen Irrthümer dieser Zeit, mochten sie auf dem politischen, theologischen oder sozialen Gebiete sich geltend machen, oder als Regierungsmaßregeln und Kammerbeschlüsse auftreten, unter Verhältnissen geboren und erzogen wurde, welche nach menschlichem Ermessen der geeignetste Boden sein mußten, um in dieselbe Richtung hineinzuwachsen und nie mehr über sie sich zu erheben." Diese Thatsache steht nun zwar nichts weniger als vereinzelt da, auch der große Rechtslehrer Phillips, Jarckes ebenbürtiger Freund und Geistesverwandter, wuchs auf gleichem Boden und unter gleichen Verhältnissen heran, ist aber immerhin ein Beweis für die unendlich barmherzige Führung Gottes, der sich seine Werkzeuge allüberall auserwählt und die Lebenswege des Einzelnen oftmals durch scheinbare Zufälligkeit bestimmt und leitet, um sie dem ewigen Ziele entgegenzuführen.

Karl Ernst Jarcke wurde am 10. November 1801 zu Danzig geboren. Von seinem Vater, einem Kaufmanne, gleichfalls für diesen Stand bestimmt, verbrachte er mehrere Jahre in einem der bedeutendsten Handlungshäuser seiner Vaterstadt, doch auf die Dauer wollte diese Thätigkeit dem außerordentlich lebhaften Knaben nicht zusagen. Er kehrte zu den Studien zurück, holte bei seiner großen Begabung das Versäumte bald nach und konnte, 19 Jahre alt, die Universität beziehen. In Bonn, später in Göttingen, lag er dem Studium der Rechte ob, und zwar war es das Strafrecht, das ihn, nicht sowol durch seine historischen, als vielmehr durch die psychologischen Beziehungen, ganz besonders anzog. Eine einschlägige Arbeit wurde 1822

mit dem Preise gekrönt. Schon im folgenden Jahre wurde der 22jährige junge Mann zum außerordentlichen Professor an der Universität Bonn ernannt, und im März 1824[1]) trat er zu Köln in den Schooß der katholischen Kirche zurück.

Wir gehen, um diesen Schritt begreifen und würdigen zu können, auf seine Jugendjahre zurück. Dieselben fielen gerade in eine Zeit, wo, wie im ganzen protestantischen Norden, so auch in seiner Vaterstadt der fadeste Deismus zur ausschließlichen Herrschaft gelangt war, daher für seine religiöse Ausbildung so gut wie Nichts geschah, füglich auch Nichts geschehen konnte. Gleichwol machte sich in dem frühreifen Knaben bald ein tief innerlicher Zug nach Erkenntniß höherer, übersinnlicher Wahrheit geltend, der ihn über die Plattheit der in seiner Umgebung allein herrschenden Ansichten erhob. Seine ungemeine geistige Regsamkeit aber machte ihn für alle Eindrücke äußerer Erscheinungen empfänglich, so daß er sie aufnahm und in sich verarbeitete, wobei er durch den ihm angeborenen Humor überall eine scherzhafte oder komische Seite herauszufinden wußte. Mit diesem frischen Humor aber, der nicht selten in schneidenden Sarkasmus überging, verband er, wie bemerkt, einen tief ernsten Zug, so daß er es wie Wenige verstand, „die einfältigsten und rührendsten Züge eines lebendigen Glaubens in jenen Volksschichten aufzufassen und zu würdigen, welche von der Aufklärung noch nicht durchfressen sind. Nichts entging hier seiner feinen Beobachtung und ein reicher Schatz von Erfahrungen hatte sich ihm zu Gebote gestellt, um durch seine unnachahmliche Kunst zu erzählen, die Zuhörer in angenehmster Spannung zu erhalten." Diese Gabe der Erzählung muß er in reichem Maße besessen haben, denn auch sein Freund Phillips erwähnt ihrer in seinem Nekrologe. „Er brachte," heißt es in demselben, „aus seiner Kindheit eine überaus lebhafte Auffassung und eine Gabe der Erzählung mit, in welcher ihm wol nur Wenige gleichkommen mochten. Es war nicht der Schwung der Rede, wodurch sein Erzählen sich auszeichnete, sondern die außerordentliche Klarheit und Ruhe, mit welcher er sprach, die Kunst, mit der er alles Einzelne gruppirte, und dadurch in dem Gemüthe des seinem Worte Lauschenden die größte Spannung erregte, aber auch nie unbefriedigt ließ."

---

[1]) Constant Wurzbach gibt (Biogr. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. 10) den 16. Febr. 1825 als den Tag an, an welchem Jarcke das katholische Glaubensbekenntniß ablegte.

Bezeichnend für die Grundlage des Knaben und für den von ihm selbst noch unverstandenen innern Drang ist es, daß unter den vielen Büchern, die er mit der Knaben häufig eigenen Lesewuth verschlang, keines einen so tiefen Eindruck auf ihn machte, wie Schillers Maria Stuart. Die darin vorkommenden Schilderungen des katholischen Cultus, wie sehr sie auch durch mancherlei Zuthaten entstellt sind, entzückten ihn, so daß die betreffenden Stellen in seinem Gedächtnisse bis an sein Lebensende hafteten, und Schiller sein Lieblingsdichter blieb. Wenn nun auch dergleichen Eindrücke keinen bleibenden Erfolg haben, so läßt sich doch annehmen, daß sie dazu beitrugen, die aus tiefster Seele stammende Abneigung des Knaben gegen alle rationalistische Flachheit zu steigern. Trotzdem war er, der nie etwas Anderes gehört hatte, als das triviale lichtfreundliche Geschwätz seiner Prediger, und das ihn jederzeit angewidert und gelangweilt hatte, aller positiven Religionskenntnisse baar und ledig. Ein Zufall, was man gewöhnlich so nennt, gab Veranlassung, daß er diese Lücke mit Eifer auszufüllen sich bestrebte. In einer Abendunterhaltung mit einigen gleichgesinnten Freunden sprach einer derselben über die von ihm gelesene Aeußerung eines bekannten Schriftstellers, daß über jedem Sterblichen eine unsichtbare höhere Gewalt walte, die als Vorsehung oder Fatum seine Lebenswege leite, ohne daß er sich ihrem Einfluß entziehen könne. Damit nahm die Unterhaltung der Freunde zum erstenmale eine religiöse Wendung, und Jarcke, in welchem alle seine frühern Empfindungen rege wurden, suchte zu beweisen, daß, wenn Gott existire, er unmöglich ein so abstrakter unlebendiger Gott sein könne, wie ihn der Rationalismus darstelle, sondern daß Gott sich um die armen Sterblichen kümmern müsse. Dieß suchte ein Dritter durch die Aeußerung zu bestätigen, daß auch im Christenthum diese Ansicht herrsche, ja sogar, wie er von Neander in Berlin vernommen, die Menschwerdung Gottes behaupte. Zum erstenmale in seinem Leben hatte Jarcke in diesem Augenblick von dem Geheimniß der Menschwerdung gehört, und in heftiger innerer Bewegung ward es ihm urplötzlich gewiß, daß dies kein menschlich ersonnener Lehrsatz, sondern eine That Gottes sein müsse, für welche die Geschichte des Christenthums die Bürgschaft zu leisten habe. Um nun Zeugnisse für die Thatsache der Menschwerdung Gottes zu finden, studirte er bei seinem vollkommenen confessionellen Indifferentismus die Quellenwerke beider Kirchen, die symbolischen Bücher und die Beschlüsse des Trienter Concils. Erstere las er zuerst. Sie

machten auf ihn nach seinem eigenen Bekenntniß den Eindruck von Ruinen eines herrlichen Tempels, aus denen leicht zu erkennen sei, wie gerade die schönsten Theile ausgebrochen und zerstört seien. In dem Tridentinum aber trat ihm jener Tempel unversehrt in voller Schönheit entgegen, und der Wunsch ward in ihm rege, nicht blos durch die Taufe, sondern auch durch lebendiges Bekenntniß dem Christenthume anzugehören, wobei ihm jetzt schon klar war, daß dies nur in der einen, heiligen katholischen Kirche geschehen könne.

Damit war er denn wenigstens mit dem Verstande schon an die Schwelle der Kirche gelangt, aber noch fehlte viel, daß er sie überschritt. Auch gibt es gar viele Protestanten, denen die Wahrheit der katholischen Glaubenslehre als Axiom gilt, für die der in unzählige Sekten zerfallene trostlose Protestantismus nur noch historische Bedeutung hat, und die gleichwol nicht den Muth haben, für die Wahrheit offenes Zeugniß durch die That zu geben. Es ist dies eine Erscheinung, die schon oft gerechte Verwunderung erregt hat, und die scheinbar schwer zu erklären schien. Aber auch nur scheinbar. Nicht sowol äußere Gründe sind es, obschon auch diese in gar vielen Fällen schwer in die Wagschaale fallen, die hier vorzugsweise in Betracht kommen, sondern noch vielmehr innere, vor allem der Mangel an Demuth, der es schwer macht, sich in Gehorsam unter eine Autorität, und sei es auch die der für die allein wahre erkannten Kirche zu beugen. Hatte nun auch Jarcke bei seiner gründlichen Liebe zur Wahrheit dieses Hinderniß leichter überwunden als so viele Andere, so war ihm doch die Kirche, wie in innerer, so auch in äußerer Erscheinung, völlig fremd, noch weniger war er im Stande, sich zu überzeugen, wie diese äußere Erscheinung der Kirche, d. h. ihre Institutionen, ihr Cult, eben nur die Wahrheit — das Leben ihrer Lehren sei. Die Gnade Gottes aber wußte ihm den Weg zu bahnen.

Es ist bereits erwähnt worden, daß er sich bei seinen juristischen Studien vorzugsweise durch das Strafrecht angezogen fühlte. „Auf diesem Gebiete der Rechtswissenschaft wurde ihm Ursprung der Sünde und Zweck der Strafe klar, und er wurde es inne, in welchem Zusammenhange damit das große Sühnopfer auf Golgatha stehe.“ Den entschiedensten Einfluß aber auf seine religiöse Entwickelung hatte das innige Freundschaftsverhältniß, in welches er zu dem berühmten Windischmann trat, ein Verhältniß, welches er selbst als die gnadenreichste Führung seines Lebens bezeichnete. „Noch nie war er in seinem Leben

einer Persönlichkeit nahe gekommen, welche mit der reichsten Fülle ausgebreiteten gründlichen Wissens und der Tiefe eines vom höchsten Wahrheitsdrange beseelten, in allen Gebieten spekulativer Forschung heimischen Geistes die schlichte Einfalt lebendigen Glaubens und gottbegeisterter Liebe vereinte, wie Windischmann, der in trübster Zeit und unter den schwierigsten Verhältnissen durch die treue, sich selbst vergessende Hingebung an die Kirche Gottes so Vielen zum Leitsterne ihres Lebens geworden ist." Jarcke fühlte sich unwiderstehlich zu diesem Charakter hingezogen, dessen unbefangene Heiterkeit, dessen in allen Lagen sich immer gleiche Sicherheit, Ruhe und ungetrübte Klarheit, verbunden mit herzgewinnender Milde auf ein tief innerliches, vom Glauben beherrschtes und mit Gott vereintes Leben hinwiesen. Durch den Verkehr mit diesem in jeder Weise so ausgezeichneten Manne erkannte Jarcke je länger je mehr die heillose Glaubensöde, in der er sich befand, und die Sehnsucht, aus ihr herauszukommen und desselben Glückes theilhaftig zu werden, dessen der tief im Glauben wurzelnde väterliche Freund genoß, wurde immer lebendiger in ihm. Doch wußte er auch, daß ohne die Gnade Gottes jenes Glück nicht zu erreichen, zur Erlangung dieser Gnade es aber nur ein einziges Mittel gäbe — das Gebet. Dieses übte er fortan mit der ganzen ihm eigenen Willenskraft und am liebsten in jenen Weisen, die von der Kirche den Gläubigen besonders empfohlen sind. Die heilige Jungfrau, für die er von kindlicher Liebe durchdrungen war, stand ihm bei, und so wurde er des Glückes theilhaftig, nach dem er sich gesehnt, in den Schooß der einzig wahren und alleinseligmachenden Kirche eintreten zu können. Welch ein Sohn aber er der Kirche gewesen, wer wüßte es nicht, der den Namen Jarcke überhaupt kennt? „Nichts war ihm je theurer und kostbarer", sagt sein Biograph, „als das Kleinod des heiligen Glaubens, der seine ganze Seele erfüllte, und dem er sich mit der Einfalt eines schlichten Landmannes treu und kindlich hingab. Von ihm aus empfing er denn auch das Licht, in welchem er die Wissenschaft betrachtete, von ihm stammte jene überraschende Schärfe seines geistigen Blickes, durch den es ihm gelang, alle Zeitereignisse in ihren tieferen Gründen zu würdigen, und alle Erscheinungen und Gestalten des Irrthums in ihren letzten Wurzeln zu enthüllen; aus ihm endlich hatte er jene Gabe geschöpft, mit einer in dieser Zeit fast beispiellosen Sicherheit die späteren Folgen von Ereignissen und die zukünftige Gestaltung von sozialen Verhältnissen vorherzusagen. Aber was mehr denn dies Alles

ist, Jarcke hatte in dem Glauben eine nie erschütterte Ruhe und Zufriedenheit seines Herzens erlangt, die sich in allen Lagen und Verhältnissen seines Lebens bewährte."

Wie schon oben bemerkt, war Jarcke kurz vor seiner Conversion zum außerordentlichen Professor an der Universität zu Bonn ernannt worden. Ein Aufsatz „über die Lehre vom unvollständigen Beweis in Bezug auf außerordentliche Strafen" in Hitzigs „Zeitschrift für Criminal-Rechtspflege" wurde für sein ganzes Leben bestimmend. Die Gediegenheit der Arbeit und der darin ausgesprochene Scharfsinn veranlaßte seine Berufung an die Universität zu Berlin, ein Ereigniß, das bei den in Preußen maßgebenden Orts herrschenden religiösen Meinungen nicht zu unterschätzen ist und den besten Maßstab für den Werth abgibt, den man auf die Tüchtigkeit und die Kenntnisse des jungen Gelehrten legte. Mit einer gewissen Besorgniß folgte Jarcke diesem Rufe. Er sei nach seiner Conversion, äußerte er sich gegen Hitzig, der sich seiner wie Phillips auf das Liebreichste annahm, in dem katholischen Köln mit Schmutz beworfen worden und habe gedacht, wie wird's dir erst in Berlin ergehen. Die Besorgniß war ungegründet. Er wurde von allen Seiten anständig, von Vielen mit Liebe und Auszeichnung behandelt, selbst dort, wo er mit seinen religiösen Ansichten im strengsten Widerspruche stand. Es ist also nicht befremdend, wenn sich später in seinen Briefen an Hitzig ein wahres Heimweh nach Berlin zu erkennen gab. Jarcke entsprach den von ihm gehegten Erwartungen sowol in Bezug auf seine Wirksamkeit als Lehrer, wie als Schriftsteller im vollen Maße. Sein klarer, bündiger Vortrag und seine verständige Dialektik erwarb ihm einen nicht unbedeutenden Zuhörerkreis, während seine Schriften, von denen auch die kleinste nicht ohne Bedeutung ist, ihm bald einen ausgebreiteten Ruf verschafften. Vor allen ist sein „Handbuch des allgemeinen deutschen Strafrechts" (Berlin, 1827—30, 3 Bde.) zu erwähnen, von welchem der berühmte Rechtslehrer Phillips sagt: „Abgesehen von der höchst gelungenen Entwickelung der verschiedenen Gegenstände, verdient aber auch die äußere Anordnung sehr beachtet zu werden. Ganz im Gegensatz zu jener Richtung, welche die „Verbrechen gegen Gott und die Religion" aus jedem Strafcodex verbannen möchte, stellt Jarcke gerade diese allen andern voran. Sehr folgerichtig schließt sich, da die Obrigkeit Gottes Stelle auf Erden vertritt, hieran der Abschnitt: „Die Verbrechen gegen den Regenten und dessen Familie, gegen die Verfassung und die äußere Sicherheit des Landes" an. Man

sieht auf den ersten Blick, daß man es hier mit einem auf dem festen Fundamente des Christenthums stehenden Strafrechte zu thun hat, und man kann daher in dieser Hinsicht nicht genug auf die im allgemeinen Theile enthaltene Erörterung über die Begriffe von Strafen und Verbrechen verweisen.“ Dieser selbe Geist des Christenthums aber beseelt auch die kleineren Schriften, von denen wir seine Darstellung der Ermordung Kotzebues: „Karl Ludwig Sand und sein an dem kaiserlich russischen Staatsrath v. Kotzebue verübter Mord“ (2. A. Berlin 1831) und „die Greuelscenen zu Wildenspuch, ein Beitrag zur Criminalpsychologie unserer Zeit“ (Verm. Schriften, Bd. 2) hervorheben, in welch letzterer er eine höchst anschauliche Orientirung über die religiösen Richtungen der Gegenwart gibt. Um den Lesern eine Anschauung von Jarckes klarem, durchsichtigen Stil zu geben, lassen wir einige charakteristische Stellen daraus hier folgen. Es heißt daselbst:

„Nach dem positiv kirchlichen Glaubenssystem ist alle religiöse Wahrheit dem Menschengeschlechte von Gott offenbart. Gott hat sich bereits dem ersten Menschenpaare unmittelbar kund gegeben, und auch nach dem Fall desselben zu dem menschlichen Geschlechte durch die Propheten gesprochen. In der Fülle der Zeiten ist Er selbst Mensch geworden, hat Wunder gewirkt und gelehrt, ist dann gekreuzigt und seiner menschlichen Natur nach gestorben, und hat dadurch, als ein der Gerechtigkeit Gottes dargebrachtes versöhnendes Opfer, die Strafe der Sünden der Welt auf sich genommen und die Menschheit erlöst. Das Heil der Einzelnen aber ist geknüpft an den Glauben, an das von Christo verkündete Wort, an das Leben und Handeln nach den Vorschriften desselben und an den Gebrauch der von Christo selbst eingesetzten Heilmittel (Sakramente).

„Es leuchtet nun von selbst ein, daß es der göttlichen Weisheit und Milde unwürdig wäre, wenn man annehmen wollte: Dieser Glaube und diese Mittel des Heils, die ihrer Natur nach nicht bloß für die Zeitgenossen Christi oder der Apostel, sondern für alle kommenden Zeiten und Völker bestimmt waren, seien dem Zufall oder der menschlichen Willkür überlassen geblieben. Ueber die Art und Weise jedoch, wie die christliche Lehre auch für die Nachgeborenen erhalten und gesichert worden, weichen die auch anderweitig verschiedenen Systeme der beiden im Occident vorkommenden Confessionen von einander ab. Die katholische Kirche lehrt nämlich: daß der Herr eine sichtbare Kirche und in ihr ein apostolisches Lehramt eingesetzt habe;

daß diesem das Recht und die Pflicht, zugleich aber auch die höhere Befähigung und Gnade ertheilt sei, die wahre Lehre rein und unbefleckt zu verwahren und zu verkündigen bis an das Ende der Tage, daß die Kirche in diesem ihrem Geschäfte nicht irren könne, (weil sie sonst nicht mit bloß menschlicher Autorität in Sachen des Heils gläubige Unterwerfung unter ihre Lehre fordern könnte) — daß sie demnach berufen und berechtigt sei, die Zweifel der Gläubigen zu lösen, die Irrthümer auszuscheiden, den Streit über den Glauben zu schlichten; — daß sie die wahre Auslegung der heiligen Schrift verwahre, und daß es ihr mithin zukomme, über das richtige Verständniß derselben zu entscheiden, — endlich, daß sie in diesen Aussprüchen das Organ des heiligen Geistes, den der Herr der Kirche verheißen und gesandt, und mithin durch die besondere göttliche Gnade unfehlbar sei, wie der Geist der Wahrheit selbst.

„Gegen diese Autorität und priesterliche Gewalt beriefen sich die im 16. Jahrhundert protestirenden deutschen Fürsten und Reichsstädte auf den Text der heiligen Schrift, den ihre Theologen für die Lehrsätze, worüber der Streit obwaltete, getrennt von seiner traditionellen Umgebung, in Anspruch nahmen und zur alleinigen Richtschnur setzten. Obgleich sie in den meisten andern Punkten mit der bisherigen Glaubenslehre nicht übereinstimmten, so lag es dennoch in der natürlichen Consequenz jenes Streites, daß die Protestirenden, erst faktisch, dann theoretisch die Autorität der Kirche verwerfen mußten. Aber im Momente der Trennung stellten sie nicht den Grundsatz auf, daß fortan jeder der Ihrigen in Hinsicht seines Glaubens bloß seiner eigenen Privateinsicht oder besondern Erleuchtung folgen dürfe, sie forderten nicht diese individuelle Freiheit, weder von der geistlichen noch von der weltlichen Gewalt, sondern ließen durch ihre Theologen besondere Bekenntnißschriften ihres gemeinschaftlichen Glaubens verfassen; jede spätere Concession von Kaiser und Reich gründete sich auf die Voraussetzung, daß in diesen „symbolischen Büchern“ der gemeinschaftliche Glaube der getrennten Gemeinden ausgesprochen sei, und demgemäß wurden die Prediger und Lehrer durch Eidespflicht oder feierliches Versprechen angehalten, nicht anders zu lehren, zu predigen oder zu schreiben, als die Symbole es besagten. Erst später und im Laufe der Zeit that der Zweifel: ob die Verfasser jener symbolischen Bücher nach ihren eigenen, namentlich gegen die katholische Kirche geltend gemachten Grundsätzen, befugt oder auch nur geneigt gewesen wären, ihren Nach-

kommen eine unwandelbare Norm des Glaubens zu geben? dem Ansehen dieser Bekenntnißschriften vielfachen Eintrag; noch mehr verlor ihre Autorität bei der späteren Richtung und der besondern Art der Fortbildung der theologischen und philosophischen Wissenschaften im nichtkatholischen Deutschland, und endlich führte der gewaltige Sturm, welcher gegen Ende des vorigen Jahrhunderts so viele Schranken geistlicher und weltlicher Gesetze in ganz Europa umwarf, den gegenwärtigen Zustand herbei... Das Gemeinschaftliche, worin sich das katholische Glaubenssystem und der Protestantismus des 16., 17. und zum Theil noch des 18. Jahrhunderts, trotz alles sonstigen Streites und fast wider Willen begegnen, liegt darin, daß beide nicht der Subjektivität des Einzelnen den Inhalt seines Glaubens anheimstellen, sondern ihm eine äußerlich erkennbare, mehr oder weniger ausführliche Norm des Glaubens vorhalten, und daß sie mehr oder weniger streng von dem Einzelnen fordern, daß er, wenn er in Sachen seines Heils sicher gehen wolle, sich dieser äußern und sichbaren, concreten Form des Glaubens zu conformiren habe. Vielmehr haben, als die entgegengesetzte Richtung sich schon im 16. Jahrhunderte, z. B. in den wiedertäuferischen Unruhen und im Bauernkriege zeigte, beide Theile ad hoc ihren Zwist bei Seite gesetzt und mit Gewalt der Waffen die Lehre vom neuen Königreich zu Zion, obwol deren Anhänger sich auf ihre besondere innere Erleuchtung beriefen, als eine für göttliche und menschliche Ordnung schlechthin verderbliche gedämpft...

„Der positiv kirchlichen Lehre beider Confessionen steht ein anderes, ebenfalls sehr consequent ausgebildetes System gegenüber, welches durchaus nicht erst, wie man gewöhnlich glaubt, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts entstanden, wol aber um jene Zeit offen hervorgetreten und seitdem in mehreren europäischen Ländern die herrschende Lehre geworden ist. Dieses System geht von dem Grundsatze aus, alle Ideen von Gott und Sittlichkeit seien eine geistige Errungenschaft des Individuums oder des Menschengeschlechts. Das letztere habe, ähnlich dem Kinde bei seiner Geburt, mit thierischer Rohheit angefangen, wol aber sei die Vernunft und die Fähigkeit unendlicher Vervollkommnung sein ursprüngliches Erbtheil und heiliges Vorrecht, und mühsam habe sich in der langen Reihenfolge der Generationen das Licht durch die dicke Finsterniß Bahn gebrochen. Was die Weisesten und Edelsten unseres Geschlechtes gedacht, geahnt und gefühlt, sei Religion — und dem forschenden Menschengeiste sei es gelungen,

sich endlich den Begriff eines höchsten Wesens anzueignen und durch Demonstration, soviel es der Vernunft möglich, außer Zweifel zu setzen. Durch Folgerungen aus diesem Begriffe, verbunden mit dem des Gemeinnützigen, gelange der Mensch zur Idee der Tugend; ihr nachzuleben sei die Aufgabe des Menschen und des höchsten Wesens wahrer und einziger Dienst. Die erste Ursache aber, so lautet jene Lehre weiter, hat die Welt hervorgebracht und sie ihren ewig gleichen, unbeweglichen, unendlich weisen Gesetzen anheimgegeben. Es ist menschliche Eitelkeit oder kindlich gutmüthige Träumerei, wenn man glaubt, es vermöge das menschliche Flehen das ewig Unabänderliche zu wenden; vielmehr ist das vernünftige Gebet nur als gesteigerte Betrachtung des eignen Selbst und der Pflichten des Menschen zu dulden. — Dieses ist die Wahrheit; aber rohe und sinnlose Weltalter haben sie nicht zu fassen vermocht, so hat man die einfache Lehre in Bilder und Formen gehüllt und zahlreiche Religionen sind erfunden. Denn schlaue Mystagogen haben zu allen Zeiten vorgegeben, mit dem verborgenen Gotte in näherer Verbindung zu stehen und durch Offenbarung seine Geheimnisse zu kennen, — während doch den Weisen wol bewußt ist, daß eine unüberschreitbare Kluft zwischen dem schwachen Sterblichen, dem unscheinbaren Partikelchen einer Erde, die sich zum Meere der Welten wie der Tropfen zum Ozean verhält, und dem unendlichen und unnennbaren Geiste befestigt ist. Der wahrhaft Demüthige erkennt also die vorgebliche Offenbarung, außer der durch die Vernunft des Menschen, für schlauen Betrug herrschsüchtiger Priester oder frommer Selbsttäuschung, und der Weiseste ist, der da weiß, daß er von Gottes innerem Wesen, von der geheimen Natur des Geistes und von dem dunkeln Jenseits — eben Nichts wisse. Freilich haben jene hierarchischen Despoten als Zuchtruthe für die bethörten Menschen eine Hölle erfunden, — aber so schreckt man nur Thoren und Kinder! — es wäre eine Lästerung, auch nur anzunehmen, es könne die unendliche Güte die Unarten ihrer Geschöpfe durch ewige Verstoßung ahnden, — fehlen sie doch nur aus Schwachheit, und was uns das Böse scheint, ist eben nur die durch das Fortschreiten zum Höheren als nothwendig gegebene menschliche Unvollkommenheit. Aber am Ende kommt freilich der Tod, — doch die ewige Liebe deckt Alles zu und der Mensch geht hinüber, um auf einem anderen schöneren Sterne ein vollkommneres Dasein zu beginnen, und betritt dort, vielleicht mit neuen Organen zu rastlosen Forschungen versehen, eine

höhere, bessere Stufe der Entwicklung und so ins Unendliche fort; das ist die Unsterblichkeit, von der wir freilich nichts Bestimmtes wissen, denn noch Niemand ist aus dem dunkeln Land zurückgekehrt, das wir aber ahnen und hoffen dürfen, weil dieses zum menschlichen Glücke beiträgt.

„Daß dieses System dem Christenthum, im historischen und positiven Sinne des Wortes, d. h. in dem Sinne, wie sämmtliche Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung bis gegen die Mitte des vorigen, mit Ausnahme weniger unterdrückter Sekten, es auffaßten, — diametral entgegenstehe, würde zu bemerken überflüssig sein, wenn nicht gerade über diesen Punkt so große Unklarheit Vieler herrschte. Diejenigen, welche in dieser, oben geschilderten Ansicht geboren und erzogen sind, lernen in der Regel den geschichtlich positiven Glauben der Christen nur in einer bis zum Unsinn verzerrten Gestalt kennen, die Geschichte der Kirche wird ihnen als eine merkwürdige Musterkarte menschlicher Thorheiten und als ein interessantes Beispiel vorgehalten, wie menschlicher Eigennutz, Herrschsucht und Heuchelei die Lehre des „tugendhaftesten Lehrers“ und „des klügsten und gutmüthigsten unter den Sterblichen“ bis zur Unkenntniß hätten entstellen können; erst seit wenigen Menschenaltern sei der ungeheuere Betrug entdeckt, jetzt sei es ausgemittelt, daß das wahre und reine, ursprüngliche Christenthum eben nichts Anderes sei, als was die reine unbefangene Vernunft einem Jeden lehre, es falle mit jener eben geschilderten vernünftig-natürlichen Religion zusammen. Das sei ausgemacht unter allen Vernünftigen, — freilich sei des vernunftwidrigen Unsinns noch genug in der Welt, aber das Licht werde siegen über die Finsterniß, wie sehr auch die Freunde der letzteren sich mit List und Gewalt sträuben und toben mögen.

„Dieses System, welches, wie bemerkt, in diesem Augenblicke die Religion einer sehr beträchtlichen Anzahl von Individuen in allen europäischen Ländern ist, würde ohne Zweifel noch größere Fortschritte gemacht haben, weil es dem gemeinen glaubenslosen Verstand in hohem Grade zusagt, wenn nicht in der geistigen Natur des Menschen verschiedene Elemente verborgen lägen, die dieser Alleinherrschaft sich nicht fügen wollen. Zuvörderst wohnt in dem Menschen, gleichsam als Nachfolge eines früheren reinen Zustandes unsers Geschlechts, eine unauslöschbare Sehnsucht nach der Wahrheit und ein Zug zu Gott, der sich bei dem nüchternen Gebahren des isolirten menschlichen Verstandes aber nicht beruhigen kann. Dieses Heimweh der Seele tritt vornehmlich im Unglück hervor, wenn die Noth seinen Stolz überwindet, sucht und be-

gehrt der Mensch ein Wesen, das über dem irdischen Treiben wohnt und mit allmächtiger Hand das Schicksal der Sterblichen lenkt, aber kein bloßes Naturgesetz, sondern ein Wesen, welches den menschlichen Bitten und Thränen zugänglich ist, ihn hören und vernehmen, ihn retten und schützen, ihm nöthigenfalls durch ein Wunder helfen kann. Er will, mit einem Worte, einen lebendigen, gegenwärtigen Gott. Endlich ist es ja auch selbst die Sünde, die den Menschen in jener kalten Verstandesregion keine Ruhe finden läßt, die Stimme des Gewissens straft ihn Lügen, wenn er, sich selbst beschwichtigend, sagt: die ewige Liebe kenne die strenge Gerechtigkeit nicht; er sehnt sich nach einer Versöhnung mit Gott, nach einem Pfande und einer äußeren Gewißheit derselben, und er fällt in Verzweiflung, wenn diese Sehnsucht ungestillt bleibt. In allen diesen Fällen läßt ihn seine „vernünftige Religion" im Stiche, und so ist mit diesem Bedürfnisse auch die Erscheinung erklärt, daß viele aus jenem System des Indifferentismus, trotz seiner großen irdischen Macht, heraustreten müssen . . . ."

Mittlerweile brach die Julirevolution aus, die einer so entschieden und durchaus conservativen Natur als eine Umkehr göttlicher und menschlicher Ordnung erscheinen mußte. Seine Ansichten über dieselbe legte er in einem Werke[1]) nieder, das sich eben so sehr durch eine klare Darlegung der Prinzipien, als durch eine höchst gelungene Schilderung der politischen Parteien auszeichnete. Mit demselben trat er, der bisher in streng fachwissenschaftlicher Thätigkeit gelebt hatte, in die Reihe der politischen Schriftsteller ersten Ranges ein; es erregte allgemeines Aufsehen und war von großem Einfluß auf die Gestaltung seiner Lebensverhältnisse. Er kam nämlich durch dasselbe in nähere Beziehungen zu einem Kreise gleichgesinnter Männer, und namentlich war es der damalige Major, spätere Kriegsminister von Radowitz, an den er sich mit großer Hingebung anschloß. Derselbe, der mit ihm auf gleichem kirchlichen Boden stand, ermunterte ihn zur Herausgabe einer politischen Zeitschrift, die die Sache des Rechts und der Ordnung vertheidigen sollte, und so entstand denn das „Berliner politische Wochenblatt" mit dem bedeutungsvollen Motto: „Nous ne voulons pas la révolution, ni la contrerévolution, mais le contraire de la révolution," in welchem mit Ausschluß aller confessionellen Fragen

---

[1]) Die französische Revolution von 1830, historisch und staatsrechtlich beleuchtet 2c. (Berlin 1831).

der Kampf gegen die Revolution mit vereinten Kräften begonnen ward. Wenn nun auch die Conservativen das Unternehmen, das mit einer seltenen Fülle von Geist geleitet wurde, mit lebhaftester Freude begrüßten, so hingen die darin niedergelegten Prinzipien doch zu sehr mit den Lehren des Katholizismus zusammen, als daß sie in der „Metropole der Intelligenz" auf dauernden Erfolg hätten rechnen dürfen. Treffend äußert sich der geistreiche Verfasser des bekannten Buches: „Convertiten und ihre Gegner"[1]) über das Wochenblatt: „dasselbe war doch eigentlich Allen im Norden ein Dorn im Auge: die Zahl der Männer, welche es gern lasen und ihm beistimmten, soll wol anderthalb Hundert nicht weit überstiegen haben. Der Pentarchist, der verehrliche Herr Goldmann, hat so ganz Unrecht nicht, wenn er dieses Berliner Blatt für ein katholisches erklärt, und ich muß bekennen, daß es mir immer wie eine beißende Satire, wie ein lächerlicher Hohn auf die Metropole des Protestantismus, welche bekanntlich unbestritten das Monopol der Intelligenz besitzt, erschienen ist, ein solches politisches Wochenblatt nach dieser Stadt zu nennen und in derselben herauszugeben. Die Residenz der Aufklärung und des Vorwärts, welche über alles Christliche nur redet und Witze macht, welche das Christenthum für eine Verdummungsanstalt und für ein Institut der finstern Knechtschaft erklärt, — diese wortreiche und thatenarme Residenz mit einer christlichen politischen Zeitung: das Christenthum hat ja keine Worte zu Witzen und Späßen, sondern es hat Worte als Thaten und Worte zu Thaten. — Und nun gar an einem christlichen Blatte für Politik Katholiken und Protestanten zugleich als treu verbundene Mitarbeiter zu sehen, gehört zu den lieblichsten Träumen der arkadischen Idyllenwelt. Es zeugt für eine jugendliche, man möchte fast sagen, kindliche Begeisterung des Gründers von diesem Wochenblatt, wenn er alle Treuen um die Huld des christlichen Monarchen versammeln und zu minniglichem Ritterdienste aufrufen wollte. Diese Spiele der Unschuld sind aber bald verschwunden. Ihr Katholiken habt eine doppelte Obrigkeit, die eine in Euerer Kirche und die andere im Staate, und für erstere hegt Ihr Ehrfurcht und beweiset ihr Gehorsam; wir Protestanten wissen von solcher kirchlicher Obrigkeit billig Nichts, gar Nichts; wir sind treue Söhne Martin Luthers, welcher die geistlichen Herren verlachte und verspottete; auch der geringste Dorfpastor darf bei uns nicht an-

[1]) G. Blackert, damals noch Protestant.

ders handeln, als der große Ahnherr, welcher die Bulle verbrannte. Ich dächte, es wäre ganz consequent, wenn der Herr Pastor die Consistorial-Ausschreiben zu Fidibus verwendete, oder in den übelduftenden Rachen der Unterwelt hinabtanzen ließe. In den Bezirken unserer Religion haben und wollen wir Freiheit und Gleichheit, die Parole der Reformation. Auch diejenigen Protestanten, welche in der weltlichen Politik die conservativsten Zöpfe tragen, sind gegen alle und jede gute Ordnung in der Kirche, wie Ihr solche habt, und können auch nicht anders sein, wenn sie nur irgend in ihrer Religion bleiben wollen." —

Die Aufsätze, die Jarcke für das Wochenblatt schrieb, bilden den Inhalt seiner „Vermischten Schriften" (3 Bände, München 1839), die einen bleibenden Werth besitzen. Doch nur kurze Zeit blieb er Redakteur des Blattes. Als er nach Berlin berufen ward, erhielt er anfänglich gar keinen, später einen sehr geringen Gehalt: auf Beförderung durfte er trotz alles Wissens und aller Verdienste bei den in Preußen maßgebenden Prinzipien als Katholik, und noch dazu als Convertit, nicht rechnen; so ist begreiflich, daß er einem Rufe des Fürsten Metternich, der ihn persönlich kennen und schätzen gelernt hatte, als Rath im außerordentlichen Dienst bei der k. k. Hof- und Staatskanzlei zu Wien einzutreten, gern folgte. Dies geschah im November 1832, und hiermit trat er natürlich von der Leitung seiner Zeitschrift zurück, obschon er noch mehrere Jahre bis zum Eintritt des Kölner Ereignisses an derselben mitarbeitete.

Man kann sich leicht vorstellen, welch' erschütternden Eindruck jenes folgenreiche Ereigniß auf den ernstgläubigen Mann machen mußte, der bisher gegen die unselige Bevormundung der Kirche Seitens der Staatsgewalt so unermüdlich und energisch angekämpft hatte. Als sich nun Görres und Phillips in Folge desselben zur Herausgabe einer Zeitschrift verbanden, in der die Rechte der Katholiken vertheidigt werden sollten, da war Jarcke sofort bereit, mit seiner gewohnten Energie sich an derselben zu betheiligen. Welche bedeutungsvolle Thätigkeit er für jenes erste Organ des katholischen Deutschlands, es ist wol kaum nöthig zu bemerken, daß wir die „Historisch politischen Blätter" im Auge haben, entwickelte, und wie er durch dieselben für den gedeihlichen Fortschritt katholischen Lebens und katholischer Gesinnung wirkte, wem wäre es unbekannt? Die „Zeitläufte" und „Glossen zur Tagesgeschichte," die er als stehende Artikel für die fragliche Zeitschrift schrieb, gehören dem Besten an, was die deutsche publizistische Literatur

überhaupt aufzuweisen hat. Und gleichwol war seine literarische Thätigkeit hierauf nicht beschränkt. Mit genialer Meisterschaft und unerschütterlicher Consequenz arbeitete er auf dem Gebiete der juridischen und politisch-historischen Literatur, und löste er die verwickeltsten Probleme in dem Verhältniß der Religion zur Politik, daher es nicht fehlen konnte, daß sein Urtheil für einen großen Theil der Zeitgenossen maßgebend war. Noch auf seinem Krankenlager nahm ihn die Idee der Herausgabe einer Zeitschrift für das gebildete katholische Deutschland, woran unter seiner Leitung die geeignetsten Kräfte arbeiten sollten, lebhaft in Anspruch. So hat er bis zum letzten Athemzuge die Kraft seines Geistes und den reichen Schatz seiner Erkenntnisse und Erfahrungen daran gesetzt, um die unverirrlichen und ewigen Grundsätze der Gerechtigkeit und einer wahren Staatsweisheit einer Zeit zum Bewußtsein zu bringen, die verurtheilt erscheint, die Folgen ihres Abfalls von Gott bis zum Aeußersten zu kosten. Er hat Erfolge erzielt, wie wenige andere Schriftsteller der Gegenwart, welche im Dienste der Wahrheit gestanden — und dennoch scheidet er mit einem Geständnisse aufrichtiger und wahrer Resignation, Gott allein die Ehre gebend und seiner Macht allein innig vertrauend[1]). Dies Geständniß bestätigt nicht allein die Lauterkeit seiner Gesinnung, sondern auch die Wahrheit seiner Auffassung der Weltlage und die von ihm verfochtenen Grundsätze. Jarcke war nämlich in der seltenen Lage, fast Alles, was er über die Gestaltung unserer sozialen Verhältnisse in höherem Instinkte lange mit großer Klarheit voraussagte, wie seine vielfachen publizistischen Arbeiten beweisen, mit überraschender Wahrheit sich erfüllen zu sehen. — Woher war ihm diese Sicherheit des Urtheils gekommen? Vor Allem daher, daß er für die Würdigung jedweder Erscheinung oder Theorie den Maßstab in deren Verhältniß zu den Geboten Gottes, zu der Kirche und der von ihr erzeugten Wahrheit gefunden hat. Es gebührt Jarcke wie keinem andern politischen Schriftsteller der Gegenwart, das große und unbestreitbare Verdienst, den Lauf der Ereignisse von dem Standpunkt des Glaubens aus erfaßt und gewürdigt zu haben, und dies gab ihm, neben der Klarheit seines Blickes, jene Mäßigung, welche den

[1]) „Wie heute die Dinge stehen, kann mit Erfolg Gott allein durch die Thatsachen predigen, und der Mensch höchstens der Dollmetscher der Ereignisse sein. Hieraus erhellt auch, daß wir den möglichen Erfolg der politischen Presse selbst im günstigsten Falle nicht zu hoch anschlagen dürfen (Prinzipienfragen, S. 6)."

Wegen und Mitteln einer nur menschlichen Weisheit zwar die ihnen gebührende Rechnung trug, allein jeden guten Erfolg nur von der Barmherzigkeit Gottes erwartete. Wie sein Vertrauen auch hierin gekrönt wurde, dessen ist ein Beweis die Geschichte der Kirche seit dem letzten Jahrzehnt, zumal in Preußen und Oesterreich.

In vollendeter Weise sehen wir die genannten Vorzüge vereinigt in Jarcke's nach seinem Tode erschienenen Werke: „Prinzipienfragen" (Paderborn 1857), in welchem der Grundgedanke, daß der Staatsabsolutismus, wie er z. B. in Frankreich und Oesterreich gehandhabt wurde, nothwendig zur Revolution führen müsse, daß er auf die Dauer unhaltbar, weil widernatürlich sei, und daß er die Dynastien mit in den Abgrund ziehe, meisterhaft durchgeführt ist. Seine Hauptschuld ist die Mißachtung und Knechtung der Kirche, mit welcher unter dem Anschein der eifrigsten Kirchlichkeit mit derselben das frevelhafteste Spiel getrieben worden sei. „Kaiser Josef, heißt es daselbst, hatte auf Anstiften seiner, theils dem Jansenismus, theils dem Illuminatismus verfallenen Rathgeber eine Reihe von Maßregeln genommen, deren Wirkung, ohne es bis zur förmlich erklärten Lossagung vom Mittelpunkte der Kirche zu treiben, dennoch bei weitem tiefer einschnitt, als es die gewaltsamste, rasch vorübergehende Verfolgung je vermocht hätte. Mit großer Geflissenheit wurde der böse Schein des offenen Bruches vermieden, dafür kam aber auch der Kirche jener Segen nicht zu Gute, der sonst dem Martyrium verheißen ist. Wie ein Baum, den man bis auf's Mark anbohrt, langsam dahinsiecht und endlich verdorrt, so sollten auch der Kirche die Schlagadern unterbunden und gleichzeitig ihrem innersten Lebenskerne so viel Elemente des Unglaubens, so viel Febronianismus, so viel Schisma eingeimpft werden, daß im Laufe einer nicht gar langen Reihe von Jahren, ohne weiteres ausdrückliches Dazuthun des Staates, gleichsam von selbst, wenn nicht die Vorsehung mit einem Wunder dazwischentrat, eine Art von natürlichem Tod erfolgen mußte. — Das auf diesen Zweck berechnete josefinische Staatskirchenrecht war mit der Censur, mit den geheimen Brieferbrechungsanstalten, mit dem gesammten weltlichen, wie mit dem von Staatswegen geordneten geistlichen Studienwesen zu einem so undurchdringlich dichten, künstlich ineinander greifenden festen Netze verflochten, daß der bittere Spott seine tiefe Wahrheit hatte: wenn Christus der Herr unter der Herrschaft der josefinischen Gesetze geboren wäre, so hätte er sich zur Ausübung seines göttlichen Lehramtes entweder anderer Mittel bedienen müssen, als jener, von

welchen wir in den Evangelien lesen, oder das Werk der Erlösung wäre an dem k. k. Plazet und dem von der Bureaukratie gewährten Staatsschutze gescheitert." „Aber," heißt es an einer andern Stelle, „Gott hat den Bestrebungen und Entwürfen der Menschen — den guten, wie den bösen — ihr Maß gesetzt und ihre natürliche Grenze gesteckt. Hätte der moderne Staatsabsolutismus das Christenthum vernichten können, so wäre damit zugleich der Beweis geliefert gewesen, daß es doch nur von dieser Welt war. Aller menschlichen Berechnung nach mußte die Kirche dem omnipotenten Staate erliegen. Aber es ist anders gekommen. Die absolute Staatsweisheit, mit allen weltlichen Mitteln, geistigen wie physischen ausgerüstet, den Häuptern der Kirche tausendmal an Schlauheit und Weltgewandtheit überlegen, hat ihr Ziel doch nicht erreicht. Die Philosophensekte des vorigen Jahrhunderts hatte die Fürsten überredet, sie würden durch die Unterdrückung der Kirche stärker werden. Aber die wirkliche Folge dieses unglücklichen Kampfes, das eigentliche Ergebniß der auf diesem Felde errungenen Siege war die große europäische Revolution, welche jetzt schon seit 60 Jahren den Boden von Europa nach jeder Richtung aufwühlt. — Sie konnte nicht ausbleiben. Das Christenthum hat den europäisch fürstlichen Staat gebaut. Diesem grub der Absolutismus sein Grab, als er dessen sittlich-religiöse Grundlage zu zerstören begann. Was weiter kommen mußte, kam."—

Jarcke erlebte noch den Sturz des josefinischen Gebäudes, als Kaiser Franz Josef durch das Concordat der Kirche den langentbehrten Frieden gab und sie von den Fesseln befreite, in die sie eine kurzsichtige verblendete Politik geschmiedet hatte. Wie freudig er daher die großherzige Handlung des ritterlichen Monarchen begrüßte, läßt sich leicht begreifen, doch war er mit den bisher obwaltenden Zuständen und deren Geschichte zu genau bekannt, als daß er sich über die für Entwicklung des Bessern nöthige Zeitdauer hätte täuschen können. Daß mit dem Concordat unter den bestehenden Verhältnissen erst nur ein Anstoß zum Bessern für die Zukunft gegeben ward, das konnte dem tiefen Denker und scharfblickenden Beobachter nicht entgehen; auch hierin hat er sich leider nicht getäuscht.

Seine außerordentliche Begabung und seine Verdienste fanden aber auch Seitens der österreichischen Regierung vollste Anerkennung. In die unmittelbare Nähe seines Gönners, des Fürsten Metternich, berufen, genoß er das Vertrauen desselben in hohem Grade. 1840 wurde er mit einer die Mischehen betreffenden Mission nach Rom betraut, die ihm

die große und erwünschte Annehmlichkeit eines längeren Aufenthaltes in der Hauptstadt der Christenheit verschaffte, eines Aufenthaltes, der auf sein Gemüth den tiefsten und bleibendsten Eindruck gemacht hat.[1])

Nachdem er so zwanzig Jahre im Dienste seines Kaisers und der Kirche gewirkt hatte, machte ein früher, allzu früher Tod diesem so schönen, reichen Leben ein Ende, einem Leben, das lediglich Gott und der Menschheit gewidmet war. Er starb am 27. Dezember 1852, im Alter von nur 51 Jahren, beklagt von Allen, die ihn kannten — und welchem Katholiken Deutschlands wäre er unbekannt geblieben! — hochgeschätzt von seinem Monarchen, der der trauernden Wittwe sein Beileid bezeugen ließ.

Während der ganzen Dauer seiner fast zweijährigen Krankheit empfing Jarcke allwöchentlich das heilige Abendmahl. Zwei Wochen vor seinem Tode verlangte er nach den heiligen Sterbesakramenten und gab bei dieser Gelegenheit dem hochwürdigen P. Stern, welcher die heilige Handlung vollzog, nachstehende Erklärung ab: „Wenn ich gestorben bin, so sagen Sie Jedem, der es hören will, daß ich mein höchstes Glück in der römischen Kirche gefunden habe, und mein Zorn entbrannt ist, wenn man ihr etwas anhaben wollte; aber nie habe ich gegen meine Ueberzeugung gesprochen oder geschrieben. Es mag wol sein, daß ich die Personen oft nicht genug von der Sache unterschieden

[1]) In einem Briefe an einen Freund schreibt er: „Rom ist die ewige Stadt, die Stadt der Städte, der Mittelpunkt des Erdkreises. Aber man muß es mit katholischen Augen ansehen, der Zweifel und der Unglaube finden hier, wie überall, reichliche Nahrung, wie denn überall der Mensch nur das sieht, was er glaubt, und nur das glaubt, was er liebt und woran sich sein Herz erfreut. Ich habe hier in Rom die erhabensten Eindrücke empfangen, die es auf Erden gibt, und Land und Leute, auch vom allgemeinen menschlichen Standpunkte aus, aufrichtig lieb gewonnen. Die Unfehlbarkeit des Pabstes ist mir erst hier in ihrer ganzen Tiefe, Nothwendigkeit und Bedeutung klar geworden. Es gibt Dinge, die man erst gesehen haben muß, um sie zu verstehen. So geht es mir mit der Infallibilität des heiligen Stuhles, nicht als ob ich sie gesehen hätte, wie man einen Menschen oder ein Gebäude sieht, aber ich habe gesehen, wie es, äußerlich genommen, zugeht, wenn der Pabst Entschlüsse faßt und Entscheidungen abgibt, und wie und in welcher Art und wodurch diese Entscheidungen unfehlbar sind. Weder der Pabst noch die Cardinäle sind inspirirt, sondern ganz gewöhnliche Menschen; aber hinter ihnen steht ein Anderer, der ihre Entschlüsse zwar durch gewöhnliche irdische Mittel, aber dergestalt leitet, daß aller Welt sichtbar wird, daß die Pforten der Hölle diesen Felsen nicht erschüttern können." (Bei Lorinser: Selbstbiographie, Bd. 2. S. 76.) —

und jene, die die Kirche angetastet, zu scharf und eckig beurtheilt habe. Es ist mir dies von ganzem Herzen leid."

Wir können diese Skizze nicht besser schließen, als mit den Worten eines Freundes, in denen seine Frömmigkeit, sein kindlicher Glaube geschildert wird. „Es würde einer der schönsten und nachahmungswürdigsten Züge aus Jarckes Leben fehlen, wollte verschwiegen werden, daß er gegen die Irrthümer nicht bloß geschrieben, sondern auch, und dieß noch weit mehr, für die Irrenden gebetet habe. Von der Kraft des Gebetes aus unzähligen Erlebnissen an sich und Andern innerlichst überzeugt, ward es ihm eine Schutzwehr und Waffe, wie eine Stärkung und Zuflucht, der er nie auch nur einen Augenblick untreu wurde. Wie viele durch Kummer über die Ereignisse der letzten Jahre oder durch körperliche Beschwerden ihm schlaflos gewordene nächtliche Stunden er durch das ihm liebste Gebet des heiligen Rosenkranzes ausgefüllt habe, ist nur Gott und der heiligsten Jungfrau bekannt. Mit der rührendsten kindlichsten Liebe hing er an Maria, und ihr Name wich nie aus seinem Herzen, noch aus seinem Munde; ihr trug er alle seine Leiden und Freuden vor; sie hat er an allen ihren Gnadenorten besucht, und ihrer Hilfe und Erhörung war er immer gewiß. Diesen treuen Dienst hat ihm Maria auch im Tode reichlich belohnt. So heftig und schmerzlich auch die Krankheit war, an welcher Jarcke die letzten anderthalb Jahre seines Lebens darniederlag, so vermochte sie doch nur selten die ungewöhnliche Lebhaftigkeit und Spannkraft seines Geistes zu lähmen. — — Da ward er urplötzlich der Eitelkeit und Vergänglichkeit alles menschlichen Thuns und Schaffens inne, in höherem Lichte trat sein ganzes Leben vor die Seele und mit unwiderstehlicher Klarheit erkannte er, was jetzt allein ihm fromme, und welche Aufgabe er jetzt allein vor Gott zu lösen habe — die eines geduldigen, vollkommen ergebenen Leidens. Er hat sie bis zum letzten Athemzuge getreulich gelöst, kein Laut der Klage kam mehr über seine Lippen, die in den heftigsten Qualen seiner Krankheit nunmehr nur Gott loben und preisen konnten, daß er zu leiden und zu büßen gewürdigt sei. Der sanfte milde Friede, der die Züge des Verblichenen verklärte, ward ein sprechender Zeuge, welch' ein seliges Ende Maria ihrem treuen Diener bereitet habe, und ein nie versiegender Trost für die ihm in so treuer Liebe verbundene Gattin, welche mit seltener Aufopferung und Hingebung Freud wie Leid in 24jähriger glücklicher Ehe mit ihm getheilt hatte." — Jarckes Andenken wird nie erlöschen. —

In demselben Jahre bekehrte sich zur katholischen Kirche:

Dr. Karl von Rumy,

ehemaliger Subrektor am evangelischen Lyzeum zu Preßburg.

Geboren den 16. November 1780 zu Igló im Zipser Comitat, besuchte Rumy die gelehrten Anstalten zu Käsemark und Debreczin, und studirte dann von 1800—1803 zu Göttingen Philologie, Philosophie und Theologie. Während seiner Studienzeit daselbst erhielt er ein bedeutendes Ehrenstipendium; am Ende derselben, nachdem sein Name bereits durch Beiträge in gelehrten Zeitschriften bekannt geworden, erhielt er den Antrag, unter außerordentlich günstigen Bedingungen als Erzieher nach Philadelphia zu gehen, den er aber aus Liebe zum Vaterlande ablehnte. Nachdem er an mehreren Lyceen gelehrt hatte, nahm er 1806 einen Ruf als deutscher Prediger nach Schmöllnitz in der Zips an, in welcher Stellung er bis 1810 verblieb, wo er zum Professor der Philosophie in Oedenburg ernannt wurde. 1816 wurde er Direktor des griechisch-nicht-unirten Lyceums zu Karlowitz, 1821 Subrektor am Lyceum zu Preßburg. Letzteres Amt bekleidete er bis 1824, in welchem Jahre er nach Wien ging und am 11. November im Dome zu St. Stephan das katholische Glaubensbekenntniß ablegte. Nachdem er hierauf eine Zeitlang im Klinkowström'schen Erziehungsinstitut gewirkt, wurde er 1828 vom Fürst-Primas von Ungarn, Alexander von Rudnay, zum ordentlichen Professor des vaterländischen Rechts nach Gran berufen, in welcher Stellung er bis zu seinem am 4. April 1847 erfolgten Tod verblieb. —

Rumy war ein vielseitig gebildeter Gelehrter, der sich durch mancherlei Schriften bekannt machte. Dahin gehören: „Lehrbuch der Oekonomie," Wien 1808; „Geographisch-statistisches Wörterbuch des österreichischen Kaiserstaates," ebend. 1809; „Oekonomisch-technologische Belehrungen," Pesth 1816 und 26 u. A. —

Friedrich Ferdinand von Anhalt=Cöthen

und dessen Gemahlin.

Am 25. Juni 1769 geboren, gelangte Herzog Ferdinand 1818 zur Regierung, er vermählte sich, nachdem er seine erste Gattin, eine Prinzessin von Holstein=Beck, im Jahre 1808 durch den Tod verloren hatte, 1816 mit der Gräfin Julie von Brandenburg (geboren 1793), einer Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen. Im Jahre 1825 befanden sich Beide in Paris, wo sie Gelegenheit hatten, verschiedenen religiösen Feierlichkeiten beizuwohnen und mit Geistlichen sowol wie mit Laien über Relionsangelegenheiten ernste Unterhaltungen zu pflegen. Besonders war es der Pater Ronsin aus der Gesellschaft Jesu, der ihre religiösen Meinungen regelte, worauf sie, nach gehöriger Unterweisung in den Lehren der katholischen Kirche, am 27. October des gedachten Jahres in die Hände des Erzbischofs von Paris ihre bisherigen Irrthümer abschworen. Nach ihrer Heimkehr ward am 13. Januar 1826 folgender Erlaß veröffentlicht:

„Wir Friedrich Ferdinand ꝛc. entbieten allen und jeden Unserer getreuen Vasallen, Rittergutsbesitzern, Magisträten, Bürgerschaft, Richtern, Dorfgemeinden und allen Unseren Unterthanen, geistlichen und weltlichen Standes Unsern Gruß und Gnade zuvor. Und fügen ihnen hiermit zu wissen, daß Wir, in Gemeinschaft Unserer vielgeliebten Gemahlin und Frau, der durchlauchtigsten Herzogin Julie zu Anhalt Liebden, am 27. October vergangenen Jahres in Paris zur römisch=katholisch=apostolischen Kirche zurückgekehrt sind. Wir verbinden hiermit die Erklärung, daß Wir die Rechte und Freiheiten Unserer protestantischen Unterthanen, wie bisher erhalten und beschützen, auch nicht aufhören werden, für das Glück und die Wolfahrt Unseres Landes nach Kräften zu sorgen. Wir wollen hierdurch und durch Unser tägliches inbrünstiges Gebet Uns und Unsere getreuen Unterthanen dem Schutz

und der Gnade Gottes, des Lenkers und Erhalters der Fürsten und Völker demüthigst empfehlen.

„So geschehen und gegeben in Unserer herzoglichen Residenzstadt Cöthen, am 13. Januar im Jahre nach Christi Unseres Herrn Geburt 1826 und Unserer Regierung im achten."

(Gez.) Ferdinand.

Diese Erklärung erregte ein außerordentliches Aufsehen und ist auch in der That geeignet, sehr ernste Gedanken zu wecken. Es drängt sich zunächst die Frage auf, was doch diesen Fürsten aus dem uralten Hause der Askanier und seine Gemahlin, die Königstochter, bewogen, zu dem Glauben ihrer Väter zurückzukehren. Alle die seichten Erklärungen, womit die Gegner der Kirche sonst so schnell bei der Hand sind, wollten hier nicht verfangen. „War es ein serviler Geist?" heißt es im „Katholiken" — „die Fürsten werden zum Gebieten erzogen, auf das Dienen sind sie nicht sonderlich eingerichtet. War es etwa Stolz und Herrschsucht? — Der Zurückgekehrte bleibt Herzog von Anhalt-Cöthen, wie er es zuvor gewesen. War es Habsucht? wer mag einen Fürsten bestechen, und hatte auch der Pabst, wie die Philister sich ins Ohr raunten, eine Million zum Preise ausgesetzt, dann hätte sich allerdings wol im Philisterium große Concurrenz erhoben, aber kein Fürst wäre doch wol zum Concurs gegangen. Wäre es Sinnenreiz gewesen? — auch dazu bietet die Gewalt die Mittel in Fülle an, und sie darf nicht erst zu einem Glauben greifen, der die Sinnlichkeit in härtere Fessel schlägt, um sich ihr hinzugeben. Ist es Verführung durch die Jesuiten und die Propaganda gewesen? Das Fürstenthum liegt weit und breit nur von protestantischen Landschaften umgeben, und die Wächter von Zion hätten ihres Amtes schlecht gewartet, wenn irgend die Proselytenmacher sich durchgeschlichen. Es bleibt also kein Ausweg übrig, als jene fürstlichen Personen sind mit der ihnen überlieferten Ueberzeugung in den Rath gegangen, und sie hat vor der schärferen Prüfung nicht bestehen können, und so sind sie zum alten besser befundenen Glauben zurückgekehrt."

Obschon nun der Herzog in seiner Erklärung öffentlich versprach, die Rechte seiner protestantischen Unterthanen zu schützen und aufrecht zu erhalten, so hielten sich doch die herzogliche Regierung und das Consistorium bemüßigt, den Herzog zu ersuchen, „eine Oberbehörde zur Leitung der geistlich-evangelischen Angelegenheiten des Herzogthums zu ernennen." Dabei wurde bemerkt, daß auch andere zur katholischen

Kirche übergetretene Fürsten, wie die von Sachsen, Gotha 2c. ihren Episcopalrechten entsagt und diese an ein Oberconsistorium gewiesen hätten. Wie leicht begreiflich wurde diese Forderung von dem Herzog mit Entschiedenheit zurückgewiesen, worauf sich die Betreffenden beruhigten.

Schlimmer war der Lärm in der liberalen Presse; die Wortführer derselben, die wenige Jahre zuvor bei der Conversion Hallers ein so wüstes Geschrei erhoben hatten, griffen auch den Herzog und seine Gemahlin auf die frechste Weise an, und war es besonders der Leipziger Vielschreiber, Professor Krug, der die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen zu dürfen meinte, ohne das protestantische Deutschland auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die ihm aus dem Schritte des Herzogs von Anhalt-Cöthen erwachsen dürfte.

Aber auch in anderen Regionen fand jenes Ereigniß viele Anfeindungen. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen schrieb einen Brief an seine erlauchte Schwester, der nachmals in den Zeitungen veröffentlicht wurde, und in welchem er mit dem Ausdruck des tiefsten Bedauerns ihren Rücktritt in die katholische Kirche eine unselige, unglückliche Verblendung und Irrsal nannte. Man hat später diesen Brief für unecht erklären wollen, weil man die darin ausgesprochene höchst ungünstige Gesinnung über die katholische Kirche für nicht vereinbar hielt mit der Rücksicht, die der König auf die fünf Millionen seiner Unterthanen, die dem von ihm so hart verurtheilten Glauben angehörten, billig hätte haben sollen. K. A. Menzel zweifelt (Neuere Geschichte der Deutschen, Bd. 6. S. 555) nicht an der Echtheit des Briefes, der auch mit der sonst hinlänglich genug documentirten Gesinnung des Königs nicht im Widerspruche steht. Demungeachtet hat man den letzteren gegen den Vorwurf der Parteilichkeit und Voreingenommenheit gegen seine katholischen Unterthanen dadurch in Schutz nehmen zu müssen geglaubt, daß man nicht so den katholischen Glauben als vielmehr den Religionswechsel als den Hauptpunkt hinstellte, gegen welchen der Unwille des Königs gerichtet gewesen sei. Diese Vertheidigung mußte natürlich gegenüber den eigenen Aeußerungen des Königs in jenem Schreiben[1]) als eine sehr gesuchte und unglückliche erscheinen, um so mehr, da er seine eigene (zweite) Gemahlin

[1]) „Auch mich hat man im Verdacht, der katholischen Religion geneigt zu sein, da ich doch gerade im Gegentheil der Unzahl ihrer antibiblischen Lehrsätze wegen ihr nicht anders als abhold sein kann und muß."

zum Uebertritt in die protestantische Kirche veranlaßt hatte, und seine Tochter, um Kaiserin von Rußland zu werden, die protestantische Religion aufgegeben hatte und in die Gemeinschaft der russisch-griechischen Kirche getreten war. Der weiland berühmte Philosoph Krug aus Leipzig hat freilich in einer Apologie des königlichen Handschreibens einleuchtend zu machen gesucht, daß es ein himmelweiter Unterschied sei, wenn ein Prinz oder eine Prinzessin, zur künftigen Regierung eines Landes berufen, dessen Volk größtentheils einer andern Religionsform zugethan ist, sich dieser Religionsform anschließt, um auch dadurch das Band der Liebe und des Vertrauens, ohne welches keine glückliche Regierung möglich ist, fester zu knüpfen. „Denn die Religion ist eben das Bindendste in der Welt . . Eine Prinzessin, die einen auswärtigen Fürsten heirathet, scheidet von ihrem Lande und Volke gänzlich aus . . Es ist ihre Pflicht, sich mit ihrem neuen Vaterlande und dem dasselbe bewohnenden Volke möglichst zu vereinbaren, gleichsam zu identificiren." Eine Heirath also rechtfertigt nach dem Leipziger Philosophen allein einen Religionswechsel, nicht jedoch die Ueberzeugung, diese ist ein Vergehen, das nicht ernst genug gerügt werden kann. Diese Philosophie hat viele Anhänger in der Welt.

Das erwähnte königliche Handschreiben hat eine kleine Literatur hervorgerufen. Besonderes Aufsehen machte eine Schrift des Hofraths Friedrich Wilhelm von Schütz [1]): „Noten zum Text; veranlaßt durch das Schreiben des Königs von Preußen an die Herzogin von Cöthen wegen ihres Religionswechsels" (Zerbst, 1826), in welchem er sich der hohen Dame gegen die auf sie gerichteten Angriffe annahm. Die edle, hochherzige Gesinnung derselben bekundete sich in ihrem Antwortschreiben an den Hofrath von Schütz, der ihr seine Schrift übersandt und sie um Mittheilung ihres Schreibens an den König, auf welches sich das veröffentlichte bezog, ersucht hatte. Sie schrieb: „Für die Uebersendung der von Ihnen verfaßten Schrift: Noten zum Text 2c. empfangen Sie Meinen herzlichen Dank. Es ist eine nur zu billigende Mäßigung, daß Sie die unpassenden Aeußerungen tadeln, die Viele sich bei der Gelegenheit der Religionsveränderung Meines Gemahls, wie der Meinigen erlauben. Sehr unpassend sind vorzüglich die an mehreren Orten ge-

---

[1]) Protestant, nicht zu verwechseln mit dem bekannten Convertiten Wilhelm v. Schütz.

haltenen Kanzelreden, und doppelt bedauernswürdig, da sie den außerordentlichen Mangel an Kenntnissen dieser Herren an den Tag legen, da ihre Predigten so große Absurditäten und Lügen über die katholische Kirche enthalten, daß das Erstaunen über die geringe Kenntniß eines Gegenstandes, den man an heiliger Stätte gesonnen ist, abzuhandeln, selbst dem Gefühl der Unschicklichkeit über die Weise, wie dieser Gegenstand behandelt wird, nicht weicht, sondern ihm vorangeht. Was den Mir bereits von mehreren Seiten ausgesprochenen Wunsch betrifft, Meine Schreiben an — — öffentlich werden zu lassen, so habe Ich stets dieselbe Antwort darauf, nämlich: daß diese undelikate Handlungsweise Meiner Natur fremd ist. Das vorgefallene Verbreiten des einen Schreibens muß Mich nicht in dem wankend machen, was Ich persönlich für Mich als Recht betrachte. Auch würde Ich Mich zu sehr von der Lehre Meiner Kirche entfernen, welche stets Milde und Verzeihen zur strengsten Pflicht macht, daher Mir alle Repressalien verbietet. Auch gestehe Ich, werde Ich Mich nie in persönlicher Hinsicht vertheidigen. Niemand auf Erden besitzt das Recht, den von Mir gethanen Schritt Mir vorzuwerfen, da eine jede solche That zwischen Gott und dem Einzelnen liegt. Ich halte es daher vollständig überflüssig, daß Ich über das pro und contra Einfluß üben sollte. Ihnen aber verbleibe Ich verbunden für den Mir bei dieser Gelegenheit bewiesenen Antheil, der gewiß nur aus der lautersten Quelle entspringt, nämlich aus dem Gefühl, welches jeder rechtliche Mann besitzt, nicht ohne eine Art Verdruß ungerecht über Dinge aburtheilen zu hören."

Das edle Paar ließ sich durch keinerlei Anfechtungen in seinen Ueberzeugungen irre machen. Herzog Ferdinand erbaute zu Cöthen eine schöne katholische Kirche, zu welcher viele seiner protestantischen Unterthanen unaufgefordert Beiträge lieferten, während anderseits der heilige Vater ihm als Beweis seiner Theilnahme zwei schöne Gemälde, die Mutter Gottes darstellend, und zwei silberne Statuen der Apostel Petrus und Paulus, sowie ein silbernes Kreuz, in das ein Stück des wahren Kreuzes eingelegt ist, für die Kirche überschickte.

Herzog Ferdinand starb kinderlos am 23. August 1830, worauf seine Gemahlin, die Herzogin Julie, nach Wien übersiedelte, woselbst sie im Januar 1848 gestorben ist.

Wie wenig das königliche Handschreiben seinen Zweck erreichte, beweist der Umstand, daß noch in demselben Jahre der Bruder der Herzogin

Gustav Adolf, Graf von Ingenheim,

(geb. 2. Januar 1789, gestorben 1855 auf seinem Gute Seeburg bei Potsdam) zu Cöthen in den Schooß der katholischen Kirche zurücktrat, unbesorgt um die Ungnade des königlichen Bruders, der ihn aus Berlin verbannte.

Wenige Monate vor dem Herzog hatte sein Cabinetssekretär,

Albert von Haza-Radlitz,

am 5. Juli 1825 zu Paris das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt, ein wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften und seiner ungeheuchelten Frömmigkeit allgemein geschätzter Mann, ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes. Wie er seine Neigung zur katholischen Kirche schon vorher durch eine Uebersetzung des Werkes des Grafen de Maistre: Le principe generateur des constitutions (Naumburg, 1823) bekundet hatte, so zeigte er nachher seine wirkliche Frömmigkeit durch den Eifer, mit welchem er sich an der Erbauung der katholischen Kirche in Cöthen betheiligte. Außer dem genannten Werke übersetzte er des Cardinals Lambruschini „Werke geistlichen Inhalts" (Regensburg, 1839, 3 Bde.); P. Bouhours „Leben des heiligen Ignatius" (Wien, 1835); des Grafen Leopardi „Philosophisch-politischer Katechismus" (Regensburg, 1834) u. a. Schrieb noch „Vertheidigung der römisch-katholischen Kirche" (Offenbach, 1827).

Balthasar von Castelberg,

ehemaliger Antistes und Dekan zu Ilanz in Graubünden.

Im Jahre 1751 zu Ilanz geboren, studirte Balthasar von Castelberg Theologie zu Basel, wurde nach Beendigung seiner Studien Mitglied der protestantischen Synode von Graubünden, und wirkte als Prediger an mehreren Orten, bis er 1789 als Probst nach Ilanz berufen ward. Er genoß des Rufes eines ebenso unterrichteten als liebenswürdigen Mannes, so daß er 1808 auf der Synode von Tusi zum Dekan und Antistes von Graubünden erwählt ward.

Castelberg liebte die philosophischen Studien und hatte sich ganz besonders mit der Kant'schen Philosophie viel und anhaltend beschäftigt, auch die andern philosophischen Systeme seiner Zeit studirt, überall aber nur Irrthümer und Täuschungen gefunden, wodurch er auch an seinen bisherigen Glaubensmeinungen zu zweifeln begann. Dreißig Jahre brachte er so im Suchen nach der Wahrheit zu, da fiel er in schwere Krankheit, während welcher ihm die letztere endlich klar ward, und er in der katholischen Kirche die Hüterin derselben erkannte. 76 Jahr alt, entschloß er sich, der nun gewonnenen Ueberzeugung zu folgen und sich in die katholische Kirche aufnehmen zu lassen. Am 3. Juni 1825 dankte er seinen Pfarrgenossen für das ihm bisher bezeigte Vertrauen und zeigte ihnen seinen Rücktritt zur Kirche an; wenige Tage darauf nahm er von der protestantischen Synode in einem Schreiben Abschied, das wir hier folgen lassen. Es lautet:

Hochwürdiger Dekan-Präses, hochwürdige Dekane der andern zwei Bünde, hochwürdige Präsides der Colloquien, und sämmtliche Hoch- und Wolehrwürdige, hochgelehrte Pfarrer und theuerste Brüder in Christo Jesu!

Mit diesen geringen Zeilen muß ich als Greis, der das 76. Jahr seines Alters zurückgelegt hat, gerade im allerersten Anfange mit wehmüthigem Herzen anzeigen, daß ich nicht nur nicht mehr ein Mitglied der hochwürdigen Synode sein kann, sondern daß ich auch Euere kirchliche Gesellschaft verlasse und deswegen jetzt von Euch, Hoch- und Wolehrwürdige Herren, Abschied nehme.

Denen, die mich gerne fragen möchten: Warum, mit welchem Rechte und aus welcher Ursache ich als ein hochbejahrter Greis zu einem solchen Schritte mich habe entschließen können? — Denen antworte ich überhaupt und kurzweg, daß mein G e w i s s e n m i c h d a z u verpflichtet, und zwar mit besserem Rechte und mehrerem Grunde, als man glaubt, daß die alten Sektenstifter und Häresiarchen vor Zeiten gethan haben, die von unserm göttlichen Erlöser Jesu Christo und seinen Aposteln selbst gestiftete, constituirte und organisirte heilige sichtbare Mutterkirche ihrer Vorfahren zu verlassen.

Ja, wenn es den alten sogenannten Reformatoren oder Sektenstiftern erlaubt war, diese Kirche zu verlassen, das Christenthum nach ihrer Willkür zu modeln, das zu thun, was man seit 300 Jahren her bis jetzt gethan hat und noch thut, so muß es auch mir, obschon ich alt und schwach bin, nach meiner Ueberzeugung zu handeln, und andern

Brüdern, wenn es ihnen gefällt, nicht nur erlaubt, sondern es muß auch ebenso löblich sein, seiner Ueberzeugung gemäß handelnd, wieder zur heiligen Mutterkirche zurückzukehren; es sehe nur Jeder zu, daß er, seiner Sache und besten Einsicht gemäß, auch vor Gott und seinem Gewissen treu und sicher sei!

Besondere Gründe hätte ich, Hoch- und Wolehrwürdige Pfarrer, in Rücksicht des moralischen Reiches Gottes, welches keine bloße oder heidnische Polizei-Anstalt ist, von größter Wichtigkeit. Der erste Grund meines Scheidens ist dieser: weil Ihr und Euere Kirche ein Leib ohne Kopf, oder eine Gesellschaft ohne Oberhaupt seid; weil Euch und Euerer Kirche, wie der Sekte der Independenten, der apostolische Primat des heiligen Petrus, als sichtbaren Statthalters Christi auf Erden, und das Episcopalrecht fehlt; weil bei Euch dasselbe in ein Nichts verwandelt worden; weil die gerechte, nothwendige, apostolische Autorität verschwunden, zu Grunde gegangen und Nichts, gar Nichts, als höchstens ein trügerischer, erbärmlicher Schein und Schatten übrig geblieben ist, mit einem Worte: weil die von Jesu Christo angeordnete, den Aposteln und ihren legitimen Nachfolgern und geistlichen Hirten bis an's Ende der Welt anvertraute Kirchenhierarchie und Kirchenzucht bei Euch nicht mehr von solchen legitimen geistlichen Hirten, nicht vom heiligen Petrus, als von Christo bestelltem sichtbaren Statthalter auf Erden, und seinen Nachfolgern, nicht von den Aposteln und ihren Nachfolgern, Bischöfen und geistlichen Hirten der Kirche, und auch nicht von Euch verwaltet wird, sondern von Spoliatoren, die vielleicht oft selbst nicht wissen, was Religion, was Constitution und Organisation der Kirche ist, von Willkür, Verdrehung, Schikane, Irreligiosität und Gewalt unwissender Laien, von mehreren zu gleicher Zeit lebenden, alle Jahre alternativ wieder gewählten politischen Herrscherlingen, denen Jesus Christus, der ewige Sohn Gottes doch nie weder die Macht gegeben, die Schafe zu weiden, noch solchen Laien, oder protestantisch-politischen Päbsten, die Schlüssel anvertraut — nie ein Jus weder in Sacra noch circa Sacra, oder das Recht, die Kirche zu regieren, gegeben.

Der zweite Grund meines Schrittes ist dieser: daß Ihr, Hoch- und Wolehrwürdige Pfarrer, und so auch Euere Kirche selbst gar keine von Jesu Christo bestimmte, evangelische und infallible Autorität und Verwahrerin göttlicher Offenbarung, keine sichere, dauerhafte Glaubensnorm habet. Daher kommt es, daß das Wort Gottes und die evangelische Lehre von den Geheimnissen der Gottseligkeit, die doch ohne

Ausnahme als alleinige pure Objekte übernatürlicher Offenbarungen der Gnade Gottes, in Christo Jesu unserm Herrn in ihrer geoffenbarten Objektivität und Integrität erhalten und beibehalten werden sollen, von jedem Irrlehrer, Neuerer, Fantasten, ja von jedem unwissenden Kopf und Ohnekopf, „blos nach seiner subjektiven Ansicht und eigenen Willkür verdreht, und vom Uebermuthe solcher Subjekte schamlos eludirt wird". Und wie kann dies anders sein, ohne eine infallible Autorität und evangelische Glaubensnorm? Und eine solche habt Ihr nicht. Denn daß die sogenannte helvetische Confession, die man bis jetzt gehabt, und die Einige dann und wann anzuführen gewohnt waren, keine infallible Regel des Glaubens, sondern vielmehr mit vielen Zweideutigkeiten, Widersprüchen und Irrthümern vermischt, und deswegen in unsern Tagen ein Gegenstand der Zwietracht, ein seichter morastiger Grund, und ein unsichtbares, elendes, erbärmliches Modell der Orthodoxie sei, das ist selbst auch Ungelehrten bekannt. Daher kommt die irreligiöse Licenz unter dem geringen und vornehmen Pöbel, daher die Streitigkeiten wegen der helvetischen Confession unter orthodoxen Mitgliedern der hochwürdigen Synode selbst; daher so viele Verächter der evangelischen Geheimnisse, so viele Neuerer, die das Wesen der geoffenbarten und moralischen Religion verwerfen — Mückenseiger — so viele futile Exegeten und Wortkrämer. Und was ist ein Körper oder eine Gesellschaft, wo so viele Meinungen als Köpfe sind? — Kann sie anders, als ein rundes Viereck sein?

Ja auch sogar die stolze Behauptung, die selbst von Gelehrten oft ausgesprochen wird, nämlich: daß die Reformirten jetzt und in Zukunft keiner öffentlichen Confession mehr bedürfen, sondern daß die Bibel, die das Wort Gottes enthält, uns zur Seligkeit hinreichend sei, — auch diese Behauptung, sage ich, ist, insofern nämlich die Bibel, wie es geschieht, von sehr Vielen gebraucht wird — damit ich sie nicht eine nichtige Bibliolatrie nenne — verderbliche Einbildung und eitle Prahlerei. Denn nicht der Geist, nicht die Objektivität der evangelischen Offenbarung, nicht der Geist und Sinn Jesu, nicht das, was Jesus Christus und die Apostel zu glauben und zu behalten gelehrt und bestimmt haben, ist solchen Menschen der objektive Grund und die Quelle des Heils; diese Quelle ist ihnen blos das, was der natürlichen Vernunft (die doch, ohne Offenbarung, von Religion wenig oder gar nichts weiß) durchaus und vollkommen begreiflich ist, blos die subjektive Meinung und private Einbildung eines Jeden.

Ja, nachdem die Kirchenhierarchie geraubt und unglücklicherweise zu Grunde gegangen, ist wahrlich auch selbst die Bibel für Protestanten, wie die Erfahrung lehrt, von wenigem Nutzen; wer sieht nicht, daß sie, auf diese Art gebraucht oder mißbraucht, zur Indifferenz und Verachtung der geoffenbarten Religion, zu der wir uns bekennen, zu anarchischer Freiheit, zur Negation und zum Atheismus selbst führen kann, und dazu schon einen weiten und breiten Weg geöffnet hat? Denn was ist die auf solche Art und solcher Licenz von einem Jeden nach seiner privaten und subjektiven Ansicht willkürlich usurpirte und verstümmelte Bibel? — Großer Gott! wie die Erfahrung und des alten und gelehrten Professors Dr. Werenfels Distichon lehrt: „Ein Buch, darin Jeder seine Lehre sucht; und so gemacht, daß Jedermann auch darin seine Lehre finden kann." Ja, obschon diese heilige Bibel in der That das heilige Wort Gottes in sich enthält — was Niemand, als nur derjenige, der weder Treue noch Glauben hat, leugnen kann — so ist es doch nicht wahr, daß Alles, was in der Bibel ist, oder nur das allein, was jeder Exeget, jeder Neuerer, jeder Häretiker oder Fantast in derselben findet, herausklaubt und nach Belieben umstaltet, infallibles Wort Gottes sei.

Nur allein die sichtbare, einige, heilige, katholische (allgemeine) und apostolische Kirche und ihre von unserm göttlichen Herrn und Erlöser Jesus Christus bestimmte und vom heiligen Geist erleuchtete Autorität, welche die Pforten der Hölle nie überwältigen werden — nur diese ist der infallible Ausleger des wahren Sinnes der heiligen Schrift oder des geschriebenen und ungeschriebenen Wortes Gottes; ja dieser allein hat der Herr die Schlüssel des Himmelreichs und die Macht zu binden und zu lösen gegeben, und nur sie ist die Seele und Grundfeste der Wahrheit. Welche diese Kirche sei, ob sie nur 300 Jahre, seit der prätendirten Reformation her, oder ob sie gar achtzehn Jahrhunderte gedauert habe, und wo sie sei? kann nur Denjenigen verborgen sein, welchen der Geist dieser Welt die Augen verblendet hat.

Mit diesen wenigen Worten, mit welchen ich von Euch, Hoch- und Wolehrwürdige Herren, nun Abschied nehme und die Ursache meines Schrittes, oder die private subjektive Ueberzeugung meines Herzens und Gewissens bekannt mache, ohne dadurch weder den Rechten noch der Freiheit Anderer zu nahe zu treten, oder ihre Ueberzeugung im Geringsten beleidigen zu wollen, mache ich jetzt ein Ende. Für Euere mir bis dahin erwiesene Gewogenheit bin ich dankbar. Gott segne Euch

alle, und leite Euch alle zu heilsamen Berathungen, die er allein beglücken wird, und gebe uns die Gnade, daß seines heiligen Geistes Friede, der über alle Vernunft erhaben ist, unsere Herzen und Sinne in Christo Jesu bewahre! Indem ich mit diesem herzlichen Wunsche von Euch Abschied nehme, versichere ich, daß ich bis zum Ende meines Lebens immer sein werde Euer Hoch- und Wolehrwürden gehorsamer und ergebener Diener

Ilanz, den 7. Juni 1825. Balthasar von Castelberg,
gewesener Antistes und Dekan.

Es läßt sich denken, daß dieser Schritt eines so hochbejahrten, in großer Achtung stehenden Mannes nicht geringes Aufsehen erregte, und ebenso, daß die Fanatiker und Hochwächter der von ihm verlassenen Religionspartei ihn auf alle Weise schmähten und mit Invectiven verfolgten. Wie in der Regel, leuchtete auch diesmal die edle Darmstädter „Allgemeine Kirchenzeitung" vor allen Choragen hervor, und überbot sich in Ausbrüchen des Zornes und der Wuth. „Er ist zu bemitleiden," rief sie aus, „und zu verachten, und sollte um seiner selbst willen im Dunkeln verborgen bleiben." [1])

Eine reiche Entschädigung für solche Lästerungen wurde dem großherzigen Greisen durch das väterliche Schreiben zu Theil, das ihm Pabst Leo XII. übersandte, eine noch reichere durch die bald nachher erfolgte Bekehrung seines Sohnes Valentin von Castelberg, der ein eifriger Prediger war und mit seiner ganzen Familie in die Kirche zurücktrat. Castelberg lebte nach seiner Bekehrung ruhig und gottergeben in Ilanz, wo er am 10. Oktober 1835 im Alter von 84 Jahren starb.

B. Berends,

Doctor beider Rechte zu Borne in Holland.

Derselbe, um das Jahr 1799 geboren, trat nach langer, sorgfältiger Vorbereitung am 20. November 1825 in den Schooß der katho-

---

[1]) „Schon recht: zu bemitleiden und aufs Aeußerste zu verachten; ein Mann von 80 Jahren, der noch nicht soviel Verstand erübrigt hat, daß er die Fleischtöpfe Aegyptens um die Weintrauben von Palästina vergessen kann, muß billig im Dunkeln sich vergraben; man muß ihn ganz ignoriren, gar nicht von ihm reden, ihn ganz mit Vergeßlichkeit vergessen, ja er darf fortan gar nicht mehr existiren, er ist ganz und gar abgethan" (Katholik).

lischen Kirche ein. Er hat die Gründe, die ihn zu diesem Schritte bewogen, in einem offenen Briefe niedergelegt [1]), der an einen Geistlichen der reformirten Kirche, seinen ehemaligen Lehrer, gerichtet ist. Wenige Tage vor dem feierlichen Akte, am 15. November, hatte er an diesen den folgenden Brief geschrieben:

„Wolehrwürdiger, sehr gelehrter Herr!

Es war gegen Ende des Monats April, daß ich zum letztenmale die Ehre hatte, Ew. Wolehrwürden zu besuchen, wobei ich wahrnahm, daß Ew. Wolehrwürden von meiner Absicht, das Glaubensbekenntniß der römisch-katholischen Kirche anzunehmen, bereits unterrichtet waren. Es war bei dieser selben Gelegenheit, daß ich von Ew. Wolehrwürden ersucht ward, im Falle ich meinen Entschluß noch ausführen wollte, Sie einige Tage zuvor davon in Kenntniß zu setzen. Indem ich diesem Gesuche gern nachkomme, beehre ich mich Ew. Wolehrwürden anzuzeigen, daß ich Sonntags, den 20. ds., unter der Kirchzeit das Glaubensbekenntniß ablegen werde. Was Ihren Rath betrifft, einen so wichtigen Schritt nur aus wahrer Ueberzeugung zu thun, so bin ich Ihnen hierfür sehr dankbar und kann ich versichern, daß ich aus vollster Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der Lehre der katholischen Kirche und dem festen Grunde, auf dem sie steht, diesen Schritt thue, und ich halte mich für verpflichtet, zu erklären, daß Niemand, wes Namens er sei, mich nur im Geringsten angesport hätte, daß ich vielmehr gefunden habe, daß die katholische Geistlichkeit mit einer ganz besondern Vorsicht in der Annahme neuer Glieder zu Werke geht. Was meine alte Mutter betrifft, so hat sie mir geschrieben, mich fortan nicht mehr als ihren Sohn anzuerkennen, ich bitte und hoffe von Ew. Wolehrwürden als ihrem Seelsorger, daß Sie Ihr Bestes thun werden, um bei ihr und bei meinen Schwestern und Brüdern dergleichen Gedanken zu beseitigen, nicht so sehr, wie wol ich auf ihre Liebe großen Werth lege, um meinet- als vielmehr ihretwillen, weil ich von meinem Standpunkte nimmer aufhören werde, sie als Mutter, Brüder und Schwestern anzuerkennen, zu lieben und zu achten rc. rc."

Einen zweiten Brief, worin Berends seine Motive gründlicher darzulegen versuchte, nahm der betreffende Geistliche nicht an, weshalb sich Berends bemüßigt fand, denselben zu veröffentlichen. In der Vorrede

---

[1]) De Redenen van mijnen Overgang tot de R. K. Kerk. etc. Te's Gravenhage 1826.

wendet er sich an seine vormaligen Glaubensgenossen: „Und nun, wertheste protestantische Brüder, sagt er, die ihr diesen Brief in die Hände bekommt, würdiget denselben zu lesen, leset ihn aber nicht, bevor ihr nicht Gott um den Geist der Unparteilichkeit und um Befreiung von Vorurtheilen gebeten habt. Lasset euch nicht verführen durch den Geist, wie er gegenwärtig bei allen neuen Sekten der herrschende ist, um die wolmeinendsten herzlichsten und belangreichsten Unterweisungen, wie sie von Seiten der römisch-katholischen Kirche gegeben werden, als Dummheit und Unverträglichkeit zu erklären. Nein, glaubt mir, daß ich nichts weniger als Unverträglichkeit gefunden habe, und könnt ihr euch dieses Glaubens nicht entschlagen, so schiebt denn um eurer Seligkeit willen euer Urtheil auf. Könnt ihr auch dies nicht thun, müßt ihr ein ungünstiges Urtheil über mich fällen, aus Anlaß der verderbten Natur, die uns Allen so sehr eigen ist, will ich euch, so viel in meinem Vermögen liegt, mit meinem Gebete beistehen, auf daß ihr, bevor ihr Dinge von solcher Wichtigkeit beurtheilt, durch eine ernste Untersuchung von der Wahrheit, die nur eine sein kann, überzeugt werden möget. Was mich betrifft, muß ich Leid und Verachtung tragen, so tröste ich mich damit und halte mich davon sicher überzeugt, daß ich dies zu dulden habe von Menschen, die nicht wissen, was sie thun, und daß der, der uns dazu durch die Worte: „In der Welt sollt ihr Beschwernisse erleiden", zu unserer Ermuthigung auch weiter gesagt hat: „Aber habt guten Muth, ich habe die Welt überwunden..."

Er entwickelt dann die Gründe, die ihn zu seinem Schritte veranlaßt hätten, und widerlegt die gewöhnlichen Vorurtheile, in denen Jener gegen die katholische Kirche befangen war, sowie die Vorwürfe, die er ihm macht. Am Schlusse heißt es: „Hier haben Sie, Ehrwürdiger Herr, die Beantwortung und Zergliederung ihrer Sätze, mit denen Sie haben beweisen wollen, daß meine Behauptung von der Vortrefflichkeit der katholischen Lehren und des festen Grundes, auf dem die katholische Kirche gegründet worden, die Feuerprobe nicht bestehen könnte, und in Folge dessen Sie gefragt haben: „Was muß man denn nun von Ihrem Schritte denken?" Was Sie davon denken mögen, überlasse ich Ihrer Redlichkeit, und erkläre Ihnen zugleich, daß das Gerücht, als ob für mich hier und da in katholischen Kirchen Sammlungen gemacht worden seien, ganz und gar erlogen ist. Wenn mein Gewissen mich nicht angetrieben, katholisch zu werden, welche irdische Hoffnungen sollten mich dazu haben bewegen können?"

„Sie wissen eben so gut wie ich, daß Ehrenstellen und vortheilhafte Aemter hier zu Lande gerade nicht ausschließlich für die Katholiken bestimmt sind, und daß ich, nachdem ich die reformirte Kirche verlassen, auf jene wol nicht die vortheilhaftesten Aussichten habe. Auch ist es Ihnen gewiß nicht unbekannt, daß mein in Lochem wohnender Bruder am 24. Juni v. J. seinen Diener mit einem eigenhändigen Briefe an mich gesandt hat, worin mir eine nach meiner Meinung allerdings vortheilhafte Anstellung in Curaçao angeboten ward, und sollte ich mich sofort reisefertig machen, um dieselbe in Besitz zu nehmen. Ich habe ihm gedankt und den Posten ausgeschlagen, weil das Antreten desselben mich in dem Unterricht gestört haben würde, der zur Ausführung meines Vorhabens erforderlich war. — Sollten mich Reize der Sinnlichkeit dazu haben verlocken können? Wie hätte ich diese in einer Kirche erwarten können, wo man gehalten ist, die Ausschweifungen derselben zu beichten und damit den Entschluß zu fassen, sich ihrer fernerhin zu enthalten, will man nicht als unchristlich angesehen werden? In einer Kirche, wo Abtödtungen geboten sind, die man bei den Reformirten als menschliche Einrichtungen verschmäht? Ich kann Ihnen bezeugen, mein Herr, aber lieber nicht ich, sondern die ganze Umgegend, wo ich die letzten acht Monate gewohnt habe, daß eine gewöhnliche Bauerwohnung mit der gewöhnlichen Nahrung, die hier zu Lande üblich ist, mir als Behausung und Unterhalt gedient haben. Ich sage dies nicht um mich meiner Erniedrigung zu rühmen, denn ich hätte sie wegen meiner vorherigen leider nicht musterhaften Aufführung allerdings schwerer verdient, sondern nur um mich von dem Verdacht zu reinigen, als ob ich aus unreinen Absichten die katholische Religion angenommen . . ."

„Sie sagen, daß ich meiner Mutter einen unsäglichen Schmerz verursacht habe. Darin haben Sie die Wahrheit gesprochen, ich bekenne es, ich betraure es und werde es betrauern, so lange ich lebe. Allein die Blicke mütterlicher Liebe, mit denen sie mich in der letzten Zeit, als ich bei ihr wohnte, betrachtete, gaben mir das tröstliche Vertrauen, daß sie mir vergeben hat. Auch habe ich sie um Vergebung gebeten. Aber der Schritt meines Ueberganges zur katholischen Kirche, den sie zu meinem Leidwesen so übel aufgenommen hat, kann mir doch nicht als eine Verletzung meiner kindlichen Ehrerbietung angerechnet werden, da ich ihn aus voller Ueberzeugung, nur aus Andrang meines Gewissens, nur um meine Seligkeit zu fördern, gethan habe

und unser Seligmacher so deutlich erklärt hat: „Wer seinen Vater oder seine Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht werth.“ —

„Endlich habe ich noch ein Wort über den Schluß Ihres Briefes zu sagen. Sie erklären, an mich nicht in der Absicht geschrieben zu haben, mich für Ihre Kirche wieder zurückzugewinnen, und daß es höchste Zeit sei, daß dieselbe von Leuten gesäubert werde, die ihr wenig zur Zier dienen können. Sie machen also einen Weg non in aedificationem, sed in destructionem. Das aber hat unser göttlicher Oberhirt höchlichst verpönt, indem er durch Lehre und Vorbild bewies, daß ein rechter Hirt das verlorene Schaf aufsuchen, zurückbringen und alle Bemühungen machen solle, um es, wenn möglich, wieder auf den rechten Weg zu leiten, und falls es doch endlich müßte gebannt werden, es gleichwol nicht für einen Unrath zu erklären, der unwerth sei, jemals wieder angenommen zu werden. Dieser Zug läßt nicht vortheilhaft von Ihnen denken, und noch viel weniger, daß Sie die Unhöflichkeit gehabt haben, mich in der letzten Zeile Ihres Briefes als einen „schnöden Heuchler“ hinzustellen, dem es am Tage des Gerichtes sehr übel ergehen werde.“

„Sie haben damit lange gewartet, aber indem Sie mich als schnöden Heuchler brandmarken, sind Sie Gottes Urtheil, das sicherlich entscheiden wird, ob ich bei meinem Uebergang zur katholischen Kirche geheuchelt habe oder ob Sie gelästert haben, zuvorgekommen. Wenigstens bezeugt uns der Apostel Paulus, daß der Geist der Menschen weiß, was in ihrem Innern ist. Wer hat Sie zum Herzenkenner erhoben, um zu wissen, ob mein gethaner Schritt ein Schritt der Heuchelei oder auch der Aufgeregtheit gewesen sei? Wenn ich Ihre Person nicht schonte, was würde ich nicht Alles über die lose Schreibweise in Ihrem Briefe sagen können? Ein Lehrer spricht geradeheraus und verhüllt seinen Rath nicht wieder, den er gegeben, einen solchen Schritt nicht ohne reifliche Erwägung und volle Ueberzeugung zu thun. Diesen Rath, mein Herr, haben Sie mir gegeben. Ich habe Ihnen herzlich dafür gedankt und die Versicherung gegeben, daß meine Ueberzeugung, meinen Schritt betreffend, vollkommen war. Was soll noch mehr? . .“

„Muß ich aber in Ihren und anderer Protestanten Augen meines vielbesprochenen Schrittes wegen als ein schnöder Heuchler gelten, so getröste ich mich, daß ich einen Stolberg, Werner, Haller, Laval, einen Prinzen von Mecklenburg und Anhalt, Männer, die sehr hoch über mich erhaben sind, und tausend andere, die den jederzeit zweifelnden

und protestirenden Protestantismus verlassen haben, zu Vorgängern gehabt habe, und die darob nicht, außer von feigen Lästerern, schnöde Heuchler genannt worden sind. Uebrigens vergebe ich es Ihnen, mein Herr, und bitte Gott, daß auch Er Ihnen vergeben möge; unterdessen versichere ich Ihnen noch, daß ich für die mir angethanen Unbilden hinlänglich dadurch entschädigt bin, daß ich Glied einer Kirche geworden bin, in welcher man weiß, was man glauben muß und worin ich mit dem Blindgebornen, der von Jesus sehend gemacht und von den Pharisäern vertrieben ward, gelernt habe, nicht Ihm auf Socinianisch zu huldigen, sondern Ihn als den menschgewordenen Gott anzubeten, und Alles zu glauben, was Er zu glauben befohlen hat.."

Johann Probst, [1])

vormals Professor der Theologie am bischöflichen Seminar zu Cleveland.

Johann Probst wurde 1803 in Wurzenthal, Pfarrgemeinde Wynau, Kanton Bern in der Schweiz, als Kind reformirter Eltern geboren. Schon als zarter Knabe zeichnete er sich durch Gutmüthigkeit und Sanftmuth aus, hatte aber in seinem fünften Jahre das Unglück, seinen rechten Arm durch einen unglücklichen Fall zu verlieren, was seine Eltern, die einen Gasthof besaßen, auf den Gedanken brachte, ihn, wenn er Lust und Talent besäße, dem wissenschaftlichen Stande zu widmen.

Etwa eine Stunde von Wurzenthal liegt das vormalige Cistercienser-Kloster St. Urban, wo von einem Capitularen eine kleine Schule gehalten wurde. Dort erhielt der Knabe den ersten Unterricht, da die Aufnahme eines protestantischen Schülers keine Schwierigkeit hatte. In diesem scheinbar geringfügigen Umstande lag aber der Keim zu einer wichtigen Wendung in seinem späteren Schicksale. Der katholische Cultus machte nämlich auf den gemüthlichen Knaben einen tiefen Eindruck, der auch in späteren Jahren nie ganz verwischt werden konnte. Im Jahr 1813 wurde die kleine Klosterschule der Kriegsunruhen wegen aufgelöst, und der kleine Johann, dessen Eltern unterdessen von harten Schicksalsschlägen waren heimgesucht worden, kam in die obere Stadtschule nach Aarburg, wo er sich mehrere Jahre durch großen Fleiß und

---

[1]) Nach eigenen schriftlichen Mittheilungen.

merkliche Fortschritte vortheilhaft auszeichnete. So kam die Zeit heran, wo ein Beruf gewählt werden mußte. Der Jüngling fühlte Neigung zum geistlichen Stande, allein die ungünstigen Vermögensverhältnisse der Eltern gestatteten ein kostspieliges Studium nicht, und so entschloß er sich auf Zureden des damaligen Stadtpfarrers Fröhlich, der ihn liebgewonnen hatte, sich dem Schulfache zu widmen. Mit Hilfe des genannten Gönners konnte er in die berühmte Anstalt zu Iferten (am Südwestende des Neuenburger Sees) aufgenommen werden. Im J. 1821 finden wir nun unsern Lehramtscandidaten bereits unter der Leitung des berühmten Pestalozzi bedeutende Fortschritte, besonders in den mathematischen Wissenschaften und in neueren Sprachen machend, dergestalt, daß er bald als Hilfslehrer im Institute selbst gebraucht werden konnte.

Durch Vermittelung eines Engländers, Namens Grewis, der als Lehrer der englischen Sprache in Iferten gewirkt hatte, und im Jahre 1823 in derselben Eigenschaft an die Missionsanstalt nach Basel berufen worden war, erhielt der noch so junge Lehrer einen Ruf als Lehrer der Mathematik an das genannte Institut, dem derselbe um so lieber folgte, als er dadurch hoffen konnte, daselbst seiner frühern Neigung nachgeben, und sowol in der Anstalt selbst, wie an der Universität Theologie studiren zu können. Obwol jünger als alle seine Schüler, wußte sich Probst doch die allgemeine Achtung zu erwerben, und der damalige Inspektor der Missionsanstalt, Blumhardt, gab dem jungen Lehrer das Zeugniß, daß sein Unterricht sich durch Klarheit auszeichne. Er ließ sich, seiner Absicht gemäß, als Student der Theologie immatriculiren, und hörte die erforderlichen Collegien über Dogmatik, Exegese, Kirchengeschichte 2c. Damit aber trat ein Wendepunkt in seinem Leben ein. In einem und demselben Semester hörte er von zwei Professoren, de Wette und Merian, Exegese des Evangeliums Johannis vortragen. Ersterer, bekanntlich ein radikaler Rationalist, gab über den Logos im ersten Kapitel die sonderbarsten und verschiedensten Ansichten gleichgesinnter Theologen zum Besten, während Letzterer gläubig in dem Logos — Christum, den Erlöser der Welt, der im Anfang bei Gott war, die zweite Person der Gottheit, Gott und Mensch zugleich erkannte. Dieser offene Widerspruch in einem so hochwichtigen Punkte machte auf den jungen, aufrichtig die Wahrheit suchenden Theologen einen sehr peinlichen Eindruck, und er fragte sich oft selbst: „Wer hat denn eigentlich Recht? Wo ist die Wahrheit? Wie wird diese geoffenbart?" —

Um diese Zeit fiel ihm Leibnitzens System der Theologie in die Hände, und es war ihm im höchsten Grade auffallend, daß der tiefste deutsche Philosoph die Hauptdogmen der katholischen Religion vertheidigte. Mit diesem Buche in der Hand ging Probst zu einem Pastor in Basel, der für den gelehrtesten unter seinen Amtsbrüdern gehalten wurde, um ihn über seine Meinung über jenes merkwürdige Werk zu befragen. Der Geistliche wies den jungen Forscher kalt und vornehm ab, kurz bemerkend, „das Werk sei wahrscheinlich von einem verschmitzten Jesuiten unterschoben." Diese gar zu bequeme Erklärung konnte natürlich nicht genügen, und so fühlte sich Probst bewogen, sich auf dem ihm noch ganz unbekannten und fremden Gebiete der katholischen Theologie selbst Auskunft zu verschaffen. Wie groß war nun seine Verwunderung, als er da inne wurde, daß die katholische Religionslehre nicht jenen blinden Köhlerglauben voraussetze oder fordere, was nicht nur von vielen gewöhnlichen Protestanten, sondern auch von hochgestellten und gelehrten Männern so oft und so bestimmt behauptet und gelehrt wird. Unser junger Forscher fand die katholischen Glaubenslehren dem Worte Gottes, d. h. der Bibel, nicht widersprechend, sondern mit demselben übereinstimmend; überzeugte sich aber auch bald, „daß die Bibel nicht die einzige absolute Glaubensquelle der christlichen Religion sei, und daß ihre Aussprüche nicht dem Privaturtheile Einzelner, auch nicht der scharfsinnigsten Kritiker, unterstellt werden können, sondern eines authorisirten Erklärers bedürfen, und daß dieser die Kirche selbst sein müsse." Bei diesen seinen Studien ging Probst nicht oberflächlich oder einseitig zu Werke. Er las mit größter Aufmerksamkeit die damals bekanntesten polemischen Schriften, erwog reiflich die gegenseitigen Ansichten, Behauptungen, Beweisführungen, und gerieth dadurch in die quälendste Seelenstimmung, indem Zweifel und Unruhe sich seiner bemächtigten. In solchen peinigenden Zweifeln und Kämpfen nahm er dann seine Zuflucht zum Gebete, der Quelle aller Wahrheit und Weisheit, den Geber alles Guten eifrig und demuthsvoll anflehend, ihm Licht zu geben, die Wahrheit zu erkennen und Kraft, nach derselben zu leben und sie öffentlich und ohne Furcht zu bekennen.

Zu diesen Seelenkämpfen gesellte sich nun auch noch die Eigenthümlichkeit seiner Stellung als Lehrer in einem protestantischen Missionshause, eine Stellung, die ihm noch den Zwang auflegte, seinen Geisteszustand verbergen und seine Studien geheim treiben zu müssen, wie er denn auch den damaligen katholischen Pfarrer in Basel bisweilen

des Nachts besuchte, um sich Rath und Trost bei ihm zu holen. Gleichwol kam man der Sache nachgerade auf die Spur, und der Missionsinspektor Blumhardt machte dem jungen Lehrer die bittersten Vorwürfe, nach gutprotestantischer Weise behauptend, daß ein Protestant, der zur katholischen Kirche überträte, „Licht mit Finsterniß — Wahrheit mit Lüge" vertausche. Trotzdem sprach sich Probst auch späterhin noch mit einer gewissen Anerkennung und Werthschätzung des in jenem Hause herrschenden Geistes aus und bekannte gern, daß er demselben rücksichtlich der wichtigsten Wahrheiten des Christenthums recht Vieles zu verdanken habe. „In der Basler Missionsanstalt," sagt er, „herrschte nichts weniger als die rationalistische, vielmehr eine streng orthodoxe, pietistische Richtung vor; Lehrer und Zöglinge der Anstalt konnten mit Lutheranern und Reformirten, Herrnhutern und Baptisten, Methodisten und Quäkern 2c. 2c. gemeinschaftliche Sache machen und sich brüderlich die Hände reichen;[1]) nur Katholiken waren in ihren Augen keine Christen,[2]) und die katholische Kirche war ihnen ein Gräuel. In dem Pabst erblickten sie den Antichristen, in Rom das Babylon der Apocalypse, im Priesterthum Unsinn und Betrug; die Lehren der katholischen Kirche hielten sie den Lehren des Christenthums für diametral entgegengesetzt. Zur Steuer der Wahrheit muß jedoch bemerkt werden, daß diese guten Leute nicht aus Bosheit, sondern nur mehr aus Vorurtheilen und völligem Mangel an Kenntniß der katholischen Kirche solche absurde Ansichten hegten. Es gab unter ihnen stille fromme Seelen, die es mit ihrem Gott und Heilande treu und redlich meinten und sich durch einen christlichen Wandel auszeichneten, deswegen auch von der Welt als beschränkt, bigott und als Obscuranten verschrieen wurden."

Probst trat in schriftlichen Verkehr mit einigen katholischen Geistlichen, und namentlich war es der damalige Generalvikar von Straßburg, der berühmte Liebermann, der ihm mit wahrhaft väterlicher Güte und Freundschaft beistand. So kam er nach langer, reiflicher und vielseitiger Erwägung, nach kritischer Untersuchung sowol der protestan-

---

[1]) d. h. doch nur zu gewissen Zwecken, denn im Allgemeinen sieht man nichts weniger, als Brüderlichkeit unter den verschiedenen Sekten, wol aber flammenden Haß.

[2]) Noch jüngsthin äußerte der Hofprediger Hoffmann in Berlin, früher Missionsinspektor zu Basel, öffentlich, wie er gläubige Katholiken eigentlich nicht recht für Christen halten könne; und das sind jene gläubigen, hochconservativen Protestanten, von denen so manche Katholiken noch Wolwollen erwarten.

tischen, als der katholischen Kirche, nach spezieller Untersuchung aller streitigen Glaubenspunkte zu dem Resultate: „daß die protestantische Kirche eigentlich keine wahre, in sich zusammenhängende, auf festen Prinzipien gebaute Kirche, sondern ein Bruchstück ohne inneren Haltungspunkt, und einem immerwährenden schwankenden Perfektibilismus unterworfen ist, und also des Hauptcharakters einer Kirche, nämlich Festigkeit und Bestimmtheit, ermangelt, daß ferner Luther, der eigentliche Reformator, und die meisten seiner Gehilfen sich bei ihrem Reformationswerke ziemlich von Leidenschaft dahin reißen ließen, nach keinem bestimmten systematischen Plane zu Werke gingen, sich weder als Gesandte Gottes betrugen, noch legitimirten — was doch nothwendig hätte der Fall sein sollen — und daß endlich der größere Theil der protestantischen Theologen sich dergestalt von Luthers Ansichten und Behauptungen entfernt, was jener Perfectibilismus nothwendig hervorbringen mußte, so daß Luther sie schwerlich mehr als seine Jünger anerkennen würde und anerkennen könnte, daß also mit Einem Wort der Protestantismus als Kirche nicht mehr existirt, daß hingegen die römisch-katholische Kirche, obgleich auch nicht von Mißbräuchen frei,[1]) ein festes unzerstörbares, auf die Vernunft und göttliche Offenbarung gegründetes, ungetheiltes, göttliches Institut bildet — daß sie die treue Aufbewahrerin und Vollzieherin aller göttlichen Lehren und Institutionen, und die Mutter des Protestantismus und aller andern christlichen Confessionen ist — und sich als solche gehörig, nämlich historisch, klar und deutlich legitimiren kann."

Bei solcher Erkenntniß handelte es sich nur noch um einen einzigen, allerdings großen, Schritt, den: das zu bekennen, wovon er durchdrungen war. Und er that es. „Zwar kostete es," sagt er, „ungeachtet meiner Ueberzeugung, einen langen, schweren und heißen Kampf, kräftig und muthig alle eingewurzelten Vorurtheile, die ich sonst gegen die katholische Kirche hegte, herauszureißen — auf bisherige

---

[1]) „Ich bitte hier meine katholischen Leser, mich nicht mißzuverstehen. Keine Mißbräuche werden je von der Kirche selbst sanktionirt, sondern ich rede von örtlichen Mißbräuchen, die sich hier und da zum Leide der Kirche eingeschlichen haben." Probst.

Freundschaft und Verwandtschaft, auf die väterliche Heimath für immer Verzicht zu thun. Es kam meinem Herzen nicht leicht vor, alle Fäden zu zerreißen, mit denen es freundschaftlich mit andern verknüpft war, und mich dem allgemeinen Tadel, ja der Mißkennung und Verachtung auch derer auszusetzen, die ich von ganzer Seele liebte, und von denen ich ebenfalls geliebt wurde...."

Probst verließ das ihm liebgewordene Basel und die Missionsanstalt, und begab sich nach Pfirdt, einem Städtchen im obern Elsaß (Sundgau), wo er am Feste des heiligen Johannes von Nepomuk, den 16. Mai 1827, öffentlich zur katholischen Kirche übertrat. Daselbst hielt er sich auch noch ein halbes Jahr bei dem dortigen Pfarrer Juif auf und leitete eine kleine Lateinschule. Seine Mußezeit benutzte er zur Abfassung einer Rechtfertigungsschrift seiner Conversion, die unter dem Titel: „Ueber Protestantismus und Katholizismus, oder Darlegung der Gründe, die einen Protestanten bewogen, zur katholischen Kirche zurückzukehren. In drei Briefen von J. Probst" (Speyer 1827) erschien, und wenige Jahre nachher eine zweite Auflage erlebte[1]. Dieser letzteren ist ein Schreiben an einen reformirten Geistlichen vorgedruckt, der seine Schrift gelesen und sie, obschon er aufrichtig gesteht, durch dieselbe von manchen Vorurtheilen gegen die katholische Kirche zurückgebracht worden zu sein, im Ganzen und Großen, wie leicht begreiflich, nicht billigte, noch weniger aber den Schritt, der sie hervorgerufen. Wir wollen aus derselben einige Stellen hervorheben. „Auf Ihre Haupteinwendung," schreibt der Neophyt, „die mir alle bessergesinnten Protestanten ebenfalls auch gemacht haben: „daß ich als reformirter Christ, auch wie hundert und tausend Andere, fromm und christlich hätte leben und der Religion nützlich sein können, ohne die Form und Hülle zu ändern. Wir seien ja in der Hauptsache Eins; das apostolische Glaubensbekenntniß sei Grundlage des Glaubens sowol für die Protestanten, wie für die Katholiken; ein unsichtbares Band der Liebe verbinde alle Herzen mit einander, die ihr Heil unter dem Kreuze auf Golgatha suchen, wenn dieselben auch in unbedeutenden Nebendingen von einander abweichen u. s. w." erwidere ich Ihnen, daß ich allerdings zugebe, daß viele Protestanten ein eingezogenes, frommes und, wenn man will, christliches Leben führten und noch führen, und die auch die Ueberzeugung haben mochten, daß sie in der Einen wah-

[1]) Dieselbe erschien 1830 zu Luzern und ist im Buchhandel vergriffen.

ren Religion lebten. Dies ist aber noch lange kein Grund, ein die Wahrheit suchendes Gemüth abzuhalten, in den Schooß der Mutterkirche zurückzukehren, von der es die gewisse Ueberzeugung erlangt hat, daß sie die allein wahre und rechtmäßige Kirche und die Aufbewahrerin aller Lehren, wie die Ausspenderin aller Wolthaten und Geheimnisse unsers göttlichen Erlösers ist. Denn hätten jene frommen Seelen sich davon überzeugen können, oder sich überzeugen wollen, so wären sie ganz gewiß nicht in einer Kirche geblieben, die den Namen der allein wahren nicht verdient, sondern sie hätten sich in die Gemeinschaft der Kirche begeben, in der nicht nur zu jeder Zeit viele gute und fromme Menschen lebten und immer leben, sondern aus der wahre Ideale der christlichen Tugend und Vollkommenheit hervorgegangen sind und noch immer hervorgehen, deren Frömmigkeit nicht bloß in tändelnden und süßlichen Gefühlen, sondern in der That und Wahrheit bestund, und die auch oft mit hoher, bewunderungswürdiger Gelehrsamkeit aufs Schönste verschwistert war. Wo sind jene ausgezeichneten Helden in den protestantischen Confessionen, die für die Wahrheit der Religion mit edler Freudigkeit und Standhaftigkeit die größten Martern ertragen und oft ihr Blut und Leben mit außerordentlicher Gelassenheit und Hingebung aufgeopfert haben? Wo sind jene Lehrer in den protestantischen Confessionen, die nicht nur durch ihre Lehren, sondern auch durch ihre Thaten zeigten und es auf eine unwidersprechliche Weise bewiesen, daß sie vom Geiste Gottes ganz erfüllt und durchdrungen waren? Was sind alle jene protestantischen Frauen und Jungfrauen gegen eine heilige Theresia? Ich bitte Sie, Wolehrwürdiger Herr, hierüber nachzudenken. —"

„Ferner glaube ich nicht, daß ich bloß die Form und Hülle geändert habe: denn, wenn wir auch in der Hauptsache, wegen der heiligen Dreieinigkeit, der Erlösung durch Christum u. s. w. einig sind, so sind doch noch gar manche nicht unwichtige Punkte, die zwischen uns eine wesentliche Scheidewand bilden. Was nun das apostolische Glaubensbekenntniß anbetrifft, so findet man zwar dieses bei ihnen als ihres Glaubens Grundlage angegeben, und vor alten Zeiten galt es auch als ein symbolisches Buch. Allein wenn man die Sache genau prüft, so verwerfen sie den 9. Artikel desselben: ich glaube an eine allgemeine Kirche; denn daß weder die reformirte, noch die lutherische, noch die anglikanische, noch die quäkerische Kirche u. s. w. eine allgemeine sei, wird gewiß Niemand von diesen

Religionsparteien behaupten. Nur der Katholik kann mit voller Ueberzeugung sagen: ich glaube an eine allgemeine christliche Kirche. Nehmen Sie dazu Ihre Zuflucht: Die Kirche sei unsichtbar (ecclesia invisibilis), so möchte ich Sie fragen: wozu war dann die Reformation nothwendig? ja wie war eine Reformation möglich? — Alle Sekten, die sich christlich nennen, glauben an die Erlösung durch Jesum Christum; auch der Socinianer findet einigermaßen, um Ihren Ausdruck beizubehalten, sein Heil unter dem Kreuze auf Golgatha. Wenn wir gerade und aufrichtig sein wollen, wenn es uns recht darum zu thun ist, zu wissen, ob der Protestantismus in seiner weiteren Ausdehnung, oder die katholische Kirche das große allgemeine und heilige Institut ist, das der Sohn Gottes selbst zum Heile der Menschen vor 1800 Jahren gestiftet hat, denn beide zugleich können es unmöglich sein: so dürfen wir nur 1) an dem Faden der parteilosen Kirchengeschichte von ihrer Entstehung an — hinauf bis auf unsere Zeiten schreiten, ganz vorzüglich aufmerksam von da bis zum Elementarzustande des Christenthums zurückgehen und jedes Jahrhundert fragen, was und wie es geglaubt habe; 2) eine allgemeine und genaue Prüfung mit den Lehren und Gebräuchen der katholischen Kirche anstellen — allen Vorurtheilen entsagend, mit redlichem Herzen trachten, dieselbe kennen zu lernen. Der unbefangene und Wahrheit suchende Forscher wird zu dem wichtigen Resultate kommen, daß außer einigen Häretikern, die die Protestanten auch als solche erkennen und erkennen müssen, Niemand den Lehrbegriff der katholischen Kirche, insofern dieser von der protestantischen abweicht, angegriffen habe, bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Ja daß selbst Luther im Anfange weit davon entfernt war, einen Glaubensartikel zu verwerfen, daß er aber in der Folge durch Leidenschaft, Ehrgeiz, Rachsucht u. s. w. verleitet wurde, in Verbindung mit seinen Gehilfen das als Aberglauben, Abgötterei und Menschensatzungen zu verwerfen, was sonst immer in der christlichen Kirche als wahr und göttlich war geglaubt worden, und was sowol aus der heiligen Schrift, als aus der kirchlichen Tradition bewiesen werden kann, und immer bewiesen worden ist. Man darf nur, die Ursachen und die Nothwendigkeit einer Reformation im 16. Jahrhundert erwägend, dieselbe an und für sich in ihrem wahren Lichte und ihrer eigentlichen Gestalt und Entwickelung betrachten, um sich vollkommen zu überzeugen, daß, obgleich der Zweck im Anfange gut und löblich war, nicht göttliches Walten, sondern menschliche Schwachheiten und Thorheiten in jener merkwürdigen

Epoche sichtbar sind. Man darf das Thun und Treiben der Reformatoren nur einfach darstellen, man darf nur ihre Ansichten, ihre gegenseitige Stellung und ihre Widersprüche, mit Einem Worte, man darf sie nur selbst reden hören und handeln sehen, um sonnenklar einzusehen, daß Gott sie unmöglich zu Stützen seiner bedrängten und fallenden Kirche und zu Wiederherstellern des wahren katholischen Glaubens erwählt haben kann. Man darf sich nur die damalige religiöse und politische Lage der Dinge vorstellen, dann wird die Verwunderung schwinden, daß die Reform so viele und schnelle Fortschritte gemacht hat, und daß viele Fürsten ihr ein geneigtes Ohr schenkten. Man darf nur die Mittel betrachten, mit der man der Reform Eingang zu verschaffen suchte, und siehe! man wird finden, daß es nicht die Kraft des Evangeliums war, die so Viele bewog, den alten Glauben der Väter zu verlassen, und dem Bibelglauben, dem man jede beliebige Form und Deutung geben konnte, anzuhangen; daß nicht wegen der göttlichen Kraft des Evangeliums der Reformator Karlostad zuerst die große Heldenthat verrichtete und sich — verehlichte: daß so viele Priester das geistliche Gewand auszogen und die Mönche ihre Kutten wegwarfen. Man darf die allmählige Entwickelung und Bildung des Protestantismus, seine Veränderungen, seine Negationen, seine wirkliche Gestaltung, seine außerordentliche Zersplitterung in zahlreiche Sekten, die immer mehr steigende Uneinigkeit und den Geist des Widerspruchs nur im Allgemeinen betrachten, um sich vollkommene und überzeugende Gewißheit zu verschaffen, daß Jesus unmöglich eine solche Kirche habe stiften können, die immer nach Willkür umgestaltet und perfectionirt werden könne, sondern daß seine Kirche allgemein (katholisch), einig, heilig und apostolisch sein, und diese Merkmale charakteristisch an sich tragen müsse. Man darf also, mit Einem Worte, nur diese einfachen Untersuchungen und Betrachtungen anstellen, um sich völlig zu versichern, daß der eigentliche Protestantismus nicht aus Gott, sondern von Menschen stamme, wenn auch gleich viel Wahres, Schönes und Gutes in demselben herrschen mag, welches man jedoch in der katholischen Kirche auch nicht vermißt, sondern dieses Wahre, Schöne und Gute, welches man dort sieht, findet man hier noch vollkommener und in einem höhern Grade."

„Stellt man aber mit den Lehren und Gebräuchen der Kirche, der ich nun anzugehören das Glück habe, eine genaue und redliche Prüfung an, will man sie aus wahrhaft katholischen und nicht aufge-

klärten Schriftstellern, nicht aus unzuverläßigen und abgeschmackten Legenden und beengten Lehrbüchern, noch aus protestantischen Schriften kennen lernen; so werden die Vorurtheile nach und nach schwinden, und man wird mit Hilfe des göttlichen Lichtes die katholische Kirche bald als die wahre, von der Jesus der Grund und Eckstein und das ewig unsichtbare Oberhaupt ist, erkennen. Man wird schon durch obige Untersuchung einsehen, wie die Kirche von ihrem ersten Beginnen durch alle Jahrhunderte so außerordentlich besorgt war, ihre heiligen Lehren gegen die Angriffe der Irrlehrer zu verwahren und muthig zu vertheidigen, und überhaupt ein wachsames Auge auf alle Neuerungen und Häresien zu haben. Von ihrer Entstehung an war, wie uns die Geschichte genugsam zeigt, Kampf von Innen und Verfolgung von Außen ihr Loos, und doch besteht sie noch immer und wird nach der Verheißung ihres göttlichen Stifters bestehen bis an der Welt Ende...."

„... Sie warfen mir vor, daß ich in meinen Briefen mich harter und liebloser Ausdrücke, die der Nächstenliebe völlig zuwiderlaufen, bedient und mit Stolz und Anmaßung mir Urtheile über Männer erlaubt habe, die weit über mir stehen... Es thut mir sehr leid, daß ich mit meinen Ausdrücken manches Gemüth beleidigt und erbittert habe, denn dieses ist gewiß nicht meine Absicht gewesen. Ich habe mich nun in dieser zweiten Auflage meines Werkchens bemüht, alle beleidigenden Ausdrücke soviel als möglich zu vermeiden, wie mich auch der Urtheile über protestantische Theologen zu enthalten oder zu mäßigen, nachdem ich ihre Glaubensmeinungen oder vielmehr ihre Glaubensneigungen, die man ja hoffentlich wissen und kund thun darf, angeführt habe... Lesen Sie aber, Wolehrwürdiger Herr, die Schriften, welche Ihre Glaubensbrüder gegen unsere Kirche schreiben, dann werden Sie sich wahrhaftig mehr als genügend überzeugen, daß jene Herren, alle Nächstenliebe beseitigend, unsere Kirche mit Härte, Lieblosigkeit, Erbitterung und Schmähung behandeln und noch überdies, ihre Lehren verdrehend, ihr die ungereimtesten Verleumdungen aufbürden — ihr Lehr- und Glaubenssätze unterschieben, die eher heidnisch oder mahomedanisch als katholisch sind, und die die Kirche selbst verabscheut. Die Protestanten machen zwar immer ein Weites und Breites von der Toleranz, sie reden erstaunlich viel von christlicher Duldung, Schonung, Liebe u. s. w.; allein wenn es gegen die katholische Kirche abgesehen ist, dann tritt an die Stelle jener Tugenden Beschimpfung,

Schmähung, Lästerung und Verleumdung, was fast aus sämmtlichen Schriften bei Anlaß des Reformationsjubiläums und andern ähnlichen polemischen Werken nur zu deutlich hervorgeht. . ."

Zum Schlusse bekennt er, wie sehr glücklich er sich fühle, seit er in den Schooß der Kirche getreten. „Ich suchte früher Ruhe und Freude in der Welt — und fand sie nicht. Ich suchte die Wahrheit bei den Weisen dieser Welt und bei den Gottesgelehrten, die das protestantische Deutschland am höchsten preiset, und siehe! ich fand Widersprüche, offenbare Schriftverdrehung, Abneigung, Entstellung der Wahrheit. Ich wandte mich alsdann mit heißem Durste nach Licht und Wahrheit zu den sogenannten Pietisten und Mystikern, die die Welt verachtet und als trübsinnige Schwärmer behandelt, und suchte bei ihnen das Kleinod auf, welches zu erlangen oder nach welchem zu streben jedes Christen Pflicht und Schuldigkeit ist. Ich fand da viel Schönes, Wahres und Gutes, allein das Innerste meiner Seele ward doch unbefriedigt und wurde oft tief betrübt, wenn es auch da so oft und so viele bloße Gefühle und Empfindungen, die das Christenthum unmöglich ausmachen können, einseitige, oft lächerliche Schrifterklärung, und was noch schmerzlicher ist, Lieblosigkeit und — Scheinheiligkeit entdeckte. Durch sonderbare Führung wurde ich gleichsam angetrieben, das, nach welchem ich so lange vergebens forschte, in der katholischen Kirche aufzusuchen, gegen die ich nie eine solche Abneigung hatte, wie es gewöhnlich bei den Protestanten der Fall ist. Obgleich ich Alles las, das mir zu Gesichte kam, was wider die Kirche geschrieben wurde: so wurde doch hier der Hunger meiner Seele und der Durst meines Geistes nach vielen Prüfungen und Leiden vollkommen gestillt. Mögen nun auch Stürme über mich losgehen, mögen Widerwärtigkeiten mit eiserner Hand in meinen Lebensgang eingreifen; ich werde immer ruhig bleiben, alle Angriffe zerschellen an dem Panzer meines Glaubens, der mich wahrhaft glücklich gemacht und mir den Frieden gegeben hat, den die Welt nicht geben kann. Wer die katholische Kirche in ihrem Grundwesen kennt, wer das Wesentliche von dem Minderwesentlichen zu unterscheiden weiß, ohne Beide von einander loszureißen, der freut sich gewiß von Herzen Katholik zu sein und wünscht, daß noch viele Nichtkatholiken w a h r e Katholiken werden möchten. Dazu aber ist ein anmaßendes Forschen und ein unzeitiger Eifer nicht hinreichend — dazu gehört ein demüthiges Herz und Licht

und Kraft von Oben; denn immer bleibt die große Wahrheit: Fides est donum Dei. [1])"

Nachdem sich Probst ein halbes Jahr in Pfirdt aufgehalten, lernte ihn der damalige Bischof von Straßburg, v. Trévern, bei Gelegenheit einer Firmungsreise kennen und liebgewinnen, so daß er ihm den Vorschlag machte, in die neuerrichtete theologische Anstalt zu Molsheim, unweit Straßburg, zu treten und einen regelmäßigen Cursus der Theologie durchzumachen. Mit Freuden nahm Probst diesen Vorschlag an. Die Anstalt, an der damals der gegenwärtige Bischof Räß von Straßburg als Lehrer wirkte, zählte im Ganzen 12 bis 14 Alumnen, von denen die meisten schon Priester waren und ihre Studien im bischöflichen Seminar zu Straßburg gemacht hatten. Probst fühlte sich in dem freundlichen Molsheim bald recht heimisch und zählte seinen Aufenthalt daselbst zu der glücklichsten Zeit seines Lebens. Sein hochwürdiger Gönner, Bischof Trévern, gab sich Mühe für ihn, der, wie schon bemerkt, in seiner Jugend den rechten Arm verloren hatte, Dispens zum Empfang des Presbyterats in Rom zu erwirken, allein wiederholte Versuche mißlangen, und unser Alumne mußte sich mit den untern Weihen begnügen, wobei er aber doch in der Folge das Priesteramt ausüben konnte. Er bekleidete auch wirklich nach seinem Austritte aus dem Seminar in Molsheim sogleich eine Predigerstelle an der Wallfahrtskirche zu Tavis Epis unweit Colmar, und war auch dabei als Prediger und Katechet in den benachbarten Pfarreien thätig. Nach der Juli-Revolution des Jahres 1830 aber verließ Probst Frankreich und ging nach der Schweiz zurück, wo ihm der Bischof von Chur eine Stelle als Professor in seinem Seminar anbot. Durch eigenthümliches Zusammentreffen von Umständen aber schloß er sich an den in der katholischen Schweiz wolbekannten P. Franz Sales Brunner, einen ehemaligen Benedictiner der Abtei Maria-Stein im Kanton Solothurn, an, errichtete in Verbindung mit diesem auf dem Schlosse Lövenberg bei Ilanz in Bünden eine Erziehungsanstalt für Knaben, die schnell aufblühte und die Aufmerksamkeit der katholischen Erziehungsbehörde in Graubünden auf sich zog. Hier beginnt die eigentliche pädagogische Laufbahn Probsts. Die jungen Romanen lernten ungemein

---

[1]) Wir verweisen für das Weitere auf die Schrift selbst, die unstreitig zu den vorzüglicheren ihrer Art gehört, so gediegen, freimüthig und schonend sind die Gegenstände behandelt, die darin erörtert werden.

schnell deutsch und machten auch sonst erfreuliche Fortschritte; die Unbeständigkeit des P. Brunner aber und ein vielleicht übertriebener Religionseifer desselben waren jedoch Ursache, daß die zu den schönsten Hoffnungen berechtigte Anstalt sich bald auflöste und das Schloß Lövenberg einer andern Bestimmung anheimfiel.

Zu jener Zeit dachte man im katholischen Bünden ernstlich daran, das Schulwesen zu verbessern und eine Kantonsschule zu errichten. Das geschah, die Anstalt kam in die alte ehrwürdige Abtei Disentis, der Wiege der bündnerischen Freiheit, und Probst erhielt den Ruf als Rektor derselben, den er nach manchen Bedenklichkeiten annahm. Es war allerdings keine leichte Sache, auf Grund einer äußerst mangelhaften alten Klosterschule eine Anstalt zu errichten, die den Bedürfnissen der Zeit entspräche. Doch gelang es dem rüstigen, unverdrossenen und unermüdlichen Streben des neuen Rektors, unter großen Schwierigkeiten und Hindernissen ein vollständiges Gymnasium mit Realschule und Lehrerseminar ins Leben zu rufen, was von dem damaligen Erziehungsrath dankbar anerkannt ward. Fünf volle Jahre leitete Probst diese Anstalt, in der ein wahrhaft katholisch-christlicher Geist herrschte, und die dann nach Chur verlegt und zum großen Leidwesen der gläubigen Katholiken mit der protestantischen Kantonsschule vereinigt wurde. Wie sehr die Thätigkeit des Rektors in Anspruch genommen war, geht daraus hervor, daß er die verschiedensten Doctrinen, wie Religion, Geschichte, Mathematik, deutsche und französische Sprache und Literatur vortrug.

Im Frühjahr 1838 siedelte Probst nach Rorschach am Bodensee über und errichtete daselbst eine Erziehungsanstalt, die in kurzer Zeit aufblühte und auch von auswärtigen Zöglingen besucht ward. Es war dies die Glanzperiode von Probsts pädagogischem Wirken. Seinen Schülern, die meistens in dem herrlich gelegenen ehemaligen Kloster Mariaberg wohnten, war er nicht blos Lehrer, sondern auch Vater, Freund und Rathgeber, und wußte sich ihre Liebe und Dankbarkeit zu erwerben, wovon er noch späterhin mannichfache Beweise erhielt. Dabei war er als Prediger und Katechet thätig, und wurde namentlich in der Pfarrkirche von Rorschach gern gehört. Sieben Jahre leitete er die Anstalt, bis sie dem Radikalismus zum Opfer fiel, worauf er, nach einem kurzen Aufenthalte in Rapperswyl, einem sehr ehrenvollen Rufe des Erzbischofs von Cincinnati, Dr. Purcell, folgte. In Cincinnati eröffnete sich dem thätigen Manne ein neues und großes Feld für seinen

Eifer. Er wirkte eine Zeitlang als Hilfsgeistlicher an der Philomena-Kirche, redigirte ein deutsches katholisches Blatt und trat dann als Professor der Theologie in das bischöfliche Seminar in Cleveland.

Auch hier arbeitete Probst zum großen Segen Vieler, erwarb sich das unbedingte Vertrauen seiner geistlichen Obern, lehrte Dogmatik, Moral und Homiletik, predigte in deutscher, französischer und englischer Sprache und fühlte sich in diesem seinem neuen Wirkungskreise so wol, daß er in demselben so lange als nur immer zu verbleiben gedachte. Gleichwol konnte er der Einladung des Abtes des Klosters Mariastein und dem damit wieder rege gewordenen Heimathsgefühl nicht widerstehen, und so kehrte er nach siebenjährigem Wirken in Amerika in sein Vaterland (1852) zurück. Auch der Wunsch, nach einem vielbewegten Leben in klösterlicher Ruhe und Abgeschiedenheit sein Leben zu beschließen, trug zu diesem Entschlusse nicht ein Geringes bei. Seine Erwartungen aber erfüllten sich nicht. Er fühlte sich unbehaglich, vielleicht mehr als das, und schon nach Verlauf eines Jahres verließ er Mariastein, um in Einsiedeln die bescheidene Stelle eines Real- oder Sekundarlehrers anzunehmen. Nachdem er 3½ Jahr dieselbe bekleidet hatte, zog er sich nach dem freundlichen Zug zurück, wo er zurückgezogen den Wissenschaften lebt.

Außer seiner Conversionsschrift hat er noch andere Schriften veröffentlicht, Jugendschriften, Andachtsbücher, Lehrbücher; vor allen aber ist sein letztes Werk: „Eusebia, ernste Betrachtungen über die tiefen Wahrheiten der christlichen Religion“ (Augsb. 1864), hervorzuheben, das in Deutschland und der Schweiz von katholischen Kreisen freudig begrüßt wurde. Mit den Worten des Verfassers am Schlusse des Werkes: „Möge jeder aufmerksame Leser der Eusebia Licht in geistiger Finsterniß, Lösung in gewissen Zweifeln, Belehrung über die wichtigsten Angelegenheiten des innern Lebens, Erbauung in ernsten stillen Stunden, Trost in Leiden und Widerwärtigkeiten und Beruhigung für seine tiefbewegte Seele gefunden haben. — Ist dieses der Fall, geneigter Leser, so hätte ich nun auch eine Bitte an Dich zu stellen, nämlich meiner, auch wenn ich nicht mehr unter den Sterblichen walle, in heiliger Liebe und frommer Fürbitte eingedenk zu sein, damit diese stets zu betrachtenden Heilswahrheiten nicht bloß Dir und allen Lesern, sondern auch mir zum Heile dienen,“ schließen auch wir unsere Skizze. Den darin ausgesprochenen frommen Wunsch wird wol kein Leser der „Eusebia“ ihrem würdigen Verfasser versagen.

Ludolf von Beckedorff.

Ludolf Beckedorff war geboren am 14. April 1778 zu Hannover, wo sein Vater als Staatsbeamter in schlichter Einfachheit lebte. Kaum 17 Jahre alt bezog er die Universität Jena, um sich dem Studium der Theologie zu widmen, welches er jedoch zu Göttingen mit dem der Arzneikunde vertauschte, in welcher er 1799 die Doctorwürde erhielt. Gleichzeitig aber lag er aus besonderer Vorliebe philosophischen und pädagogischen Studien ob, die ihn auch vermochten, sich praktisch der Erziehungskunst hinzugeben. Im Jahre 1810 wurde er Erzieher des jetzigen Kurfürsten von Hessen und von 1811 — 1818 Führer des Erbprinzen von Anhalt-Bernburg.

Nach den Befreiungskriegen entstanden unter den deutschen Studirenden große Bewegungen, deren Verirrungen Beckedorff zu der Ausarbeitung seiner Schrift: „An die deutsche Jugend über der Leiche Kotzebues" anregten, einer Schrift, die großes Aufsehen machte[1]) und zu seiner Berufung in den preußischen Staatsdienst Anlaß gab. Im Jahre 1819 wurde er Geheimer Oberregierungsrath am geistlichen Ministerium und mit dem Departement des Volksschulwesens betraut. Seine hervorragenden Fähigkeiten, verbunden mit Hochherzigkeit und Liebenswürdigkeit des Charakters, erwarben ihm nicht bloß das vollkommene Vertrauen des Ministers Altenstein, sondern auch die besondere Huld und Gnade Friedrich Wilhelm III.

Späterhin ward er zum Generalbevollmächtigten der Berliner Universität ernannt, wodurch ihm ein großer Wirkungskreis eröffnet

[1]) „Die Schrift ist nicht künstlich, aber voll edler und würdiger Gesinnungen, ins Herz greifend und im besten Sinne populär. Ich hoffe, daß selbst verhärtete Gemüther (deren wir auch bei uns nur zu viele haben) eine heilsame Erschütterung davon spüren werden." Gentz an A. Müller (Briefw. S. 283).

ward, wie er denn auch in der Entwicklung des preußischen Schulwesens, wie es sich unter Minister Altenstein zu großem Aufschwung erhob, einen bedeutenden Antheil hatte, was die von ihm von 1825 — 1829 herausgegebenen Jahrbücher des preußischen Schulwesens bekunden.

Durch diese pädagogischen Studien und Arbeiten wurde Beckedorff auch zu der Beschäftigung mit religiösen Fragen und auf das Gebiet des kirchlichen Lebens gedrängt. Zudem hatte er im elterlichen Hause eine religiöse Erziehung genossen und Gottesfurcht war in seinem Herzen tief eingewurzelt. Die Zerrissenheit auf kirchlichem Gebiete erfüllte ihn darum mit Schmerz, doch blieb er bei seiner demüthigen Gesinnung von jeder Bitterkeit, von jedem Streite entfernt, so daß er zuletzt in seiner Liebe zu Frieden und Eintracht oft sagte: „Ich bin nun einmal ein Fanatiker des Friedens." In diesem Sinne hatte er schon 1815 durch ein Schriftchen über „Kirchenvereinigung" die Pläne des Königs zur Vereinigung der Reformirten und Lutheraner in einer „evangelischen Landeskirche" oder „Union" und die liturgischen Vorarbeiten dazu gegen böswillige Angriffe siegreich und warm vertheidigt. Dadurch war er zum Studium des innern Lebens und der Ceremonien der katholischen Kirche gekommen, die ihm, während er tiefe Blicke in die Unsicherheit und Haltlosigkeit der protestantischen Grundanschauungen that, immer größere Achtung einflößten, in welcher ihn häufige Unterredungen mit dem als Schriftsteller bekannten Prediger an der französischen Kirche in Berlin, Ludwig Franz Theremin [1]), nur bestärkten. Diesem seinem Freunde gestand er, daß seinem Verstande, bei der Frage nach der von Christus gestifteten Kirche, nur die katholische als die rechte erscheine. Allein an die Schwelle derselben gelangt erschrack sein Herz vor den Consequenzen, die sein energischer und selbstverleugnender Sinn aus der Vollkraft solcher Verstandesüberzeugung thatsächlich folgern wollte, eine Erscheinung, die nichts Befremdendes hat, da wir sie bei unzähligen Individuen wiederfinden, die, wo die Gnade Gottes nicht eintritt, mit katholischen Ueberzeugungen an der Schwelle der Kirche stehen bleiben und in das Innere nicht zu gelangen vermögen, wie denn auch Beckedorff bezüglich der seiner Erkenntniß folgenden

[1]) Theremin (geb. 1783, † 1846) ist besonders durch seine in mehreren Auflagen erschienenen „Abendstunden" (Berl. 1845) in größeren Kreisen bekannt geworden.

Seelenkämpfe bekannte, daß ihm „der Schwung gefehlt, oder vielmehr die Gnade, demüthig einzugestehen, daß er bisher den Fels der Wahrheit anbohrte.“ Die Gnade Gottes aber waltete über ihn und leitete wunderbar seine Schritte.

Sein ältester Sohn Karl, sein Liebling, erkrankte so schwer, daß die Aerzte eines Abends bereits alle Hoffnung aufgaben. Der bekümmerte Vater wachte die Nacht hindurch. Früh um drei Uhr wollte er auf einem Sopha sich etwas Ruhe gönnen. Der Mond schien ihm dabei ins Angesicht, so daß er nicht einschlafen konnte. Darüber kommt er ins Nachdenken. Plötzlich fährt es ihm durch die Seele: Bringe Gott eine Gabe, vielleicht erkaufst du dir das längere Leben deines Sohnes! Gedacht — gethan! Er gelobt katholisch zu werden, wenn Gott ihm das Kind erhält und schlummert darauf hin ein. Als früh die Aerzte kommen, wundern sie sich, daß Karl nicht bloß noch lebt, sondern daß es scheine, als ob eine neue Krisis eingetreten sei. Und wirklich bessert sich der Kranke durch volle neun Tage. Der Vater freuet sich, denkt aber in der Aufregung nicht mehr an sein Gelöbniß, das ihm wie ein Traum durch die Seele gegangen war. Am neunten Tage zeigte sich Abends plötzlich eine Verschlimmerung mit seinem Sohne, die so rasche Folgen hat, daß noch in derselben Nacht der Tod eintrat. Nun trat die Erinnerung an das Gelöbniß vor die Seele des Vaters, aber mit solcher Gewalt, daß er den Schmerz über das eingetretene Unglück gar nicht beachtet, sondern sich hinsetzt und einen Brief an den König schreibt, worin er zugleich seinen Entschluß, katholisch zu werden, ausspricht. Um 9 Uhr früh war sein Brief schon in den Händen Friedrich Wilhelm III. Derselbe gab sich sehr viel Mühe, diesen Entschluß zu ändern, bis der Kronprinz, der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV. sprach: „Man schicke ihn zum Bischof Sailer, der mag prüfen und entscheiden.“ Zu diesem erleuchteten Kirchenfürsten, von welchem Beckedorff später äußerte, daß er in ihm zum ersten Male in seinem Leben einen Mann gefunden, dem man es ansah, daß er im Bewußtsein von der Gegenwart Gottes redete und handelte, hegte man höchsten Ortes ein ganz besonderes Vertrauen. Beckedorff reiste nach Regensburg und hatte bald eine Unterredung mit dem hochwürdigsten Bischofe. Derselbe gab ihm Bücher und erbat sich die Fortsetzung des Besuches für den folgenden Morgen nach der heiligen Messe um 6 Uhr. Zu dieser Zeit fand es Beckedorff im bischöflichen Palais schon, wie er es in seinen Kreisen zu Berlin kaum um 12 Uhr

bei den Familien seiner Bekannten geordnet und in voller Thätigkeit gefunden. Das that dem Neulinge im katholischen Leben außerordentlich wol. Die Besprechung wurde zur Erbauung, zur erwärmenden Andacht für das edle Herz, das bis dahin religiöse Durchwärmung noch nie wahrhaft verkostet hatte.

Beckedorff war gar nicht mit dem Gedanken, schon jetzt das Glaubensbekenntniß abzulegen, nach Regensburg gereist; nur zur Klarheit über sein Inneres wollte er daselbst gelangen. Bischof Sailer hatte ihm aber am dritten Tage einfach erklärt: „Morgen (4. Juni 1827) können Sie, wenn Sie wollen, in meiner Hauskapelle das Glaubensbekenntniß ablegen, dann beichten und communiziren — und da jetzt Pfingsten ist, werde ich Ihnen am Tage darauf das heilige Sakrament der Firmung ertheilen." Beckedorff war überrascht — nach Empfang dieser Gnaden aber innerlich so glücklich, daß er das Ereigniß sofort seinem Herrn und König kund that. Die Folge dieses Schrittes war: augenblickliche Entlassung aus dem Staatsdienste und zwar mit der Hälfte des einfachen Gehaltes, nachdem er vorher fast Alles für seinen Beruf, für sein Amt eingesetzt hatte. Trotz dieser unwürdigen Behandlung blieb sein Herz seinem bisherigen königlichen Gönner so dankbar, daß er sich auf dem letzten Krankenlager noch freute, als Katholik täglich ein besonderes „Vater unser" für denselben gebetet zu haben.

Ungern schied er von dem ihm lieb gewordenen Amte, und zog sich, noch im kräftigsten Mannesalter stehend, in tiefste Einsamkeit auf sein Rittergut Grünhof (bei Regenwalde in Hinterpommern) zurück, das früher der einst vielgenannten Familie von Bork mit einem gefürchteten Raubschlosse zugehört hatte, und nachmals in den Besitz seines Schwagers, des durch viele publizistische und nationalökonomische Schriften bekannten Herrn v. Bülow-Cummerow [1]) gelangt war, von welchem es Beckedorff durch Kauf an sich brachte. Hierher begab er sich mit seiner Familie, die noch protestantisch war, widmete sich mit der ganzen Energie seines Charakters dem Landbau und wurde da-

[1]) Die Wittwe desselben trat noch im Alter von 74 Jahren zur Kirche zurück, zu eben der Zeit, wo ihr Schwiegersohn als Mecklenburgischer Minister durch die bekannten Verfolgungen des Herrn v. d. Kettenburg die Katholiken betrübte. Sie, deren Sohn erster Ehe Katholik ist und in München eine segensreiche Thätigkeit ausübt, war dem Kloster zu Grünhof eine große Wolthäterin.

durch ein besonderer Segen für das Erwachen und Gedeihen landwirthschaftlichen Lebens in Hinterpommern, das von seiner Zeit an in der Cultur solche Anregungen erhielt, daß die Stände ihn zum Deputirten wiederholt wählten, obgleich er von Berlin aus amtlich nie bestätigt wurde. Für die Welt aber war er verschollen, so daß selbst die theilnehmendsten Freunde kaum erfahren konnten, was aus ihm geworden sei.

In geistiger Beziehung benutzte er seine unfreiwillige Muße zur Abfassung eines Werkes, welches dem in ihm selbst lebenden Geiste der Liebe entsprechend, unendlich viel Gutes gewirkt hat. Es sind dies seine berühmten „Worte des Friedens“ [1]), durch welche er seinen früheren Glaubensgenossen die Vorurtheile über katholische Lehren zu benehmen, deren richtiges Verständniß zu vermitteln und viel unnöthigen Haß und Hader aus den Gemüthern hinwegzuschaffen gewußt hat. „Würde alle Polemik in diesem Johanneischen Sinne geführt, sagt ein Beckedorff verwandter irenischer Geist [2]), so würden die herrlichsten Wirkungen nicht auf sich warten lassen. Die Liebe, die in diese Worte gelegt worden, mildert und schwächt nicht etwa durch Zugeständnisse die Wahrheiten, welche sie mittheilen will, sondern dieselbe bemäntelt die Fehler der Gegner oder deckt dieselben leise und mit schonender Hand auf. Sie sucht die Schuld derselben im Mißkennen und Mißhandeln der Wahrheit stets als möglichst gering erscheinen zu lassen. Beckedorffs ganze Schrift ist eigentlich nur ein Commentar und eine Ausführung des Satzes: „daß es bloß der Gehorsam gegen die Kirche und dieser Gehorsam allein es ist, der den Katholiken ausmacht und von andern Christen unterscheidet.“ Die betreffende Aeußerung bei Beckedorff lautet wörtlich so: „Wenn Jemand auch alle Lehren der Kirche für wahr hielte, wenn er zu diesen Lehren sich bekennte, und wenn er endlich auch die von der Kirche gegebenen Vorschriften befolgte, thäte aber alles dieses nicht aus unbedingtem Gehorsam gegen die Kirche, sondern weil er etwa auf andere Weise, durch Nachdenken und Forschung, sich überzeugt zu haben meinte, jene Lehren und Vorschriften seien wahr und weise; der wäre nicht katholisch.“ Diese Worte, so hart sie klingen,

---

[1]) An gottesfürchtige protestantische Christen. Worte des Friedens und der Wiederversöhnung. Weissenburg a. S. 1840 ff.

[2]) Ludw. Clarus: Simeon. Bd. 2. S. 373.

bezeichnen in der That das Grundprinzip des katholischen Glaubens, und geben den allein wahren Schlüssel zur Lösung des Räthsels, warum so viele von der katholischen Wahrheit durchdrungene Männer sich zu einem offenen Bekenntniß derselben nicht emporzuschwingen vermochten. Es ist aber der Mangel des Gehorsams, demzufolge alle ihre Connivenzen eben nur auf dem eigenwilligen Gutbefinden beruhen.

Von der Katholiken und Protestanten gemeinsamen Wahrheit ausgehend, daß Christus unser Erlöser ist, sucht er die Scheidewände zwischen beiden Religionsparteien zu beseitigen. Zu diesem Vermittleramt aber fühlt er sich aus dem Grunde geeignet, weil er aus eigener Erfahrung die Schwierigkeiten kennt, welche einem im Protestantismus aufgewachsenen gläubigen Christen für eine richtige Würdigung der katholischen Lehren und Institutionen im Wege stehen. „Sie, die im katholischen Leben aufgewachsen sind, äußerte er sich, können sich keinen Begriff davon machen, wie schwer es dem Protestanten wird, sich von seinen irrigen Anschauungen des Katholizismus los zu machen und auch, wenn er eine bessere Ueberzeugung gewonnen, den entscheidenden Schritt über die Schwelle der Kirche zu wagen und muthig zu bethätigen." So sei es auch ihm gegangen. Nun ist ihm aber die katholische Kirche das Reich der Wahrheit und der Liebe geworden, nicht der Wahrheit allein, sondern der Wahrheit und der Liebe. Die Rechtgläubigkeit allein macht nicht den katholischen Christen. Wahrheit ohne Liebe ist auch nicht mehr die volle Wahrheit, ist der Irrthum, die Ketzerei des Herzens. Wenn der Heiland Derjenigen, die viel geliebt hatte, viel vergab, „weil sie viel geliebt hatte", und wenn gewiß die Liebe dem unverschuldeten Irrthum einst vor dem ewigen Richter zu einem starken Schilde gereichen wird, so bedeckt dagegen die Rechtgläubigkeit den Mangel der Liebe so wenig, daß dieser dadurch nur um so verdammlicher wird. „Wenn ich die Sprachen der Menschen und der Engel redete, aber die Liebe nicht hätte, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich die Gabe der Weissagung hätte, und wüßte alle Geheimnisse und besäße alle Wissenschaft, und wenn ich allen Glauben hätte, daß ich Berge versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts." Diese Worte des heiligen Paulus sind der Stern gewesen, der Beckedorff in seinem ganzen Leben vorangeleuchtet, und das Prinzip, das er in seinem Buche zu verwirklichen sich bestrebte.

Mit ungemeiner Klarheit, aber eben so großer Ruhe führt er

seine Aufgabe in der Beantwortung der vier Fragen durch: Was ist die katholische Kirche? Was ist die heilige Schrift? Was ist Glaube und was sind Werke? Was ist Freiheit und was ist Gehorsam? Die Fragen beantwortet er mit meisterhafter Bündigkeit, Einfachheit und Klarheit. So stellt er das Verhältniß des Glaubens zu den Werken sehr einleuchtend so dar: Der Glaube, als ein Akt des Willens, ist eine That, also selber ein Werk. Es ist ein Akt des Gehorsams, der Unterwerfung des Geistes, wie die Werke Akte der Unterwerfung der äußerlich wirkenden Kräfte sind. Der Gehorsam aber ist es, worauf von jeher Alles ankam. Wie der Gehorsam es ist, durch welchen Adam und in ihm das ganze Menschengeschlecht gefallen ist, so ist es der Gehorsam, durch den allein die gefallene Menschheit wieder erhoben und hergestellt werden kann. „Der Gehorsam, heißt es (S. 90.), ist es, welchen Gott um des vollkommenen Gehorsams und der Verdienste Jesu Christi willen uns aus Gnaden als Verdienst anrechnen will. Dieser Gehorsam aber ist eine vollkommene Unterwerfung des eigenen Willens unter den Willen Gottes. Eine vollkommene Unterwerfung! Also eine Unterwerfung des ganzen Willens, sowol desjenigen, der die Erkenntniß, als desjenigen, der die Handlung bestimmt, also sowol des Glaubens wie der Werke." Wahrhaft glänzend ist der Beweis durchgeführt, daß die wahre Freiheit nur im vollen Gehorsam der Kinder Gottes, d. h. in der gänzlichen, durch die Liebe vermittelten Vereinigung des menschlichen Willens mit Gottes Willen zu suchen sei. An diese Erkenntniß aber knüpft sich für den Unbefangenen von selbst die Schlußfolgerung, daß als Heilsanstalt nur eine Kirche gedacht werden könne, die den Menschen Gehorsam lehrt; nicht aber eine solche, die überall, im Gebiete der Erkenntniß wie des Willens, gerade das Gegentheil, das Protestiren, zum Prinzip ihres Bestehens und Wirkens gemacht hat.

Im zweiten Worte faßt er nochmals in Kürze zusammen, was er früher über die Nothwendigkeit und die Kennzeichen der von Christo gestifteten Kirche gesagt, kommt dann auf die verschiedenen Vorwürfe zurück, die derselben von Seite der Protestanten gemacht zu werden pflegen, und unternimmt es nun, diese Vorwürfe, einen nach dem andern zu entkräften, indem er theils die katholische Lehre und Disciplin über die verschiedenen Punkte, die sie betreffen, in ihrer Reinheit darstellt, theils die entgegengesetzten Ansichten der Protestanten in ihrer Unhaltbarkeit nachweist. So erörtert er denn die Lehre vom Ablaß,

vom Fegfeuer, von der Buße, geht dann über zu den Sakramenten der Lebendigen, der Firmung, der Ehe, der heiligen Oelung und der Priesterweihe und schließt mit der Lehre vom Sakrament des Altars und dem heiligen Meßopfer. Im dritten und letzten Worte handelt er von der Verehrung der Heiligen, vor Allen der allerseligsten Jungfrau Maria, der Reliquien und der Bilder, von den kirchlichen Gebräuchen und Festen, den Prozessionen und Wallfahrten, dem Zeichen des heiligen Kreuzes, vom Weihwasser, von den mancherlei Segnungen und der lateinischen Sprache beim Gottesdienst, von dem heiligen Rosenkranze, von dem Pabste und der Hierarchie, von dem Cölibate, den Klöstern und geistlichen Orden. Wie er schon im ersten Worte die widersprechenden Ansichten über die Freiheit als den Fundamentalpunkt des Gegensatzes zwischen Katholiken und Protestanten sehr richtig bezeichnet hat, so geht er in den beiden andern eben so consequent als geschickt überall darauf aus, das Bewußtsein der Freiheit in unsern Gegnern zum Zeugniß aufzurufen für die Wahrheit der katholischen Lehren und gegen die Voraussetzungen des Protestantismus. „Ich hoffe", so ruft er seinen früheren Glaubensgenossen zu, „auf diese Weise alle diejenigen von euch, die mit uns Katholischen das Bewußtsein der Freiheit des Willens theilen, wenigstens davon zu überzeugen, daß für sie kein verständiger Grund vorhanden ist, solchen Meinungen, die auf die Verneinung der Freiheit, als auf ihr einziges Fundament sich stützen, den Vorzug zu geben vor denjenigen Lehren, die ausdrücklich von der Behauptung der Freiheit ausgehen und sie mit strengster Consequenz festhalten. Wenn es mir gelingt, nachzuweisen, daß wirklich alle Verschiedenheiten unserer Ansichten sich auf jene Fundamental-Differenz zurückführen lassen, und daß also alle von euch bestrittenen Lehren und Einrichtungen unserer Kirche nur dadurch wirklich angefochten werden können, daß die Freiheit des Willens und Entschlusses abgeläugnet wird, wenn mir dieses gelingt, dann können unmöglich diejenigen, welche diese Freiheit nicht läugnen, sondern anerkennen, in einem Widerstreite beharren wollen, dem aller Grund benommen ist." — Es gehört dieses Buch Beckedorffs zu den gelungensten, populären Apologien der katholischen Kirche, und ist bereits wiederholt neu aufgelegt worden. —

Mittlerweile war der seitdem auch dahingeschiedene König Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung gelangt, der Beckedorff von jeher hoch schätzte. Gleich bei der Huldigung im Jahre 1840 erhob er ihn in Anerkennung seiner großen Verdienste in den Adelstand und ernannte

ihn zum Präsidenten des Landes-Oekonomie-Collegiums, in welcher Stellung er sich abermals die größten Verdienste erwarb, die durch vielfache Auszeichnungen anerkannt wurden. Wir übergehen jedoch diese Seite seines Wirkens und wollen nur hervorheben, in wiefern er sich um die katholische Kirche verdient gemacht.

In seinem Schlosse Grünhof hatte er eine kleine Hauskapelle errichtet, worin ein Kaplan, von Roccum, aus Cleve vom September 1828 ab durch drei Jahre die heilige Messe las, ohne weiteren Gottesdienst zu halten. Drei Söhne und zwei Töchter erhielten von ihm katholischen Religionsunterricht. Von andern Katholiken in Hinterpommern war damals keine Rede. Durch die folgenden zwanzig Jahre kam jährlich zweimal ein Priester aus Stettin nach Grünhof, und da er einmal auf der Reise erkrankte, sah die katholische Familie, denn auch die Gattin war inzwischen katholisch geworden, ein ganzes Jahr keinen Priester. Da erbat sich Herr v. Beckedorff von dem hochwürdigen Fürstbischof von Breslau einen Hausgeistlichen, und als sich nun die Katholiken um Grünhof zahlreicher sammelten, baute er eine Kapelle über die Gruft, in welcher er einst zu ruhen gedachte. Nun aber ging ihm das Elend der Katholiken betreffs der religiösen Erziehung der Kinder zu Herzen. Er dachte an einen Sammelpunkt für dieselben und bestimmte hierzu eine Zuckerfabrik, die er aus Spekulationszwecken erbaut hatte, ihm aber aus verschiedenen Ursachen zur Last war. Die Anstalt wurde der Leitung von barmherzigen Schwestern übergeben, und bald stieg die Zahl der aufgenommenen Kinder auf 38, während noch sehr viele aus Mangel an Raum und Mitteln abgewiesen werden mußten. Hierbei zeigte es sich, daß kaum ein Dorf war, wo nicht ein katholischer Dienstbote, Handwerker oder Beamter gewesen wäre, der wieder katholisch leben wollte. Da wurde das Fabrikgebäude einer innern Umgestaltung unterworfen und in ein schönes stattliches Kloster (St. Aloysius-Stift) umgewandelt, das, mit einem Priester, einer Schule und Communikanten-Anstalt, einen Centralpunkt für das katholische Leben in Hinterpommern abgibt und von immer größerer Wichtigkeit wird. Im Jahre 1864 wurden in demselben 75 Kinder verpflegt.

Fast 80 Jahre alt starb Beckedorff am 27. Februar 1858.

Zur Vervollständigung vorstehender Skizze theilen wir aus dem Briefwechsel zwischen Gentz und Adam Müller folgende ihn betreffende Stelle aus einem Briefe des Letzteren vom 10. Juli 1848 mit: „Der

1818?

Ueberbringer dieses Schreibens an Sie, mein verehrter Freund, ist Hofrath Beckedorff, Gouverneur des Erbprinzen von Anhalt-Bernburg und Sohn der bekannten Mistreß Beckedorff, Kammerfrau und Faktotum der Königin von England, einer Ihrer ältesten Verehrer, der seinen Herrn, den Herzog von Anhalt-Bernburg, hauptsächlich deshalb zu begleiten gewünscht hat, weil er aus den Zeitungen erfahren, daß Sie mit dem Fürsten nach Karlsbad kommen würden. In klassischer Richtung des Geistes, an Adel und Vornehmigkeit der Natur, an Denk- und Redeweise Ihnen ähnlich, von den „allervortrefflichsten Grundsätzen", ein Gentleman in jeder Nerve, verdient er Ihre Beachtung, als Ihr aufrichtiger und uneigennütziger Bewunderer, Ihre Protection. Daß er mir von Herzen ergeben und sein Umgang meine einzige wahre Zuflucht in hiesiger Gegend ist, soll zu seinen Ansprüchen auf Ihren gütigen Empfang nichts hinzufügen, sondern nur meine Empfehlung entschuldigen, da er ohne mich von Ihnen bemerkt und ausgezeichnet werden würde. Seine Freundinnen, Frau von Berg und Gräfin Voß, denen ich seine Bekanntschaft verdanke, hatten im Jahre 1840 mich ihm, als Ihren Freund empfohlen; so haben Sie also sein erstes Interesse für mich veranlaßt, und ich gebe Ihnen gegenwärtig nur zurück, was ich von Ihnen empfangen habe. Daß er ausgezeichnet gut schreibt und Verfasser einiger trefflicher Schriften ist, will ich gar nicht in Anschlag bringen . . ." —

Beckedorffs Frömmigkeit ist auf seine Kinder übergegangen. Einer seiner Söhne, der als preußischer Major zu Cleve steht, war es, der während des letzten Feldzuges in Schleswig-Holstein kurz vor einem Gefechte beichten wollte und zum Beichtstuhl-Pult den Säbel in die Erde steckte. —

Vier Wochen später als Beckedorff trat ein vornehmer Herr aus den Niederlanden zur katholischen Kirche über. Es war dies:

Graf Bernhard Wilhelm von Limburg-Styrum.

Geboren 1795 zu Arnheim in Geldern (Niederlande) hatte er sich früh schon zur katholischen Kirche hingezogen gefühlt. Nach

ernsten Studien in tiefster Zurückgezogenheit begab er sich 1827 nach Paris, wo er am 2. Juli d. J. in der Kapelle der Damen von der Congregation, Rue de Sèvres, das Glaubensbekenntniß ablegte.

Katharina Wilhelmine Friederike Benigna,

Herzogin von Sagan, Prinzessin von Kurland.

Die älteste der vier Töchter des letzten Herzogs von Kurland, Peter, und dessen Gattin Anna Dorothea, geb. Gräfin von Medem, war Katharina, im Febr. 1781 zu Mitau geboren. Reich begabt an Geist und Körper, gelangte sie nach ihres Vaters Tode (1800) in den Besitz des Herzogthums Sagan und anderer Besitzungen, und heirathete den Herzog Ludwig von Rohan Guemenée. Diese Ehe jedoch war nicht glücklich und wurde schon nach wenigen Jahren wieder gelöst, worauf die junge Frau sich in einen schönen leidenschaftlichen Russen, den Fürsten Wasilei Trubetzkoi, einen Anverwandten des Hauses Romanow, verliebte und ihn heirathete. Diese Verbindung war von noch kürzerer Dauer und wurde gleichfalls gelöst, da ihr freier Sinn den Zwang und die Härte ihres russischen Gemahls nicht ertragen konnte. Ihr Freiheitssinn wandte sich nun dem unter französischem Joche seufzenden Vaterlande zu; sie that, was in ihren Kräften stand, um die einflußreichsten Männer für den Befreiungskrieg zu stimmen, und als dieser begonnen hatte, schaffte sich ihre Thatkraft einen andern Wirkungskreis, indem sie u. A. in Prag auf eigene Kosten ein Spital für verwundete Krieger errichtete und unterhielt. Sie lebte dann meist in Wien, wo zur Zeit des Congresses ihre Salons zum Versammlungspunkte nicht nur der vornehmsten und höchstgestellten, sondern auch der geistig bedeutendsten Männer diente, die die Zeitverhältnisse damals in Wien vereinigten. Von einer Schönheit, die keiner Toilette als Relief bedurfte; von einem Geschmack, dessen reine Natürlichkeit und höchste Veredlung zugleich, sowol in ihrer eigenen Erscheinung, als in allen ihren nächsten Umgebungen sich offenbarte; von einem Verstande, der auch die verwickeltsten Verhältnisse mit seltener Schärfe und augenblicklich zu durchschauen vermochte; von einem Gedächtniß, in welchem ihr die

Resultate der sorgsamsten Erziehung, der gehaltvollsten Bildung und der reichsten Erfahrung jeder Zeit bereit und gleichsam zur Hand lagen, und mit der seltenen Gabe ausgerüstet, ihre Gedanken in mehreren lebenden Sprachen fließend und schön auszudrücken, war sie wie Wenige geeignet, einen solchen Kreis, wenn sie wollte, heranzuziehen und zu fesseln.

Im Jahre 1819 entschloß sie sich zu einer dritten Vermählung mit dem Grafen Karl von der Schulenburg, welche, gleich den früheren, kinderlos blieb. Um sich gewissermaßen für diesen Mangel zu entschädigen, hatte sie drei Pflegetöchter angenommen, von denen sie eine früh durch den Tod verlor, während die anderen verheirathet wurden, wodurch sich die Lücke immer fühlbarer machte, um so mehr, als sie im Jahre 1821 auch ihre Mutter, die verwittwete Herzogin von Kurland, bei welcher sie sich gerade auf ihrem Landsitze Löbichau bei Altenburg zum Besuch befand, durch einen plötzlichen Tod verloren hatte. Sie fühlte sich, zumal auf ihren gewohnten Reisen nach Italien, immer mehr verlassen, und wandte sich der Religion zu, um in ihr Trost und Befriedigung zu suchen. Der Protestantismus in seiner Trockenheit und Leere bot weder ihrem Herzen nach ihrem Geiste Befriedigung. In der Charwoche des Jahres 1827 trat sie in Rom zur katholischen Kirche zurück. Dadurch aber war auch ihre dritte Ehe gelöst, denn da der erste Gemahl Katholik war, wurde nur diese erste Ehe als die allein gültige und unauflösliche angesehen. Sie blieb indeß nicht allein dem Grafen Schulenburg innig befreundet, so wie mit den übrigen Bekannten und Freunden aus früherer Zeit in treuer Verbindung, sondern auch allen Angehörigen und Untergebenen eine kräftige Stütze und den Armen eine wahre, aber unscheinbare Wohlthäterin, wie sie es immer gewesen war. Aus ihren Gütern in Böhmen kommend starb sie plötzlich in Folge eines Schlaganfalls zu Wien am 29. Nov. 1839.

Ihre Besitzungen überkam ihre jüngste Schwester

Dorothea, Herzogin von Sagan, Prinzessin von Kurland und Semgallen,

geb. 21. August 1793, vermählt den 23. April 1809 mit dem Neffen des berühmten Talleyrand, Edmund von Talleyrand-Perigord, Herzog

von Dino. Diese durch Geist und körperliche Schönheit gleich ausgezeichnete Fürstin war nach einer gefährlichen Krankheit in ihren zwanziger Lebensjahren schon vor ihrer Schwester zur katholischen Kirche übergetreten, und bezeigte sich bis zu ihrem im November 1862 erfolgten Tode als eine treu ergebene fromme Tochter derselben, ja sie leuchtete in dieser Beziehung dem schlesischen Adel voran. In dem von ihr erbauten Dorotheenstifte zu Sagan, das der Leitung von barmherzigen Schwestern unterstellt und reichlich ausgestattet ward (noch letztwillig vermachte sie demselben die Summe von 75,000 Thalern), hat sie sich ein glänzendes, dauerndes (aere perennius) Denkmal gesetzt. Für ihre echt christliche Gesinnung spricht auch eine Bestimmung ihres Testamentes, zu Folge derselben der Stadtpfarrer von Sagan am Tage ihres Leichenbegängnisses, an ihrem Sarge stehend, alle ihre Unterthanen und Anwesenden in ihrem Namen um Verzeihung bitten sollte, wofern sie Jemanden sollte zu nahe getreten sein. — Auch die zweite Tochter des Herzogs Peter von Kurland, Pauline, geb. 19. Febr. 1782, Gemahlin des im Jahre 1838 verstorbenen Fürsten Friedrich von Hohenzollern-Hechingen, war in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt (sie starb am 8. Jan. 1845), so daß nur die dritte der vier durch ihre Schönheit so berühmten Prinzessinnen von Kurland, Johanna, Herzogin von Acerenza, in dem lutherischen Glauben verharret. —

Dr. George Philipps,

k. k. Hofrath und Professor des Kirchenrechts an der Universität zu Wien.

Der berühmte Rechtslehrer ist am 6. Jan. 1804 zu Königsberg geboren, der Sohn eines dort etablirten reichen englischen Kaufmanns, der von dem jüngeren Sohne eines altadelichen Geschlechtes abstammte, das schon unter den Eduarden am englischen Hofe hohe Ehren genoß und in England noch fortblüht. Seine Mutter war die Tochter eines gleichfalls zu Königsberg wohnhaften Kaufmanns schottischer Abkunft, Namens Hay, der uns in Kants Leben als dessen großer Gönner und Freund begegnet. Kant pflegte sonntäglich Mittags bei seinem Freunde Hay zu speisen. Diesem tüchtigen Großvater, der sich die Erziehung

seines Lieblings George sehr angelegen sein ließ, verdankte sein Enkel Vieles, einen freien Blick und vorurtheilslose Erwägung, namentlich aber eine im edeln Style liberale Gesinnung. Zu der klassischen Urbanität, wie Phillips mit Hohen und Niedern zu verkehren versteht, sowie zu seinem Vortrage ward ohne Zweifel in seinem großväterlichen Hause der Grund gelegt. Phillips besuchte die Schulen zu Königsberg, später zu Elbing. Der Vater war zeitig gestorben, die Continentalsperre hatte den Ostseehandel, bei welchem er hauptsächlich betheiligt war, vernichtet, die sechs Kauffahrer, die er besaß, verfaulten auf dem Kiele, Concurse in England, bei denen schwere Verluste eintraten, und eine nicht glücklich geleitete Vormundschaft führten großen Schaden herbei, so daß von seinem großen Vermögen nichts übrig blieb. Glücklicherweise hatte die Mutter ihr eigenes Vermögen behalten, so daß sie ihren drei Kindern eine sorgfältige Erziehung geben konnte. Phillips Bruder ist der seiner Zeit vielgenannte demokratische ehemalige Oberbürgermeister von Elbing, seine Schwester an den dortigen Landrath Abramowski verheirathet.

Schon auf der Schule zogen die historischen Wissenschaften Phillips an. Ein feines und scharfes Urtheil befähigte ihn vorzugsweise zu juristischen Studien; sein Scharfsinn fühlte sich aber stärker durch die gelehrte, als durch die praktische Seite der Rechtsgelehrsamkeit angezogen. Die Vorliebe für geschichtliche Studien bewahrte ihn vor den leeren naturrechtlichen Theorien, aus denen man die sogenannte Rechtsphilosophie construirt. Sein Wissen und Lernen nahm von Jugend auf einen eminent positiven Charakter an. Obwol ein Freund der Poesie und schönen Redekünste, auch des Gesanges und der Musik, verlockten ihn die Reize der Kunst nie vom Wege des scharfen und consequenten Denkens, obgleich sie ihr bildendes Element an ihm bewährten. Ein höchst glückliches Gedächtniß erleichterte ihm sein wissenschaftliches Arbeiten. Er bestimmte sich selbst für das Studium und die Pflege der historischen Jurisprudenz, und bezog, 18 Jahre alt, 1822 die Universität Berlin, dann Göttingen, wo er 1825 das juridische Doktorexamen bestand. Seine Lieblingslehrer waren Savigny und Eichhorn. Er ward ein eifriger Jünger der von ihnen vertretenen historischen Schule und fühlte sich vorzugsweise von dem germanischen öffentlichen wie Privat-Rechte und der Geschichte und der Entwickelung der Institute desselben angezogen. In Göttingen vollendete er auch seine erste Eichhorn gewidmete größere Schrift: „Versuch einer Dar-

stellung des angelsächsischen Rechts" (Gött. 1825), und hierin ist auch dem Kirchenrechte ein besonderes Interesse zugewendet. Dieses Erstlingswerk fand eine sehr günstige Aufnahme und erregte alsbald große Hoffnungen. Phillips reiste nach Vollendung desselben nach England, um die englischen Rechtsalterthümer zu studiren, das britische Museum zu durchforschen und seine Verwandten zu besuchen. Ostern 1826 kam er nach Deutschland zurück, habilitirte sich an der Universität zu Berlin und wurde schon nach wenigen Monaten auf Betreiben des damaligen Direktors im Unterrichtsministerium, von Kamptz, der vom Verfasser der Geschichte des angelsächsischen Rechts noch schöne Arbeiten erwartete, zum außerordentlichen Professor ernannt. Als Frucht seiner englischen Studien veröffentlichte er seine „Englische Reichs- und Rechtsgeschichte seit Ankunft der Normannen" (Gött. 1827).

Durch ferneres eingehendes Geschichtsstudium lernte er die Ursachen der Reformation in ihrer wahren Gestalt kennen. Wiederholte beklagenswerthe Ausgänge von Personen aus nahe befreundeten Kreisen, die aus Mangel an kirchlichem Halte zu Grunde gegangen waren, sowie eine merkwürdige Erfahrung bei einer beabsichtigten Abendmahlsfeier, in der seine durch jene Erlebnisse gebeugte Seele Aufrichtung gesucht hatte, veranlaßten Phillips, der bis dahin persönlich sich weniger um Religion gekümmert, in sich selbst tiefe Blicke zu thun und die Unterschiede der katholischen und protestantischen Glaubenslehren zu studiren. Das Resultat derselben war, daß er am 14. Mai 1828 mit seiner Frau Charlotte, geb. Housselle, die er im Herbst 1827 geheirathet, in der Hedwigskirche zu Berlin das katholische Glaubensbekenntniß ablegte. Ein Einfluß Jarckes auf diese Conversion und eine Verwandtschaft der Gattinnen beider Convertiten, von denen in Conversations- und andern biographischen Lexicis gefabelt wird, hat nicht Statt gefunden. Phillips ist bei diesem Schritte ganz selbstständig den Weg eigener Forschung und selbstständiger Willensbestimmung gegangen.

Damit hatte es mit seinen glänzenden Aussichten in Preußen ein Ende. Nicht nur wurde ein ihm vom Ministerio gemachter Antrag, eine Professur in Halle anzunehmen, auf die von ihm selbst gemachte Anzeige seiner Conversion, sogleich zurückgezogen, sondern er ward bei Erledigung von Professuren fünf Jahre lang regelmäßig übergangen, obschon er sich eines sehr bedeutenden Zuhörerkreises — bisweilen über 300 — erfreute und seine Vorträge, ganz frei und selbst ohne Memorir-Zettel gehalten, die anregendsten und stilistisch vollkommensten waren,

die man an der Berliner Universität hören konnte. Ein Friedrich Förster, der Jahre lang den Umritt des großen Kurfürsten in der Neujahrsnacht poetisch besang, durfte Phillips ungestraft in diesen elenden Reimereien öffentlich höhnen. Der Minister von Altenstein ignorirte Phillips seit seiner Conversion vollständig. Selbst das 1828 in zwei Bänden erschienene, viermal aufgelegte „deutsche Privatrecht", welches von den gründlichen deutschrechtlichen Studien seines Verfassers glänzendes Zeugniß gibt und sich durch klare Anordnung und geistreiche Behandlung des Stoffes auszeichnet, weckte den Minister nicht aus seiner hegelschen Lethargie. Katholisirte doch selbst dieses Buch! Noch weniger verzeihlich erschien Herrn von Altenstein Phillips geistreicher Irrthum, in der katholischen Kirche seines Heiles gewiß zu sein, als der junge Gelehrte 1832 seine „deutsche Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung", welche leider über die Karolingische Zeit nicht fortgesetzt worden, veröffentlichte. Konnte der Minister den vielen großen und richtigen Auffassungen dieser Geschichte das Auge nicht verschließen, so wurde ihr eminenter Werth „durch die einseitige und ungerechte Beurtheilung des Protestantismus," des Palladiums der preußischen Intelligenz, so reducirt, und der Verfasser trat darin als ein solcher Römling auf, daß ihm nach von Altensteins Meinung auch nicht einmal ein katholischer Lehrstuhl auf einer preußischen Universität anvertraut werden durfte. Trotz der hegelschen Erleuchtung, die der arme alte Mann auf den preußischen Universitäten überall angezündet, hatte er eine Höllenangst vor der römischen Finsterniß, besonders wo fester Glaube ihre Grundlage war. Ludwig Clarus erzählt in seinen „Glaubenslehrjahren" eine charakteristische, diesen Umstand betreffende Geschichte. Phillips treffliche hochbegabte Frau beschwerte sich einst bei jenem Minister über die Zurücksetzung ihres Gatten in seiner Laufbahn und fand es unbillig, daß der Letztere dafür, daß er seiner Ueberzeugung in seinem religiösen Bedürfnisse gefolgt, die Ungnade seines Vorgesetzten empfinden mußte. „Liebe Frau," erwiderte der Minister, „wenn es Ihr Mann nur nicht aus Ueberzeugung gethan hätte!" In den Augen dieses vielgepriesenen Ministerphilosophen oder Philosophenministers war mithin der durch Ueberzeugung herbeigeführte Confessionswechsel ein Vergehen. Er würde denselben allenfalls verziehen haben, wenn er aus irgend einem weltlichen Grunde geschehen wäre, weil dann doch wenigstens die Ueberzeugung protestantisch oder doch akatholisch geblieben sein würde.

Phillips nahm daher im Jahr 1833 einen Ruf nach München an, wo er anfänglich im Ministerium des Innern beschäftigt wurde, bald aber in die philosophische Fakultät eintrat und historische Vorlesungen hielt, dann jedoch zur juridischen überging. Es war damals ein seltener Verein ausgezeichneter Männer in München, Brentano, die beiden Görres, Möhler, Windischmann (der Sohn), Döllinger, Haneberg, Ringseis, Lasaulx, Moy u. A., denen sich Phillips aufs engste anschloß. Auf solche Kräfte und Stützen vertrauend unternahm es der Minister von Abel, das alte katholische Bayern auch zu einem neuen katholischen Staate zu machen. Die Stärkung des katholischen Geistes sollte alle Richtungen und Verhältnisse durchdringen. Des bisherigen Liberalismus und Kammer-Opponirens herzlich müde, trat König Ludwig I. in die neue von Abel eröffnete Strömung willig ein und feierte durch dieses Ministerium und die von demselben wolbenutzten katholischen Kräfte, unter denen Phillips hervorragte, die glänzendste Periode seiner ruhmreichen Regierung. Selbst protestantischerseits ist zugestanden, daß Abel und seine katholischen Alliirten für die Freiheit des kirchlichen und religiösen Gewissens einen sehr rühmlichen Kampf geführt, einen Kampf, dessen richtige Würdigung und Bedeutung erst recht hervortreten wird, wenn (vielleicht in Bälde) die Vertheidiger der Gewissensfreiheit, die sogenannten Ultramontanen, den Herren der cäsarischen Allgewalt gegenüberstehen werden. Der Ausbreitung dieses katholischen Geistes über das übrige Deutschland ward der mächtigste Vorschub geleistet durch die durch Phillips und Guido Görres aus Anlaß der Kölner Wirren begründeten „historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland", welche fast gleichzeitig mit dem Ministerium Abel zuerst ans Licht traten und seitdem fortwährend als eine wirkliche Macht sich bethätigt haben. Die armseligen Polizei-Maßregeln der preußischen Regierung gegen den von Clemens August angefachten katholischen Geist, den Phillips und Guido Görres mit ihren Mitarbeitern aufs Glänzendste und Nachdruckvollste förderten, wurde an dieser Macht zu Schanden. Der edle Friedrich Wilhelm IV. schloß Frieden mit der Kirche, und diese blühte mit neuer Kraft und neuem Leben in ganz Deutschland auf. Der katholische Flor begann auch die Münchener Universität zu überziehen. Phillips Rektorat im Jahre 1846 bezeichnet den Gipfel desselben, der vielfach an die mittelalterliche Herrlichkeit erinnerte. In dieser Zeit begann Phillips die Veröffentlichung seines bis jetzt in 6 Bänden erschienenen „Kirchenrechts", das die Hauptarbeit

seines Lebens geworden ist und dessen Reichthum zweifelhaft läßt, ob man Phillips als Theologen oder als Juristen höhere Bewunderung widmen soll. Die gründlichsten Forschungen führten auch hin zur Verurtheilung des Protestantismus, dessen kirchenhistorische und juristische Seiten vor einem solchen festen Bau, als Phillips hier ausgeführt, eine nicht rühmliche Niederlage erleiden. Auch seine seitdem in mehreren Auflagen erschienene „deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte" (München 1845) machte selbst unter Protestanten entschiedenes Glück. „Mitten in die Glorie des wiederauferstandenen Mittelalters — heißt es in Wagners Staats- und Gesellschafts-Lexikon unter Abel — trat eine Ballettänzerin und König Ludwig führte sie bis an die Stufen eines Thrones, der vom Segen der Kirche eben erst berührt und gekräftigt war." In dem Memorandum vom 11. Febr. 1847, worin Abel mit seinen Collegen, falls der König auf seinem Entschluß bestehen sollte, der Tänzerin als Gräfin von Landsfeld das Indigenat zu verleihen, seine Entlassung fordert, sagt er: „nicht allein des Königs Ruhm und Glück, sondern die Sache des Königthrones selbst stehe bei dem vom Könige beabsichtigten Schritte auf dem Spiele." Der König gab Abel und seinen Collegen die Entlassung. Phillips und die übrigen sechs Mitglieder des Universitäts-Senates aber erließen an Abel eine Beileidsadresse und erklärten darin, er (Abel) habe sich um das Vaterland auch durch sein Benehmen in der Lolasache wol verdient gemacht. Lola schäumte vor Wuth, und die sieben Professoren wurden ohne Pension auf der Stelle entlassen. So hatte, wie Phillips sich in einer seiner in der Frankfurter deutschen Nationalversammlung gehaltenen Reden sagte, „der Fuß einer Tänzerin ihn aus seiner Stellung hinweggeschnellt". Lächerlich war's, daß man dem glänzenden theoretischen Gelehrten nach besserer Einsicht eine Regierungsrathsstelle im obscuren Landshut anbot, die er natürlich ausschlug.

Als Abgeordneter eines altbayerschen Wahlbezirkes spielte er die Frankfurter Nationalversammlungs-Comödie 184$\frac{8}{9}$ mit, aus welcher Friedrich Wilhelm IV. als deutscher Kaiser hervorgehen sollte, der sich für eine solche Ehre bestens bedankte. Um nur wieder in eine akademische Thätigkeit zu kommen, nahm Phillips einen Ruf an die kleine Universität Innsbruck an, wo seine geistreiche Gelehrsamkeit den Studenten wie Caviar dem Pöbel mundete und der Scirocco seine Gesundheit angriff, weshalb er 1851 gern den ehrenvollen Ruf an die Wiener Universität annahm, dem auch bald die Verleihung der k. k. Hofrathswürde und

sein Eintritt in die k. k. Akademie folgte. Während ihm so voller und reicher Ersatz für die Lola-Unbilden zu Theil ward, erlebte er das Unglück, seine geliebte und herrliche Gattin erblinden zu sehen, welche mit einer heldenmüthigen Ergebung als christliche Heroin dieses schwere Leid trägt, und obwohl auch körperlich schwer leidend, auch in der leiblichen Finsterniß, die sie umgibt, nie den erheiternden und erhebenden Aufblick zu den Höhen verliert, von denen die Hilfe kömmt. Im Jahre 1858 sprach man davon, daß Phillips als Candidat zum Cultusminister in Wien in Vorschlag gekommen. Seine Persönlichkeit, sein ganzes wie für den Hof geschaffenes Wesen, seine unermeßliche Gelehrsamkeit in Kirchen- und Schulsachen, sein praktischer Scharfblick und seine leichte Auffassungsgabe lassen ihn auch zu einer so hohen Stellung nach allen Seiten hin befähigt erscheinen. Allein es ward im Cabinette anders beschlossen. Phillips nahm im J. 1860, um sein Kirchenrecht vollenden zu können, einen fünfjährigen Urlaub und zog sich auf seine schöne Villa am Aigener Parke bei Salzburg zurück, wo er neben dem Kirchenrechte auch eine Anzahl kleinere akademische Abhandlungen förderte. Nachdem der Urlaub im März 1865 abgelaufen, docirt er wieder mit steigendem Beifall an der Wiener Hochschule. Eigene Körperleiden und die schwere Krankheit seiner Gattin haben es ihm nicht verstattet, sein großes Kirchenrecht während seines Urlaubs zu Ende zu bringen. Dagegen hat er ein ganz vortreffliches Lehrbuch dieser Disciplin in zwei Abtheilungen ausgearbeitet, das 1863 vollständig erschienen ist.

Dr. Andreas Ludwig Jeitteles,

Professor der Medizin an der Universität zu Olmütz.

Andreas Jeitteles ist am 24. November 1799 zu Prag geboren. Er stammt aus einer angesehenen israelitischen Gelehrtenfamilie, die zahlreiche Schriftsteller unter ihren Gliedern zählt. Auch sein Vater, ein berühmter Orientalist, gehörte zu diesen. Auf dem akademischen Gymnasium zu Prag betrieb er mit besonderer Vorliebe das Studium der altklassischen Philosophie, studirte dann Philosophie und Medizin in Wien, und erhielt daselbst 1825 die Doktorwürde.

Nachdem er eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland unternommen, auf welcher er die hervorragendsten Aerzte und Schriftsteller, u. A. auch Goethe kennen lernte, trat er im November 1825 zur katholischen Kirche über. 1829 habilitirte er sich an der Universität zu Wien, wurde Prosektor und Supplent der Anatomie, 1834 Professor der Medizin in Wien, 1836 in Olmütz. Im Jahre 1848 zum Abgeordneten für das Frankfurter Parlament ernannt, kehrte er, den unglücklichen Ausgang voraussehend, schon im Dezember desselben Jahres nach Olmütz zurück, wo er noch jetzt als Lehrer, Arzt und Schriftsteller thätig ist. Außer zahlreichen Aufsätzen in verschiedenen medizinischen Zeitschriften veröffentlichte er mehrere selbstständige Werke, von denen die „Elemente der Anthropophysiologie aus dem Standpunkte der fortgeschrittenen Wissenschaft" (Olmütz 1838) hervorzuheben ist. Außerdem lieferte er zahlreiche Gedichte und Kunstreferate, mehrere seiner Lieder sind von angesehenen Tonsetzern in Musik gesetzt worden. —

Um dieselbe Zeit etwa wandte sich der katholischen Kirche zu

Dr. Karl Ferdinand Freiherr von Hock. [1]

Geboren zu Prag am 18. März 1808 als der Sohn israelitischer Eltern, besuchte er das akademische Gymnasium daselbst und begab sich 1823 nach Wien, wo er 1828 die philosophische Doktorwürde erhielt. Darauf wandte er sich der Jurisprudenz zu und trat 1830 in den Staatsdienst, in welchem er mehrere Jahre in Triest und Salzburg zubrachte, dann als Direktor des Hauptzollamtes nach Wien berufen ward, im Jahre 1847 unter gleichzeitiger Ernennung zum Regierungsrath bei der Generaldirektion der Eisenbahnen zur Verwendung kam und 1848 zum zweiten Direktor derselben ernannt ward. Im Jahre 1849 berief ihn der Minister von Bruck ins Handelsministerium, und schon fünf Jahre später trat er mit dem Titel eines Vicepräsidenten an die Spitze der zur entsprechenden Verwirklichung der handelspolitischen Pläne Oesterreichs und der dadurch bedingten innern Reformen

[1]) Nach Constant v. Wurzbach im „Biographischen Lexikon des Kaiserthums Oesterreich" Bd. X.

in der Gefällsgesetzgebung, niedergesetzten Ministerialkommission, mit welcher er 1856 in das Ressort des Finanzministeriums trat. Seiner ausgezeichneten Geschäftskenntniß wegen wurde er Anfang 1865 zur Leitung der zwischen Oesterreich und Preußen anzubahnenden engeren Handelsverbindung nach Berlin gesandt.

Die vielseitige Thätigkeit Hocks spaltet sich vornämlich in die staatsmännisch-administrative und schriftstellerische. Die erste beginnt in ihrem Glanze erst im Jahre 1848, als er an der Seite des Freiherrn von Bruck eine erfolgreiche Energie entwickelte. Seiner Mitwirkung ist die Aufhebung des Prohibitivsystems und der lästigen innern Controlen, die Gründung der Handels- und Gewerbekammern und die Abfassung des darauf bezüglichen Handelskammergesetzes in Oesterreich zu danken. Er verhandelte die Zollanschlußverträge mit Modena, Parma, Liechtenstein, den Handelsvertrag mit Sardinien, den Donaudampfschiffahrtsvertrag mit Bayern und die damit zusammenhängenden Verträge über die Territorialausgleichungen und den Grenzschutz; auch vertrat er Oesterreich auf den Zollconferenzen in Dresden, Frankfurt a. M. und Wien u. s. w. Bei dem dritten zu Wien abgehaltenen internationalen statistischen Congresse war Hock Berichterstatter der Finanzsektion und hatte in der Vorbereitungscommission das Programm für die Finanzstatistik ausgearbeitet, die als eine Musterarbeit in jeder Hinsicht allgemeine Anerkennung fand.

Was seine schriftstellerische Thätigkeit betrifft, so trat er zuerst im Fache der Belletristik auf. 22 Jahr alt veröffentlichte er sein erstes Werk: „Choleroden. Zeitgemälde" (Wien 1830), dem sich die „Novellen und Erzählungen" (Wien 1835) anschlossen. In demselben Jahre veröffentlichte er einen philosophischen Versuch: „Cartesius und seine Gegner, ein Beitrag zur Charakteristik der philosophischen Bestrebungen unserer Zeit" (Wien 1835), welches Werk lebhafte Controversen hervorrief, und zwei Jahre später „Gerbert oder Pabst Sylvester II. und sein Jahrhundert" (Wien 1837). Nun pausirte er längere Zeit und seit seiner amtlichen Versetzung nach Triest ging ein völliger Umschwung in dem Geiste des scharfsinnigen Denkers vor. Die unmittelbare Anschauung eines großartig gestalteten Verkehrslebens der Anblick großer Handelsverbindungen führte den bisherigen Freund abstrakter Forschungen auf das reellere Gebiet der Nationalökonomie, deren Studium er sich mit dem regsten Eifer hingab. Seine erste, derartige größere Arbeit war sein Buch: „Der Handel Oesterreichs"

(Wien 1844), dem später die Schrift: „Der ungarische Schutzverein" (Wien 1856) folgte. Sein Hauptwerk aber ist das Buch: „Die Finanzverwaltung Frankreichs" (Stuttgart 1857), ein Werk, das anerkanntermaßen selbst in Frankreich über diesen Gegenstand nicht seines Gleichen findet.

Hock ist ein Menschenfreund im weitesten Sinne des Wortes, und begründete schon 1832 einen Privatverein zur Unterstützung hilfloser Armen, sowie er auch später Mitglied des Severinus-Vereins wurde, aus welchem er jedoch nachmals wieder ausschied.

Hock ist für seine Verdienste vielfach ausgezeichnet worden. Schon 1852 wurde er in den erbländischen Ritterstand, und nachdem er den Orden der eisernen Krone zweiter Klasse erhalten hatte, den Statuten dieses Ordens gemäß Ende 1859 in den österreichischen Freiherrnstand erhoben. Auch von auswärtigen Regierungen sind ihm vielfache Auszeichnungen und Ehrenbezeigungen zu Theil geworden.

Im Jahre 1830 gab eine deutsche Prinzessin ein erhabenes Beispiel von Glaubensmuth:

Charlotte Friederike, Kronprinzessin von Dänemark.

Die Tochter des regierenden Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, Schwester des bereits 1818 convertirten Prinzen Adolf Friedrich, war sie am 4. Dez. 1784 geboren. Dem genannten Bruder mit inniger Liebe zugethan, theilte sie auch dessen Neigung zur katholischen Kirche, und blieb mit ihm nach ihrer Trennung in stetem brieflichem Verkehr, der bei dem herben Schicksal, das sie betroffen, ihr einziger Trost war. Im Jahre 1806 nämlich war sie mit dem Kronprinzen von Dänemark, dem nachmaligen König Christian VIII. vermählt worden, welche Ehe aber, obschon sie ihrem Gemahl einen Sohn geboren, schon im Jahre 1812 getrennt ward. Die Prinzessin wurde nach Altona, später nach Jütland verwiesen und so auch von ihrem Kinde getrennt. Hierzu kam der frühe Tod ihres so sehr geliebten Bruders, alles dieses trug dazu bei, ihre Seele immer mehr von dem Irdischen abzuwenden. Nunmehr war ihre Sehnsucht nach Italien gerichtet, wo sie den tief in ihrem Innern wurzelnden Drang nach

dem Troste der Kirche eher befriedigen zu können hoffte. So kam sie nach Vicenza, wo sie ihren Aufenthalt nahm und dem dortigen Bischof, dem hochwürdigen Herrn Peruzzi, ihren Entschluß, dem Protestantismus zu entsagen, mittheilte. Sie erhielt hierauf den erforderlichen Unterricht, hatte aber noch harte Kämpfe zu bestehen. Die Liebe zu ihrem Kinde, von dem sie durch einen Religionswechsel sicher für immer getrennt wurde, der Gedanke an die Folgen, die ihr Uebertritt haben würde, die Unzufriedenheit zweier Höfe, die Vorstellungen, ja Drohungen derselben, Alles das waren für sie schwere Versuchungen. Doch ging sie mit der Gnade Gottes siegreich aus diesem Kampfe hervor. Sie erhob sich über jedes menschliche Bedenken und warf sich in die Arme der Vorsehung. Am 27. Febr. 1830 fand in der bischöflichen Kapelle ihre Abschwörung statt. Die Folgen dieses Schrittes trug sie mit Ruhe und Würde, sie ließ sich später in Rom nieder, wo sie nach langer Krankheit am 13. Juli 1840 starb. Ihr Sohn bestieg als Christian IX. den dänischen Thron, und unter seiner Herrschaft fand die Emancipation der Katholiken in Dänemark statt.

Wilhelm von Schütz,

Ritterschaftsdirektor und Landrath außer Dienst.

Einer der vielseitigsten deutschen Schriftsteller, ausgezeichnet durch umfassende Gelehrsamkeit, Reichthum und Tiefe des Geistes, Scharfsinn und dichterische Begabung, gleichzeitig Dichter und Philosoph, historischer, theologischer, rechtswissenschaftlicher und nationalökonomischer Schriftsteller, ist Wilhelm v. Schütz gleichwol wenig oder gar nicht bekannt, selbst nicht innerhalb des Kreises der katholischen Kirche, zu deren beredtesten, entschiedensten Vertheidigern er gehörte, lange bevor er sich ihren Sohn nennen konnte.

Ist er aber trotz zahlreicher Schriften schon als Schriftsteller wenig gekannt, so weiß man noch weniger über seine Lebensverhältnisse; nur dürftig auch sind, trotz aller Bemühungen, die Notizen, die Verfasser dieses mitzutheilen weiß.

Wilhelm v. Schütz wurde den 13. April 1776 zu Berlin geboren und besuchte das Friedrich Werdersche Gymnasium, wo er Tieck

zum (ältern) Schulgenossen hatte, zu dem er später in sehr innigen Verhältnissen stand. Er widmete sich der juristischen Laufbahn und lebte während der ersten Jahre dieses Jahrhunderts in Berlin, wo er mit August Wilhelm von Schlegel in nähere Verbindung trat. Letzterer war es auch, der Schütz's erste größere Dichtung „Lacrimas", ein nach spanischen Mustern gedichtetes Schauspiel (mit einem von Schlegel an den Dichter gerichtetem Sonett) herausgab. Späterhin wurde er mit Chamisso und dessen Freunden bekannt, verkehrte auch viel mit Fichte. Um diese Zeit lebte Schütz auf dem Lande, kam aber öfter nach Berlin und veröffentlichte die Trauerspiele „Niobe" (Berlin, 1807) und „Der Graf und die Gräfin Gleichen" (Berlin, 1808). Um 1812 war er Landrath in der Mark und Direktor der Ritterschaft in der Neumark. Von 1814—19 scheint er meistens in Ziebingen, einem Gute Wilhelms von Burgsdorf[1]), eines Freundes von Tieck, welcher Letztere daselbst mit seiner Familie seinen Aufenthalt genommen hatte, oder in dessen Nähe auf seiner eigenen Besitzung, häufig aber auch in Berlin oder auf Reisen gewesen zu sein. Späterhin beschäftigte er sich viel mit Politik und Nationalökonomie und lebte seit dem Anfang der Zwanziger Jahre theils in Dresden, theils auf seinem Gute Reichenwalde bei Frankfurt an der Oder. Auf der Reise nach einem böhmischen Bade begriffen, starb er am 9. August 1847 zu Leipzig.

Von Natur aus religiös gestimmt, wurde diese Neigung durch den Religionsunterricht, den er empfing, gerade nicht gefördert, wie wir aus einer von ihm gelegentlich einer theologischen Abhandlung beiläufig mitgetheilten Notiz ersehen. „Meine Taufe hat stattgefunden, heißt es dort, in Berlins reformirter Domkirche von einem Hofprediger, der, allen seinen Amtsbrüdern gleich, durchaus Calviner war. Denn für jene Predigerstellen mußte man damals sich sogar in der reformirten Schweiz, hauptsächlich Genf, habilitirt haben. Der reformirte Geistliche, welcher mich katechisirte, war, sonst ein achtbarer Mann, in solcher Weise aufgeklärt, daß ihn die Illuminaten in Berlin, die Jesuitenfeinde Biester und Gedicke, Nicolai und sein ganzer Anhang besonders schätzten. Sein Unterricht mußte mir alle Religion verleiden. Es kam bald dahin, daß jede Lehrstunde fast mit dem Aus-

---

[1]) Schütz nennt ihn einen „altbrandenburgischen Edelmann von den seltensten Gesinnungen".

rufe verlassen ward: Und dieß soll Religion sein? Diese wässrigen, zusammengeflickten Sätze sollen mich höher erheben, als der Anblick der Schöpfung Gottes, als das stille Leben in und mit der, in ihrer heiligen Schönheit die tiefsten Geheimnisse der erhabensten Wunder verrathenden Natur, und als die schweigenden stummen Worte, welche jedes Aufgehen und jedes Untergehen der Sonne in das Herz redet! Sprach hierin schon die Frage: wozu dieß Alles? so war es natürlich, daß ihr bald sich die andere zugesellte: und weshalb gar noch zweierlei Kirchen? — So entstand einiges Interesse, das wenig mehr war, als Neugier, oberflächlich mindestens zu erfahren, worin das Unterscheidende liege. Einige Blicke in die abweichenden Katechismen genügten, um das Urtheil zu bestimmen. Vom Katholizismus wußte ich gar nichts. Was aber zufällig über ihn gehört ward, das klang so abenteuerlich, gleich so einem Märchen von Swift, daß ich Katholizismus gar nicht ansehen konnte für Religion. Der reformirte Protestantismus stellte sich mir dar, wie ein Geistlicher, der, zur Kirche gehend, sich zwar eines ehrbaren Ganges befleißigt, aber wegen des Geschäftes, das er dort antreffen werde, ein satyrisches Lächeln nicht ganz unterdrücken kann. Der Lutheranismus kam mir vor wie ein Halbangestrengter, der es wol dahin bringen möchte mit sich, Glauben zu gewinnen an das, was Andere glauben zu machen er sich bemüht. Eben darüber aber, daß er von diesem Unbehagen nichts weiß, schmückt der Reformirte mit selbstgefälligem Lächeln sein Antlitz, und der Lutheraner wirft ihm einen Blick des Ingrimms zu, der dieß tadelt und der Mißmuth verräth wegen des eigenen Zustandes, den er wol bessern möchte, aber nicht kann. Da mußte ich freilich in der Gleichgültigkeit bleiben, bis noch vor angetretenem siebzehnten Jahre im Frankenlande ich ihm näher kam, dem Katholizismus, der schon in jedem Momente seiner äußeren Erscheinung nicht verbergen kann, wirkliche Religion zu sein und wirkliches Leben in den Seinigen zu haben [1])."

Hier nun hätten wir den ersten Anhaltspunkt für die Zeit seiner Annäherung an die katholische Kirche. Es war gegen Ende des Jahres 1792, wo ihm dieselbe entgegentrat, im Frankenlande, wie er sagt, vielleicht also in Würzburg, wohin er sich seiner Studien wegen begeben. Leider sind dergleichen fragmentarische Mittheilungen aus

[1]) „Der Katholizismus in Deutschland durch und seit Clemens August von Möhler" im „Anticelsus", N. 9, S. 20 f.

seinem Leben nicht häufig genug, um daraus ein zusammenhängendes Ganzes zu bilden, und doch spricht er sich bei anderer Gelegenheit so entschieden für den Nutzen von derartigen Selbstbekenntnissen aus, daß man sich schwer des Gedankens entschlagen kann, es möchte sich in seinem Nachlaß Handschriftliches hierüber finden lassen. Er sagt:

„Bei der großen Geneigtheit der lesenden Welt, sich unterhalten zu lassen durch Autobiographien und Selbstbekenntnisse, darf es befremden, daß wir noch so wenig beschenkt worden sind mit den eigenen Geständnissen und Denkwürdigkeiten einiger der sehr vielen zum katholischen Glauben zurückgekehrten Protestanten. Es ist dieß um so auffallender, da unser Zeitalter mit entschiedener Vorliebe eindringt in die Seelenzustände einzelner Menschen. Hier gerade würde das Unterhaltende und Anziehende zugleich über einen Gegenstand belehren, der nicht nur das Höchste, sondern auch ein Interesse berührt, welches dermalen vorzüglich angeregt worden. Und gerade dem Protestanten müßte daran gelegen sein, unterrichtet zu werden darüber, wie die zur katholischen Kirche zurückgekehrten Christen dort das gefunden haben, was sie suchten und erwarteten, ingleichen welche heilsame Wirkungen seitdem ihr zeitlicher Wandel erfahren, auch endlich ob und wie sich das Innere der zur katholischen Kirche rückgekehrten Mitbrüder verwandelt hat. Richtige Erkenntnisse von diesem Allem würden die Urtheile über die Vollziehung jenes religiösen Schrittes berichtigen, wol gar die eigenen Lebensentschlüsse bestimmen [1]".

Nach seiner Heimath zurückgekehrt schloß er sich eng an die Häupter der romantischen Schule an, und dürfte dadurch in seiner Hinneigung oder Vorliebe für die katholische Kirche bestärkt worden sein, mochten jene es auch, einzelne Ausnahmen abgerechnet, mit ihrem Katholisiren nicht ernst gemeint haben. Doch ist über den Gang seiner Entwicklung nichts bekannt. Daß er 1814 schon convertirt habe, wie die meisten Literarhistoriker angeben, ist unrichtig, wie aus einem Aufsatz von ihm über „Protestantismus und Katholizismus" in den Wiener Jahrbüchern für 1823, Bd. 22., hervorgeht. Derselbe ist gegen die gleichnamige Schrift des rationalistischen Professors Tzschirner, eines Gesinnungsgenossen von Röhr, Paulus u. dgl. gerichtet. Derselbe hatte u. a. gesagt: „Der Katholizismus hat die Zeit und die Bedin-

---

[1]) Katholik (1833) Bd. 47. S. 298 ff.

gungen seiner Geltung verloren. Ihn wieder herstellen wollen, ist also ein Beginnen der Thorheit. Denn es läßt sich voraussehen, daß er überhaupt erlöschen muß." Schütz erwidert darauf: „Aber darf denn nichts wieder erweckt werden, was seine Geltung verloren hat? und muß etwas in der That darum verlöschen, weil es nicht ferner gilt? — Die Unkeuschheit vermöchte vielleicht in dem Grade um sich greifen, daß die Zucht gar nichts gelte, auf deren strenger Beachtung das Glück der Ehe beruht. Vielweiberei könnte nach und nach einreißen, das Wesen der Ehe aber seine Geltung verlieren, wenn die Bedingungen zu wanken beginnen, auf denen die heilige Achtung beruht, welche jenes eheliche Band genießt. Ist es nun Thorheit, die frühere Verehrung des ehelichen Bandes wieder erwecken zu wollen? Oder soll wol gar das unausbleibliche Erlöschen der ehelichen Satzung gepredigt werden?"

„Ferner ist es wirklich wahr, daß der Katholizismus seine Geltung, wie der Verfasser sich ausdrückt, verloren hat? Dieser Hauptsatz bedarf vorzüglicher Beleuchtung. Zuerst frägt sich, wer behauptet die erloschene Geltung? ein Katholik oder ein Protestant? Und wir dürfen nicht vergessen, daß der Protestant und der Katholik in einem verschiedenen Geiste sich über das Christenthum auslassen werden. — Den Zwist zu befördern, ist niemals gut. Wir thun Unrecht, wenn wir unmittelbar Feindschaften stiften. Vielleicht wird aber das Unrecht noch größer, wenn wir Gegenstände der Einsicht verdunkeln und diese Verdunkelungen, als unmittelbaren Anlaß zur Verfeindung, dieser Verfeindung vorangehen lassen. Deshalb sollte der Protestant, je mehr er auf Klarheit der Einsicht dringt, sich zur Pflicht machen, in das Wesen des Katholizismus wenigstens soweit einzudringen, als der Verstand oder die Kraft der Einsicht ihm solches vergönnt und möglich macht. Denn vollkommen durchdringt Erkenntniß und Einsicht das Wesen der Religion freilich nicht. Vermöchte jene den Inhalt der letzteren durchaus zu erwerben, weshalb begnügten wir uns nicht mit ihr? weshalb ließen wir neben der Einsicht noch etwas Anderes in der Religion gelten? Aber ein Theil vom Katholizismus wird auch der Denkkraft des Protestanten zugänglich sein, und wird auch ihr sich richtig darstellen können; sonst müßte diese Denkkraft etwas höchst Dürftiges und Beschränktes sein; wir dürften sie dreist verabschieden." —

„Der Protestantismus lehrt, weil er einsieht oder einzusehen glaubt. Entfernt er sich vom Katholizismus, so geschieht es aus demselben

Grunde. Aber nur muß er auch das Wesen desselben vom möglichen Mißbrauch und von der möglichen Entartung im Einzelnen unterscheiden. Nur muß er auch das Wahrhafte desselben, so viel es ihm nur immer möglich ist, richtig zu erkennen bemüht sein. Ich wenigstens nehme nicht Anstand zu bekennen, daß gerade, weil ich als Protestant geboren bin, ich mich verpflichtet halte, nicht sowol für den Katholizismus zu erwärmen, als das richtige Verständniß desselben nach allen Kräften zu befördern. Ob der Katholizismus ein Gegner des Protestantismus sei, will ich nicht entscheiden. Aber das weiß ich, daß der Protestantismus in unzähligen Fällen seinen angeblichen Gegner mißversteht, und ich hasse jedes Mißverstehen, es mag betreffen, welche Religion es wolle. Ich wiederhole es daher nochmals: wäre ich Katholik, so würde ich für den Katholizismus zu erwärmen und zu bekehren suchen. Als Protestant aber erkenne ich die vorliegende Aufgabe, alle die Tiefen der Wahrheit im Katholizismus aufzudecken, über welche dessen Gegner verblendet sind. Kann man mich des Irrthums, kann man mich der falschen Ansicht zeihen, ich werde es gerne hören. Aber so lange Protestantismus noch besteht, darf mich kein Vorwurf treffen, wenn ich erkläre, so gut wie diesen, will ich auch den Katholizismus, so weit er sich dem Verstande aufthut, richtig verstehen, damit ich beitragen kann, dem blinden Wüthen gegen denselben Schranken zu setzen."

Wir ersehen hieraus, daß er im Jahre 1823 noch Protestant gewesen, und sich als solcher mit anerkennenswerther Offenheit zum Apologeten der katholischen Kirche gegen ihre Anfeinder und Verlästerer aufwirft. Und er ist in Wahrheit ein wackerer Kämpe, der sich nicht einschüchtern läßt, weder durch glänzende Trugschlüsse, noch durch Hohn oder Spott. „Die römisch-katholische Religion richtig verstehen," sagt er, „ist noch nicht Katholik sein, sowie die Religion der Perser richtig verstehen, noch nicht zum Perser macht. Die evangelische Kirche darf kein Interdikt auf das Bestreben legen, die Satzungen der römisch-katholischen Kirche mit unbestochenem Sinn, mit geläutertem und läuterndem Verstande dergestalt aus ihrem Geiste zu verstehen, daß das innere Wesen derselben auch dem Protestanten durchschaubar werde. Denn sie eifert gegen die Verfinsterung. Und wer mit einbrechender Nacht in einer weiten Ebene alles Licht nur auf die Quadratruthe zusammendrängen will, auf welcher er steht, damit Alles um ihn desto

dunkler bleibe, damit er sagen könne, nur bei mir ist Licht, in der ganzen weiten Ebene aber Finsterniß, der mißbraucht das Licht und ist der wahre Verfinsterer. Rastlos arbeitet er, das gesammte Gebiet, welches seinen Standort umgibt, zu verdunkeln, um nachher sagen zu können, die Religion, welche er dunkel gemacht hat, sei die Dunkelheit, alles Licht befinde sich auf seiner Quadratruthe. Dieß Verfahren kann ich nicht anders denn trügerisch finden, der Trug sei nun mit Absicht oder absichtslos begangen. Will der Protestant auf dem überall hinwandelnden Lichte wohnen und von diesem leben, so muß er auch voll reinen Wahrheitssinns mit demselben in die Hallen des Katholizismus einzudringen versuchen. Er muß abwarten, welches die Folgen sein werden, wenn sich ihm dort ganz andere Dinge zeigen sollten als die, von denen er bisher gehört oder gewähnt, so lange er das Licht nur um sich zusammendrängte, und die Region in Dunkel gehüllt ließ, vor der er warnte."

„Wenn dieß zu faßlich ist, als daß es nicht ein jeder Protestant sollte einsehen können, so finde ich, wenn letztere die Fähigkeit besitzen, bis in den Vorhof des Katholizismus zu treten, in den Tempel selbst aber nur einzudringen mit dem Lichtstrahle jener Einsicht, die sich getrennt hat vom Stoff und sich losgemacht vom Bande des Ursprunges oder der Kindschaft, daß sie rein und wahr die Gegenstände auffassen sollen, und daß sie rein und wahr wieder berichten, was sie gesehen haben. Denn wie wollen sonst diejenigen, welche zur Vernunft geschworen, wissen, woselbst diese sich vollkommen in den kirchlichen Dogmen darstellt, ob im Protestantismus oder im Katholizismus? Und nie war das Bedürfniß dringender, dieser Kunde den Weg zu bahnen, als in unsern Tagen. Gemüth und Gesinnung führt einen großen Theil der Zeitgenossen dem Katholizismus wieder nahe. Nur eine Scheidewand trennt manchen noch, die Schwierigkeit, gewisse Dogmen dieser Religion zu reimen mit den Forderungen der Vernunft, denen sie bei oberflächlicher nur flüchtiger Betrachtung zu widersprechen scheinen."

Nun hatte der Professor der Theologie und Superintendent Tzschirner unter andern krassen Behauptungen auch die aufgestellt, daß die Priester die Sakramente weiheten. Der Protestant Schütz bemerkt hierzu: „Der Protestant muß die wahrhafte Läuterung der Vernunft bezielen, damit deren Vereinigung mit dem Gemüth zur wahren Einsicht führe. Die Einsicht des Verfassers ist noch nicht be-

richtigt, sonst würde er nicht jene Beschuldigung wagen, daß in der römischen Kirche der Priester die Sakramente weihet; er würde vielmehr einsehen, daß ein Sakrament nicht durch Weihung entstehen kann. Nein! Wie im Besitz aller von Gott geschaffenen Dinge etwas zurückbleibt, welches der Mensch nun und nimmer zu seinem Eigenthum verwandeln kann, wie dieß immer noch dem Schöpfer angehörig bleibt, so ist auch ganz besonders in den Sakramenten ein Etwas wesentlich vorhanden, dem sich Gott niemals entzogen hat, dem er innewohnend geblieben wie am ersten Tage der Schöpfung, und innewohnend in uns selbst, sofern wir jenes noch im rechten Glauben genießen. Kein täuschendes oder die Seele erhebendes Gefühl, die klare, sonnenklare Gewißheit, das Letzte und Höchste, was sich der menschlichen Vernunft aufzuschließen vermag, empfängt der Mensch im Sakrament. Die Lehrer der katholischen Kirche waren nur zu fromm, zu unschuldig und zu demüthig, um sich damit abzugeben, es auch als letztes Muster der Vernunft kund zu geben. Von denen aber, welche sie deßhalb schelten, ist zu sagen: wahrlich! sie wissen nicht, was sie thun!" (A. a. O. S. 237 ff.)

Aus einem späteren, oben citirten Aufsatz in dem „Katholiken" (1833) haben wir Schütz's Ansicht über Selbstbekenntnisse mitgetheilt. Zu dieser Zeit gehörte er bereits der katholischen Kirche an. Denn nach dem Mitgetheilten fährt er fort: „Dieß alles erwägend, lasse ich durch die kurze Frist, seit welcher ich der katholischen Kirche angehöre, mich nicht abhalten, einige wichtige Erfahrungen, so ich gemacht habe, schon jetzt mitzutheilen, um von ihnen aus, weil das denselben hauptsächlich erst Wichtigkeit geben muß, Aufschlüsse über die Fälle des in der katholischen Kirche blühenden Heils und Segens zu ermitteln.[1]) Freilich würde manches, was wir Menschen verlautbaren, an Vollkommenheit gewinnen, wenn wir während der Schlußtage unsres zeitlichen Daseins erst es niederschrieben. Aber sollte dieser Zeitpunkt für alles abgewartet werden, wie wenig ließe dann sich leisten! Auch will ja manche Kundmachung Schritt halten mit der Zeit. Und endlich verbietet Nichts, aus den Erfahrungen des eigenen innern Lebens einzelne

[1]) Schütz kann also nicht, wie Moritz Brühl in seiner „Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands" anführt, erst 1840 sein Glaubensbekenntniß abgelegt haben. Ob dieß zu Mariaschein in der Lausitz geschehen, wie Brühl sagt, oder wo anders, wissen wir nicht. Das Jahr 1830 scheint annähernd am richtigsten als das Jahr seines Uebertrittes angegeben werden zu können.

Bruchstücke mitzutheilen, sobald sie dem großen religiösen Endziel förderlich werden können.

Der beregte Aufsatz handelt über „Katholisches Büßen und protestantisches Trauern", und ist so geist- und gedankenreich, daß wir einige Stellen daraus hier mittheilen wollen. „Die Menschen, heißt es darin, bringen einen verschiedenen Grad angeborener Sündhaftigkeit mit zur Welt und kommen in protestantischen Verhältnissen, wo die Beichtanstalt und die Wesentlichkeit des Sakraments fehlt, weder zur Erkenntniß darüber, noch zur Erlösung davon. Daher belästigen den Einen kaum die wirklich verbotenen, zum Theil schweren Vergehungen das Gewissen, während dem Andern schon gelindere Unregelmäßigkeiten des Lebens, wie Verschwendung der Zeit, läßiges Vollbringen übernommener Geschäfte, übertriebenes Haschen nach nicht gerade verbotenen Lebensfreuden und Aehnliches, reuevolle Gefühle wecken. Es hängt dieß, wo die Kirche nicht zu Hilfe kommt, davon ab, wie die Stimme des Gewissens im menschlichen Innern hier strenger, dort nachsichtsvoller spricht. Bereits das Jugendalter läßt gewisse Gewohnheitssünden entstehen und sich befestigen, die dem Menschen so sehr zweite Natur werden, daß schon während der ersten Mannesjahre er verlernt, sich ernste Vorwürfe darüber zu machen. Treten nun gar die spätern Tage ein, dann verstummen selbst die leisesten Besorgnisse... Also in jener trüben Region sogar zeigt sich uns der Mensch zwiefach geartet. Einige werden angeredet von einer Stimme, welche periodisch erwachend Tadel ausgießt über eine Lebensweise, die, als hergebracht und von der Kirche nicht wirksam gerügt, jede Spur der Verbotwidrigkeit scheint abgelegt zu haben. Die meisten jedoch lassen jenen Ruf nicht mehr aufkommen, oder hören, wenn er erwacht, nicht weiter auf denselben. Die Verschiedenheit aber, welche jenes Gebiet beherrscht, muß ungleich mehr noch in denjenigen Gefilden walten, wo die Jugend wandelt. Dieß ist der Kreis, wo sich eine Mehrzahl solcher Jünglinge und junger Männer annehmen läßt, die sich Vorwürfe machen, nicht bloß wegen Verletzen des Verbotenen und Begehen des Verbotwidrigen, sondern auch darüber, daß sie ein herkömmlich vorgefundenes die Genossen mit keiner Art des Vorwurfs belastendes Leben mitmachen, entweder als Angewöhnung, oder als periodisches Abweichen von der Bahn einer höhern Tugend, ihm sich ergebend. Wie nun in beiden Fällen die Kirche, die katholische sowol wie die protestantische, auf die Individuen wirkt, und welche Mittel jede besitzt, den Schaden auszu-

heilen und die Reintegration zu vollenden, das scheint eine höchst wichtige Frage in Zeiten zu sein, wo die traurigsten täglich zunehmenden Erfahrungen eine Entartung und Verschlimmerung der Menschen zeigen, welche die größten Besorgnisse veranlassen, während eine noch immer ihren alten Gang verfolgende rationelle Richtung nur von einem unabläſſig vorrückenden Fortschritte träumt, der die Irrenden in ihrer Täuschung erhält und befestigt, wogegen die Kirche sich befleißigt, die Verblendeten den schädlichen Wirkungen ihrer Täuschung zu entreißen..."

„Wo ist wol der protestantische Jüngling, welcher ergriffen von dem geschilderten Seelenzustand auf den Gedanken käme, sich an den Geistlichen seiner Pfarrei zu wenden? Nicht, daß ihm dieser Weg versperrt wäre, aber er kann zu keinem Resultate führen. Der allein, ohne Sakrament wirkende Geistliche würde immer nur als guter, frommer, vielleicht sogar erleuchteter Mensch hinzutreten, und eines edlen Freundes segensreiche Begleitung dürfte in den meisten Fällen mehr ausrichten, wie der aus Amtspflicht nur menschlich ertheilte Trost und Rath eines Geistlichen. Wer daher die Erfahrung gemacht hat, wie das Alles sich verändert für den Getauften, sobald er der katholischen Kirche angehört, wie sofort dieser eine andere Richtung wählt, auch einen andern Weg einschlägt, wie er jene Trauer, wenn sie ihn ergreift, nicht für Folge des Zufalls nimmt, sondern sie zugleich für einen gnadenvollen Wink und Zuruf von Oben erkennt, wie jeder im unkirchlichen Zustande unbestimmt und unsicher umherschweifenden Gewissenstrauer die Kirche gleich eine himmlische Richtung leiht, wie endlich an die Stelle des weichen, süßen, oft sogar wollüstigen Schmerzes eine ernste Scene, eine wirksame Buße, eine Buße tritt, die zuvor etwas vollbracht, die einen namhaften Sieg errungen haben muß, damit die Seele sich wieder erleichtert fühle und vom Menschen die ihn drückende Unwürdigkeit genommen werde; der hat allerdings schon herrliche Wirkungen von der Kraft der Kirche empfangen, würde aber immer dabei nur sich auf dem Wege der Besserung und nicht der Heilung befinden, wenn dem Heilmittel, in dessen Besitz sich die katholische Kirche befindet, und dessen Anwendung allein erst die hier nothwendige Vollendung leisten kann, jene tiefe und geheimnißvolle Beschaffenheit abginge, die der protestantische Sinn und Geist nicht verstehen kann, darum aber auch abläugnet und aus seiner Kirche entfernt hat..."

„So gestaltet sich das Verhältniß der beiden Kirchen, wenn wir deren verschiedenartige Beschaffenheit bloß auf die Individuen beziehen und anwenden. Aber die eine dieser Kirchen wenigstens, nämlich die katholische, hat zum Ziel ihres Wirkens nicht bloß das individuelle, sondern auch das universelle Heil. Sie wird, unzweideutigen Zeugnissen der heiligen Schrift nach, Dinge zur Vollendung führen, zu deren Vorstellung das Fassungsvermögen unserer Zeit kaum sich zu erheben vermag, und wird darum unbezweifelt den Protestantismus überleben. Wem dieß nun nicht die tiefen Ursachen ansagen, der kann es vorläufig schon aus obigen Betrachtungen entnehmen. Der Protestantismus führt, wie Hermes Psychopompos die Seelen zum Hades, die Individuen zum Tode der Seele, hingegen der Katholizismus zur Belebung der Seele und zur Erneuerung der ganzen menschlichen Natur."

Von nun ab war sein ganzes Streben auf die Vertheidigung der Kirche und ihrer Rechte gewendet, und ging er in allen Beziehungen des Volks- und Staatslebens den Spuren katholischen Geistes und katholischen Einwirkens emsig und sorgfältig nach. Daß er bei Gelegenheit der Gefangennahme des glorreichen Dulders, Clemens August von Köln, und seines Leidensgenossen, des Erzbischofs Martin Dunin von Posen, sich nicht in müßigem Bedauern erging, wird nach dem Gesagten einleuchten. In der That führte er auch die Sache der beiden Märtyrer in mehreren Schriften mit männlicher Unerschrockenheit, einschneidender Beredtsamkeit und schlagender Schärfe. Bald darauf veröffentlichte er ein Werk über das Kirchenstaatsrecht in der preußischen Rheinprovinz (1841) und gab dann eine lediglich katholischen Interessen gewidmete Zeitschrift heraus: „Anticelsus. Deutsche Vierteljahrsschrift für zeitgemäße Apologie des Katholizismus und Kritik des Protestantismus" (3 Bde. Speyer 1842—45), die nur Aufsätze von seiner Hand enthält, zum Theil Arbeiten von bleibendem Werth.

Es ist oben bemerkt worden, daß Schütz in innigem Verkehre mit den Häuptern der romantischen Schule stand. Die Rückwirkung dieses Verkehrs zeigte sich schon in seinem Schauspiele „Lacrimas", welches sich dem Schlegelschen Alarcos zur Seite stellt, noch mehr in einigen Aufsätzen, in denen er als entschiedener Vertheidiger der romantischen Schule auftritt, die nur deshalb so angefeindet werde, weil sie durch die fruchtreiche Beförderung der Kunst ebenso wesentlich auf eine innere Regeneration der Kirche gewirkt habe. Diese Wechselbeziehungen erläuterte er in einem „Das Rückwirken der Kunst auf die Religion"

betitelten Aufsatz (Anticelsus II). Nachdem er nachgewiesen, wie das Aufblühen der neuern Kunst eng zusammenhänge mit der Entwicklung der Romantik auch in der Poesie, sagt er: „Hiermit ist denn alles Gewäsch über die romantische Schule abgethan; Alles faktisch widerlegt und zu Schanden gekommen, was über ihre Sterilität, ihr geschminktes Leichenthum, ihr angelerntes Wesen, ihr buntes Lappenkleid, ihre ein antiquirtes Leben sich aneignende Gefühlskrankheit, und wie die lieben Ausdrücklein sonst noch lauten, in die Welt hineingekrächzt worden... Wie unglaublich jugendfrisch beginnt der alte, längst für abgestorben ausgeschrieene Stamm neue Zweige, Blätter und Blüthen von der herrlichsten Fülle hervorzutreiben! — Es ist wahr, daß dieser Baum etwa drei Jahrhunderte lang das Bild eines stockenden Lebens gegeben, vielleicht sogar wirklich gesiecht und gestockt hat, allein durch wessen Schuld? Der Protestantismus, diese versteinernde Meduse, die seinen Tod suchte, bot Alles zu seiner Unterdrückung auf; kein Mittel, ihn zu tödten, verschmähte sie, und der Kirche, dem ganzen Katholizimus blieb nur übrig, die Zeit zu erwarten und abzuwarten, wo der Perseus auftreten würde, heldenhaft genug, um sich ihres versteinernden Hauptes zu bemächtigen."

Nachdem er gezeigt, wie es Inhalt und Geist der Religion sei, von denen jedes Volksdasein und Staatsleben nach allen Beziehungen Ausdruck, Charakter und Gepräge empfangen, fährt er fort: „Vorzugsweise muß dieses behauptet werden von der Kunst, und eine auffallende Bestätigung jener Behauptung lag historisch darin vor, daß in Deutschland durch den Protestantismus, fast allen Beziehungen nach, der Katholizismus gelähmt worden war. Es ist eine historische Wahrheit, daß seit der Reformation sogar in rein katholischen Ländern der apostolischen Kirche die allerschmählichsten Bande waren angelegt worden. Sogar die Kirchendisciplin angemessen auszuüben, sah sie sich durch die Weltmacht gehemmt. Wenn hiernach, als nothwendige Folge davon, die Kirchendisciplin erschlaffte, was geschah? Jene nämliche Weltmacht, welche, die Kirche hindernd, sich selbst mit der schweren Schuld belud, wegen der sie am Tage des Gerichtes wird Rechenschaft geben müssen, trat klägerisch gegen die Kirche auf und nannte das Verbrechen der Staatsgewalt Verbrechen der Kirche. Es war System dieser Staatsgewalt geworden, Alles in dieser Kirche zur Stagnation zu bringen. Die apostolische Kirche, wenn auch nicht zum Cadaver, wenigstens zur Mumie zu machen, dies bildete den Inhalt

der Conspiration aller säcularen Gewalt. Wer hatte den Kantianismus durchschaut zur Zeit, wo noch die ganze Welt vor ihm das Knie beugte? — Einige süddeutsche Priester; allein sie durften nicht sprechen, und in dieser Beziehung ist noch manches Geheimniß zu enthüllen. So ging es nicht bloß mit der Wissenschaft, nein, allen Richtungen nach, hauptsächlich mit der Kunst, soweit sie sich auf Kirche und Religion bezog. Man hatte, irdisch klug genug, berechnet, daß der Verfall der katholischen Architektur und Malerei den Katholizismus zur Steppe machen müsse. Da traten die Jesuiten, diese wirksamen Organe für den Willen des Herrn, ein und ergriffen das Nothwendigste. Sie bauten Kirchen und widmeten sich der Pflege katholischer Wissenschaftlichkeit; denn die Kunst lag nicht im engeren Kreise ihres unmittelbaren Wirkens. So schien diese Kunst dem unabwendbaren Hinsterben preisgegeben zu sein, denn die Protestanten rasten für einen neuen Ikonoklasmus. — Allein was geschah? Gottes Fügungen sind wunderbar und unerforschlich. Die Weltgeschichte bildet höchstens die äußere Hieroglyphik dafür, das eigentliche Mysterium liegt viel tiefer. Die Säcularmacht hatte alles Dynamische der Kirche paralysirt, und mit seiner Schwächung vorzugsweise die katholische Kunst zu Grabe getragen. Menschlicher Berechnung nach hätte nun sich, da der Protestantismus die dominirende Gewalt war, das Gebilde eines protestantischen Kunstwesens hervorthun sollen. Der Versuch ward gemacht, allen Beziehungen nach, und wir wollen gegen Milton und Klopstock kein Wort sagen. Aber nur zu bald kam das Gemachte und Ephemere ihrer Productionen an den Tag. Dergleichen Werke konnten den nach wahrer christlicher Religion schmachtenden Theil der Protestanten doch nicht befriedigen. Nun aber begab sich Wunderbares! — Unter allen Convertiten dürfte den Anspruch Theologe zu sein, nur Stolberg machen. Die Uebrigen waren es nicht, auch Schlegel nicht, obwol er sich zuweilen mit der ächtesten katholischen Dogmatik berührt. Außer Stolberg, der Kirchenhistoriker, Exeget und Dogmatiker gleichzeitig war, gingen die übrigen Convertiten nur von benachbarten Antrieben aus, zu denen denn auch die Kunst gehörte. So mußte es — wahrlich ein geheimnißvolles Moment in der Weltgeschichte, das alle protestantischen Combinationen vernichtet — geschehen, daß protestantische Liebe zur katholischen Kunst den mächtigen Anstoß gab für ein die apostolische Kirche selbst wieder erhebendes Rückwirken der katholischen Kunst auf die gesammte katholische Religion."

Von andern apologetischen Schriften erwähnen wir die Geschichte

der „Maria Stuart, Königin von Schottland“ (Mainz, 1839); „Die aufgehellte Bartholomäusnacht“ (2. Aufl. Leipzig 1845); „Protestantischer Jesuitenhaß und katholischer Fastengruß. Der Gesellschaft Jesu und ihren Freunden gewidmet“ (Augsburg 1846). Was die letztgenannte Schrift anbetrifft, so lag es in seinen Wünschen, eine Geschichte des Jesuitenordens, „dieses Kleinods der Kirche,“ zu schreiben, wurde aber durch den Tod daran behindert.

Was seine dichterischen Leistungen betrifft, so ist es Mode geworden, auf dieselben mit vornehmer Geringschätzung herabzublicken, seitdem der fortgeschrittene Rationalismus alle und jegliche Bestrebung der Romantiker[1]) in Bausch und Bogen zu verdammen sich bemüßigt fand. „Wir sind weit entfernt,“ sagt Matthäus v. Collin, „den Lacrimas unsers Dichters, über welchen Viele gelacht haben, als eine verfehlte Arbeit anzusehen. Er hat im Gegentheil durch die tiefe Glut der Gefühle, welche sich in demselben ausspricht, und durch den reichen Schmuck seines Verses einen eigenen Reiz, und der etwas zu gesuchte Ausdruck steht sogar dieser Dichtung wol, die sich in einer ganz fremden, ganz abgeschlossenen Welt bewegt, und daher auch im Ausdruck ihre Eigenheit haben darf.“[2]) In dem Schauspiel: „Der Graf und die Gräfin von Gleichen“ suchte er ein schwieriges Problem, das einer Doppelliebe, die nach beiden Seiten wahr bleibt, zu lösen. Von dem Schauspiel „Karl der Kühne“ meint der ebengenannte Kritiker, daß es in deutscher Sprache das erste Beispiel eines durchaus im großen Sinne nach welthistorischen Ansichten aufgefaßten Stoffes sei. — Der „Raub der Proserpina“, eine allegorische Dichtung, in welcher er sich formell vielleicht allzu eng an den von ihm hochverehrten Göthe, zu dem er in näheren Beziehungen stand, anschloß, enthält Stellen von vollendeter klassischer Schönheit, während einzelne in dem Taschenbuch „Cölestine“ enthaltene geistliche Gedichte sich dem Besten, was wir hierin besitzen, würdig anreihen. Wir theilen als Beleg das folgende mit:

---

[1]) Es muß hier bemerkt werden, daß Schütz sich den Romantikern zwar in gewissen Beziehungen nähert, ja mit ihnen verwandt zeigt, gleichwol aber im strikten Sinne nicht zu ihnen gehört. „Im Norden des Vaterlandes,“ sagt er gelegentlich, „brachte man es nur zur romantischen Poesie, die vom Christlichen und Katholischen mehr die Farbe und den Glanz borgte, als ihm mit glaubender Seele angehörte.“

[2]) Wiener Jahrbücher, Bd. 20.

Das Leben in der Kirche.

O Mensch: sei noch so reich an allen Kräften,
Falls du nicht zechest von der Kirche Säften,
Muß all dein unermüdlich Thun zersplittern
Und herb sich jedes Wirkens Lohn verbittern.
Ich lasse dich ein sprechend Bild gewahren,
Wie mannichfaltig deines Wegs Gefahren.

Dir gibt Befried'gung deines Geistes Brüten,
Du freust dich oft wol auch unedler Blüten,
Und magst sogar mit schönstem Geistesglänzen
Auf freier Flur verweilen, ohne Grenzen,
Doch sind es nur Begeist'rung und Entzücken,
Die deiner Seele Blüthenzweige schmücken.

Selbst wenn die innern Kräfte frisch ergrünen,
Sogar die Musen nahen, dir zu dienen,
Wenn dich begünstiget ein rasch Gelingen,
Und sich dein Geist ergötzet im Vollbringen;
So wird es herrlich, aber einsam stehen
Auf blachem Feld, wo Sand und Stürme wehen.

Wer weiß, wie lang' sich mag der Wuchs erhalten,
Der, sollt' er auch zur Dauer sich gestalten,
Nur gleichet jenen grünen Schattenplätzen
Der Wüsten, wo den Pilger Quellen letzen.

Sie dienen manchem Wanderer zum Ziele,
Ihn freut der säuselnden Gewipfel Kühle,
Des edlen Pflanzers er mit Dank gedenket,
Und wieder seine Schritte weiter lenket.

Doch wer der Kirche sich zu eigen weihet,
Durch wie viel edlern Lohn wird der erfreuet! —
Ein Werk endloser Schönheit wird ihn rufen,
Er schmücket eines Heiligthumes Stufen,
Wo himmlisch säuselnd Baumeswipfel schweben,
Und schlanke Säulen in die Lüfte streben.

Obgleich des Meisters Riß er nie umfasset,
Doch all sein Wirken in denselben passet,
Und wie er höher zu der Kuppel dringet,
Ja, wenn er sich in ihre Wölbung schwinget,
Im Raume dort, der ihm der höchste scheinet,
Er doch sich auf der tiefsten Stufe meinet!

Voll Staunen, doch voll Demuth wird er sagen:
„Das Werk, das hoch ich sah mich überragen,
Wer hat es nur so mächtig aufgerichtet?
Ich selbst, der fleißig hat daran geschichtet,
Darf nicht als Miterbauer mich verkennen,
Doch menschlich nicht den hohen Meister nennen!“

Den Grund, weshalb nicht bloß seine dichterischen, sondern auch die prosaischen Schriften, die von umfassender Gelehrsamkeit und ausgebreiteten Studien, nicht selten von einer wahrhaft prophetischen Inspiration zeugen, so wenig im Allgemeinen beachtet und nach Verdienst anerkannt werden, sucht Brühl zumeist in der nicht immer klaren, und zu aphoristischen, abgebrochenen Darstellungsweise des gedankenreichen, fleißigen und ebenso bescheidenen als für die katholische Kirche und den Glauben begeisterten Mannes, der seine Kraft nicht zusammenfaßte für eine größere, in sich abgeschlossene Arbeit, sondern es vorzog, zumeist in der Form von Studien und Kritiken, was augenblicklich sein Interesse in Anspruch nahm, in Brochüren und Aufsätzen für Zeitschriften hinauszugeben. Wegen dieser nicht durchgebildeten, nicht klaren Form erregten fast alle seine Arbeiten, so vortrefflich und tief gedacht sie sein mochten, keine durchgreifende, allgemeine Theilnahme, obschon er unzweifelhaft zu unsern bedeutendsten Geistern gehört.

Zum Schlusse lassen wir noch eine charakteristische Stelle aus seiner Schrift: „Göthes Faust oder der Protestantismus“ (Bamberg, 1844) hier folgen: „Ich hatte in Schlegels deutschem Museum vom christlich abendländischen Ackerbau behauptet: daß in ihm sich die Einwirkung römisch-katholischer Kirchlichkeit und Beachtung des Mysteriums der heiligen Trinität bei der Dreifeldereintheilungs-Lehre lebendig verkörpert manifestire. Das gehe hervor nicht bloß aus der gegenüber der hebräischen siebenfeldrigen — auch die zweite das Irdische betreffende Tafel des Dekalog enthält sieben Gesetze — sondern bestätige sich auch im merkwürdigen Zusammenfallen gewisser heiliger Kalendertage mit einzelnen besonders wichtigen ackerbaulichen Verrichtungen. Diese Aeußerung war zu früh geschehen. Ich hatte vor der rechten Zeit prophetisch, wenigstens mystisch gesprochen. Da ging mir es denn in Deutschland wie so Manchem in Athen. Ich ward parodirt, ward zur Caricatur gemacht, namentlich an der Spree und am Neckar — nicht am Lech — denn die guten Schwaben sind ganz liebe Leute, nur um das regnum

coelorum zu erkennen, möchten sie kaum die rechten Mittel besitzen. Ihr ganzes Nervensystem ist vergeistigte Sinnlichkeit. Wahre Katholiken, Katholiken in des Herzens Geist und Empfindung möchten sie wol zuletzt werden. — Dem entgegen hatten meine Andeutungen über den christlichen, d. h. christkatholischen Ackerbau ganz besondern Anklang bei Göthe gefunden. Als dem längst Verehrten mich zum erstenmale zu nähern mir das Glück in dem oben bemerkten Jahre (1817) ward, da dachte ich nichts weniger, als daß die Unterredung sich auf den deutschen Ackerbau richten werde. Gerade dies geschah. Von Poesie und Kunst war kaum die Rede; vielmehr ergriff Göthe einen zufälligen Anlaß, um die Unterhaltung auf das agronomische Thema zu lenken. Es geschah mit aller jener Behutsamkeit und taubenschlauer Umsicht, bei welcher der von ganz Europas Aufmerksamkeit schon sehr umgebene Mann sich selbst, seine eigene geheime Meinung, durchaus nicht verrieth. Auch gegen mich knöpfte der Außerordentliche sich wolbedächtigst zu, um nicht verrathen zu werden, sprach daher nur die Frage aus: ob ich wirklich die Wiederherstellung des alten frommen Ackerbaues nach seiner frühern Pietät für möglich halte. Es war mir nur die eine Antwort offen: wie dieß wol mein Fall sein müsse, da es mir Grundgedanke sei, der seinen Einfluß mit ausdehne auf mein sonstiges Thun und Treiben, daß, wenn der Ackerbau, als die Grundlage des thätigen Lebens, modernisirt und dereligionisirt würde, alle übrigen Wirksamkeiten und Zustände nachfolgen müßten. Zu meiner nicht geringen Freude ward, wenigstens einer Beziehung nach, mir beigepflichtet. Göthe sprach das bedeutsame Wort aus: weit besser würde man verfahren, wenn statt der Constitutionsversuche man die alte Unschuld und Frommheit im Ackerbau zu erhalten und zu verjüngen sich bemühen wollte. Mehr noch als dieses übertraf es alle meine Erwartungen, daß der Dichter des Faust nicht allein gewisse Andeutungen über die Organisirung des Ackerbaues im Geiste der christlichen Religion und Kirche nicht verspottet, sondern sie ernster Prüfung insofern gewürdiget hatte, als sich gewisse Eigenthümlichkeiten desselben bis auf die Zeiten des heiligen Bonifacius zurückgeführt und sie aus Anordnungen dieses Verbreiters des Christenthums in Deutschland abgeleitet fanden. Da dieser Bekehrer hauptsächlich in Thüringen wirksam gewesen war, so hatte Göthe Anlaß genommen, sich die Lage der Felder und Anderes zu betrachten, wodurch meine Angaben sich bestätigt zeigten. Mir ward dadurch die Möglichkeit, den zweiten

Theil der Tragödie Faust anders zu nehmen und zu fassen, als die meisten Leser. Ich besaß für tieferes Verständniß schon Schlüssel und Faden.“ —

Von bemerkenswerthen Conversionen aus dem Jahre 1830 erwähnen wir die des bekannten ausgezeichneten Publizisten

Dr. Ernst Zander,

eines Königsbergers, und Neffen Ludolf von Beckedorffs. Zander, über dessen Leben wir nichts Näheres erfahren konnten, legte gleichzeitig mit seiner Frau, einer Irländerin, das katholische Glaubensbekenntniß ab, und hat sich seitdem durch seinen männlichen entschiedenen Charakter, der ihn für den Beruf eines Publizisten ganz besonders befähigte, die allgemeine Achtung zu verschaffen gewußt. Nachdem er im Jahre 1836 den „Herold“ herausgegeben hatte, hat er sich seitdem durch die Redaktion des „Münchner Volksboten“ ebensoviel Ruf als Verdienst erworben.

Am Pfingstmontag desselben Jahres trat zu Erlau in Ungarn der reformirte Geistliche

Samuel Sabo

in den Schooß der katholischen Kirche zurück; der Erzbischof von Erlau, der auch als Dichter berühmte Ladislaus Pyrker, nahm ihm das Glaubensbekenntniß ab, das seine Frau und Tochter gleichzeitig ablegten. Sabo hatte den Ruf eines sehr unterrichteten Mannes, und gab eine gute Pfarrstelle auf, um seiner Ueberzeugung zu folgen. Sein innerer Kampf muß kein geringer gewesen sein, denn bereits 3 Jahre vorher war sein ältester Sohn mit seiner Bewilligung in das katholische Seminar zu Erlau eingetreten, um sich für das Priesterthum vorzubereiten. —

P. Johann Daniel Stub,

Barnabit.

Zu Bergen in Norwegen geboren, wurde Stub von seinem Vater, einem wolhabenden Kaufmann, nach Vollendung seiner Schulzeit nach Genua geschickt, um sich dort für das kaufmännische Geschäft auszubilden. Mit allen Vorurtheilen gegen die katholische Kirche, wie sie allen Protestanten, ganz besonders aber den nordischen anzuhaften pflegen, kam er an seinem Bestimmungsort an, wo er bei seinem Prinzipal, dem Consul Casanova, liebevolle Aufnahme fand. Ohne daß irgend Jemand dazu that, legte er in dem Maße, als er die Katholiken und ihren Glauben kennen und schätzen lernte, die besagten Vorurtheile ab, und entschloß sich sogar, selbst ein Kind jener so vielverkannten und geschmähten Kirche zu werden. Es geschah dieß um das Jahr 1830. Zwei Jahre später starb sein Vater, und nun faßte Stub den Entschluß, Theologie zu studiren und Priester zu werden. Er hatte die Bekanntschaft eines Barnabiten, P. Piccori, gemacht, eines gelehrten Mannes, dessen Beispiel ihm die Liebe zum Ordensstande einflößte. Im Juli 1832 trat er als Novize in das Barnabitenkloster zu Genua ein und wurde nach zweijähriger Vorbereitung zur Vollendung seiner Studien nach Rom geschickt, wo er 1837 zum Priester geweiht ward. Er kehrte im folgenden Jahre nach Genua zurück, wirkte in seinem Orden in verschiedenen Häusern und war zuletzt Superior des Klosters in Turin. Nach dem Klostersturme daselbst kehrte er in sein Vaterland zurück und übernahm mit einigen andern Priestern seines Ordens die katholische Mission in Gothenburg, wo eine neue katholische Kirche erbaut worden ist.

P. Stub hat die Geschichte seiner Conversion seinen Landsleuten in norwegischer Sprache ausführlich mitgetheilt. Es ist ein ziemlich

umfangreiches originell geschriebenes Buch, das 1861 in Bergen erschienen ist [1]), und worin er außer seiner Bekehrungsgeschichte auch die symbolischen Unterschiede der beiden Kirchen auseinandersetzt. Wir lassen hier einige Kapitel, seine Bekehrung betreffend, folgen:

Erstes Kapitel.

Der Normann im Auslande.

Da ich an Bord auf das Dampfschiff kam, schlief ich fürs Erste und hatte lange Weile; bald aber kam die Lust zum Lesen und Lernen, und diese Lust hat sich seitdem beständig erhalten, hat sogar mehr und mehr zugenommen. Obschon ich in der Schule in Bergen nicht sehr fleißig war, so hatte ich doch — ich weiß nicht wie — ziemlich gut Luthers Katechismus, Pontopitans Erklärung (des bemeldeten Katechismus), Bibel- und Kirchengeschichte, Weltgeschichte, ein wenig Geographie, ein wenig deutsch, ein wenig französisch, Rechnen, Mathematik, Zeichnen u. s. w. gelernt. Jetzt aber sollte ich mich noch besser in allen Fächern ausrüsten, und dazu lernen, mich gegen „die schlimmen Katholiken" zu vertheidigen und zu erhärten. Der Steuermann sagte mir ja auch, um mir den größten Verdruß in der Welt zu machen, daß ich in Genua Katholik werden müßte und in ein Kloster geschmissen werden würde. Ja, du sollst eine lange Nase bekommen, Herr Steuermann, dachte ich bei mir selbst.

Der dänische Steuermann (das Dampfschiff war dänisch) wollte mich nun zum Besten halten, — und ich hätte ihn dagegen mit der Zeit zum Besten haben können. Eine andere Person hatte da einen ganz ernsten Einfall, der mir erst später bekannt wurde. Da die gute Frau Casanova erfuhr, daß ein norwegischer Jüngling auf das Comptoir und in ihr Haus kommen sollte, ging sie in eine Kirche und bat inständig zum Herrn, er möge diesem Jüngling die Wahrheit zu erkennen geben und ihn in den Schooß der wahren, allgemeinen Kirche führen. Unter Anderm wollte sie nicht, daß ich durch protestantische Redensarten einen Neveu, den sie bei sich hatte, ärgern sollte. — Ist

---

[1]) Ledsagelse fra Fordomme til religios Sandhed med kjaerlighedsfulde Mindeblik til Faedrelandet af J. D. Stub, Praest i Barnabiterordenen. Bergen, 1861. Die obigen Auszüge, von Herrn Lichtlé, katholischem Pastor in Christiania, einem Elsaßer, angefertigt, verdanken wir, wie auch das Orginal selbst, der Güte des hochwürdigen Herrn Bischofs Räß.

dieß nicht sonderbar, daß alle frommen Katholiken, sowol Priester als Laien, die ganze Welt zur Erkenntniß der Wahrheit führen wollen? Die gute Frau hatte in ihrem Gebete zugefügt, daß, wenn der liebe Herr Gott mich nicht zur Wahrheit führen wolle, so möchte er so artig sein, mein Schiff nach Amerika und nicht nach Genua zu senden.

Unterdessen kam ich doch nach einer glücklichen und schnellen Reise nicht in Amerika, sondern in Genua an. Ich fing an im Comptoir mich zu beschäftigen; ich studirte in meinen freien Stunden mit Fleiß mancherlei Bücher, das eine nach dem andern, ich war da ein recht braver Lutheraner, ja ein viel besserer als da ich zu Hause war; ich las jeden Sonntag in meinem Psalmenbuch; ich hatte ungefähr so gelernt was ich wollte, um in meinem Glauben fest zu bleiben. Sollte ich wol katholisch werden können? O nein doch, pfui! für Alles in der Welt nicht! ich wußte ja, daß der Papst sich eine Macht angemaßt hat, die ihm nicht gebührt; ich wußte ja, daß er Irrthümer lehrte, unter andern, daß er selbst unfehlbar sei; ich wußte ja, daß es Päpste gegeben hat, die für Geld Nachlassung der Sünden verkauften, wenn ihre Schatzkammer leer war; ich wußte ja, daß die Kirche im 16. Jahrhundert einer Reform sehr bedurfte, und daß Luther der große vortreffliche Mann war, der sie ausgeführt hatte; ich wußte von der Inquisition, von der Bartholomäusnacht, von den Grausamkeiten der katholischen Kirche; ich wußte von Abgötterei, vom Fegfeuer, von dem schändlichen Drucke, den die Priester auf die Gewissen üben, indem sie Beicht hören; ich wußte, daß die Katholiken in der Finsterniß leben, daß sie nicht einmal die Erlaubniß haben, die Bibel zu lesen [1]. So gelehrt war ich! Sollte ich jemals katholisch werden können? Nein, das war rein unmöglich. Ich, Johann Daniel Stub von Bergen, katholisch werden? Nein, nein, solch ein Thor werde ich doch nie werden.

Beim Herrn Consul Casanova ging es ganz friedsam zu. Ich verrichtete gerne meine Pflicht auf dem Comptoir; ich wurde halb Kaufmann, halb Viceconsul, halb studirender Jüngling; ich war bereit, jeden Religionsstreit aufzunehmen, wenn ein solcher vorkommen würde. Aber zu meiner Verwunderung gingen Tage, Monate, Jahre hin, ohne daß man mir im Hause von Religionsverschiedenheit sprach;

---

[1] Alles dieß war ja deutlich in meinen norwegischen und dänischen Büchern enthalten.

man gab mir alle die Religionsfreiheit, die ich nur wünschen konnte; man bewies mir Freundlichkeit, und — ich glaube auch — ein wenig Achtung für meinen norwegischen Fleiß. Herr Consul Casanova war ein sprachkundiger Mann und hielt viel von arbeitsamen Leuten; seine Frau beschäftigte sich mit der Haushaltung; sie war häuslich und wolthätig, half den Armen sowol in ihrem eigenen als in ihres Mannes Namen. Sie hatten keine Kinder; so wurde es mir nicht schwer, mit ihnen wie ein Sohn oder kleiner Herr umzugehen.

Da der Umgang vertraulicher geworden war, überraschte ich sie am Werktag Abends, während sie das Abendgebet hielten. Diese Menschen, dachte ich, sind Kopfhänger in ihrer Lebensweise; warum beten sie denn miteinander im Hause an einem Werktagsabend? — Ich sah sie an; sie wurden dadurch gar nicht genirt; ihre Gesichter sahen recht wacker und fromm aus unter dem Gebete. Jeder hat nun einmal seinen Gebrauch, fügte ich in meinen Gedanken hinzu, sie lassen mir meine Freiheit in meinem religiösen Wandel, und sie haben die ihrige. — Das Beispiel könnte wol recht gut sein, sogar für einen Protestanten; allein es wirkte nicht so leicht auf einen Jüngling, der sich sehr andächtig und sehr dankbar gegen Gott schätzte, wenn er einmal in der Woche in seinem Psalmenbuch las. Hätte ich gewußt, daß Frau Casanova auch betete, damit ich die Wahrheit erkennen möchte, so würde ich recht bös über sie geworden sein, obschon sie so gütig und sanftmüthig sich zeigte. — Was brauche ich ihre Gebete, um die Wahrheit zu erkennen? würde ich gesagt haben; ich lebe in der besten Wahrheit in der Welt. — Aber manche Jahre gingen vorbei, bevor ich etwas von diesem ihren Gebete erfuhr. Doch warum spricht sie nie ein Wort von Religionsverschiedenheit? Sowol sie als ihr Mann dachten, daß der Glaube eine Gabe und Gnade Gottes sei, so daß es besser sei, an ihn sich zu wenden und mit christlichem Exempel voranzugehen, ohne im privaten Leben gegen seinen Nächsten aufdringend zu sein und Streit zu stiften. Ich war ja auch nur ein Jüngling. Hätte ich selbst sie gefragt über Religionsangelegenheiten, so hätte ich Antwort erhalten; aber ich befragte sie nie über etwas. — Ein ausgerüsteter Protestant mußte wol bessern Bescheid über die wahre Religion wissen, als ein Katholik.

Hier kommt nun eine merkwürdige Begebenheit. Ich hatte die italienische Sprache ganz gründlich studirt, ich sprach dieselbe ebenso leicht, ja — ich schäme mich beinahe es zu gestehen — leichter als

meine Muttersprache; ich hatte mich auch so ziemlich auf das Französische gelegt, so daß ich mit Jedermann in Genua sprechen und raisonniren konnte. Nun also, liebe Landsleute, müsset ihr wissen, daß, wenn der Normann in einem katholischen Lande sich in ein Gespräch über Religion und Geschichte einläßt, er über die Antworten staunt, die er erhält. Der Normann spricht von Staat und Kirche und Staatskirche, vom Papst und von Luther, von Verderben und Reform, vom Glauben und Aberglauben, von Licht und Finsterniß, und so, wie er dieß Alles gelernt hat. Da erhält er die Antwort, während man ihm vielleicht freundlich auf die Schultern klopft: Lieber Freund, es würde für Ihren Geist sehr nützlich sein (da Sie ja wol wünschen, über die heiligen Gegenstände, die Sie berührten, ins Reine zu kommen), daß Sie zuerst den lieben Gott recht fromm um Beistand und Licht bäten. Darnach sollten Sie die heilige Schrift, und besonders das neue Testament mit Zutrauen zu Gott und aufrichtigem Willen lesen. Nach diesem würde es Ihnen wol thun, das Leben Luthers kennen zu lernen, etwas von Luthers sämmtlichen Werken, die Beweggründe der Reformation und die Lehre des Christenthums in den ältesten Zeiten. Sie werden vielleicht erfahren, daß Sie von Kindheit an Vorurtheile eingesogen haben. Solche Antworten erhielt ich, da ich einem Katholiken etwas nahe gekommen war. Ich muß zu meiner Verdemüthigung erklären, daß, obschon ich ein so eifriger Protestant war, ich von der Bibel nichts Anderes gelesen hatte, als kleine Stücken. Aus meinen vaterländischen Büchern war es mir klar geworden, daß Luther ein großer, verdienstvoller, heiliger, allerheiligster Mann sein mußte; aber ich wußte weiter nichts Genaues von seinem Leben und seinen Schriften. Und ich fürchte, daß manche junge Leute im Norden heut zu Tage noch in derselben Lage sein mögen, in der ich mich damals befand. Aber ist es doch nicht zum Erstaunen, daß ein Katholik einen Protestanten ermahnt, die Bibel zu lesen, sich mit Luther bekannt zu machen? Ueber die übrigen Worte, die ich hörte, will ich nun für den Augenblick keine Bemerkungen machen. Ein Jeder nehme sie hin, wie es ihm am besten scheint.

Wahrheit wollte ich lieben, wie Herr Anderson mich dazu ermahnt hatte. Wo sollte ich nun eine Bibel hernehmen, da ich dieselbe recht bald zu lesen wünschte? Von Norwegen hatte ich sie nicht mitgebracht. Soll ich sie von dort kommen lassen? Die Katholiken, dachte ich, gebrauchen sie nicht; sie haben niemals die Erlaubniß, sie zu lesen; sie

kennen sie vielleicht wie Papageien, nur dem Namen nach. Von woher soll ich sie kriegen? Wir wollen uns umsehen. Unterdessen wollte ich mich damit beschäftigen, die Geschichte französisch zu lesen; die Franzosen sind gewöhnlich aufrichtige Leute; ich hoffe sie unparteiisch zu finden; finde ich sie nicht unparteiisch, so lasse ich sie fahren u. s. w.

Mit diesen Gedanken im Kopf ging ich hin in ein Zimmer, wo die Bücher des Herrn und der Frau Casanova gesammelt waren. Höret nun: dieß war das erste Mal, daß ich diese Hausbibliothek besuchte; ich hatte genug zu thun mit meinen eigenen Büchern. Ich warf meine Blicke auf einige deutsche Bücher. Was ist das? Was? — Bibeln, Bibeln in verschiedenen Sprachen, und eine davon in meiner lieben norwegischen Muttersprache. Columbus war wol nicht freudiger als ich war, da er auf seiner ersten Entdeckungsreise vom Mastbaum herab rufen hörte: Land, Land, und dachte nach Ostindien angekommen zu sein, da er doch nur in der Nähe der Insel Guanahani war. Nach der Ueberraschung aber folgt doch auch oft Bedachtsamkeit. So ging es auch mir. Nach der Freude des ersten Augenblickes fing ich an, mit mir selbst zu raisonniren: Nun, wol habe ich Bibeln gefunden, allein wie kann dieß zusammenhängen? Die Katholiken haben das Recht nicht, in der Bibel zu lesen; und hier im Hause finde ich Bibeln in verschiedenen Sprachen! Es würde mir doch wehe thun, wenn der Consul und seine Frau, die in meinen Augen rechtschaffene fromme Leute sind, ihre eigene Religion und ihr Gewissen übertreten sollten. Ich wollte, daß Jeder an dem Seinigen festhielt, wenn er auch gerade nicht Protestant war; — die Gleichgiltigen und Pfuscher gefielen mir nicht. Vielleicht sind diese Leute heimliche Protestanten? — Nein, dieß ist auch nicht möglich; ich habe gesehen, daß sie sich beim Gebete bekreuzten; sie gehen nie in die protestantische Capelle, aber fleißig in die katholischen Kirchen. Wie werde ich nun dieß Räthsel lösen? —

Den Mann, mit dem ich wie gesagt über religiöse Dinge gesprochen hatte, hatte ich gleich fahren lassen, indem ich ihm ein eiliges Lebewol sagte; denn seine Reden kamen mir allzu sonderbar vor; und — um die Wahrheit zu sagen — ich fand mich doch nicht so belesen und ausgerüstet gegen ihn, wie ich es vermuthet hatte. Es kam mir so vor wie eine Schande, daß ich, Protestant, die Bibel nicht gelesen, und daß ich mich mit dem Leben und den Schriften des Stifters des Lutherthums nicht vertraut gemacht hatte. Doch wollte ich nun den Mann wieder aufsuchen, oder ihm zufällig begegnen, um

ihm einige halb witzige, halb schelmische Fragen vorzulegen, namentlich über die Bibel, und die Scheu der Katholiken vor derselben, obschon sie doch einen Protestanten ermahnen, dieselbe zu lesen. Ich wollte mit ihm sprechen, um auszuforschen, doch mit Höflichkeit; — der Mann war bald gefunden. So beeilte ich mich, die Unterhaltung anzuknüpfen.

Der Normann. Ich danke Ihnen für den guten Rath, den Sie mir gaben, die Bibel zu lesen; sie gefällt mir sehr; das ist wirklich das Buch des Herrn.

Der Katholik. Haben Sie mit dem alten oder dem neuen Testament zu lesen angefangen?

Normann. Mit dem neuen; ich bin davon eingenommen; ich lese langsam, langsam.

Katholik. Sie haben recht gehabt, mit dem neuen anzufangen. Wenn Sie mit demüthigem und Gott ergebenem Herzen beten, so werden Sie darin den wahren Geist des Christenthums finden, und dieß wird Ihnen als Schlüssel dienen, den Vorhang des alten Testamentes aufzuthun und dessen Verheißungen zu verstehen. Doch, wenn Sie weiter kommen, so kann es wol geschehen, daß Sie auch zum neuen Testamente Erklärungen und Noten wünschen. Sie haben sich wol eine Bibel mit Noten verschafft.

Norm. Ich, für meinen Theil, denke, daß in allen Dingen, die zur Seligkeit nothwendig sind, die Bibel deutlich genug ist. (Ich erinnerte mich dieses aus Luther und Pontopitan.) Die Bibel ist ja für Gelehrte und Ungelehrte geschrieben. Wir Protestanten sind die glücklichsten Leute in der Welt, da wir die Bibel schätzen, wie wir sollen; wir haben nicht nur Erlaubniß, die Bibel zu lesen, sondern dies Lesen ist uns sogar zur Pflicht gemacht. Luther war gewiß ein Mann von höchst wolthuenden (heilbringenden) Verdiensten; er, der die Bibel aus dem Finstern gezogen und in die Muttersprache übersetzt hatte, sei gepriesen.

(Nun, was will der Mann antworten?)

Kath. Es wird noch Zeit sein, von Luthers Verdiensten zu sprechen, wenn Sie eine unparteiische Lebensbeschreibung von ihm gelesen haben werden. Was seine Bibelübersetzung betrifft, so werden Sie vielleicht erfahren, daß dieselbe wol von kräftiger Sprache, aber an einigen Stellen nicht übereinstimmend mit dem originalen Texte ist. Uebrigens haben Sie recht, daß dieß Gottes-Buch, die Bibel, zu

aller Menschen Nutzen geschrieben ist, sie ist eine der größten Stützen und Denkmäler der Wahrheit.

Norm. (Dieß ist nun auch eine wunderliche Antwort von einem Katholiken.) So möchte ich denn wissen, warum ein Buch, das zu jeder Zeit am Licht stehen sollte, in der Finsterniß gelegen ist und vielleicht noch im Finstern gehalten wird.

Kath. (Der Mann lächelte freundlich.) Mein Freund, ich verstehe, was Sie meinen. Bloß Vorurtheile und Unwissenheit über das Wahre halten die Menschen im Finstern, die Bibel ist nie im Finstern gehalten worden. Wenn es Ihnen gefällt, in eine öffentliche Bibliothek zu treten, so können Sie Bibeln, Bibelübersetzungen, und Arbeiten über die Bibel in Menge sehen und untersuchen, so wie auch Erklärungen darüber von den ersten Jahrhunderten an. Sogar das Mittelalter, welches man die Zeit der Finsterniß nennt, hat werthvolle und sorgfältige Studien über die Bibel hinterlassen. Bevor Luther aufstand und aus ihm eigenen Gründen mit dem Rufe herkam: „Bibel, die Bibel allein; nichts als die Bibel!“ hatte man schon etwas über zwanzig Uebersetzungen davon bloß in den deutschen und skandinavischen Sprachen.

Norm. Ist es möglich?

Kath. Es ist so möglich, als es wahr ist.

Norm. Wozu sollten also diese Uebersetzungen dienen? Doch wol, um gelesen zu werden.

Kath. Natürlich wurden die Uebersetzungen bearbeitet, damit das Volk sie lesen sollte; so geschah es sowol im Norden als im Süden. Doch im Süden verstanden Jene, die lesen konnten, vor Luthers Zeit gut das Lateinische, und darum bedienten sie sich meistens der lateinischen Uebersetzung.

Norm. Heut zu Tag ist wol der gemeine Mann nicht im Stande, die Bibel auf lateinisch zu lesen.

Kath. Und darum hat er Uebersetzungen auf Italienisch, Spanisch, Französisch, Portugiesisch u. s. w.; ja sogar mehrere Uebersetzungen in einer und derselben Sprache.

Norm. Sollten nun die Protestanten allein diese Uebersetzungen lesen?

Kath. Sie sind für Katholiken in katholischen Ländern geschrieben. Mein Freund, das dumme Zeug, das Sie über das Bibellesen und über das Verbot dieses Lesens gehört und gelesen haben, sollte Ihnen Be-

denken einflößen. Die Wahrheit braucht nicht sinnloses Geschwätz und Unwahrheit, um ihre Behauptung zu beweisen und voran zu treiben.

Norm. Darin haben Sie Recht. Ich liebe die Wahrheit; Wahrheit soll sich an die Wahrheit halten. Ist es den Katholiken heut zu Tage wirklich nicht verboten, die Bibel zu lesen? Es ist wol erst seit einem Paar Jahren, daß dieß Verbot aufgehoben worden.

Der Katholik lächelte wieder gutmüthig und sagte: „Guter Jüngling, die Bibel auf Hebräisch und Griechisch, die Bibel auf Lateinisch, die übrigen anerkannten Uebersetzungen in den verschiedenen Muttersprachen sind den Katholiken nie verboten worden. Die katholische Kirche, als eine zarte und wolmeinende Mutter, sagt ihren Kindern, welche Uebersetzungen die richtigen und zuverläßigen sind, und welche es nicht sind, und fügt mit mütterlicher Ermahnung hinzu, da die Sache höchst wichtig ist, daß man sich vor den fehlerhaften hüten solle. Dieß ist vernünftig und ganz christlich" u. s. w.

Norm. Genug für heute, mein geehrter Herr. Dank für Ihre Unterhaltung. Sie werden erlauben, daß ich wieder zu meinen Geschäften zurückkehre; aber Sie können sicher sein, daß ich Zeit finden werde, die Bibel zu lesen. Leben Sie wol bis dahin.

Die Worte des Mannes kamen mir nicht sowol vor wie Licht, sondern wie Blitz in meinem Kopf. Ich konnte es mir nicht selbst klar machen, ob ich fröhlich oder betrübt sein sollte über das, was ich gehört hatte. Es war mir lieb, daß die Leute, von denen ich viel hielt, gar nicht gegen ihre Religionsprinzipien sich vergangen hatten, indem sie die Bibel in Besitz hatten und lasen. Aber es ärgerte mich ein wenig, zu entdecken, daß ich ein Vorurtheil aus meinem Vaterland und aus meinen vaterländischen Büchern mitgebracht hatte. Diesen Hochmuth mag der Leser mir verzeihen; er ist nicht selten; es thut beinahe Allen wehe, zu erkennen, daß sie gefehlt haben. — Aber warum soll man über die katholische Kirche Unwahrheiten erzählen, dichten, drucken? Das war eine Frage, die ich mir oft wiederholte.

Ein Vorurtheil war verschwunden; viele andere sollten mit der Zeit verschwinden. Wer konnte diese Zufälle voraussehen? Der allwissende und barmherzige Herr im Himmel war ein guter Wegweiser.

Nun, weiter, weiter.

Zweites Kapitel.

Was ich aus der Bibel lernte.

Ich hatte dann sehr viel zu thun. Alle Comptoirarbeiten mußten mit angestrengtem Fleiß verrichtet, die freien Stunden sollten besser als früher zu aufmerksamen Lesen benutzt werden; die Bibel war mein Lieblingsbuch.

Es schien mir, ich brauchte im Glauben gar nicht gestärkt zu werden, da ich der Meinung war, den christlichen Glauben zu besitzen; ich wollte den Inhalt der Bibel kennen; ich wollte darin Stärke suchen, die Pflichten des Christenthums zu erfüllen. Es versteht sich, daß ich meine liebe Bibel auf norwegisch las. Aber das Lesen ging nicht so leicht voran, wie ich es wünschte; ich mußte hie und da einhalten, z. B. bei Matth. 5. Kap., denn ich verstand nicht genau die Bedeutung der Worte: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihnen ist das Himmelreich; selig sind die Traurigen u. s. w. — Verstehst Du dieß wol, Johann? — Die Armen im Geiste, wer sind diese? Die arm an Verstandeskräften sind? — Nein, das geht nicht an. — Die arm an gutem Willen sind? — Nein, das ist noch schlechter. — Ich forschte; ich hoffte verstehen zu können; allein zuletzt schien es mir, daß es nicht so schlecht wäre, Anmerkungen zur Bibel zu gebrauchen. Eine Bibel mit Noten war mir zu Diensten; ich schlage auf. „Die Armen im Geiste, das heißt, die in ihrem Geiste wünschen um des Herrn Willen arm zu sein, welche nicht die Reichthümer der Welt lieben, sondern jene des Himmels; die ihr Herz nicht an den Eitelkeiten der Erde hängen lassen: die in ihrem Geiste demüthig und christlich einfältig sind, und sich erinnern, daß jede gute Gabe von Gott kommt." — Ja, ja, diese Bedeutung ist gewiß die wahre. Aber was bedeutet nun dieß: „Selig sind, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit?" Soll ich hungern und dürsten nach dem, was ich habe? Luther hat ja ausdrücklich gelehrt, daß durch den Glauben der Mensch gerechtfertigt, wiedergeboren, geheiligt und nachher selig wird. Ich glaube, also bin ich gerechtfertigt; wenigstens denke ich es

mir. Warum soll ich denn nach Gerechtigkeit hungern und dürsten? Gibt es zwei Arten Gerechtigkeit, die eine durch den Glauben, die andere durch das Streben nach Gerechtigkeit? Zwei Arten Seligkeiten? die eine durch den Glauben und eine andere durch Streben nach dem Glauben? — Ich muß die Anmerkungen sehen; denn die Bibel ist mir nicht so klar, wie ich es gedacht hatte u. s. w. — Es schien mir, als wäre die Bibel nicht übereinstimmend mit Luther und Pontoppidans Erklärung; dasselbe kam mir vor bei manchen andern Stellen; dieß sei nur in Parenthesis gesagt.

So ging ich langsam voran; mit Pauli Briefen gab ich mir besonders Mühe; aber es wäre mir unmöglich gewesen, deren Geist und Bedeutung auszufinden, wenn ich nicht so zu sagen zu jedem einzelnen oder jedem zweiten Vers bei Erklärungen und Anmerkungen Rath geholt hätte. Dieß Bibellesen konnte darum nicht so bald zu Ende sein; ich fand auch beständig Ursache, einige Stellen und gewöhnliche Ausdrücke in meiner norwegischen Bibel mit Bibeln in andern Sprachen zu vergleichen. Manches und Vieles lernte ich dadurch, was ich mir aus meinen Heimathsbüchern, aus meiner Religionslehre oder aus meiner Bibel- und Kirchengeschichte gar nicht hätte denken können. Alles kann ich nicht auf einmal erzählen, aber ich muß für's Erste sagen, welche Begriffe ich mir von einem wahren Christen machte, so wie ich mit Gottes Hilfe zu werden wünschte, und welche Gedanken ich mir vom wahren Christenthum machte.

Der wahre Christ, so schien es mir, soll kein Kind der Welt sein, sondern ein Kind Gottes; soll an Gott glauben und Alles halten, was Gott gelehrt hat; er soll auf ihn hoffen und vertrauen, und nicht auf sich selbst, noch auf die Welt: er soll Gott lieben und ihm zu dienen suchen durch treues Erfüllen seiner Anordnungen und Gebote. Der wahre Christ soll fleißig zu Gott beten, in seinen Gedanken fromm sein, dankbar sich der Gnadenmittel Gottes bedienen und vor Allem das Reich Gottes suchen. Demüthig soll der wahre Christ sein, denn alles Gute, das er besitzet, das hat er von Gott, und zur Seligkeit vermag er nichts Gutes aus eigenen Kräften; aber aus eigenen Kräften hat er vielleicht manche Sünden begangen, und kann gewiß noch mehr in der Zukunft begehen. Die Sünde ist das Allerböseste in der Welt. Der Christ weiß, welche Strafe er durch die Sünde verdient hat, aber er weiß nicht, ob er nach neuem Sündigen Gnade zur Bekehrung nach

eigenem Gutdünken erhalten werde. Um sich von der Sünde fern zu halten und seine Neigungen zur Sünde zu überwinden, soll der wahre Christ den guten Kampf kämpfen, sich selbst beherrschen, seine Leidenschaften dämpfen, sein Fleisch abtödten und es dem Geiste unterwerfen nach dem Willen Gottes. Liebevoll, freigebig, barmherzig soll der wahre Christ gegen seinen Nächsten sein; gerecht sein und alle Rechte des Nächsten achten; wahrhaft in seinen Worten, auferbauend in seinem Umgange. Kurz gesagt, der wahre Christ soll der beste Mensch in der Welt sein, viel besser als Platos weise Männer. Aber alles dieses mit Gottes Hilfe und Beistand. Ach, könnte ich doch mit Gottes Hilfe und Beistand ein wahrer Christ werden!

Das wahre Christenthum, schien es mir, soll eine Gesellschaft sein, die so viel wie möglich der ursprünglichen Kirche gleich ist; die alle die Gnadenmittel, die Jesus Christus seiner Kirche hinterlassen hat, besitzt, und keines davon wegläßt; es soll durch seinen Gottesdienst aufrichtige Heiligung befördern, so daß, wenn auch nicht alle, so doch einige seiner Kinder wirklich gute und heilige Diener Gottes seien. Mehr als Ein wahres Christenthum schien mir nicht zu existiren, weil die Wahrheit eine, Gott ein ist. Alle Völker sollten unterrichtet werden, alle eingeladen werden, in diese eine Gesellschaft des Herrn, in diese seine eine Kirche einzugehen; in allen Zeiten soll die Kirche bleiben, sie soll allgemein sein.

Da ich das erste Kapitel des ersten Briefes Pauli an die Korinther gelesen hatte, schämte ich mich etwas, für meinen und meiner Landsleute Theil, daß wir uns lutherische Christen nannten. Luther war wol ein vortrefflicher Apostel, mit dem ich noch nicht recht bekannt war; aber es hätte mir besser gefallen, wenn wir uns echte Christen, allgemeine Christen oder so dergleichen uns genannt hätten. Aber wie die Sache nun auch stehen mag, konnte ich ein Circularschreiben hinaus nach Deutschland und dem Norden senden, damit man den Namen der Religion ändere? Man würde mich auslachen, wie nun Einer oder der Andere vielleicht es thun wird, weil ich dieß so einfältig nach manchen Jahren hinschreibe. Ach! es ist im Norden so leicht gethan, zu lachen! es ist so leicht gethan, einen Andern Thor zu heißen! Hört nun.

Drittes Kapitel.

Er ist ein Thor geworden.

Nach diesen ersten Studien ging noch eine Zeit hin, bevor ich mit diesem Titel von einigen meiner alten Bekannten beehrt wurde. Ich war dagegen der Meinung, daß ich unter der Leitung der Vorsehung Gottes manchen Vorurtheilen entsagt hätte, die ich einige Zeit lang nicht Lust hatte fahren zu lassen, und daß ich durch Gottes Gnade einen höchst wichtigen Fortschritt gemacht hatte, indem ich meinem Gewissen gefolgt war.

In meiner Kindheit glaubte ich, die Katholiken, da sie in „lächerlichen grämlichen Irrthümern" leben, die sie vom Mittelalter geerbt haben, könnten gar nicht gelehrt sein; sie müßten Dummköpfe sein, die weder von der Geschichte, noch von der Reformation, oder von den ältesten Zeiten des Christenthums etwas wüßten. Zu meinem großen Erstaunen hatte ich nun, nicht nur einen oder zwei, sondern manche tüchtige Männer unter ihnen entdeckt, welche die alten und neuen Sprachen studirt hatten, die Geschichte an ihren Fingern besaßen, der Wissenschaften mächtig waren, und klaren Bescheid über die Prinzipien der Religion und Moral geben konnten. Sie kannten auch auf ein Haar die Lehre und den kirchlichen Ursprung des Protestantismus in seinen verschiedenen Abtheilungen. Und sie verharrten nichts desto weniger darin, ihre eigene Religion innerlich zu lieben! Wie konnte dieß zugehen?

Ich hatte gedacht, die Katholiken müssen ein abergläubisches Volk sein; ich war selbst abergläubisch in meiner Kindheit, so mußten die katholischen Kinder wol noch abergläubischer sein als ich war. Ich wollte einige von ihnen auf die Probe stellen; ich machte ihnen schelmische Fragen, ob sie sich nicht vor Geistern und Todtenbeinen fürchteten. Sie lachten herzlich und antworteten, daß die Christen nur die Sünde fürchten müssen; daß es sich nicht gezieme, daß Jene, die sich an die Wahrheit Gottes halten, abergläubisch seien; daß Gott gegen uns böse werde, wenn wir so ungehorsam seien und auf Unwahrheit achten. War nicht

auch dieß sonderbar, solches in Genua zu hören von kleinen lustigen Buben von sechs bis sieben Jahren?

Wie verhielt es sich aber mit der Sittlichkeit dieser Katholiken, Laien wie Priester? Von falschen Lehren, Irrthum, Verkauf der Sündennachlassung muß ja Gottlosigkeit, Ungerechtigkeit, Unkeuschheit, Betrug herstammen. Die nordischen Seekapitäne, mit denen ich Umgang hatte, erzählten manchmal zu ihrem Vergnügen wunderliche Anekdoten, besonders von katholischen Priestern und Mönchen. Ich mußte Entdeckungen machen.

Nach und nach erhielt ich Gelegenheit, mit den Verwandten und Freunden des Herrn Casanova umzugehen; ich wurde in den Familienkreisen gut aufgenommen; man sah gern den rothbackigen nordischen Jüngling hervortreten, und hörte mit Vergnügen den norwegischen Mund fließend in italienischer und sogar in genuesischer [1]) Sprache sprechen. Anstatt Verschlagenheit und List fand ich Bescheidenheit, Klugheit, Demuth, Frömmigkeit, reine Sitten, christliche Liebe zum Nächsten, so daß ich, trotz meiner früheren logischen Vermuthung, beinahe genöthigt war, zu erkennen, daß sie ungefähr nach dem Bilde lebten, das ich mir vom wahren Christen gemacht hatte. Dieß war nun auch sonderbar.

Im Hause des Herrn Casanova lernte ich einen Priester kennen, Namens Buffetti. Das war ein alter Pfarrer, der bisweilen zum Besuche dahinkam und sich besonders damit abgab, die Studien des schon genannten Neffen in Mathemathik, Naturgeschichte, Physik und Philosophie zu leiten. Ganz sonderbar, dachte ich, daß ein katholischer Priester als Lehrer in diesen Fächern unterrichten kann! Ich besuchte dann diesen Geistlichen in seiner Wohnung. Er studirte fleißig in seiner Stube, er predigte mit Entzücken von christlicher Tugend und Wirksamkeit, vom Zutrauen zum Heiland, von der Liebe zu Gott und zum Nächsten und stund den Kranken bis zum Tode mit einer Sorgfalt und Hingebung bei, wovon man im Norden gar keinen Begriff hat. Das war wirklich ein achtungswürdiger Mann. Es fällt schwer, seine Vorurtheile fallen zu lassen; aber was wahr ist, ist wahr; ich liebe Luther, dachte ich, ich liebe die Reformation, aber ich liebe alles Wahre, alles Gute. Werden nun auch die jungen katholischen Priester mit dem ungeheuren Joch, das sie auf sich haben, unverheirathet zu sein, sich wol dabei befinden?

---

[1]) In Genua spricht man einen Dialekt des Italienischen.

Wenn ich sie über ihr Joch fragte, fingen sie an über meinen Einfall zu lächeln; sie sagten, sie hätten viel Beschäftigung, an vieles Andere zu denken und keine Zeit übrig, aber wenn ich eine oder die andere Religionsangelegenheit berührte, waren sie gleich beredt. Wieder wunderlich!

Während ich nun meine Leute ausstudirte, kam ein Dominikanermönch, Pater Jablot, nach Genua, um in der Fastenzeit Predigten zu halten; und da er kräftig, deutlich und rührend sprach und der Bibelsprache mächtig war, so drängten sich die Menschen, seine beinahe täglichen Vorträge zu hören. Auch ich wohnte seinen Predigten bei; das war sehr angenehm, aber für mich nicht genug. Ich wollte in sein Kloster hineingucken, und auf seine gewöhnliche Art, zu leben und die Fremden zu behandeln, aufmerken. Er wohnte in einem einfachen, reinlichen Zimmer, über und über mit Büchern versehen; ich sah seine Ordensbrüder mit freundlicher, offener Haltung zu ihm kommen. Dieser Mann gehörte dem grausamen Orden der Inquisition an. Ich hielt mich im Anfang wol in passender Entfernung, doch bemerkte ich bald, daß er mich nicht umbringen wollte, weil ich Protestant war; er kam mir entgegen, wie ein alter, lieber Vater seinem Sohne; er fragte mich, ob ich Student wäre u. s. w. Haben denn die Katholiken auch Studenten, Universitäten, Candidaten u. dergl.? — Da er hörte, daß ich aus Norwegen war, sprach er mit mir von meinem lieben Vaterlande, von dessen Klima, Produkten, Regierung. Er zeigte mir die Einrichtung des Klosters, dessen schöne, bedeutende Bibliothek..... Und ich sagte ihm Lebewol, ohne daß er ein Haar auf meinem Haupte gekrümmt hätte. Doch zog er durch seine Zuvorkommenheit einige Grillen aus meinem jungen, norwegischen, wißbegierigen Kopfe. Der berüchtigte Sündenerlassungs-Krämer Tetzel gehörte ja dem schlimmen Dominikaner-Inquisitions-Orden an; und sieh nun! Pater Jablot war nicht einmal in dem ersten Augenblick bös über mich, weil ich ein Anhänger Luthers war; er fragte mich auch nicht, ob ich Katholik werden wollte, um zu billigem Preise Nachlassung der Sünden zu kaufen. — Mit der Zeit kam ich dazu, diesen Mann sehr zu achten.

Ich hatte mich nun überzeugt, daß man unter den Katholiken edle, aufgeklärte, auferbauende Menschen finden könne. Ich glaubte nicht länger, daß ihre Verhältnisse und Religionssachen im Allgemeinen so dunkel, mittelalterlich, abergläubisch, plump, dumm, schlecht, sinnlos,

faul, vermessentlich wären, wie ich es mir vorher, nach den Lehrbüchern meiner Jugend, eingebildet hatte.

Kurz vorher war ich einem andern Vorurtheil auf die Spur gekommen und hatte es abgelegt. Der Name „Katholik" hat mir immer mißfallen als ein unangenehmes, häßliches Wort. Katholik! Von woher leitet man dieses Wort? Vielleicht vom Wort Kat (Katz) und dem deutschen holen oder heulen? Ist es ein Scheltwort, das die Gegner des Protestantismus auf den Hals bekamen, da sie gegen denselben disputirten? Vielleicht bellten die Protestanten gegen sie wie wache Hunde, und diese antworteten so wie Katzen zu thun pflegen? Dieß hatte ich bei keinem Schriftsteller gelesen; aber wenn man vor einem Namen Ekel hat, so kommt man auf manche wunderliche Vermuthung und erzählt sie oft als einen Witz, als Muthmaßung, oder als eine historische Wahrheit. Ich fragte nun einen Sprachforscher, welches die eigentliche Etymologie dieses Wortes „Katholik" sei, das mir so häßlich schien. Es scheint Ihnen häßlich, war die Antwort, weil Sie noch nicht die griechische Sprache studirt haben. Das Griechische? Was kann das Griechische zu thun haben mit diesem Namen, der in der ganzen Welt, wie ein Gespenst gegen alle echte Protestanten herumzieht? — Nun erhielt ich einen langen Vortrag über die Kirchensprache der ersten Zeiten, über die Originalsprache des neuen Testamentes; über das apostolische Glaubensbekenntniß. Aber kurz, das häßliche Wort „Katholik", welches griechisch ist, bedeutet das schöne Wort Allgemein; es ist ein Wort, womit man in Kürze die allgemeinen Christen benennt; anstatt jedesmal katholische (allgemeine) Christen zu sagen, sagt man lieber Katholiken. — Ja, ja, das hätte ich nie aus meinen Religionsbüchern herausgefunden! — Seither bemerkte ich, daß da, wo die italienische Bibel das Wort „katholische Briefe" hat, in der norwegischen „allgemeine Briefe" stand; wo in dem italienischen apostolischen Glaubensbekenntniß „die katholische Kirche" steht, liest man in dem dänischen oder norwegischen „die allgemeine Kirche". Wörterbücher in mehreren Sprachen zeigten mir gerade dieselbe Bedeutung. Sollte ich noch nicht begreifen, daß katholisch allgemein sagen will? Man hat wahrhaft Mühe, zu begreifen, daß das, was häßlich schien, schön ist! Ich kam doch voran, Schritt für Schritt, und mußte mit Geduld mich überzeugen, daß wenn das Licht Finsterniß scheint, es bloß von Krankheit in unsern eigenen Augen, oder vom Mißbrauch unserer Augen kommt. Da wünschte ich gerade,

daß die Protestanten, anstatt sich Lutheraner, Zwinglianer, Swedenborgianer, Haugianer u. s. w. zu nennen, was mir als gegen Pauli Ermahnung streitend vorkam, alle zusammen sich allgemeine Christen nennten. Und nun war mir zur Gewißheit geworden, daß das Wort „Katholiken" allgemeine Christen bedeutet! Und ich hatte Abscheu vor einem griechischen Namen, der mir in norwegischer Sprache gefiel! Ich muß beinahe einige meiner Leser und Leserinen bitten, meinen neuen Geschmack mit mir zu theilen, und mir zu erlauben, nachher hie und da, im Vorbeigehen, zu bemerken, daß katholisch allgemein sagen will; so frischen wir unser Gedächtniß wieder auf.

Eine andere Begebenheit ist mir in guter Erinnerung; ich hätte sie vielleicht schon früher anführen sollen; doch hoffe ich, daß sie hier zur passenden Zeit vorkommt. Eines Abends hatte ich über etwas Unbedeutendes mit dem Neffen im Hause zu disputiren oder zu zanken, es ist jener Neffe nämlich, von dem Frau Casanova besorgte, daß ich ihn ärgern möchte, aber mit dem sie mich nachher Freundschaft schließen ließ, da sie bemerkte, daß ich nie mit ihm über Religionssachen sprach. Da ich nun in meiner Forderung all zu heftig war, und ihn wol beleidigt hatte, sagte er zornig: Du wirst sehen, du Protestant, wie es dir gehen wird, wenn du einmal vor den Richterstuhl Gottes kommst. — Die Sache, worüber wir uneinig waren, forderte ganz und gar diese Warnung nicht; aber ich bemerkte dabei doch, daß im Kopfe des Knaben etwas gegen die Lehre und Seligkeit der Protestanten spucke. — Du Thor, antwortete ich ihm erbittert, es wird mir besser gehen als dir, dem Katholiken. Ja, du wirst sehen, wer über Religion Recht hat. — Die Antwort war nicht ganz biblisch; ich verstand bald, daß Zorn und Erbitterung ein schlechter Rathgeber sei; wir versöhnten uns an demselben Abend; — aber ich sah da wirklich nicht voraus, daß ich selbst „ein Thor" sollte genannt werden. Die Worte des Knaben hatten stärkeren Eindruck auf mich gemacht, als ich und er es vermutheten. Nach einiger Zeit beschloß ich, von einem zuverlässigen Manne zu erfahren, was die Katholiken eigentlich von der ewigen Seligkeit der Protestanten dachten. Ach, mein guter Gott, du kannst dich der unbedeutendsten Dinge zu unserem Wol bedienen! du kannst dich auch dieses Zufalles zum Wol des Lesers bedienen!

Ich wandte mich an den gelehrten und frommen Pfarrer Buffetti, der bis dahin, gleich wie die andern, so bescheiden gewesen war, daß

er sich in meiner Gegenwart aller Hindeutung auf Religionsunterschiede enthalten hatte. Wie gewöhnlich gab er mir nun auch einen väterlichen Blick, doch etwas liebevoller, als früher, denn ich zeigte mich so recht vertraulich gegen ihn; er sagte mit herzlicher Güte: „Es kommt darauf an, ob die Protestanten gewußt oder nicht gewußt haben, wissen wollen oder nicht wissen wollen, welches die allgemeine Kirche sei; ob sie je haben erkennen können oder nicht, daß sie von der allgemeinen Kirche getrennt sind, und daß diese Trennung von Leidenschaft ausging und mit Ungerechtigkeit ausgeübt wurde; ob sie Gelegenheit gehabt haben oder nicht, zu ahnen, daß die Beschuldigungen, die der allgemeinen (katholischen) Kirche gemacht werden, ungerecht sind; ob sie nach dem wahren christlichen Glauben und nach der vollständigen göttlichen Lehre Verlangen gehabt haben oder nicht. Uebrigens, fügte er hinzu, ist es der Herr, der urtheilt, und nicht die Menschen; Gott wird die Schuldigen von den Nichtschuldigen unterscheiden. Die Protestanten, die wissen, daß es Sekten gibt, daß es aber doch nur eine christliche allgemeine Kirche gibt, weil die Wahrheit eine und Gott ein einiger ist, — sollen sich die möglichste Mühe geben, um einzusehen, welches diese eine allgemeine Kirche sei, die Jesus Christus gestiftet und für alle Zeiten bewahrt hat. Sind sie gleichgiltig und nachlässig in der wichtigen Sache, die Wahrheit zu glauben, die Gott geoffenbart hat, oder bleiben sie freiwillig abgesondert von Gottes heiliger, allgemeiner Kirche, dann sind sie strafbar. So versteht man den Satz, daß außer der allgemeinen Kirche keine Seligkeit erreicht werden kann. Den wahren Glauben findet man in der allgemeinen Kirche; ohne den wahren Glauben kann man Gott nicht gefallen; ohne Gott zu gefallen kann man nicht selig werden. Die Protestanten dagegen, denen es nie möglich gewesen ist, die Vorurtheile ihrer Erziehung einzusehen, die, welche dieselben gerne abgelegt hätten, wenn sie zu deren Erkenntniß gekommen wären, Jene, welche den wahren Glauben lieben, Jene, die suchen, Gott durch den Theil von Glauben, den sie besitzen, zu gefallen, und gerne den vollständigen Glauben annehmen würden, wenn sie ihn kennten, die gehören wol nicht dem Namen, sondern dem Geiste nach, der allgemeinen Kirche an, und für diese hofft die allgemeine Kirche Seligkeit.“ —

Da ich nun Gelegenheit hatte, die wichtige Sache der Religion zu untersuchen, und mir also die gebührliche Mühe geben sollte, um die allgemeine christliche Kirche zu erkennen, so meinte Pfarrer Buf-

fetti, ich sollte allererst mein Vertrauen auf Gottes Hilfe und Gnade setzen, ihn um Erleuchtung bitten und nachher über das Wesen, die Lehre, die Dauer, die Kennzeichen, die Geschichte, die Beweise nachforschen. Es würde mir nicht schwer sein, mir Bücher zu verschaffen, bei gelehrten Männern Zutritt zu erhalten und die hinreichenden Mittel zu einer ruhigen, gewissenhaften Untersuchung zu finden.

Diese Antwort war so milde und so vernünftig, als ich es mir nur wünschen konnte. Ich hatte nichts dagegen, bei Gott um Licht und Beistand zu bitten; es schien mir auch, daß ich dieß nöthig hatte, da ich schon einige vaterländische Vorurtheile in Betreff der katholischen Verhältnisse erkannt hatte; es könnte ja sein — aber es würde mich betrüben — daß ich mich auch gegenüber dem innern Wesen und der Lehre der katholischen Kirche geirrt hätte. Es würde mir zudem wol thun, die Religion gründlich zu studiren, meine frühere Ausrüstung kam mir wie Kinderspiel vor; ich brauchte ganz andere Waffen, um als unüberwindlicher Protestant fest zu stehen; aber in jedem Falle wollte ich auf die Stimme der Wahrheit horchen, die Wahrheit wollte ich lieben; ja der Wahrheit, der wichtigen religiösen Wahrheit wollte ich folgen. Die Worte des Herrn Anderson hatten nicht vergebens in meinen Ohren getönt; und die Ermahnung des achtungswürdigen Pfarrers Buffetti bedeutete ja nichts Anderes, als eine Ermahnung, die Wahrheit zu lieben und mich daran zu halten.

Ich wurde etwas frommer in meiner Gesinnung und bat Gott inständig, daß er mein Vorhaben leiten und mir zu erkennen geben möchte, welche seine wahre Religion und Kirche sei; ich hatte die sichere Hoffnung, daß, wenn ich den himmlischen Vater um Brod für mein Herz und meinen Geist bäte (Matth. 7, 9), er mir keinen Stein geben werde.

Nun studirte ich die Geschichte der christlichen Religion mit doppeltem Eifer; ich bediente mich der am meisten unpartheiischen Verfasser. Ich verglich die ersten Zeiten der Kirche mit den Zeiten der „Reformation“; die Handlungsweise der Apostel mit jener der „Reformatoren“; Luthers Leben mit dem der Kirchenväter; die protestantischen Erzählungen über das Wesen der katholischen Kirche mit den katholischen Anschauungen; die protestantischen Beschuldigungen mit den wahren Verhältnissen in der katholischen Kirche. Je mehr ich las, desto mehr Vorurtheile rissen sich von meinem skandinavischen Kopfe los. War ich denn ein verdrehter Thor geworden? — „Ein wenig

Geduld, lieben Freunde, so werde ich zum Resultat meiner Studien kommen, und es zu erkennen geben. Die Wahrheit übereilt sich nicht, und oft geht sie sehr langsam zu Werke, weil sie ewig ist. — Wahr ist es, aber wir müssen uns beeilen, sie in unserm Leben zu ergreifen, da wir keine Zeit zu verlieren haben. Und darum will ich nicht lange damit zögern, mein Resultat und die Mittel, die ich gebrauchte, um es zu erreichen, mitzutheilen und zu erklären. Aus der Geschichte und den Dokumenten der Geschichte schien es mir unmöglich, daß der Protestantismus manche der Glaubensumstürzungen, die er hervorbrachte, vertheidigen könnte; die Beschuldigungen gegen die katholische Kirche über Abgötterei, Handel des Sündennachlasses, Pabstthum u. s. w. fand ich erbärmlich; denn ich fand, daß es erbärmlich sei, eine Religionssache mit unwahren Darstellungen zu befördern; es that mir leid, daß einige protestantische Schriftsteller albernes Geschwätz, der eine von dem andern, abgeschrieben haben, ohne die angegebenen Thatsachen zu prüfen; und daß einige Religionslehrer die wichtigste Sache ganz leichtsinnig behandelt haben. Aber genug hievon für den Augenblick.

Um mir die wirklichen Punkte, die den Protestantismus oder das Lutherthum von dem allgemeinen (katholischen) Christenthum trennen, klarer und deutlicher zu machen, las ich zuerst mit Aufmerksamkeit den katholischen Katechismus. Es ist nicht gefährlich, den Katechismus mehrmals im Leben zu studiren. Der katholische Katechismus ist, man sieht es gleich, von Luthers Katechismus in der Ordnung des Inhaltes verschieden. Das erste in dem katholischen ist die Lehre von Gott, von Gottes Wesen, der Dreifaltigkeit, vom Vater, von Jesus Christus, vom heiligen Geist, kurz gesagt, vom Glauben und dem Glaubensbekenntniß. Denn bevor man zu wissen braucht, daß Gott etwas befiehlt, muß man wol schon an Gott glauben. Dann kommt die Lehre von der Hoffnung auf Gott, vom Gebet des Herrn, von der Liebe zu Gott, von den zehn Geboten. Nachher liest man von den Sakramenten, von Sünde und Gerechtigkeit, von der Vollendung des Menschen in jener Welt. Diese schöne, ganz christliche und rationelle, leichtfaßliche Ordnung würde vielleicht mancher protestantische Geistliche für die Kinder im Norden wünschen. Der christkatholische Katechismus kann definirt werden: Die Lehre, die vom Wesen Gottes zum Reiche Gottes führt, aber so kann Luthers Katechismus nicht definirt werden. Das wichtigste war mir die Lehre selbst, und diese

(die katholische) konnte ich erst später definiren: Die Lehre vom vollständigen Christenthum, das in allen Zeiten das allgemeine gewesen; aber die Lehre des lutherischen Katechismus mußte ich definiren: Die Lehre von einem Theil des Christenthums mit einigen Irrthümern. Geduld, Geduld, mein guter Leser! — Nachdem ich den katholischen Katechismus gelesen hatte, studirte ich Controversbücher.

Was wenige von meinen lieben Landsleuten wissen, ist das, daß alle die christlichen allgemeinen Glaubenspunkte, die der Protestantismus verleugnet hat, bei den ältesten Kirchenvätern, bei den ältesten Bibelforschern und in den ältesten kirchlichen Monumenten sich finden. Sowie dieß nun meinem Leser auffallend scheint, so war es mir auffallend, dasselbe zu hören und zu erfahren. Aber wenn man glänzende Beweise dafür hat, wenn man die Kirchenväter zu Diensten hat, wie sie mir zu Diensten waren; wenn man selbst, nach Belieben, hingehen und die Citate untersuchen und die Beweise prüfen kann, welche von den Controversbüchern angeführt werden; da ist man genöthigt — wenn man nicht allzu hartherzig und hartnäckig ist — zu sagen: Ja, es ist wahr, es ist wahr! — Und vielleicht ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß einige Leser gegen das Ende des Buches auch mit Geist und Herz sagen werden: Ja, es ist wahr.

Für meinen Theil kam zum Schluß das Resultat heraus, daß ich sollte — was? ein Thor werden? — daß ich in Gottes Namen Katholik werden sollte. Alle meine Vorurtheile waren ihren Weg gegangen. Ich sah die Richtigkeit dieses Schrittes als einen Uebergang von Vorurtheilen zu religiöser Wahrheit, als einen wichtigen Fortschritt von einem Theil des Christenthums zu dem ganzen, vollständigen, allgemeinen Christenthum; ich betrachtete diesen Schritt, diesen Fortschritt als eine wichtige Gewissenspflicht; ich sollte es mit der Hilfe und Gnade Gottes thun, und wir sollen Alles glauben, was er uns geoffenbart und gelehrt hat. Ich werde Gelegenheit erhalten, alle die Beweggründe, aus denen ich erkannte, daß die katholische Lehre die rechte Lehre des Christenthums sei, zu erklären.

Doch schmerzte es mich, daß meine geliebten Eltern über meinen Entschluß betrübt werden müßten, da es ihnen dort zu Hause unmöglich war zu verstehen, was ich mit Gottes Gnade hatte prüfen und untersuchen können. Ich bat den Herrn, da ich ihnen schrieb, sie zu trösten und zu erleuchten. Mein lieber Vater wandte sich an den Herrn Consul Casanova, damit er mir mit gutem Rath beistehen möchte;

aber — zu meiner Verwunderung — erhob er keinen weiteren Widerspruch. Er war oft in katholischen Ländern gewesen, und dachte wol nicht, daß irgend eine Gefahr in Anlauf wäre, wenn man Katholik wird. Meine Mutter, meine holde Mutter dagegen, schrieb mir bekümmert zwei Briefe, und hatte Thränen aufs Papier fallen lassen. Ich ehrte diese Thränen, diese wolgemeinten Thränen, und liebte sie deshalb noch mehr; ich versuchte sie zu beruhigen und zu trösten, indem ich ihr so klar als möglich die festen und sichern Gründe mittheilte, die mich zu dem bedeutungsvollen Schritt, den ich im Sinne hatte, bewogen; allein sie konnte deren Wichtigkeit nicht erfassen. Doch hielt sie noch immerfort viel von mir, und dieß erwartete ich von der guten Mutter. Ich habe seither erfahren, daß ein Nachbar in Bergen so artig und woldenkend war, ihren Kummer mit diesen Worten zu lindern: „Geben Sie sich zur Ruhe; besser ist es, daß Ihr Sohn ein gläubiger Katholik, als ein ungläubiger Mann, ein gleichgültiger Protestant werde." Gott lohne den Mann für diese Worte!

Liebe Eltern! Wie sehr hätte ich nicht gewünscht, euch vor eurem Tode wieder zu sehen! wie sehr hätte ich nicht gewünscht, daß ihr an dem Glücke Antheil gehabt hättet, für welches ich Gott so oft gedankt habe und noch jeden Tag danke! Aber ihr starbet allzu früh für euer Kind. Nun ruhen eure Körper in der Gruft der Neukirche in meiner Geburtsstadt; aber haben eure Geister vielleicht im Schooße der katholischen (allgemeinen) Kirche geruht? Ich muß mich mit dem Gedanken trösten, daß Viele, die sich Protestanten nennen, im Geiste Katholiken sind, ohne es zu wissen. Wird wol der gerechte Richter der Lebendigen und Todten sich nicht erinnert haben, daß beinahe in drei Jahrhunderten die Mittel im Norden gefehlt haben, genaue Begriffe über die allgemeine christliche Religion zu erwerben? Liebe Eltern! Ruhet süß in eurem Grabe; einige Ellen unter euch liegen katholische Eltern begraben; eure Leiber, euer Geist ruhe mit ihnen u. s. w.!

Viertes Kapitel.[1])

Der katholische Priester.

Mein Vater starb ungefähr sechs Jahre nachdem ich nach Italien

[1]) Von Seite 28 bis 29.

gekommen war, und um diese Zeit hatte ich einen andern wichtigen Entschluß für mein ganzes Leben gefaßt.

Gott sei Dank, bei meinem Uebergang zur katholischen Kirche hatte ich die reine und erhabene Absicht, Gottes Gnadenruf zu folgen und meine Seele zu retten; kein irdisches Ziel hatte ich mir vorgesetzt, noch hat mein Umgang mit Ausländern oder Wolwollen gegen sie, noch die Hoffnung der Zukunft mich zu diesem Schritte gelockt. Ich sah als wahrscheinlich voraus, daß ich mich durch denselben vom Consulatamt in Genua ausschließen würde, welches ich mit der Zeit zu erhoffen hatte, wenn ich Protestant geblieben wäre; ich wußte ja auch sehr wol, daß es unleugbar bequemer und comfortabler sei, als Protestant zu leben, denn als Katholik. Gewiß hätte ich auch meine edle Mutter dadurch nicht betrüben wollen, wenn ich nicht vor Allem an Gott, an Jesus Christus, an das Evangelium gedacht hätte.

Für das Zeitliche, das ich aufgab, fand ich Erstattung in meinem Gewissen und in den Gnadenmitteln der Religion; ich war ruhig und zufrieden; bei den Sakramenten war ich voll des Glaubens und Vertrauens auf Gott. Niemals werde ich die geistliche Wonne vergessen, die der Herr mir schenkte, nachdem ich zum ersten Mal meine Sünden gebeichtet, die Absolution erhalten und das Abendmahl genommen hatte. Mein Herr in mir, ich in meinem Herrn! Das war ein Tag himmlischer Festlichkeit! und nach diesem kamen andere ähnliche festliche Tage für meine Seele. Ich habe für Vieles, für unendlich Vieles Gott zu danken. Kannst du, mein Leser, mir dazu helfen? Alle Engel und Auserwählten Gottes im Himmel mögen den Herrn mehr preisen, als ich auf Erden vermag u. s. w.

Johann Georg Eßlinger,

Garnisonsprediger zu Forli im Kirchenstaate.

Am 26. Februar 1790 zu Zürich geboren, zeigte er schon von früher Jugend an viele Fähigkeiten für die wissenschaftlichen Studien und machte besonders gute Fortschritte in den alten Sprachen. Aus eigener Neigung widmete er sich der Theologie, in der damals der flachste Rationalismus an der Tagesordnung war. Die Redlichkeit

seiner Gesinnungen und der Eifer, womit er diesem Studium oblag, erzeugten in ihm bald eine schwankende Unruhe, über die er sich keine Rechenschaft ablegen konnte. Mitten in dieser Verwirrung fühlte er besonders ein lebhaftes Verlangen nach Erkenntniß der Wahrheit.

Sechzehn Jahre alt, hatte Eßlinger einst bei einem Oheim, der Oekonomieverwalter einer, in einem benachbarten Kanton gelegenen, Abtei war, einen Ferienbesuch gemacht. Die Leutseligkeit, mit welcher er von den Klosterherren aufgenommen wurde, die mit denselben gepflogenen Unterredungen, die im Kloster wiederholten Besuche steigerten in ihm das bereits gehegte Verlangen nach Kenntniß der katholischen Religion. Diese Umstände aus seiner Jugend blieben tief in seiner Seele eingegraben und mit Vergnügen erinnerte er sich stets an die erste Gelegenheit seiner Bekanntschaft mit katholischen Priestern. 1813 bestand er nach Vollendung seiner Studien auf der Universität zu Zürich eine Prüfung vor dem Kirchenrath mit Auszeichnung und wurde hierauf in Richterschwyl, einem großen und schönen Dorfe im Kanton Zürich, als Vikar angestellt. Während der vier Jahre seines geistlichen Amtes wußte er sich die Liebe und Achtung seiner Gemeinde zu verschaffen, bei welcher er die für ihn schmeichelhaftesten Erinnerungen zurückließ. Mitten unter den Berufsgeschäften seiner Stellung fühlte er unaufhörlich jene religiöse Unruhe, welche ihn der katholischen Wahrheit entgegentrieb. In seinen Freistunden beschäftigte sich der junge Geistliche mit Studien und Vergleichen, und was ihm besonders auffiel, war die Einheit und Unveränderlichkeit dieser Kirche, die Jahrhunderte hindurch ohne irgend eine Veränderung in ihren Lehrsätzen bestanden, während die Widersprüche des Protestantismus ihm von Tag zu Tag fühlbarer wurden. Ueber die damaligen Regungen seines Innern äußerte er sich selbst auf folgende Weise:

„Von dem Augenblicke an, wo ich von einem ehrwürdigen Geistlichen confirmirt wurde, fing ich an, ernstlicher und reiflicher als die meisten jungen Leute meines Alters, über die Religion nachzudenken. Eine leidenschaftliche Vorliebe zur Lektüre, welche sich sehr frühzeitig in mir geoffenbart und bis dahin aus allen Büchern ohne Unterschied, die der Zufall mir in die Hände lieferte, Nahrung geschöpft, lenkte sich von der Zeit an ausschließlich auf religiöse Gegenstände und wuchs noch durch das in meinem Geiste gefühlte Bedürfniß einer festen Begründung meines Glaubens. Vor Allem war mir der Unterschied oder Widerspruch in den theologischen Ansichten meiner Professoren und den

Glaubensartikeln, wie sie in den symbolischen Büchern unserer Kirche auseinandergesetzt und auf den Text der heiligen Schrift selbst gegründet sind, auffallend. Während meines Aufenthaltes in Richterschwyl hatte ich eine Menge Werke gelesen, worin die durch den allgemeinen Kirchenglauben anerkannten Lehrsätze wechselseitig angegriffen und vertheidigt wurden, und zwar beiderseits mit den Waffen der Exegese, d. h. der Schrifterklärung; Werke, worin untersucht wird, ob die Protestanten alle Worte Jesu und seiner Apostel wörtlich annehmen, oder dieselben vorläufig einer Prüfung ihrer individuellen Vernunft unterwerfen sollen. Aus dieser Lektüre schloß ich, daß es jedem consequenten Protestanten unmöglich sei, letztere Ansicht, als die mit dem obersten Grundsatz der Reformation allein verträgliche, nicht anzunehmen."

Damals wurde es ihm Bedürfniß, die katholische Religion näher zu betrachten und von ihrer praktischen und ceremoniellen Seite kennen zu lernen. Zu diesem Zwecke war es unerläßliche Bedingung, daß er sein Vaterland verließ. Im Jahre 1817 verlangte und erhielt er die Stelle eines Feldpredigers im 7. Regiment der k. Garde, ersten Schweizerregimentes in französischen Diensten. In seiner schwierigen neuen Stellung wußte er sich so zu benehmen, daß er sich die Achtung seiner Vorgesetzten und der Offiziere des Corps erwarb. Ueberall, wo sich immer das Regiment in Garnison befand, strebte Eßlinger, in der Absicht, sich neue Kenntnisse über den Gegenstand seines ununterbrochenen Nachdenkens zu sammeln, nach dem Umgange ausgezeichneter Geistlichen. Seine Verhältnisse zum katholischen Klerus waren überall, in Paris wie anderwärts, wolwollend und freundschaftlich, während er anderseits mit der protestantischen Geistlichkeit fast in gar kein Verhältniß trat.

Das Licht der Wahrheit war schon so weit in seinem Geiste vorgedrungen, daß der Religionsunterricht, welchen er seinem Regimente gab, aller Polemik fremd blieb und daß er einzig und allein die Moral oder die Grundwahrheiten des Christenthums, mit Umgehung der durch Zwingli oder andere sogenannte Reformatoren eingeführten Irrlehren behandelte. Diese Art zu predigen zog ihm aber auch eines Tages Vorwürfe von einem der Offiziere zu. Eßlingers Antwort war die, die protestantischen Ansichten seien so verschieden, man müßte, um Jedermann recht zu thun, für jeden Einzelnen eine besondere Predigt halten; dieß sei unmöglich, also müsse man sich nothwendig an seine

Methode halten; wo keine Autorität sei, da stehe es Jedem frei, das Evangelium nach seiner Ansicht auszulegen.

Die im Jahre 1821 geschehene Conversion seines berühmten Landsmannes von Haller machte einen tiefen Eindruck auf ihn, und bald, im folgenden Jahre, als derselbe seinen Aufenthalt in Paris genommen hatte, suchte Eßlinger seinen Umgang. So lange sein Regiment in Paris oder in Versailles in Garnison lag, stattete er ihm häufige Besuche ab.

Im Jahre 1825 folgte er seinem Regimente nach Versailles, wo er mannichfache Verbindungen anknüpfte, dem Mémorial catholique verschiedene sehr interessante Beiträge lieferte und des Abbé Gerbet Werk: „Ueber die Grundlage der Gewißheit" ins Deutsche übersetzte. 1828 reiste er in seine Vaterstadt, von wo aus er nach Rom zu gehen gedachte. Diese Absicht wurde durch einen Zufall vereitelt. Mehrere für ihn bestimmte Empfehlungsschreiben an römische Prälaten fielen seinem Vater in die Hände, was zu heftigen und schmerzlichen Familienscenen führte und ihn zuletzt bewog, seine Reise nach Rom noch ein Jahr zu verschieben, worauf er zu seinem Regimente zurückkehrte.

Mit der Revolution von 1830 und der Verabschiedung der Schweizertruppen verlor er indeß seine Stelle und ging, nach mehrmonatlichem Aufenthalt in seiner Heimath, nach Freiburg, wo er die Redaktion des „Veridique", eines politisch-religiösen Blattes, übernahm. Da dieses eine ganz katholische Färbung hatte, so erhob sich sofort ein großer Sturm gegen seinen Redakteur, und besonders war es der damalige Antistes Füßli in Zürich, sein alter Freund, der, in der Absicht Eßlinger im Protestantismus fest zu halten, eine Handlungsweise einschlug, die gerade das Gegentheil von dem bezweckte, wozu sie bestimmt war. So war denn Eßlinger auf einmal entschlossen, sein nur schon zu lange verschobenes Vorhaben auszuführen. Im Februar 1831 schrieb er an den Kirchenrath von Zürich einen Brief in französischer und deutscher Sprache, der nachher auch im Druck erschienen ist [1]), in welchem er demselben seine bevorstehende Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche anzeigte. Dieser Brief ist, nach v. Hallers Urtheil, mit einer genauen und bestimmt abgegränzten Gegenüberstellung der Hauptsätze des immer mit sich selbst consequenten Katholizismus und

---

[1]) Zuschrift an den Evangelischen Kirchenrath, um ihm seinen Uebertritt zur katholischen Kirche anzukündigen. Freiburg 1831.

des, seine Anhänger in ewige Widersprüche hineinziehenden, Protestantismus, ein Meisterstück von Logik und Philosophie.

In dem Schreiben sagt er: „Nur der Indifferentismus kann sich unbedingt gegen das aussprechen, was man Religionswechsel nennt, der Protestantismus aber hat dieses Recht nicht; denn dem Menschen vorschreiben, daß er prüfe, heißt ihn gerade auf den Weg stellen, welcher zu solchem Wechsel führen kann, und beifügen, wie er es thut, daß des Menschen Worte immer mit der Ueberzeugung seines Innern harmoniren sollen, dieß heißt, ein Prinzip aufstellen, welches zuletzt einen solchen Wechsel zu einer gebieterischen Gewissenspflicht machen kann. Alles, was man von einem Menschen verlangen kann, welcher die Religion wechselt, oder, um mich bestimmter auszudrücken, von einer Kirche zu einer andern übergeht, ist, daß er ohne Uebereilung und mit Offenheit handele. Ich glaube nun aber, beide Bedingungen erfüllt zu haben. Meine Ueberzeugung von der Wahrheit der katholischen Religion, oder (was für Jeden, der Christ sein will, auf dasselbe hinausläuft) vom innigen und unauflöslichen Zusammenhang zwischen der Offenbarung und dem Katholizismus, ist bei mir das Resultat einer mehrjährigen Prüfung. Ich habe sogar Alles in die Wagschaale gelegt, was als Gegengewicht gegen meine Ueberzeugung dienen konnte, und meine Vernunft hatte durch Erleuchtung der göttlichen Gnade schon längst, ehe noch mein Herz sich zur Lösung der Bande entschließen konnte, welche mich an den Protestantismus fesselten, in meinem Geiste das Werk meiner Bekehrung begonnen. Erst dann, als ich, um noch länger zu zaudern, nicht bloß gegen die klarsten Beweise blind, sondern auch gegen die förmlichsten Erinnerungen, gegen die deutlichsten und dringendsten, von der göttlichen Vorsehung an mich ergangenen Aufforderungen hätte taub sein müssen, dann erst habe ich mich entschlossen.

„In dem Augenblicke, wo ich diese Zeilen niederschreibe, sind alle menschlichen Gesellschaften, monarchische und republikanische, in ihren Grundsäulen erschüttert; dieß ist ein Grund mehr, sich an jene unsterbliche Gesellschaft anzuschließen, welche Jesus Christus mit den Worten gegründet hat: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen nichts gegen sie vermögen."

Er entwickelt nun die Motive, welche ihn zum Eintritt in die katholische Kirche bewogen.

„Sobald man einmal," schreibt er, „zur philosophischen Erkenntniß des inneren Zusammenhangs zwischen der Wahrheit der Offenbarung und der Nothwendigkeit einer sichtbaren und unvergänglichen Autorität, welche dieselbe immer unverfälscht und unveränderlich bewahrt, gelangt ist, muß man bald auch glauben, daß Gott, welcher dem redlich wollenden Menschen die zum Heile nöthige Erleuchtung nie versagt, ihn durch thatsächliches Zeugniß zur Erkenntniß gelangen lassen wird, daß eine unvergängliche Autorität auch wirklich existire und immer existirt habe. Nun öffne man ohne Befangenheit das Buch der Geschichte, und man wird mit ehrerbietiger Verwunderung das großartige Gebäude der katholischen Kirche, den unsterblichen Behälter der ewigen Wahrheit wie einen die Welt überstrahlenden Leuchtthurm achtzehn Jahrhunderte hindurch ohne Unterbrechung glänzen sehen. Und man vergesse ja nicht, daß das, was das Alterthum unter dem Ausdrucke „katholische Kirche" versteht, nicht das ist, was die Protestanten unter den Worten: „christliche Kirche", „christliche Welt" verstehen, da diese für sie und durch sie in tausend Ansichten, tausend Culte, tausend kirchliche Verfassungen getheilt ist, welche alle auseinander laufen und oft einander widersprechen; während dagegen die katholische Kirche, die einzige Bewahrerin, die einzige Dollmetscherin des ursprünglichen Christenthums, einzig und allein auch unter allen Religionen durch ihre dreifache Einheit des Glaubens, des Cultes und der Regierungsform sich wesentlich unterscheidet.

„Nach dem Zeugnisse der ganzen Geschichte kann man nicht umhin, anzuerkennen, daß ein demüthiger Glaube an die Lehrsätze und eine unbedingte Befolgung der Vorschriften der katholischen Kirche seit 18 Jahrhunderten fortwährend die Quelle der höchsten Tugenden, die Grundlage der tiefsten Kenntnisse und das schöpferische Prinzip der vollkommensten Civilisation geworden sind. Ebenso gewiß ist es, daß keine andere Religion ihren Dienern, wenn sie fromm und eifrig sind, so mächtige Mittel darbietet, als Seelenhirten und nach der ganzen Ausdehnung der durch so hohen Titel auferlegten Pflichten, zur Erleichterung der Unglücklichen, zur Bekehrung der Sünder beizutragen, kurz jenen Zweck zu erreichen, welchen die Protestanten selbst als den Hauptzweck aller Religion betrachten: nach Kräften das zeitliche Glück des Menschen zu fördern, und das ewige zu sichern. Wenn die katholische Kirche dem Menschen Demuth und Zerknirschung auferlegt, so zeigt sie damit auch eine tiefe Kenntniß der Urquelle aller Uebel,

an denen die Menschheit von jeher gelitten hat, und ganz besonders heut zu Tage leidet, wo nach dem eigenen Bekenntniß der protestantischen Sittenlehrer, geistiger Hochmuth und unauslöschlicher Durst nach Genüssen die zwei tödtlichen Wunden des Jahrhunderts sind. Die theokratische Gewalt endlich, diese natürliche Anwendung des Katholizismus auf die politische Gesellschaft, sie, die schon einmal, und zwar zu ihrem Glücke, die Welt regiert hat, ist nach allem Anschein dazu bestimmt, den leeren Streitigkeiten, wie den eiteln Versuchen der Menschen zur Wiederherstellung der christlichen Gesellschaft ein Ende zu machen, indem sie zuletzt, gleichviel unter welcher Gestalt, das große, ohne sie unauflösliche soziale Problem löst, die Völker zugleich von der Herrschaft der Despoten und vom Joche der Demagogie zu befreien."

Nun erklärt er, aus welchen Gründen er, trotz seiner Ueberzeugung, nicht schon früher zur Ausführung seines schon lange gehegten Entschlusses geschritten, und fügt hinzu:

„Es ist ohne Zweifel manchmal schwer, der Stimme Gottes zu folgen. Wir leben in einer Zeit, wo Jeder, der die Güter dieser Welt liebt und sucht, nicht in Versuchung gerathen wird, katholisch zu werden. Besonders hart kann es vorkommen, in meinem Alter, als Vierziger, ein neues Leben zu beginnen und auf gut Glück unter Fremden einen Zufluchtsort und Existenzmittel zu suchen. Man wird es auch begreifen, was es mich kostete, die Bande zu zerreißen, welche mich an die Kirche und an mein liebes Zürich fesselten, wo ich Freunde und Verwandte habe, die meiner Liebe so würdig sind. Jedoch kann keine von diesen Rücksichten mich abhalten. Ich fühle zu sehr, daß ich für meine Seele nicht eher werde Frieden finden können, bevor ich Gott das Opfer gebracht haben werde, welches er von mir heischt, und bevor ich den Weg betreten haben werde, welchen er mir weiset. Ja, je mehr ich ins Auge fasse, was die göttliche Vorsehung gethan hat, um mich auf den Punkt zu führen, wo ich nun stehe, desto mehr fühle ich, daß ich von jetzt an in meiner Ueberzeugung die Wahrheit der katholischen Religion und die Existenz einer Vorsehung, welche Denjenigen, der ihr vertraut, leitet, und das Gebet, welches nach dem Weg zum Heile fragt, erhört, nicht von einander trennen kann. Dazu kommt noch, daß die protestantische Kirche wenig verlieren wird mit dem Abfall eines Dieners, welcher ohne Zweifel die Pflichten seines Amtes gewissenhaft erfüllt hätte, aber das Grundprinzip des Protestantismus, ein, wenn man es in seinem ganzen Umfange auffaßt und in seiner

ganzen Strenge anwendet, gegen den christlichen Glauben durchaus feindseliges Prinzip, mit Ueberzeugung nicht länger festhalten konnte. Und anderseits gewinnt die von allen Seiten, und selbst von ihren eigenen Kindern angegriffene, verrathene und verlassene katholische Kirche immer etwas durch den Rücktritt Neubekehrter, welche, Protestanten von Geburt und Katholiken aus Ueberzeugung, durch das Studium der Irrlehre zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt und nach langem Suchen in den Stand gesetzt worden sind, sie zu vertheidigen."

„Wenn übrigens mein Vaterland den Beinamen eines „aufgeklärten", welchen es führt, verdienen, wenn es wirklich tolerant sein will, so wird es mir darum nicht grollen, daß ich dem Antrieb meines Gewissens gefolgt bin, und meine Mitbürger wie auch meine bisherigen Mitbrüder werden die Blicke von dem, was uns jetzt trennt, abwenden und nur das ins Auge fassen, was uns noch einigt: die Liebe zur Wahrheit, wo sie auch liegen möge, die Begeisterung für alles Schöne und Gute, die Anhänglichkeit an unser theures Vaterland, wo wir alle mit einander, Katholiken und Protestanten, in Eintracht und Frieden leben sollen, bis zu dem glücklichen und erwünschten Tage, wo unsres göttlichen Erlösers Gebot: sie sollen Alle eins sein, in Erfüllung gehen wird, und die Söhne eines Vaterlandes auch die Kinder einer Kirche sein werden."

Professor Schultheß, damals Präsident des Consistoriums, ein Rationalist von der Sorte der Röhr und Bretschneider, versuchte eine Widerlegung dieses Schreibens, allein er wurde in einer besondern Schrift von Eßlinger energisch zurückgewiesen, in welcher er vom Züricher Consistorium auf immer Abschied nahm.

Im Juni 1831 legte Eßlinger sein Glaubensbekenntniß in die Hände des Herrn Yenni, Bischofs von Lausanne und Genf, nieder, und trat in das Seminar zu Freiburg ein. Am 6. Mai 1832 wurde er zum Priester geweiht, und reiste sofort nach Forli ab, wo er die Stelle eines Garnisonpredigers in dem neu angeworbenen Schweizerregimente übernahm. Auf einer Reise nach Rom im Frühling 1834 fand er eine ausgezeichnete Aufnahme bei dem heiligen Vater und den gelehrtesten Prälaten daselbst, deren Wolwollen und Achtung er sich durch einige treffliche Arbeiten in den „Annali delle scienze religiose" erworben hatte. Er besuchte hierauf seine Vaterstadt, wo er am Tage Mariä Himmelfahrt in Gegenwart mehrerer Mitglieder seiner Familie, die sich mit ihm ausgesöhnt hatte, die Festpredigt hielt. Es gereichte

ihm zum großen Troste, auf solche Weise in Gegenwart seiner Mitbürger sein Glaubensbekenntniß abzulegen und der Mutter Gottes in Zürich, wo sie seit drei Jahrhunderten so viele Schmach erlitten, eine feierliche Huldigung zu bringen.

Nach Forli zurückgekehrt beschäftigte er sich mit der Ausarbeitung eines größern polemischen Werkes, „Unterredungen“, nach dessen Beendigung er gefährlich erkrankte, worauf er das Manuscript dem Bischof von Lausanne und Genf überreichen ließ, mit der Bitte, es nach seinem Tode zu veröffentlichen, was denn auch im Jahre 1840 [1]) geschah.

Eßlinger selbst diktirte am 18. Juni 1837 seinen Abschiedsbrief an seine Freunde. Er legte darin eine vollkommene Unterwerfung unter den göttlichen Willen an den Tag und bat Gott, ihn von dieser Welt abzurufen, wenn er ihn durch die Krankheit hinlänglich geprüft und durch das Leiden geläutert hätte. Seine Krankheit und sein Tod, welcher den 18. August des genannten Jahres erfolgte, waren ein wahrhafter Gegenstand der Erbauung und der Trauer für die Stadt Forli und besonders für sein Regiment.

Franz Friedrich Freiherr von Maltitz,

Kais. russischer Geheimrath und vormaliger Gesandter und bevollmächtigter Minister im Haag.

Franz v. Maltitz ist der Sohn des 1826 verstorbenen Barons Peter Friedrich v. Maltitz, der als russischer Gesandter in Lissabon, Stuttgart und zuletzt in Karlsruhe fungirte. 1794 zu Gera geboren, widmete er sich, wie sein jüngerer Bruder, Apollonius, gleichfalls der diplomatischen Carriere. 1826 finden wir ihn als russischen Geschäftsträger bei den Vereinigten Staaten in Amerika, wo er sich verheirathete, 1831 aber kam er nach Berlin. Wie sein Bruder zeigte er früh

[1]) Freundschaftliche Gespräche eines zur katholischen Kirche übergetretenen protestantischen Geistlichen mit einem seiner früheren Glaubensgenossen. Aus dem Französischen (Solothurn 1841).

Neigung zur katholischen Kirche, die im Umgang mit Katholiken gesteigert ward. Leider liegen über seinen Entwickelungsgang keine Daten vor, und so müssen wir uns auf die Mittheilung beschränken, daß er 1831 in der St. Hedwigskirche das katholische Glaubensbekenntniß ablegte. Zu seinen intimsten Freunden in Berlin gehörte der damalige Justizrath David Leopold Witt, der wenige Monate später gleichfalls ein Sohn der Kirche ward.

Maltitz kam dann nach London, und 1837 als Gesandter nach dem Haag, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1853 blieb. Dann nahm er seinen Abschied und ließ sich im Juni desselben Jahres in dem freundlichen Boppard nieder, woselbst er am 25. April 1857 im 63. Lebensjahre starb.

Maltitz hat sich vielfach als Dichter versucht, am bekanntesten ist wol seine Fortsetzung des Schillerschen „Demetrius", die im Jahre 1817 erschien, ein kühnes Wagniß eines noch so jungen Mannes, das indeß nicht ganz mißlang und wenigstens bedeutendes Talent bekundete. Schon ein Jahr vorher hatte er einen Band „Gedichte" (Karlsruhe, 1816) erscheinen lassen, dem später „die Geister auf Yburg" (ebd., 1817) und „Phantasiebilder" (Berlin, 1834) und eine neue Sammlung von „Gedichten" (Emmerich, 1829) folgten. Einzelne der in die letztgenannte Sammlung aufgenommenen Gedichte waren schon vorher in der „Cölestine" erschienen. Von ihnen wollen wir nur einige mittheilen, und zwar zunächst eines, das tief empfunden, einen Einblick in des Dichters Brust gestattet, und gewissermaßen eine poetische Confessionsschrift ist. Wir meinen das schöne Gedicht:

Rückkehr des Zweiflers.

„Trostlos wallt' ich durch die öde Wüste,
Wo kein Palmenhain, kein Lebensbaum
Den verirrten, bangen Blick begrüßte;
Nur ein Abgrund gähnt in ihrem Raum,
Nur der Baum des Todes stand am Rachen
Dieses Abgrunds, einsam und verflucht;
Und von seinen dürren Aesten brachen
Die Jahrhunderte die bittre Frucht.

Prangend boten Lehrer junger Wahrheit
Mir die Gaben ihrer Weisheit dar,
Doch im Schimmer der gerühmten Klarheit
Ward mir nichts als ihre Armuth klar.

Ach, von euch, ihr streitenden Altäre,
Schwang der Geist sich nicht zum Gnadenthron,
Und der Mißklang neugeprägter Lehre
Klang mir schaurig wie der Hölle Hohn!

Da erscholl mir aus Triumphgesängen,
Aus des Grablieds ahnungsvollem Klang,
Aus der Auferstehung Jubelklängen,
Aus der Kirche Sieg, der Kirche Drang,
Eine Stimme, milder als das Klagen
Einer Mutter um den theuren Sohn,
Den sie sanft im Liebesschooß getragen,
Und, mein Herz durchbohrend, sprach ihr Ton:

»Wohin flohst du, zagend und verwegen,
Sohn der Schmerzen, Martyrer der Lust?
Meine Hand ist ja bereit zum Segen,
Friede schlummert nur an meiner Brust.
Warum suchtest du die Ruh' bei Sündern?
Nicht bei deinem Gott, dem Herrn der Welt?
Sieh, auf Erden, unter seinen Kindern
Schlug er auf sein friedliches Gezelt.«

»Sieh, wohin die Heiligen sich flüchten,
Wo sich keusch verhüllt die Himmelsbraut,
Sieh, wo liebeschauernd den Gerichten
Gottes sich das Sünderherz vertraut;
Frag die Märtyrer, woher sie stammen,
Forsche, was ihr heilges Blut bezeugt
An dem Altar, dessen ewgen Flammen
Zwei Jahrtausende ihr Knie gebeugt?«

Flehend laßt, auf daß der Herr uns heile,
Uns im Schatten seiner Palme ruhn;
Fest an seiner Wahrheit ewge Säule
Lehne sich mein Hoffen und mein Thun.
Mutter der Verklärten höh'rer Zonen!
Kraft der Schwachheit, der Verbannung Stern!
Sei gegrüßt mit deinen tausend Kronen,
Heilge Zion, keusche Braut des Herrn!" [1])

---

[1]) Nur auszugsweise mitgetheilt.

Sehr schön ist auch das Gedicht

An Rom.

O Roma nobilis.

Roma, du prangende
Herrin und Zier der Welt!
Welche der Städte ward,
Hohe, dir gleichgestellt?

Rosen der Märtyrer
Schmücken dich blutgeweiht;
Jungfraun mit Lilienschnee
Weben dein Strahlenkleid.

Mutter und Königin,
Heil dir und Segenspreis
In der Jahrhunderte
Rollendem Zeitenkreis!

Petrus, Apostelfürst,
Pförtner vom Himmelsthor,
Sende der Gläubigen
Flehen zum Herrn empor!

Eh' die zwölf Stämme du
Rufteſt vom hohen Thron,
Schenke der Reue noch
Sühnender Milde Lohn.

Uns, die wir in der Zeit
Weinend noch vor dir stehn,
Schütze am Schreckenstag
Deiner Erbarmung Flehn.

Paulus, vor dem der Welt
Weisheit in Nacht verblich,
Höre das Bußgebet;
Reuevoll ruft es dich,

Sieh, der Herr setzte dich
Ueber sein Königshaus;
Spende des Hochzeitsmahls
Gaben uns liebend aus.

Weisheit erfüllte dich;
Laß auch in unsre Nacht
Dringen ihr Sonnenlicht
Durch deiner Lehre Macht.

David Leopold Witt,

Königlich preußischer Geheimer Ober-Finanzrath zu Berlin.

Leopold Witt war den 8. März 1797 zu Niescava, einer damals preußischen, jetzt russischen Grenzstadt unweit Thorn, geboren, wo sein Vater ein bedeutendes Kaufmannsgeschäft betrieb. In der katholischen Stadt katholisch getauft, wurde er in der Religion seiner Eltern, die Protestanten waren, erzogen, und besonders war es seine Großmutter, die ihn zur Frömmigkeit anleitete. Der fromme Kern wurde jedoch bald von den rationalistischen Grundsätzen überwuchert, die ein Hauslehrer seinem jungen Herzen einpflanzte. Kaum 16 Jahre

alt bezog Leopold, wol vorbereitet, die Universität zu Berlin, um sich den juristischen Studien zu widmen. Doch wurden dieselben bald unterbrochen, da er sich als freiwilliger Jäger an dem Kampf gegen Napoleon betheiligte, in welchem er sich das eiserne Kreuz errang. Nach sechs Monaten war der Krieg beendet; Witt nahm seinen Abschied als Lieutenant und setzte seine Studien zu Berlin fort.

Wie es damals in seinem Innern aussah, darüber gibt ein Tagebuch, das er sorgfältig geführt, Aufschluß. Unterm 15. Juni 1816 bemerkt er: „In meinem Innern setzt sich eine traurige Oede und Leerheit immer fester in Bezug auf Erdenleben und Hoffnung für die Zukunft. Es war sonst so ruhig und zufrieden in mir, mein früher entworfenes heiteres System gewährte mir Trost für die Ewigkeit und gab mir höheres Interesse am Leben. Dieß System, veranlaßt von dem Religionsunterricht eines früheren Hauslehrers, eines Schülers von Kant, begründet nur auf das, was die Vernunft erklärt, und verwerfend Alles, was ihr unbegreiflich ist. Wie glücklich war ich, dieß Alles abwerfen zu können, was ich so als Kind, als Knabe in der Stadtschule Niescavas und von der alten Großmutter und vom (katholischen) Gesinde gehört hatte über Himmel und Hölle und Gott den Vater, Sohn und heiligen Geist. Auch den Himmel verwarf ich gern, denn schon als Knabe gefiel mir das Glück nicht, einst dem lieben Gott etwas vorsingen zu müssen für die Ewigkeit. Mein Hauslehrer kam — und bald war ich frei und glücklich und wahrlich nicht schlechter! — Das dauerte so fort, bis ich auf der Universität Schmalzens Collegien hörte, und bald darauf in Frankreich Bücher las, die gegen Voltaire und andere Philosophen neuerer Zeit geschrieben waren. Mein unbefangener Vernunftglaube erhielt hier den ersten Stoß. Wie Vieles ist der reinen Vernunft unerklärbar — und doch da! Zurückgekehrt (aus Frankreich) hörte ich bei C. kanonisches Recht — und eine Unterredung mit ihm, dem von mir als scharfen Denker anerkannten Manne, über religiöse Gegenstände brachte mich aus aller Fassung. Was ist das?! — Wäre z. B. Christus wirklich mehr als Mensch gewesen? — Ich kam mir vor, als wäre ich plötzlich ins Mittelalter mit orthodoxem Glauben unter noch orthodoxere Mönche versetzt — doch ich kann an Schmalz und Obscuranten des 19. Jahrhunderts nicht halten — aber mein sonstiger Glaube ist auch nicht zu halten! Das Resultat ist traurig für mich. Den Endzweck des Lebens begreife ich nicht. Eine belohnende Glückseligkeit, werth gelebt zu haben, kann

ich mir wenigstens nicht denken. Ich bin sehr unruhig." Zwei Jahre später (vom 15. Mai 1818) heißt es in dem Tagebuch: „.. Seltsame Richtung meines Innern! Verzweiflung an jeder Glückseligkeit! Leeres, kaltes Hinstieren bis zum gleichgiltigen Ziele."

Unter solchen Kämpfen bereitete er sich zum dritten Examen vor, das er (20. Januar 1820) mit solchem Erfolge bestand, daß er sofort am Kammergericht angestellt und zugleich als polnischer Justitiarius bei der königlichen Hauptbank angestellt wurde. Sein Sehnen nach innerm Glück blieb dabei constant. Zum erstenmale findet sich in seinem Tagebuche der Name „Gott" ausgesprochen in den Worten: „Gott! ich stehe am Abgrunde, sei mir mit deiner Hilfe gnädig."

Im Jahre 1823 wurde er Regierungsrath und erhielt zwei Jahre später in Angelegenheiten der Bank ein Commissorium nach Warschau, wo er länger, als zu erwarten stand, verweilen mußte. Gott wandte dieß zum Wole seines innern Lebens. Als er in der polnischen Hauptstadt seine minder zahlreichen Glaubensgenossen eifriger in Erfüllung ihrer religiösen Pflichten fand, fühlte er sich zu fleißiger Betheiligung an den kirchlichen Uebungen seiner Confession aufgefordert. Eifrig las er jetzt täglich in der Bibel. Seine natürliche Freimüthigkeit und Unbefangenheit gab ihm aber auch Sinn für ruhiges Beobachten des Katholizismus, der sich im häuslichen, kirchlichen und öffentlichen Leben viel besser zeigte, als die Rede über ihn ging. Namentlich konnte er es im spätern Leben nicht oft genug hervorheben, daß die tolerante Weise, wie die Katholiken aller Stände und Verhältnisse ihm begegneten, und die schonendere Art, über Andersgläubige zu urtheilen, als er unter seinen Glaubensgenossen bezüglich der Katholiken kennen gelernt, ihm Interesse für den Katholizismus eingeflößt, der ihm in den schönen Kirchen und sonstigen Schöpfungen hier zum erstenmale imponirt hatte. Und wie er so beobachtete, fand er in den Lehren der katholischen Kirche gar keinen Widerspruch mit der Bibel, wie ihm vorgeredet worden war. Er konnte sich der Aeußerungen über solche Wahrnehmungen vor seinen Glaubensgenossen nicht enthalten, was ihm einerseits zur Kenntnißnahme vieler Parteilichkeiten und Vorurtheile, andererseits auch zur nähern Bekanntschaft mit solchen Protestanten führte, die gleich ihm urtheilten und nun sich gegenseitig in weitern Prüfungen unterstützten. Zur innigen Freude seiner Seele aber machte er die Wahrnehmung, daß dabei sein Herz gesunde. Denn wo sein Tagebuch mit der Rückkehr nach Berlin wieder Inneres bespricht, heißt es jetzt:

„Liebe zur Stille und Zurückgezogenheit, Theatern 2c. entsagt, res religiosae — dub. fut." Zweifel, was in Zukunft zu thun! 1830, 27. April.

Der Kampf zwischen Natur und Gnade hatte sich vom 17. bis zum 33. Geburtstage im Herzen Witts fortgesetzt und zuletzt im Kreise frommer protestantischer Freunde mit Hilfe der Lektüre in der Bibel scheinbar besänftigt, ohne daß er dauernde Ruhe und Zufriedenheit erlangt hätte. Bei seiner großen Verstandesschärfe und Willenskraft begann der Kampf immer auf's Neue. Dazu wurde er mißtrauisch gegen die „alleinseligmachende Kraft seiner Kirche". Er ging nun ernster ans Vergleichen des Katholizismus mit dem Protestantismus, unter fleißigem Lesen des neuen Testaments in der lutherischen „Uebersetzung, berichtigt und mit Anmerkungen versehen von Dr. v. Meyer", Frankfurt a. M. 1823. Am Anfange des Buches hat er zwei Reihen Bibelstellen, mit der Ueberschrift a) „pro ecclesia cathol." (für die katholische Kirche), b) „contra" verzeichnet. Für dieselbe hat er eine ganze Menge, aus allen einzelnen Schriften notirt — dagegen aber nur wenige und auch diese immer wieder ausgestrichen. Auf einem andern Blatte der Bibel sind Citate aus protestantischen und katholischen Schriften und eigene Bemerkungen, abermals pro und contra. Schließlich sagt er: „Alles reduzirt sich zuletzt auf die Frage: hat Christus das gelehrt und seine Apostel zu lehren geheißen, was die katholische Kirche lehrt — oder was Luther lehrt?"

Nunmehr beginnt ein neuer Abschnitt in seinem Tagebuche, das längere Zeit unterbrochen war und nun mit den Worten anfängt: „1831, den 8. März (am 34. Geburtstage). Entschluß, spätestens am 8. März 1837 katholisch zu werden, wenn Studium und Prüfung meine Ueberzeugung bis dahin nicht ändern, — Gott, hilf zum wahren Glauben mir. —"

Wenige Wochen später erlitt er einen Fieberanfall, und besorgt, daß es zu spät werden könne, entschloß er sich zum sofortigen Uebertritt zur katholischen Kirche. Plötzlich trat Besserung ein, und Witt besuchte noch denselben Abend den damaligen Probst Fischer, der ihm noch abzuwarten anrieth. Das that er denn auch, aber seine Ueberzeugung war schon zu fest, sein Drang zu lebendig geworden, als daß er den Aufschub gar zu lange hätte ausdehnen mögen. Im August reiste er nach Prag und theilte einem dortigen Domherrn sein Anliegen mit. Derselbe versprach, sobald als möglich die Sache dem Fürst-Erzbischof vorzutragen und verlangte, daß Witt schriftlich einkommen

möchte. Das geschah; in einem benachbarten Kaufladen erbat sich Witt Schreibmaterial und schrieb: „Wenn gleich mir in meiner Kindheit das Glück zu Theil geworden ist, in einer katholischen Kirche getauft zu werden, so bin ich doch von lutherischen Eltern geboren, und theils in lutherischer Lehre, theils in den Irrgängen menschlicher Philosophie erzogen worden. Gott leitete mich indessen bald zu seinem Sohne Jesus Christus, und als ich mit Schmerz die Verwüstungen kennen lernte, welche durch so vielfache Irrlehren in der Christenheit entstanden sind, zu einer gewissenhaften Forschung nach der wahren Kirche Christi auf Erden. Meine Forschung hat nun schon Jahre gedauert. Ich habe die Schriften protestantischer und katholischer Theologen unter steter Vergleichung mit der heiligen Schrift und — ich kann es hier sagen — mit inbrünstigem Gebet um Wahrheit studirt. Der Erfolg ist, daß ich meiner innern Ueberzeugung nach schon längst zu der katholischen Kirche gehöre und nun entschlossen bin, mein Glaubensbekenntniß auch noch in der gebräuchlichen Form abzulegen. Wichtige, reiflich überlegte Gründe machen es mir wünschenswerth, diesen wichtigsten Schritt meines Lebens so bald als möglich am hiesigen Orte zu thun, und ich bitte daher ehrerbietigst, mir die Erfüllung meines Wunsches segensvoll zu gewähren. Prag, 28. Aug. 1831. D. L. Witt, Geheimer Justizrath."

Diese Eingabe trug er zu dem Domherrn Tom(ek). Und als er am folgenden Morgen, Montag, 29. August, wieder zu demselben kam, zeigte ihm dieser die Eingabe mit einer eigenhändigen, auf der Kehrseite derselben geschriebenen Verfügung des Bischofs, wonach er zum Referenten der Sache ernannt war und in Gemeinschaft mit einem andern Domherrn den Bittsteller über die Gründe seines Rücktrittes vernehmen, in den Unterscheidungslehren prüfen und zur Glaubensablegung vorbereiten sollte. „Diese Prüfung," schreibt Witt, „war länger und gründlicher als ich erwartet hatte, die u. a. das Sakrament der Firmung, die Tradition, die beiden Gestalten des Abendmahls, das Fegefeuer, die Fasten, den Ablaß u. s. w. betraf, worauf die beiden Domherren zu einander in lateinischer Sprache sich äußerten, daß sie ein nicht erwartetes Maaß von Erkenntniß gefunden hätten."

Am folgenden Morgen legte Witt das Glaubensbekenntniß ab, beichtete und empfing in der heiligen Messe zwischen sieben und acht Uhr die heilige Communion. Darauf geleitete ihn Domherr T. nach

der bischöflichen Hauskapelle, wo ihm der Fürst-Erzbischof das Sakrament der Firmung und den Namen Johannes ertheilte.

„So bin ich denn," schrieb er in sein Tagebuch, „zur Kirche unserer Väter zurückgekehrt. Gott, du weißt, daß es nicht aus zeitlichen Beweggründen geschah, stehe mir ferner gnädiglich bei!" Das wird ihm Jeder gern glauben. Wer da weiß, wie solche Conversionen in Berlin unter Friedrich Wilhelm III. beurtheilt wurden, wie noch erst vier Jahre früher ein spezieller Günstling des Königs, der geheime Regierungsrath von Beckedorff eben dieses Schrittes wegen aus seiner Dienststellung war entlassen worden, der wird wol bemessen können, welches Maaß von Entschiedenheit und Kraft für Witt dazu gehörte, auf solche Gefahr hin seinen Schritt zu thun.

Nach Berlin zurückgekehrt trat er mit alter Treue und Gewissenhaftigkeit, aber mit höherer Freude und Freundlichkeit seinen Beruf wieder an. Wie schön er die Mahnung verstand: „betet und arbeitet," davon zeugt namentlich seine Thätigkeit als preußischer Commissarius der königlichen Hauptbank, in welcher sein großes finanzielles Talent bald darauf in Warschau beträchtliche Geldsummen rettete, die nach dem polnischen Aufstande gefährdet waren. Das besondere Wolwollen des russischen Statthalters, die vielen Auszeichnungen, die ihm von Seiten der höchsten Würdenträger in Warschau diesen zweiten Aufenthalt daselbst sehr angenehm machten, unterbrachen nur soviel, als Pflicht und Dankbarkeit es forderten, sein sonst gänzliches Aufgehen in Berufsthätigkeiten, die jene höchst verwickelten Geschäfte in außerordentlicher Schnelligkeit zu Ende führten. Dabei half ihm der besondere Segen Gottes, der nun auf allen seinen Unternehmungen sichtlich ruhte, und dessen er sich durch seinen Eifer versicherte, mit welchem er in jener altkatholischen Stadt die reichen Gnadenspenden der Kirche suchte und sich aufsammelte. Am 3. März 1833 kehrte er nach Berlin zurück, und verwendete alle freien Augenblicke zum Studium der theologischen Wissenschaften, wovon eine Sammlung „Lesefrüchte" Zeugniß gibt. Wir theilen zur Charakterisirung einige wenige der darin enthaltenen Notizen hier mit:

„Das Christenthum verschmäht keine menschlichen Denkformen, sondern nur die verkehrten Richtungen derselben; es verwirft im Glauben den Aberglauben, im Denken den Vorwitz und in der Contemplation die Willkür und Einbildungskraft; diese falschen Richtungen zu entscheiden, enthält aber es in sich selbst eine bestimmte Norm; gleichwie

der wahre Glaube auf der Offenbarung Gottes ruht, so soll das Denken auf dem Glauben und die Contemplation auf dem richtigen Denken im Glauben ruhen."

„Man reicht wenig mit dem Grundsatze aus, daß, gleichwie die Wahrheit sich nicht selbst widersprechen könne, auch aller Widerspruch zwischen Offenbarung und Vernunft (an sich) nur scheinbar sei; denn eben, weil uns nicht die Vernunft an sich (die objektive, absolute, höchste), sondern bloß die persönlich verdunkelte zu Gebote steht, so folgt gerade, daß die Vernunft in uns der absoluten höchsten in Gott, welche durch Offenbarung uns sich mittheilt, untergeordnet sei, und in ihrem Gebrauche untergeordnet werden müsse."

„Die Quäker sagen: Wenn es wahr ist, daß wir durch den Geist allein zur wahren Erkenntniß Gottes gelangen, wenn wir durch ihn in alle Wahrheit eingeführt und über Alles belehrt werden sollen, dann ist der Geist, nicht die Schrift, der Grund und die Quelle aller Wahrheit und aller Erkenntniß, und die erste Regel des Glaubens."

„Sowie gegen den Staat, ebenso gibt es auch gegen die Kirche Hochverrath und letzterer sollte nicht weniger strafbar erachtet werden."

„Unser Irrthum über Zeit und Raum! — In Wahrheit und vor Gott kann es nur ein Sein ohne Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ohne räumliche Bestimmungen geben. Daher ewige Seligkeit oder Verdammniß."

„In einer Welt, wo man Christus ans Kreuz geschlagen hat, ist es bedenklich, lustig zu sein."

„Nach der katholischen Glaubenslehre gab Christus seiner Kirche folgende Verfassung: Er bestellte für sie in der Person der Apostel ein bleibendes Lehramt nach Matth. 28, 18; ein Priesteramt Luc. 22, 19 und Cor. 4, 1; eine Kirchenregierung Matth. 18, 13. Er gab ihnen 72 Jünger als Gehilfen im Amte Luc. 10, 1. In der Person Petri bestellte er nach Matth. 16, 18 einen lebendigen Felsengrund seiner Kirche; nach V. 19 gab er in demselben einen Reichsverweser, und Joh. 21, 15 einen obersten Lehrer und geistlichen Vorsteher. Aus göttlichem Auftrage bestellten die Apostel Amtsnachfolger Ap. 1, 26 und Ap. 20, 28 in der Person der Bischöfe, und Amtsgehilfen für diese in der Person der Priester 1. Tim. 5, 17. 19. Tit. 1, 5 rc. Dieß war der Glaube der katholischen Kirche zu allen Zeiten und an allen

Orten. Und einen andern Grund, sagt der Apostel Paulus 1. Cor. 3, 11, als den Christus gelegt hat, kann Niemand legen u. s. w."

In dieser Weise sammelte Witt sich eine tiefe theologische Bildung, welche er mit seiner umfassenden juristischen und philosophischen Kenntniß in Einklang brachte und durch Liebe bethätigte. Zunächst bewährte sich seine im Glauben thätige Liebe als rechte Frömmigkeit, darüber er sich notirte: „Man muß gestehen, es gehört ein seltener Mangel, nicht allein von Vernunft, sondern auch von Phantasie dazu, um, wenn man einmal frömmeln will, nicht lieber noch katholisch zu frömmeln, als solch ein jammervolles Zwitterding zwischen Jesuiten, Puritanern und Herrnhutern zu werden, protestantische Renegaten, auf die der Anfang von Voltaires absichtlichem Galimathias vortrefflich paßt: Un jour, qu'il faisait nuit." Diese seine Frömmigkeit beruhte auf dem naturgemäßen Verkehr eines kindlich reinen Herzens mit Gott, dem liebenden Vater, denn für ein reines Herz sorgte er am allerängstlichsten.

Bald nach seiner Conversion fiel es wie Centnerlast auf seine Seele, daß er die Pflicht der Bethätigung der Nächstenliebe durch Opfer für gute Werke und Armenzwecke wol, nach Maßgabe seiner Laune und seines Gefühls, nie ganz vernachläßigt — aber keineswegs nach Maßgabe des Glaubens gepflegt habe. Er berechnete dann Alles genau, was er seit seiner amtlichen Thätigkeit im Jahre 1817 eingenommen, bestimmte den zehnten Theil und prüfte, wie viel er denn wol für gute Zwecke noch nachzuzahlen habe.

Bereits 1841 war er zum geheimen Oberfinanzrath ernannt worden, während auch andere vielfältige Auszeichnungen nicht fehlten. Noch am 13. April 1858 ward ihm der rothe Adlerorden II. Klasse mit Eichenlaub zu Theil. Wenige Tage später und — Witt ward zu einer höhern Auszeichnung berufen. Am 29. April erkrankte er und wenige Stunden nachher hatte ihn Gott zu sich genommen.

Der St. Hedwigsgemeinde war er ein besorgter Rathgeber als Mitglied des Aeltesten-Collegiums, des Comitees fürs Krankenhaus, des Vincenz-Vereins, des Schutzvorstandes vom Gesellen-Verein. Er hatte noch die Freude, seine zwei Schwestern in den Schooß der Kirche zurückkehren zu sehen. „Mein Gott," schrieb er in sein Tagebuch nach der Conversion der ersten, „ich bitte dich, laß ihr diesen Schritt zum ewigen Heile gereichen. — Nimm dich auch meiner beiden andern Geschwister, die Protestanten sind, gnädig und barmherzig an." Und

später: „Mein Gebet ist in Bezug auf meine liebe Schwester Ch. erhört."

An einen Freund in Warschau, der immer nur von Gottes Liebe, nie von Gottes Gerechtigkeit hören wollte, schrieb er: „Daß Gott nur die Liebe ist, wie Du sagst, steht im vollkommensten Widerspruch mit unserm Bewußtsein, mit der Offenbarung, mit der Tradition aller Völker. Daraus würde hervorgehen, daß wir keinen Erlöser brauchen, kein Gericht zu fürchten haben, daß tausend heilige Seelen nur eiteln Hirngespinnsten gelebt haben. Nein, in jeder edlen Seele ertönt das Wort des Gerichtstages: was will denn ich Aermster sagen, wer für mich zu bitten wagen, der Gerechte zaget hier! — Wer ohne Beichte, ohne Nachtmahl, ohne Absolution hinübergeht — für den müssen wir zittern!"

Sonst vermied er es, über Glaubenssachen in Erörterungen sich einzulassen, so gerne er es vor seiner Conversion gethan. Sogleich nach derselben notirte er sich im Tagebuch als Grundsatz: „Auf Erfahrung gegründeter Vorsatz, über Gegenstände des Glaubens niemals ohne bestimmte Aufforderung oder Frage zu sprechen, oder gar Belehrung zu ertheilen und wird es rathsam sein, in der Regel statt aller Diskussion auf richtige Belehrung aus richtiger Quelle zu verweisen." Daher pflegte er auf schiefe Beurtheilung des Katholizismus mit bloßer Zusendung des Katechismus zu antworten. Ihm selbst war das Lesen und Betrachten im Katechismus eine Lieblingsbeschäftigung, besonders seit er, wie das Tagebuch vom Jahre 1835 schreibt, wahrgenommen, daß er beim täglichen Lesen in der Bibel wol unmuthige Gefühle, aber keine bestimmte Willensakte und keine größere Schärfe in der Religionswissenschaft erlangte, seine Denkkraft während des Lesens allerhand Phantasien und wildumherschweifenden Gedanken preisgegeben sah. Von nun an las er bloß noch Sonntags im alten oder neuen Testament, dagegen lieber systematisch geordnete Religionsbücher, und besonders gern den Katechismus.

Er hatte sich selbst eine Grabschrift aufgezeichnet in den Worten:

„Es ist vollbracht — Gottlob!
Es ist vollbracht! —
Mein Jesus nimmt mich auf.
Fahr hin, o Welt! —
Ihr Freunde, gute Nacht,
Ich ende meinen Lauf,
Das beste Theil

Hab ich getroffen, Heil mir!
Ich seh den Himmel offen,
Es ist vollbracht!"

In demselben Jahre kehrte zur Kirche zurück

Ludwig Zandt,

ein namhafter Architekt aus Preußen, geboren 1797, der seit mehreren Jahren in Paris lebte. Eigenes Nachdenken hatte ihm den Protestantismus verleidet, so daß er sich von einem amerikanischen Missionär, Herrn Vincenz Maria Heuberger, der sich gerade in Paris befand, in den katholischen Glaubenslehren unterrichten ließ. Am 18. Juni 1831 legte er zu Paris das katholische Glaubensbekenntniß ab. Zandt kehrte später nach Deutschland zurück und wirkte zuletzt in seinem Berufe zu Stuttgart. Für den verstorbenen König Wilhelm erbaute er unter anderm im maurischen Stil das Lustschloß Wilhelma.

Dr. Wilhelm Amadeus Arendt,

Professor der kirchlichen Archäologie zu Löwen.

Geboren zu Berlin am 25. Mai 1808, studirte er daselbst Philosophie und Theologie, arbeitete darauf längere Zeit in einem Zeitungsbureau, und ging dann als Hauslehrer nach Rheinpreußen, in welcher Stellung er mehrere Jahre verblieb. Im Herbst 1830 wurde er Licentiat der Theologie zu Bonn, und habilitirte sich im Wintersemester 18$\frac{3}{3}\frac{1}{2}$ bei der protestantischen theologischen Fakultät daselbst, worauf er Vorlesungen über die neuere Kirchengeschichte, zumal der Reformationszeit, begann. Doch schon um Weihnachten mußte er dieselben Krankheits halber unterbrechen, ging darauf Anfang April nach Landau, und trat daselbst in die katholische Kirche zurück, ein Schritt, den er in einem offenen Sendschreiben, datirt vom 23. d. M., der theologischen Fakultät anzeigte und ausführlich motivirte,

und der um so mehr Aufsehen erregte, als er ganz unerwartet kam. Das erwähnte Sendschreiben wurde im „Katholiken" abgedruckt, und erschien auch als selbstständige Brochüre im Buchhandel.[1]) Wir theilen im Folgenden dasselbe auszugsweise mit.

„Von mehr als einer Seite her erscheint es als nothwendige, durch die Sache selbst gebotene Pflicht, vor einer hochwürdigen Fakultät die Beweggründe eines Schrittes zu entfalten, der, wie genugsame Erfahrung lehrt, mannichfachen Mißdeutungen unterworfen zu werden pflegt; und nur von diesem Gesichtspunkte aus möge diese meine Zuschrift jedenfalls angesehen werden, wenn sie einer hochwürdigen Fakultät darzulegen trachtet, wie eine Ueberzeugung, auf dem Wege ruhiger, unbefangener und christlich wissenschaftlicher Forschung gewonnen, sich gegen alles Entgegenstellende Bahn brach, und ein Leben, das sie innerlich und tief durchdrungen, nun auch äußerlich entschied und bestimmte. Deshalb, und eben weil sie nur aus dem Streben nach Wahrheit hervorgegangen ist, bittet sie um eine ruhige und vorurtheilsfreie Aufnahme und Würdigung."

„Wollte man auch zugeben, daß im Allgemeinen der beseligende Inhalt des Christenthums Geist und Gemüth des Gläubigen in einer allem religiösen Bedürfniß so vollkommen genügenden Weise erfüllte, daß er wol über sein Verhalten dazu und über die Art, wie er dessen Anforderungen genügt, nicht aber über die allgemeine Auffassung und Gestaltung desselben in der Zeit sich Rechenschaft zu geben schuldig sei; so darf unstreitig doch derjenige, der eine bestimmte theologische Thätigkeit sich zu seinem Lebenszwecke gesetzt hat, bei einer bloß auf sein Verhalten zum Christenthum sich beziehenden Rechenschaft nicht stehen bleiben; vielmehr ist es eine ihm unerläßliche Pflicht, auf eine mehr besondere und tiefere Weise den Glaubensinhalt zu erkennen zu suchen, damit die ewigen Wahrheiten, welche die Gemüther der Christen im Allgemeinen erfüllen, heiligen und beseligen, in ihm zu einem bestimmten und selbstthätigen Bewußtsein gelangen und er so in den Stand gesetzt werde, sie in einer ihrer Wichtigkeit angemessenen Weise zu lehren. Indem aber, um seines Berufes willen, der letzte Zweck eines solchen Strebens immer darin bestehen muß, daß der Theologe zu einer lebendigen Wirksamkeit in der Zeit tüchtig und geschickt ge-

[1]) „Darlegung der Beweggründe meines Uebertrittes in die katholische Kirche, eine Zuschrift an die protestantisch-theologische Fakultät zu Bonn" (Speyer, 1832).

macht werde, so erscheint es als zuerst nothwendig, daß gerade der Zustand des Christenthums in der Gegenwart, wie er sich einerseits in dem religiösen Leben überhaupt, und andererseits in der wissenschaftlichen Auffassung und Bearbeitung des im Glauben gegebenen Inhalts manifestirt, Gegenstand seiner gewissenhaften Prüfung werde. Einleuchtend aber ist es, daß nach den sonach gewonnenen Resultaten er alsdann auch seine Thätigkeit einzurichten und zu bestimmen habe; nur wenn er das Feld seines Wirkens erkundet und die eigenen Kräfte geprüft hat, kann diese eine fruchtbringende werden."

„Bei diesem Bestreben aber sich den eigenen Standpunkt zu sichern, indem Lage und Zustand des Allgemeinen untersucht werden, tritt zuerst die Thatsache entgegen, daß der an sich eine und untheilbare christliche Glaube, und mit ihm seine Aeußerung und Realisirung, das christlich kirchliche Leben, in der Auffassung der Menschen einer mannichfaltigen Verschiedenheit unterlagen, von der es zu Gegensätzen und endlich zu faktischer Spaltung kam. Unter solchen Umständen macht sich eine Ungleichheit der Ansichten und Auffassungen geltend, die sich nicht etwa nur auf die Form, obgleich auch diese etwas Wesentliches ist, erstreckt, sondern die den Inhalt selbst, nach seinen wichtigsten und tiefsten Beziehungen hin verschieden, oft sogar entgegengesetzt versteht. Diese Verschiedenheit der Ansichten hat sich bei einigen so consequent und auf so wesentliche Stücke des christlichen Glaubens und Lebens bezüglich, fortgebildet, daß sie endlich zu einer Verschiedenheit der Bekenntnisse geworden ist, durch welche wir die eine untheilbare Kirche dem Namen nach in mehrere Kirchen zerfällt sehen."

„Jeder Christ wird innerhalb einer dieser Gemeinschaften geboren, getauft und neben den allgemeinen christlichen Lehren in den besonderen des Bekenntnisses unterrichtet, so daß, wenn er in dem Falle ist, solche mit den eigenthümlichen Lehren anderer Bekenntnisse zu vergleichen, er bald zu dem Bewußtsein desjenigen kommen muß, was in allen Bekenntnissen das allgemein Christliche, und desjenigen, was dem seinigen speziell eigenthümlich ist."

„Ist es nun schon die Pflicht eines Jeden, der es mit seinem Christenthum überhaupt redlich meint, daß er mit Bewußtsein und im Stande, sich selbst und Andern Rechenschaft davon geben zu können, einer Kirchengemeinschaft angehöre, wie viel mehr muß es nicht eine Cardinalpflicht des christlichen Theologen sein, daß er die Prüfung und Untersuchung, die er dem Stande seiner Wissenschaft überhaupt

schuldig ist, zuerst und vor Allem dem Bekenntniß zuwende, welches die Gelübde seiner Jugend empfangen hat, daß er es von allen Seiten her, seiner Entstehung, Entwickelung, Ausbildung nach, erst auf historischem, dann auf kritischem Wege fortschreitend, kennen zu lernen sich bemühe."

„Es kann also vor den Augen einer hochwürdigen Fakultät gewiß keinen Tadel, es kann vielmehr nur ihre Billigung verdienen, wenn von dem Berufe dieses Standes aus, als christlicher Theologe nämlich, auch ich den Anforderungen solcher Aufgabe Genüge zu leisten, die erkannte Pflicht zu erfüllen, mir angelegen sein ließ."

Arendt legt nun die Nothwendigkeit einer unparteiischen Prüfung dar, aber auch die Schwierigkeiten, die sich einer solchen hemmend in den Weg stellen, worunter die ersten Eindrücke der Jugend, Vorurtheile und Abhängigkeit von den Meinungen Anderer nicht zu den geringsten gehören. „Oder wer wollte läugnen, sagt er, daß gerade in religiösen und kirchlichen Angelegenheiten eine Menge von Umständen zusammenfließen, die unsere Ansicht über die mit uns im Gegensatz stehende Religionspartei im Voraus einnehmen, befangen machen, trüben und ein unbefangenes Urtheil, wenn auch nicht unmöglich machen, doch sehr erschweren?"

Wenn nun diese Prüfung auf der gehörigen Basis und dabei mit Ernst, unparteiischer Strenge und christlichem Geiste angestellt und durchgeführt worden, nicht nach momentanen, mehr oder weniger subjektiven Stimmungen und Eindrücken, vielmehr nur nach reiflicher Ueberlegung und nach mehrmals von verschiedenen Standpunkten angestellter Untersuchung des Ganzen und Einzelnen, dann, meint er, müsse aber auch das Resultat feste und entschiedene Gültigkeit haben und das Handeln bestimmen und leiten, während es anderseits, auch wenn es sich nicht der Beistimmung der Andern zu erfreuen habe, doch den vollgültigsten Anspruch auf deren Achtung und auf die Anerkennung des Prinzips, aus dem es hervorgegangen ist, machen müsse.

„Und dieß ist jenes Zweite, welches ich von Seiten einer hochwürdigen Fakultät in Anspruch nehmen und erwarten zu dürfen nicht zweifle. Eine Zuversicht, in welcher ich mich um so schmerzlicher getäuscht sehen würde, als mein innigster Wunsch dahin geht, daß bei dem Schritte, dessen Anzeige und Begründung gegenwärtige Zuschrift zum Zweck hat, die christliche Liebe auf keiner Seite verletzt werde. Und nach diesen vorangeschickten Erinnerungen lege ich nun mit vollem

Vertrauen auf Gott, der die Aufrichtigkeit meines Herzens kennt, und mit großer Zuversicht auf dessen barmherzige Vorsehung einer hochwürdigen Fakultät gegenüber, getrost die Erklärung ab:

„Ich habe jene, mir durch meinen Beruf Pflicht gewordene Prüfung angestellt; ich bin mir bewußt, frei und unabhängig von jedem äußern Einflusse mit umsichtigster Treue und strengster Gewissenhaftigkeit verfahren zu sein; ihr Resultat war — der Entschluß, in die von meinen Vorfahren verlassene Gemeinschaft der katholischen Kirche zurückzutreten."

Er erörtert nun, wie er zu diesem Resultat gelangt sei. Zuerst habe er sich die Frage vorgelegt, ob die protestantische Theologie den Begriff der christlichen Theologie in sich verwirkliche, und zu dem Ende mit dem Grundsatze der freien Forschung seine Prüfung begonnen.

„Wohin, so ruft er aus, ist sie durch die consequente Befolgung desselben gelangt und was ist das Endziel, zu dem sie durch eine eben solche Fortführung desselben gelangen muß?"

„Dem subjektivesten und darum eben am ersten dem Irrthum unterworfenen Denken ist Thor und Thür geöffnet, der Inhalt ist nur in sofern wahr, als er dem Subjekt so erscheint, das an sich eine Dogma wird nicht bloß individuell aufgefaßt, — was, wenn der Grund derselbe bleibt, immer nur zur Entfaltung seines innern Reichthums dienen kann, indem sich alsdann zeigt, daß das Christliche einer jeden Individualität Genüge thut, — sondern seine Wahrheit wird von dem Fürwahrhalten des Subjekts abhängig gemacht; es kann nicht etwa bloß seiner Form und Fassung, sondern auch seinem wesentlichen Inhalte nach verworfen werden, sobald die Exegese des Einzelnen dasselbe in den Stellen der heiligen Schrift, die es begründen sollen, aber nicht findet, vielleicht gar durch eine sehr gelehrte, von allerlei kritischen und philosophischen Kunststücken unterstützte Auslegung gerade das Gegentheil davon herausbringt. Und so ist es denn dahin gekommen, daß in dieser Theologie der Eine [1]) die Lehre von der Trinität anerkennt und festhält, ja sie an die Spitze des ganzen Lehrbegriffs stellt, während der Andere [2]) sie durchaus läugnet und aus seiner Dogmatik streicht, ein Dritter [3]) sie für antiquirt erklärt, oder für aus Accomodation entstanden, ein Vierter [4]) von ihr an sich zwar nichts wissen will, aber

[1]) Marheinecke. [2]) Wegscheider. [3]) Bretschneider. [4]) Schleiermacher.

weil sie ein gutes praktisches Moment habe, sie denn doch beizubehalten meint, ein Fünfter[5]) sie am Ende einer christlichen Dogmatik ganz nebenbei auch noch erwähnt und auf wenigen Blättern abmacht, ein Sechster endlich aber behauptet und auf historischem Wege gelehrt nachweist, fünfzehn Jahrhunderte hätten durchaus geirrt; was bisher Orthodoxie gewesen, sei eigentlich Heterodoxie, und diese letztere der eigentliche wahre Lehrbegriff, den die heilige Schrift selbst und nach ihr die Unitarier der ersten Jahrhunderte am reinsten bewahrt hätten; die Lehre von dem dreieinigen Gott aber sei erst von der sich bildenden Hierarchie, ihrem Interesse gemäß, intendirt"!!—

Wie mit dieser Lehre aber, deduzirt Arendt weiter, verhalte es sich mit allen übrigen ohne Ausnahme. Von den symbolischen Büchern sagt er: „Die einen behaupten, sie seien allerdings wahrhaft symbolisch und für die Bestimmung des protestantischen Lehrbegriffs absolut entscheidend, dabei gehen sie aber theils selbst weit über die Bestimmungen jener hinaus, theils verwerfen sie durch jene Annahme den größten Theil der neuern protestantischen Theologie als unprotestantisch. Die andern aber behaupten, jene Bücher haben durchaus keine bindende Gültigkeit mehr, das Prinzip der freien Prüfung schließe nothwendig auch den Fortschritt in sich, und diese Symbole seien ebenso antiquirt, wie eine Menge anderer theologischer Bestimmungen, sie haben jetzt nur eine historische, sonst weiter keine Bedeutung. Dessenungeachtet aber nennen sich die Anhänger beider Ansichten Protestanten; welches sind denn nun die wahren, diejenigen, welche jene symbolischen Bücher annehmen, oder die, welche auch dagegen protestiren?" —

So erörtert Arendt auch die übrigen Grundlehren des Protestantismus, u. A. die von der unsichtbaren Kirche. „So bald die Kirche, sagt er, ins Leben trat, und die verschiedenen Lehren und Ideen sich zu äußerlich wirklicher Offenbarung gestalteten, so zeigte sich auch sofort real und historisch, was ideal schon in ihrem Begriff begründet ist, indem die ihr inwohnende Einheit sich auch in ihrer äußern Organisation kund that, und diese kräftig durchdringend, sie in allen ihren Bildungen nach einem Mittelpunkt hingelenkt und bestimmt hielt. Jedes größere geistige Ganze gründet sein festes Leben und Bestehen in der Menschheit, seinen Einfluß und seine Thätigkeit auf dieselbe nur dadurch, daß es innerlich sich selbst strenge gestaltet und ordnet, und als be=

---

[5]) Lange.

stimmendes Prinzip bei dieser Organisation einerseits seine eigne ihm zu Grunde liegende Idee, anderseits aber auch Wesen und Beschaffenheit derjenigen, auf die es wirken soll, gelten läßt. Die Kirche, von dem Geiste ihres göttlichen Stifters durchdrungen, und die Menschheit zum Gegenstand ihrer Wirksamkeit habend, erschien in ihrem äußern Bestehen nach den aus ihrem Wesen selbst hervorgegangenen Gesetzen; und indem sie die Aufrechthaltung der Einheit des Glaubens, der Lehre und der heiligenden Gnade als ihr innerstes Lebens- und Thätigkeitsprinzip bewahrte, zeigte sie, auf dieser innern Basis ruhend und von ihr getragen, ihre Organisation auch im Aeußeren, dieser Einheit entsprechend, als deren vollkommenste Form der Primat erscheint. Diesen aufheben oder seine Nothwendigkeit nicht anerkennen, vielleicht mit breiter historischer Gelehrsamkeit ihm eine von allerlei äußern Umständen bedingte oder gar zufällige Entstehung und deswegen keine innere Gültigkeit zugestehen wollen — hieße das, selbst wenn keine so gewichtigen Gegenzeugnisse entgegen ständen — nicht ohne tiefern Blick für allen innern, geistgeschichtlichen Zusammenhang verfahren, und das innere Leben der Kirche, das auf Einheit des Wesens und der Form dringt, verkennen? Ebenbildlich einem aus Haupt und Gliedern bestehenden Leibe, und entsprechend allen Schriftstellen, welche die Kirche einem solchen vergleichen, sehen wir in dem organischen Bau der Kirche den Primat als Gipfelpunkt der christlichen Gemeinde, und indem er sich auf dem römischen Bischofsitze fixirt, den Willen des Stifters der Kirche in den Nachfolgern dessen verwirklicht, den dieser selbst wegen seines Bekenntnisses als den Fels, worauf das, die Pforten der Hölle überwindende Gebäude aufgeführt werden sollte, bezeichnet, und dem er, zwar in Gemeinschaft mit den übrigen seiner Jünger aber auch vor ihnen allen, die Schlüssel der geistigen Gewalt und die Macht, für den Himmel zu binden und zu lösen, nach seiner Auferstehung aber das Hirtenamt über Lämmer und Schafe feierlichst übergeben hatte."

Dadurch nun, führt er aus, daß sich ihre innere Einheit in einen Mittelpunkt auch nach Außen hin gestaltet befand, sei der durch das Christenthum hervorgerufenen Gemeinschaft aller an Christum Glaubenden eine feste und sichere Begründung ihrer Wirksamkeit in der Zeit und an dieselbe gesichert gewesen, und das christlich kirchliche Leben der Gesammtheit habe sich nun, auf dieser Basis ruhend und von ihr geleitet, dem Geiste, der in ihm zur Erscheinung kommen

sollte, gemäß sich ausbilden und entwickeln müssen. Denn der Boden, auf dem dieß erwachsen solle, sei ja eben die Gemeinschaft Aller in dem Glauben an den Erlöser und in der nothwendig damit verbundenen Liebe, und zugleich sei das lebendige Produkt dieses Lebens auch immer wieder die enge Gemeinschaft der Gläubigen, die Erweckung des Glaubens und der thätigen Liebe in den Einzelnen; in ihr sei ein stetes gegenseitiges Vermitteln, ein beständiges Empfangen von einander und Mittheilen an einander. Inwiefern nun die Kirche auf dem Grunde dieser Gemeinschaft erbaut sei, sie in sich lebendig erhalte, und ihr Fortbestehen durch Erhaltung und Verkündigung der Lehre und durch Verwaltung der Sakramente vermittele, insofern sei sie Trägerin des christlichen Lebens, und habe Macht über dasselbe. Wo das nicht anerkannt werde, wo sich ein Separatismus feststelle, da könne das christliche Leben wol in einzelnen Aeußerungen sich zeigen, ja in manchen Beziehungen eine Art von Vollkommenheit erreichen, aber von seiner ganzen Vollendung müsse es immer mehr oder weniger fern bleiben, da diese nur aus der gewußten und bethätigten Gemeinschaft mit der Kirche hervorgehe. Vor allen Dingen fehle es in solchen Fällen durchaus an aller objektiven Gewähr und Sicherheit, daß das so von der wirklichen Gemeinschaft geschiedene christliche Leben des Einzelnen oder selbst einer größern Gesammtheit, auch rein bleibe und sich beständig in wahrhaft christlicher Weise entwickele. Die Kraft der Einzelnen als solcher sei nicht im Stande, vor Irrthum und Abweichungen zu schützen, und die Absonderung von der Gemeinschaft habe zugleich die Berechtigung und Macht, den Irrthum abzuweisen, aufgehoben; denn in solcher Trennung habe jede Subjektivität das Recht, das ihre gegen die andern geltend zu machen, vom christlichen Leben anzunehmen und zu halten, was ihr gerade gut scheine, die Gemeinschaft mit den übrigen nur in sofern zu bewahren, als diese mit ihr übereinstimme. Nothwendige Folge davon sei immer inneres Zerfallen, ein in sich Geschieden- und Gespaltenwerden, das sich bis ins Unendliche fortpflanzt, und in dem aller objektive Inhalt oft bis auf ein Minimum verschwindet. Damit löse denn aber eine solche Richtung zugleich sich selbst auf, und gehe unter, indem sie auseinander gehe. Das sei das gemeinsame Schicksal aller Sekten und Häresien gewesen. Die Merkmale eines solchen Verfalles machten sich nun auch innerhalb der protestantischen Kirche geltend, was von den einsichtsvollen Stimmen genugsam anerkannt werde, und die Gegensätze des Indifferentismus und Partiku-

larismus, der sich im Conventikelwesen und allen dahin gehörigen Richtungen äußere, drohten nur zu bald alle auch die letzte Spur von Gemeinschaft aufzuheben, die sich in der Absonderung etwa bisher noch gezeigt hätte.

Arendt geht nun zur Betrachtung der katholischen Kirche über. „Es ist Zeit, sagt er, daß ich meinen Blick nach einer andern Richtung kehre als dorthin, wo er mir nach so manchem Kampf und Ueberwinden, und vergeblichen Versuch ein Besseres zu finden, eine so bittere Erkenntniß bereitet hat. Denn wenn die Prüfung, welche meine Standesobliegenheit mir zur Pflicht gemacht, mir das Geständniß abgezwungen, daß in dem Glaubensverein, dem ich bis dahin angehörte, die Wahrheit und das Heil keine haltbare Heimath haben, so war mir dieß gewiß ein unerwünschtes und sehr betrübendes Resultat. Zum Dienste dieses Vereins hatte ich mich mit aller Anstrengung bis zum Lehramte herangebildet, in ihm war mir die Doktorwürde, und endlich die Ehre geworden, einer hochwürdigen Fakultät als Dozent beigezählt zu werden, in ihm waren alle meine Wünsche und Aussichten und jugendlichen Hoffnungen auf eine fruchtbringende Wirksamkeit für mein ganzes künftiges Leben beschlossen; welche bittere Opfer traten also gegen mich in Anforderung! Indessen, es ist die ewige Wahrheit und das ewige Heil, um welches es sich hier handelt, und daher, — so bitter es immer menschlicher Schwachheit fallen mag — welches Opfer dürfte ich diesen versagen?"

„Doch — wo ist denn nun die Wahrheit, wo ist das Heil?"

„Auch hier war Forschung und Prüfung Pflicht, und nach ihrem Resultate muß ich bekennen: ich habe sie dort gefunden, wo der Heiland sie hingepflanzt, in jener Gemeinschaft, die unsere Vorfahren verlassen haben und wohin wir also schon dadurch zurückgewiesen werden, daß der von diesen gebildete gegensätzliche Verein als haltbare Heimath von Wahrheit und Heil sich nicht bewährt hat."

Er erörtert nun die Vorzüge der katholischen Kirche, ganz besonders auch in Bezug auf das christliche Leben und die Vollständigkeit der Sakramente, die in jener, als ihrem eigentlichen Grund und Boden wurzeln, und außer ihr so oft ihre Bedeutung und damit ihre Kraft und Wirksamkeit verlieren, indem sie bloß als äußere Zeichen angesehen werden. Aber gerade hierin, meint er, bestätige sich wieder, wie sich das christliche Leben in seiner Ganzheit auf dem Grunde der Kirche erbauen müsse und vollständig nur in ihr sich entwickeln

könne. Denn, indem die Kirche diese Vollständigkeit der Sakramente festhalte, heilige und durchdringe sie mit dem Geiste der Weihe und Gnade das ganze Leben des Christen in seinen wichtigsten Momenten, erhalte ihn in immer sich erneuernder Theilnahme an dem geistigen Leibe des Herrn und in einem beständig lebendigen Bezug zu seinem Reiche, dessen Verwirklichung auf Erden ihr und unser Aller in ihr, letzter und höchster Beruf sei.

„In der Gemeinschaft dieser Kirche,“ so schließt Arendt seine Zuschrift, „bekenne ich daher vor einer hochwürdigen Fakultät, indem ich im Geiste christlicher Liebe von ihr ausscheidend mit aller Ehrentbietung Abschied nehme, fortan mein Heil suchen zu wollen, nachdem die Ueberzeugung, daß in ihr die Wahrheit, die christliche ewige Wahrheit sei, mein Leben ergriffen und mein Innerstes durchdrungen hat. Ich bin mir bewußt, frei von jeder äußern Rücksicht, nur allein auf dem Wege ruhiger und unbefangener Forschung, die aus dem Verlangen, in meinem Berufe mit Ueberzeugung zu wirken, hervorging, dazu gekommen zu sein. Das Wort des Herrn: „Du sollst Vater und Mutter verlassen und mir nachfolgen,“ ist eine zu ernste Mahnung, als daß ich es wagen möchte, ihr nicht zu gehorchen. Dahingegen vertraue ich, das Bewußtsein, das Rechte gethan zu haben, und der rufenden Stimme meines Gottes gefolgt zu sein, werde mich aufrecht erhalten unter allen Anfechtungen. Der Herr aber der Kirche stärke und kräftige einen Jeden zu und in dem Streben nach der einigen und ewigen Wahrheit, die vom Himmel gekommen ist, damit sie die Welt erleuchte.“

Kurze Zeit nach seinem Austritte aus der Fakultät ward Arendt als Professor an die Universität nach Mecheln, und von dort nach Löwen berufen, wo er segensreich wirkte. Auf einer Reise begriffen, starb er unvermuthet im August des Jahres 1865 zu Speyer.

Von seinen literarischen Arbeiten ist besonders hervorzuheben sein Werk: „Leo der Große und seine Zeit“ (Mainz, 1835), eine vortreffliche Leistung, in welcher des großen Pabstes thatenreiches Leben, sowie sein segensvolles Streben, Ruhe und gesetzlichen Zustand, inmitten arianischer Wirren, in der Kirche herzustellen, meisterhaft geschildert wird. Es sollte diese Arbeit gewissermaßen als Vorbereitung, als Einleitung einer Geschichte des Mittelalters dienen, die aber bisher leider nicht erschienen ist.

In demselben Jahre trat zur Kirche zurück:

P. Marcus Andreas Hugues, C. S. S. R.

Ueber diesen würdigen, durch seine treffliche Uebersetzung der Schriften des heiligen Alphons von Liguori in weiteren Kreisen bekannten Priester, sind uns die folgenden authentischen Mittheilungen zugegangen:

Marcus Andreas Hugues, geboren 1808 in Hamburg, Sohn eines dortigen Kaufmannes, stammt von einer Hugenotten-Emigranten-Familie aus Frankreich ab, welche sich vor etwa 100 Jahren in Hamburg niedergelassen hatte. Derselbe ward für den Buchhandel bestimmt, trat im Jahre 1824 in das Geschäft von Wilhelm Gottlieb Korn in Breslau, um sich für seinen künftigen Beruf vorzubereiten, und kam hierauf im Jahre 1829 in eine Buchhandlung nach Frankfurt a. M. In dieser Stadt lernte er Clemens Brentano kennen, der ihm, für eine Ferienreise durch die Schweiz, Empfehlungsschreiben an einige fromme katholische Geistliche im Canton Luzern mitgab, welche ihn mit großer Liebe aufnahmen und in ihm das Verlangen weckten, auch in der Folge ihres, seinem Herzen wolthuenden Umganges öfters theilhaft zu werden. Von früher Jugend an von dem Verlangen beseelt, in seinen religiösen Bedürfnissen von einer entscheidenden sichtbaren Lehrautorität geleitet und bestimmt zu werden, fühlte sich Hugues zur katholischen Kirche (welche bekanntlich allein im Unterschied von allen Sekten ein solches Ansehen beansprucht), sobald er dieselbe zuerst in Breslau kennen gelernt, hingezogen, wenn gleich von Jugend auf angelernte Vorurtheile ihn immer wieder von jeder nähern Berührung mit Katholiken zurückhielten; nachdem ihn aber Gott in die Umgebung frommer und entschieden gläubiger Katholiken geführt, ward dieser Drang des Herzens immer mächtiger. Deshalb nahm er denn auch bereitwillig eine ihm angebotene Stelle in der Hurterschen Buchhandlung in Schaffhausen an, weil sie ihm die Gelegenheit bot, jene ihm liebgewordenen Priester im Canton Luzern öfters besuchen zu können.

In Schaffhausen trat Hugues in seine neue Stellung wenige Monate vor dem Ausbruche der französischen Revolution von 1830 ein. Die begeisternden Predigten des dortigen Antistes Hurter, welcher in den Grundsätzen der siegreichen Revolution den Abfall von allem positiven Christenthum nachwies, und der nähere Umgang mit diesem vortrefflichen Manne machten einen nachhaltigen Eindruck auf den, von den Begebenheiten tief Ergriffenen und forderten ihn dringend auf, in einer Zeit, wo die Bekämpfung alles Uebernatürlichen den Sieg zu erlangen schien, in der wichtigsten Angelegenheit des Seelenheils zur Beruhigung zu kommen. Deshalb suchte Hugues jetzt den Umgang mit gläubig gesinnten Protestanten in Schaffhausen und Basel auf, in der Meinung, bei ihnen Beruhigung in seinen Zweifeln zu finden und dadurch dem schweren Schritte eines Uebertritts zur katholischen Kirche entgehen zu können. Aber gerade das, was er suchte: eine leitende und unfehlbar bestimmende Führung fand er nicht, da man ihn immer nur an die rein subjektive Autorität in seinem Innern, an die Salbung des heiligen Geistes wies, der mit der subjektiven Auffassung der heiligen Schrift für ihn das letzte Kriterium der Wahrheit bilden sollte. In ganz andrer Weise traten ihm seine katholischen Freunde, denen er vertrauensvoll sein Herz aufschloß, entgegen; ohne zu einem entscheidenden Schritt zu drängen, forderten sie ihn auf, der katholischen Kirche, durch den Umgang mit frommen Mitgliedern derselben, näher zu treten, im Gebet bei Gott Erleuchtung zu suchen und den Führungen der Gnade, sollte sie auch große zeitliche Opfer fordern, keinen Widerstand zu leisten.

Mit der Zustimmung seines Vaters begab sich Hugues im Jahre 1831 nach München, wo er ein Jahr lang, um sich zu seiner Niederlassung als Buchhändler vorzubereiten, an der Universität dem Zwecke entsprechende Vorlesungen hören sollte. Mit Empfehlungen von Clemens Brentano, dem er brieflich nahe geblieben, versehen, ward er liebevoll in den Familien der Professoren Görres und von Moy aufgenommen und hatte jetzt alle Gelegenheit, im Umgange mit ebenso geistreichen als frommen Katholiken einer Entscheidung näher zu kommen.

Ein trauriges Ereigniß in einer befreundeten Familie führte den noch immer vor einer Entscheidung Bangenden im Frühjahre 1832 über Regensburg nach Frankfurt a. M.; in Regensburg brachte ihn Diepenbrock an das Sterbebett Sailers und zu dem frommen Weihbischofe Wittmann, und eine Unterredung mit dem Letztern, der der

Erste war, welcher auf Ausführung eines Entschlusses drängte, bewirkte, daß nach seiner Rückkehr in München Hugues sich beim Professor Döllinger zum Unterricht in den katholischen Glaubenslehren meldete, nachdem er den Vater von seinem Entschlusse in Kenntniß gesetzt hatte. Mit dem bereits verstorbenen Dr. Herbst empfing er den vorbereitenden Unterricht vom Professor Döllinger und trat in der Octav des Frohnleichnamsfestes 1832 zur katholischen Kirche zurück. Nach seinem Uebertritt fühlte sich der Convertit gedrängt, in der Einsamkeit unter Leitung eines frommen Priesters vor Gott zu erwägen, welche Schritte er jetzt zu thun habe, um das begonnene Werk seiner Vollendung näher zu führen. Obgleich der Vater sich im Ganzen wolwollend benommen und erklärt hatte, daß im Falle Hugues seinem früher gewählten Beruf getreu bleibe, der Uebertritt keine Aenderung in den Beziehungen zu der Familie nach sich ziehen werde, so erkannte derselbe dennoch, daß mit seinem Uebertritt zur Kirche eine neue Periode auch in seinem äußern Leben beginnen müsse, daß die Rückkehr in seine Vaterstadt und zu seinen Verwandten ihn, der die unschätzbare Wolthat einer katholischen Erziehung entbehrt hatte, vielen Gefahren fürs Seelenheil aussetzen würde.

Er begab sich also von Neuem nach Luzern, wo er freundliche Aufnahme bei einem Landpfarrer fand, der ihm sein Haus anbot, um in einer durch Gebet und passende Beschäftigung geregelten Einsamkeit den Willen Gottes über seinen zukünftigen Lebenslauf zu erforschen. Da fügte es Gott, daß dem Unschlüssigen die Lebensgeschichte des heiligen Vincenz von Paul von Stolberg in die Hände fiel, nach deren Lesung er klar zu erkennen glaubte, daß für ihn der Eintritt in die von diesem Heiligen gestiftete Versammlung von Priestern der sicherste Weg sei, um einerseits den Mangel einer katholischen Erziehung zu ersetzen, andrerseits, unter steter Uebung des Gehorsams, ohne Gefahr einen Lebenslauf wählen zu können, in welchem er am sichersten sein Seelenheil zu erlangen hoffte. Der fromme Priester, dessen Leitung er sich anvertraut hatte, ging auf seine Ansichten ein, rieth ihm aber, da die Lazaristen damals keine Niederlassung in Deutschland hatten, sich an die Obern der Redemptoristen in Wien zu wenden, indem er ihm die Versicherung gab, daß er in dieser, vom heiligen Alphons von Liguori gestifteten Congregation seine Absichten eben so sicher erreichen werde.

Am Schlusse des Jahres 1832 ward Hugues in das Noviziat

der Redemptoristen in Wien für Belgien, wo dieser Orden sich gerade damals niederließ, aufgenommen und legte im Jahre 1833 im Noviziatshause zu St. Trond im Bisthum Lüttich das Gelübde ab. Nachdem er im Jahre 1840 in Belgien seine theologischen Studien vollendet hatte, kam Hugues 1841 nach Altötting in Bayern, wo er vom Jahre 1842 bis 1846 eine deutsche Uebersetzung der Werke des heiligen Alphons von Liguori[1]) herausgab und lebt jetzt in der niederdeutschen Provinz desselben Ordens zu Trier. — Am 3. Februar 1865, wo das Millenarium des heiligen Anscharius, des Apostel des Nordens, gefeiert ward, hatte er die Freude, in seiner Vaterstadt die Festpredigt halten zu dürfen. —

Ferdinand Herbst,

Pfarrer an der Aukirche zu München.

Der Sohn eines geachteten Zeugfabrikanten zu Meuselwitz in Sachsen-Altenburg, wurde Ferdinand Herbst am 20. Dezember 1798 geboren, und erhielt von seinen dem altlutherischen Bekenntniß angehörigen Eltern eine streng religiöse Erziehung, eine Grundlage, auf welcher späterhin leider nicht fortgebaut wurde. Der Pastor seines Geburtsortes, „ein humaner, lieber Mann," bei welchem er die Vorbildung für das Gymnasium empfing, vermochte, selbst der neuern rationalistischen Richtung zugewendet, auch seine Schüler nicht in die dogmatische Tiefe des christlichen Glaubens einzuführen. Er sprach mit Salbung von Christus als unserm Vorbild, aber um so weniger von seiner Gottheit, pries das Abendmahl als Gedächtnißmahl seiner Liebe, vermied aber die mystischen Beziehungen seines Opfertodes. Daß Herbst bei solchem Unterricht gleichwol sein erstes Abendmahl so feierte, als ob er die vollständigste Belehrung erhalten hätte, glaubt er der Einwirkung der heiligen Schrift, die er als Knabe fast auswendig wußte, und deren andächtige Lesung für ihn über allen Unterricht hinaus von Gott gesegnet gewesen, zuschreiben zu dürfen. Auf diese Erfahrung gestützt, bekennt er, daß die Protestanten durch die Bibel, wenn sie im Glauben an Christus gelesen werde, ein geheimes Band mit der

---

[1]) Wegen derselben hat er eine ehrende Anerkennung in einem Schreiben des heiligen Vaters vom 25. November 1846 erhalten.

katholischen Kirche haben, und er sei überzeugt, daß diejenigen, die von diesem Bande gehalten werden, auch an der von Christus verheißenen Seligkeit participiren. Obgleich protestantisch unterrichtet, sei er damals schon kryptokatholisch, sein Glaube eine Fides implicata gewesen[1]).

Dreizehn Jahre alt kam er auf das Gymnasium zu Altenburg, das unter Leitung des berühmten Philologen Matthiä stand. Dankbar gedenkt er der Verdienste, die sich derselbe, in dessen Hause er wohnte, um seine Bildung erworben. Allein so sehr er die Humanität des Meisters rühmt, so wenig weiß er die Religiosität desselben zu loben, ein Umstand, der natürlich auch wenig geeignet war, die jungen ihm anvertrauten Schüler zur Frömmigkeit anzuleiten. Zwar fand vierteljährlich eine Communion statt, aber was war das für eine Beichte. „Ich erinnere mich," berichtet Herbst, „wie wir einmal dreißig oder vierzig, in eine ziemlich enge Sakristei getrieben wurden; wir standen Mann an Mann, Einer drängte, zupfte, stieß den Andern; vorn saß, den Hintenstehenden nicht sichtbar, der sogenannte Beichtvater und hielt einen uns langweilig scheinenden Sermon. Wir waren froh, als es zu den Schlußworten kam: „Kraft meines Amtes verkündige ich euch Vergebung eurer Sünden;" aber nicht, als fühlten wir uns freigesprochen, sondern, weil nun eben der Sermon zu Ende war." Mit den alten Klassikern wie mit den deutschen Dichtern vertraut, interessirte der Jüngling sich für menschliches Wissen und Können allseitiger als es in so jungen Jahren zu sein pflegt, obschon ihn dieß nicht abhielt, sich jener falschen Genialität hinzugeben, in welcher sich Jünglinge von strebendem Geist nur allzu leicht gefallen. „Im Streben, mir innerlich meine Welt zu bilden," sagt er, „zerfiel ich mit der Außenwelt, ja ich verachtete zuletzt alle äußern Schranken; die Schularbeiten kamen mir meist pedantisch vor; Jugendstreiche aller Art wurden mit unglaublicher Keckheit ausgeführt. Niemand warnte, Niemand leitete mich; und wenn ich dennoch über dem Zwiespalt zwischen der In= und Außenwelt nicht unterging, so verdankte ich das der Haltbarkeit der Grundlage, die ich in meiner Kindheit gewonnen."

Reich an Kenntnissen und mit eifrigem Streben nach Wissenschaft

---

[1]) In seiner anonym erschienenen Conversionsschrift: „Aus dem Leben eines Priesters" (Augsburg, 1842), der wir, mit Benutzung eines Nekrologes in der Sion hier folgen.

erfüllt, besuchte Herbst im Jahre 1818 zunächst die Universität Leipzig, um daselbst philologischen und philosophischen Studien obzuliegen. Allein der bekannte Krug, der damals daselbst die Philosophie lehrte, war nicht geeignet, ihn einzunehmen und zu begeistern. Und wie wäre dieß auch einem Manne möglich gewesen, der in Wort und Schrift das Urbild der Langweiligkeit, der nüchternsten Prosa war und jeden Gedanken in einem Ozean von Worten ertränkte. So ging denn Herbst Ostern 1819 nach Jena, wo Fries und Luden bei dem jungen Deutschland in großem Ansehen standen. Seine Erwartungen aber wurden getäuscht, denn weder in den philosophischen noch in den geschichtlichen Hörsälen fand er Befriedigung, noch weniger in den theologischen, in welchen der seichteste Rationalismus gelehrt wurde. „Welch herrliche Einheit der Universität Jena," ruft Herbst aus; „ein Professor der Philosophie meinte, die theologische Facultät sollte eigentlich die demagogische heißen, und ein Professor der Theologie lehrte, die Kirche sei ein demagogischer Bund gewesen; die Studenten aber bildeten damals wirklich einen demagogischen Bund." — Um Schelling zu hören, begab er sich nun nach Erlangen; sollte doch jener auf den Grund der Offenbarung sein neues System gebaut haben. Sein Sinn für das Positive fand Nahrung, denn „um alles Christenthum hatte ihn die jenaische Schule doch nicht gebracht", fast unbemerkt wurde er wieder christlich. Dort war es auch, wo er zuerst als Schriftsteller auftrat. Selbst für deutsche Größe und deutsches Volksthum begeistert, aber das Verderbliche der damals florirenden demagogischen Umtriebe wol erkennend, schrieb er seine „Ideale und Irrthümer des akademischen Lebens", eine Schrift, die er „das treue Ideal seiner damaligen Schwärmereien" nennt. „Die schwärmerische Erwartung neuer Zustände, die deklamatorische Sprache und was sonst damals Krankhaftes sich hervorgethan," findet sich in derselben wieder, obschon ein besserer Geist sich kundgibt. So sehr er daher auch späterhin bedauerte, dem Irrthum der Zeit das Wort geführt zu haben, so ruft er doch Denen, die in ihrer Nüchternheit das immerhin tief patriotische Gefühl verkennen, das jenen Verirrungen zu Grunde lag, und jene ganze Zeit blindlings verdammen, mit Recht zu: „Euch gegenüber, die ihr ob Eurer Nüchternheit voll Rühmens seid, schäme ich mich meiner Verirrungen nicht."

Nach Beendigung seiner Universitätsstudien nahm er eine Stelle als Erzieher in einem Augsburger Bankierhause an, und lebte dann, nachdem er dieselbe wieder aufgegeben, mehrere Jahre in seiner Hei-

math. Da rief ihn die Kunde von dem frisch aufblühenden wissenschaftlichen Leben an der neu begründeten Universität zu München, an der auch Schelling wieder in jugendlicher Frische aufgetreten war, dorthin, und zu den Füßen des Meisters hoffte er nochmals das Heil in einer christlichen Philosophie zu finden. Allein bei aller Verehrung für den tiefen Denker ward ihm doch klar, daß die Philosophie nicht die ihn haltende und tragende Macht sei. Durch die praktische Vertiefung in den positiven Gehalt der Offenbarung erwachte in ihm der Zug nach kirchlicher Gemeinschaft, der von jeher in seiner Seele lag, mit erneuter Macht, und er ward inne, daß es nur Selbsttäuschung war, wenn er meinte, in der Philosophie einen Ersatz für jene zu finden. Nun aber hatte er die Zucht- und Haltlosigkeit, die im protestantischen Allerleihause herrschte, zur Genüge und im vollen Umfange erfahren. „Ich wollte Prediger werden," sagt er, „und doch geschah für meine Erziehung zum Predigeramte weiter Nichts, als daß man mir sagte: Du sollst die vorgeschriebenen theologischen Collegia hören; ich hörte diese, und wurde durch die, welche ich zu hören angewiesen war, um Alles gebracht, was Theologie genannt zu werden verdient; ich sollte durch eine Prüfung mich zur geistlichen Candidatur befähigen, und doch gab es keine Weihe zum Geistlichen und also auch keine eigentliche geistliche Bevollmächtigung; hier hätte man mir lutherisch-orthodoxe, dort wegscheiderisch-rationalistische, anderwärts wieder waisenhäusisch-pietistische Fragen gestellt — was Wunder, wenn ich mich gar nicht fragen ließ?"

Seine damalige Geistesrichtung spiegelt sich am deutlichsten in einem Werke, an welchem er damals (1829) arbeitete, und dessen erster Band, das Leben und Wirken Hamanns enthaltend, unter dem Titel: „Bibliothek christlicher Denker," 1830 bei Ambrosius Barth in Leipzig erschien. Seine Absicht dabei war, „den Männern ein Denkmal zu setzen, die als Bekämpfer des modernen Unglaubens zu denen gehören, deren Ziel und Laufbahn sich in die Wolke jener Zeugen verliert, deren die Welt nicht werth war." Als er das Werk begann, schrieb er in sein Tagebuch: „So Gott will, soll es nichts Gemeines, nichts Schlechtes werden, ob ich mir gleich nicht verhehle, daß mit einem Unternehmen der Art nicht sonderlich viel Glück zu machen ist in dieser Zeit, wo das Genie der Lüge gilt. Hat mir aber Gott gegeben, daß ich gram bin „dem tollen Pöbel zu Sichem" (Sirach 50, 28), so freue sich nun auch mein Herz, „wie wenn die Trauben

reifen“ (Sirach 51, 20), und thue sich gütlich mit der Frucht der Weisheit, die voll heilender Kräfte ist und die ich eben darum auch meinen Zeitgenossen zu schmecken geben möchte.“ Das Manuscript zum zweiten Bande, das Leben Lavaters enthaltend, schickte ihm der Verleger zurück mit dem Bemerken, das Werk fände im protestantischen Deutschland zu wenig Abnehmer, mehr Zug hätte es nach dem katholischen Süden; dort würde er auch für die Fortsetzung leicht eine Verlagshandlung finden. Dasselbe Resultat ergab sich aus den öffentlichen Anzeigen, welche katholischer Seits anerkennend und ermunternd, protestantischer Seits untheilnehmend, selbst absprechend waren. Dieß nahm er als Erfahrungsbeweis, daß er mit seiner Wirksamkeit mehr der katholischen, als der protestantischen Gesellschaft angehöre, wie denn gerade die gründlichen Studien über Hamann, Lavater und Lessing u. s. w. in ihm eine Hinneigung zu katholischen Anschauungen hervorbrachten. So schrieb er in sein Tagebuch: „Der Mittel- und Seelenpunkt der ganzen Heilsordnung ist von vornherein an das Priesterthum geknüpft. Nachdem wir dieses aufgegeben haben, sind wir das Allerleihaus geworden, welches sich evangelische Kirche nennt. Es hat aber Gott zwischen die beiden Kirchen, wie einst zwischen Abimelech und die Männer zu Sichem „einen bösen Willen“ gesendet, daß sie ihre Stärke in der Feindschaft haben, und so geschieht es, daß Diejenigen, die das Salz der Erde sein sollten, mit Schadenfreude Salz säen auf den verwüsteten Boden des Christenthums. Wir gleichen den Bäumen in der Fabel, die den Dornbusch zu ihrem König gesalbt: „Feuer geht von ihm aus und verzehrt die Cedern des Libanon.“ Und wenn wir noch nicht dahin gekommen sind, daß uns das Gefühl der Oede und Leere bis zur Verzweiflung drückt, so beweist das nur, daß dem Dornbuschfeuer der Aufklärung etwas in unserer eigenen Natur entspricht, nämlich Ohnmacht und Unfruchtbarkeit in der mystischen Ehe der gläubigen Seele mit dem liebenden Gotte.“

Der Aufenthalt in München ward für ihn verhängnißvoll. Er hatte sich daselbst „die evangelische Freiheit genommen“, die Scheidewand niederzureißen, welche ihm die Schriftgelehrten gegen die katholische Kirche gesetzt hatten. Er sagt: „War ich schon durch meine philosophische Richtung geneigt, hierin gerecht zu sein, so erwachte bald eine entschiedene Vorliebe für das Katholische in mir, als ich anfing, mit alten Erbauungsschriften, z. B. mit der Nachfolge Christi, der Messe beizuwohnen. Da kam der Geist des Betens, um den mich die

Philosophie gebracht hatte, wieder über mich, da konnte ich meine Sünden beweinen, da fühlte ich das Wesen des Alliebenden wieder, des Gottes, der meine Jugend erfreut hatte. Cantabiles mihi erant pacificationes tuae in loco peregrinationis meae: oft, wenn ich in den Tagszeiten an diese Stelle komme, tritt mir unwillkürlich das Bild jener Zeit vor die Seele, wo ich in einem besondern Sinne in loco peregrinationis war, und nur die Stunden der Andacht, die ich bei St. Michael oder bei U. L. Frau feierte, mich erhoben und erquickten." War er nun einmal stiller Theilnehmer der katholischen Messe, so studirte er sie natürlich auch in ihren einzelnen Theilen. Da fand er denn, daß der protestantische Gottesdienst, wie er in seiner Heimath bestand, nichts als Bruchstücke der katholischen Messe seien. Die Frage lag ihm nahe, warum nur Bruchstücke und nicht lieber das Ganze? Der Vorwurf, der den Katholiken so häufig von den Gegnern der Kirche gemacht wird, daß sie in der Messe eine Art von Götzendienst trieben, konnte für ihn kein Gewicht haben, da er wußte, daß nichts als der wesentlich gegenwärtige Gott hier Gegenstand der Verehrung sei. Dagegen war gerade der substantielle Gehalt und die geschichtliche Bedeutung des katholischen Cultus das ihm Zusagende, ihn Befriedigende.

Die Messe erschien ihm als der Canon alles Gottesdienstes, worin die Kirche ihren ganzen Geist erschöpft habe, um den Gottesdienst zum Kunstwerk zu gestalten [1]). „Wie ich die einzelnen Theile der Messe in diesem Zusammenhange kennen lernte, war es mir, als hätte ich eine neue Welt entdeckt. Hier weben symbolische Kräfte, sagte ich mir; hier regt sich der Geist des Herrn in lebensvollem Organismus. So wird die heilige Geschichte Gebet, Gebet Geschichte, und das ist eben der Charakter des wahren Cultus. Hier allein ist auch ächte Kirchenmusik möglich und die Kunst der Malerei im rechten Dienste. Es gilt die große Realität des Opfertodes Jesu Christi, das weltgestaltende, himmelschaffende Erlösungswerk in allen Formen der Sprache, deren Ausdruck das Wort allein nicht erschöpft, in den Moment der Zeit treten zu lassen. In Handlung, Wort, Ton und Bild zugleich

---

1) In seiner Conversionsschrift: „Die Kirche und ihre Gegner" (Landshut, 1833) hat Herbst seine Ueberzeugungen in geistreicher Weise ausführlich entwickelt (Seite 51 ff.).

wird die Kirche selbst zum Kunstwerk, und in dieser Objektivität vollkommen sättigend für ihre Bekenner."

Die stille Theilnahme an der Messe weckte in ihm allmählig Hunger und Durst nach den Sakramenten, und damit war in seiner Entwicklung zum katholischen Bekenntniß jedenfalls ein bedeutender Fortschritt geschehen. Erst hatte er zwischen Katholizismus und Protestantismus einen sogenannten höhern Standpunkt einnehmen wollen, und darüber alles Interesse für Sakramente und sakramentalische Handlungen verloren. Dann merkte er, daß er bei dieser Halbheit auf dem Wege sei, ein Heuchler zu werden, denn es gehört offenbar die ganze Sophisterei des Hochmuths dazu, sowol um einen solchen Standpunkt zu behaupten, als auch um ihn zu rechtfertigen. Jetzt aber brannte ihm das Herz, wenn er die Worte hörte: „Domine, non sum dignus," und doch konnte er noch keinen festen Entschluß fassen. Es war nämlich in seiner Seele ein Aufruhr ausgebrochen, der erst beschwichtigt werden mußte, ehe er den Leib des Herrn zu empfangen gewürdigt werden konnte; nur darüber war er einig mit sich selbst, daß die protestantische Communion für ihn ohne Segen sei. Gegen den Eintritt aber in die katholische Kirche erhoben sich eine Menge von Bedenken, die ihn in solch ernste innere Kämpfe verwickelten, daß sich ein verzehrendes Unglücksgefühl seiner bemächtigte, dergestalt, daß er nichts Tüchtiges mehr thun konnte. Er gedachte der Zeit, wo er, in allen Vorurtheilen befangen, zum erstenmal eine katholische Kirche betrat. Der reiche Schmuck des Altars, der Priester in seinem bunten Ornate, das Leviten- und Ministrantenwesen, das knieende, wie er meinte, bethörte Volk, die Heiligenbilder, die Beichtstühle, Alles kam ihm so wunderlich vor, daß er wahrhaft Bedauern hatte mit den armen Katholiken. Und doch waren es dieselben Formen und Gebräuche, die ihn später, als er stiller Theilnehmer der katholischen Messe war, zur Andacht entflammten, weil er sie begriff und im Zusammenhang mit der ganzen christlichen Lehre kennen gelernt hatte. Hunderterlei Gründe und Gegengründe kreuzten sich in seinem Kopfe. Bald war es die Besorgniß, nach so vielen erlebten Täuschungen abermals in neuen Irrthum zu verfallen, bald die Furcht vor der Sünde, wenn er die Religion seiner Eltern verließe und durch den Uebertritt eine unübersteigliche Scheidewand zwischen sich und seinen Verwandten und Freunden hinstellte, bald auch die Scheu vor einer etwaigen spätern Reue, wenn er erkennen sollte, daß das, was er aus der Ferne im

schönsten Lichte gesehen, sich nachher, sobald er das katholische Leben im Detail kennen gelernt, sich in der That als das zeigen sollte, was die Protestanten alles davon zu sagen wissen.

Um diesen innern Kämpfen sich eine Zeitlang zu entziehen, machte er eine kleine, einsame Gebirgsreise. Als er eines Morgens, so schrieb er an einen Jugendfreund, über einen Gebirgsrücken steigen wollte, um an dem drüben gelegenen See einige Tage zuzubringen, klopfte er am Fuße der Höhe an einem einsamen Bauernhause an, um sich näher nach dem Wege zu erkundigen, den er zu gehen hätte. Ein freundliches Mütterchen trat aus dem Hause und gab ihm möglichst genaue Auskunft. Zum Hauptmerkzeichen machte sie ihm eine Waldkapelle, von wo aus er nicht mehr fehlen könne. Dankend schied er von ihr; doch kaum hatte er sich einige hundert Schritte weit entfernt, als sie ihm zurief, er möchte warten, und selbst eilig ihm nachging. „Ich meinte," fährt er fort, „sie hätte noch etwas in Betreff der Wegweisung zu erinnern; allein Alles, was sie mir zu sagen hatte, war dieses: „Wenn Du zur Kapelle kommst, darfst schon ein Vaterunser beten; 's ist gar eine schöne Mutter Gottes drin!" Die lieblich ernste, treuherzige Weise, womit sie mir diesen guten Rath gab, rührte mich unaussprechlich, und ich versprach, ihm zu folgen. Nach ungefähr zwei Stunden mühseligen Steigens erreichte ich glücklich den heiligen Ort; ich trat ein und kniete nieder zum Gebet. Das Muttergottesbild war mit frischen Blumen geziert, zum Zeichen, daß kurz vor mir eine fromme Seele ihre Andacht hier verrichtet hatte. Eine von diesen Blumen fassend, sprach ich in feierlicher Stimmung: „Bei dieser der Gebenedeiten geopferten Blume des Feldes gelobe ich, daß ich in Gebetsgemeinschaft treten will mit allen gläubigen Verehrern Gottes, des Allerhöchsten." Und nun betete ich mit dem Vaterunser zugleich den englischen Gruß. Und wie ich so in stiller Waldkapelle die Mutter Gottes grüßte, war es, als käme der Herr im Säuseln des Windes, mich zu erfüllen mit seinem Geiste; es ward eine große Stille in meinem Herzen, wie ich es lange nicht mehr erfahren hatte. Ich trat hinaus in den Wald, mich weidend an dem wunderbaren Schweigen der Natur, zu welchem das ferne Glockenspiel weidender Heerden gar lieblich stimmte; an dem tiefen Blau des Himmels und den über grünen Wipfeln hervorragenden schneeigen Felshöhen ..." Wie gebannt an die heilige Stätte ging er wieder in die Kapelle zurück. Zu beten wußte er nicht viel; da stellte er denn Betrachtungen über sein ver-

gangenes Leben an. Es wurde ihm klar, daß er einen geheimen Zug zu den Menschen in sich trage, die überall, im Thal und auf der Höhe, ihre heiligen Orte haben, deren Kirchen frommen Betern stets offen stehen, die ihr Heiligthum auch wirklich heilig halten; zu den Christen, deren Priester in der geweihten Hand ein Geheimniß tragen, das, recht gebraucht, überall Schmerzen stillt und Wunden heilt; zu der Kirche, die wahrhaft Mittelpunkt und Umkreis hat, wo ununterbrochen der Strom der Erinnerung fließt, und die ganze christliche Vergangenheit lebendige Gegenwart ist.

Als er sich endlich entschließen mußte, seine Reise fortzusetzen, war es ihm, als hätte sich sein Herz erweitert, und dankbar gedachte er des alten Mütterchens, das ihn wie durch Eingebung des heiligen Geistes auf so besondere Weise an die Kapelle gewiesen und zum Beten aufgefordert hatte. Auch begleitete ihn das Andenken an dieses Mütterchen auf der ganzen übrigen Reise; so oft er vom Thale aus eine hochgelegene Kirche oder Kapelle erblickte, sagte er sich: „Steig' hinauf, vielleicht ist eine schöne Mutter Gottes d'rin."

„Du siehst, lieber Freund," schreibt er in Bezug auf dieses an und für sich unbedeutende, für ihn aber bedeutungsreiche Reiseereigniß an einen Jugendfreund, „du siehst, es hat nichts geholfen, daß ich von den Büchern mich losriß, die mich in den Wurzgarten der altkatholischen Theologie versetzt hatten; ich finde im Gegentheil ohne Bücher noch mächtigere Anregung. Der Gott der Katholiken ist in der That ein sehr zuthätiger Gott, so zuthätig, daß man sich seiner kaum erwehren kann. Man findet ihn überall: in der Kirche, zu Hause, in Büchern, auf dem Wege; und wer ihn erst in seinem Herzen gefunden, kann nimmer von ihm lassen. Ich habe es zum Theil schon erfahren, wie wahr und schön das ist, was ich in diesen Tagen bei Hugo von St. Victor gelesen. „Du fragst, wo die Wohnung des Allerhöchsten sei, wo man ihn in seinem eigenen Hause finde? Das Haus Gottes ist die ganze Welt, das Haus Gottes ist die katholische Kirche, das Haus Gottes ist auch jede gläubige Seele. Aber anders ist er in der Welt, anders in der Kirche, anders in der gläubigen Seele. In der Welt ist er, wie der Gebieter in seinem Reiche; in der Kirche, wie der Hausvater in seiner Familie; in der Seele, wie der Bräutigam in der Brautkammer. Wir Alle sind in seinem Hause vermöge der Schöpfung, durch die er uns das Dasein gegeben; wir sind in seinem Hause kraft des Glaubens, durch den er uns berufen; wir sind in

seinem Hause durch die Liebe, in der er uns geheiligt hat. Bist Du im Hause Gottes nur durch die Schöpfung, so ist auch der Versucher mit Dir; bist Du im Hause Gottes nur durch den Glauben, so ist auch Spreu unter dem Weizen auf Deiner Tenne. Bist Du aber im Hause Gottes durch die Liebe — selig bist Du alsdann; denn nun bist Du nicht bloß im Hause Gottes, Du hast schon angefangen, selbst ein Haus Gottes zu sein, auf daß der, so Dich geschaffen, nun auch mit Dir und in Dir wohne. Dieß ist die Wohnung des Heils, dieß die Gezelte der Gerechten, in welchen die Stimme der Freude und des Jubels nie verhallt. Hat nun diese Herberge in uns sich aufgethan, so wollen wir auch einkehren und bei ihm wohnen. Dort werden wir Frieden finden und Ruhe, wo der zu wohnen sich herabgelassen, dessen Stätte in Frieden bereitet worden. Hat er aber noch nicht in uns Wohnung genommen, so lasset uns sie ihm erbauen; denn wenn wir ihm nur die Stätte bereiten, so kommt er gern zu uns, der uns ja darum erschaffen hat, daß unser Herr Jesus Christus in uns wohnen könne." — Mir hat diese kirchenväterliche Sprache gegenwärtig etwas ungemein Zusagendes. Fühlst Du nicht auch, daß das etwas Anderes ist, als pietistisches Schmachten? Im Uebrigen hat der Protestantismus die Zeit der Richter im alten Bunde erneuert. Immer ist die Frage: wer wird den Krieg führen (Richt. 1, 1. 21, 25)? Die Wahrheit aber ist lieblich, wie die Hütten Kedars, wie die Teppiche Salomons. Ich will singen das Lied der Liebe; darum ist mir der Scheidebrief verhaßt, den meine Väter der katholischen Kirche gegeben haben."

So dem katholischen Glauben innerlich vollständig angehörend, konnte er, als er nach München zurückgekehrt war, gleichwol noch immer zu keinem entscheidenden Schritte sich entschließen. Da trat die Gnade Gottes ihm helfend zur Seite. „Wie ich eines Abends," schreibt er, „ganz mit den Gefühlen eines E x c o m m u n i z i r t e n durch die Straßen Münchens ging, kam ich, ohne es gesucht zu haben, vor die Frauenkirche. Ich sah die Fenster beleuchtet und trat ein. Vom Chor — ich weiß heut noch nicht, wie um diese Zeit Musik dort sein konnte — ertönte eben das Kyrie eleison, an den Altären knieten hier und da einsame Beter; auch ich warf mich vor einem derselben nieder, und rief unter Thränen zu Gott um Erbarmen, um Ruhe für meine geängstete Seele. Da wurde mir auf unaussprechliche Weise klar, d a ß f ü r m i c h n u r H e i l i n d e r K i r c h e s e i, d a ß i c h a u c h ö f f e n t l i c h b e k e n n e n m ü s s e, w a s i n n e r l i c h b e r e i t s v o l l z o g e n w a r. Der Altar,

an welchem dieß geschah, war, wie ich erst nachher merkte, der dem heiligen Benno geweihte, wo die Reliquien liegen. Ich verharrte noch einige Tage im Gebet und Nachdenken, dann meldete ich mich zur Aufnahme in die Gemeinschaft der Kirche." Die Worte der Nachfolge Christi: „Denn auch deine Heiligen, die jetzt mit dir im Himmel sich freuen, haben im Glauben und in großer Geduld, so lange sie hier lebten, der Zukunft deiner Herrlichkeit geharret. Was sie geglaubt, das glaube ich; was sie gehofft, das hoffe auch ich; wohin sie gelangt, dahin getraue ich mir durch deine Gnade zu kommen," diese Worte hatten sich eingegraben in seine Seele.

Nun endlich hatte er sich entschieden und sein Entschluß stand fest. Er schrieb hierüber einem geliebten Freunde: „... Ich fühle mich, da ich auf dem Wege gnadenreicher Führung zum Glauben der Kirche gelange, in all dem auch auf besondere Weise verpflichtet. Wehe mir, wenn mich der Strom nicht trüge, der mich führen soll ins Meer des seligen Lebens! Du aber, mein Freund! mache Dir nicht unnöthigen Kummer; freue Dich vielmehr, daß mir Gott einen Tisch bereitet in der Wüste, durch die ich wandern mußte; daß er das Holz mir gezeigt hat, welches die bittern Wasser süß macht; daß er die Lieblichkeit seiner Wohnungen mir zu genießen gibt. Denn wisse, ich bin bereit, an seinen Altären meinen Eintritt in die katholische Kirche zu geloben. Ist mir dieser gestattet, dann will ich besingen die Erbarmungen des Herrn ewiglich und seine Wahrheit verkünden mit meinem Munde für und für" (Ps. 88).

Am 2. Dezember 1832 sollte er zu dem ersehnten Ziele gelangen. In welcher Seelenstimmung er sich befand, davon gibt nachfolgendes Gedicht beredte Auskunft:

„Herr, erwähle meine Seele
Wie ein Bräutigam die Braut,
Denn hienieden findet Frieden
Nur wer dir ist angetraut.

Dein Erwählen ist Vermählen,
Ist fürwahr ein Liebesbund:
Wer dir trauet, hat gebauet
Auf den rechten Felsengrund.

Dein Gewähren ist Verklären,
Ist der Aufgang aus der Höh,
Aus dem Horte deiner Worte
Quillt mir Heil für jeglich Weh.

Wie der Reben blühend Weben,
Die dem Weinstock einverleibt:
So gedeihet, wer geweihet
In dir, in der Liebe bleibt.

Herr der Ehren, wer kann wehren
Deiner Liebe heil'ger Macht,
Wenn auf gnadenreichen Pfaden
Aus dem Traum die Seel' erwacht?

Wellenschäume sind die Träume
Von des Lebens ird'scher Lust;
Drum erwähle, traute Seele,
Himmelsruh' an Seiner Brust."

Sorgfältig vorbereitet legte er am Tage zuvor eine Beichte über sein ganzes, wie er demuthsvoll sagt, „von Sünde und Irrthum getrübtes" Leben ab. Heimgekehrt auf sein Zimmer, fand er dasselbe von einem Freunde „wundervoll" geschmückt mit religiösen Bildern und Blumengewinden und beleuchtet mit brennenden Kerzen. Tiefergriffen verweilte er vor dem Bilde des göttlichen Erlösers und seiner jungfräulichen Mutter bis gegen Mitternacht in Gebet und Betrachtung, und rief in Gedanken seinen ihm theuren Freund herbei, um ihn zu überzeugen, daß seine Bekehrung kein Wahn sei. „So ruhig ist es in meiner Seele nie gewesen," schreibt er an denselben, „und hätte ich die Gewißheit, daß auch Diejenigen, von denen ich mich kirchlich getrennt habe, mich doch verstünden, und dürfte ich hoffen, daß auch sie das bessere Theil erwähleten: so fehlte mir nichts mehr zu meiner Beseligung. Möge an uns Allen der Wille Gottes geschehen und sein Reich zu uns kommen! Das Reich Gottes ist in uns, ist Freude und Friede in dem heiligen Geist. Beten wir für einander, daß die Liebe, die alle Wunden heilt, uns auch als Getrennte noch vereinige."

Am bestimmten Tage Morgens empfing er, nachdem er das Bekenntniß des katholischen Glaubens abgelegt, mit hoher Seelenfreude das allerheiligste Sakrament des Altars, und legte den Ausdruck derselben in folgenden Versen nieder:

„Tausend Schmerzen in dem Herzen
Zog ich hin zur Ros' im Thal;
Und mein Warten in dem Garten
War ein süßes Freudenmahl.

In dem Garten, wo die harten
Schmerzen schmilzt der Liebe Gluth;
Wo im Bilde seiner Milde
Strahlt der Güter höchstes Gut.

Wo, wer büßet, wird geküsset
Mit dem Kuß von Seinem Mund;
Wo, wer leidet, wird geweidet,
Daß er ewig sei gesund.

Hab Erbarmen mit mir Armen,
Gib mir stets solch Himmelsbrod.
Solche Gaben wahrlich laben
Auch noch in der letzten Noth."

„Ich bin nun über die Kluft," schreibt er an seinen mehrerwähnten Freund, „die sich zwischen mir und der Kirche aufgethan hatte, hinüber. Denn hoffend harrte ich auf den Herrn, und er nahm mich in Acht, und erhörte mein Gebet, und zog mich aus der Grube des Elends ...., und stellte auf einen Felsen meine Füße, und leitete meine Schritte, und legte in meinen Mund ein neues Lied, Lobgesang auf unsern Gott" (Ps. 39). Nachdem er ihm noch die katholischen Lehren von den Sakramenten der Buße und des Altars einläßlich erklärt, schloß er mit den Worten: „Du siehst, mein Freund, hier ist

überall organischer Zusammenhang und Leben. ... So viel, Theuerster, verstehe ich für jetzt von diesen in die Tiefe gehenden Dingen. Ich hoffe aber, daß ich, in ihnen lebend, weiter geführt werde, von Klarheit zu Klarheit, bis mir das Geheimniß offenbar wird im Schauen, wenn ich einst eingegangen bin in meines Herrn Freude. Möge auch Dir die Hand erscheinen, die mich aus der Grube gezogen, daß Du nicht mehr Dir lebst, sondern Christus Dein Leben sei. An Christum glauben als den Sohn des lebendigen Gottes, und nicht katholisch sein wollen: das ist mir ein unbegreiflicher Widerspruch."

Nach seiner Bekehrung[1]) arbeitete Dr. Ferdinand Herbst an seiner Bekenntnißschrift: „Die Kirche und ihre Gegner" (Landshut, 1833), und vertiefte sich immer mehr in katholisches Denken und Leben. Der Beruf des katholischen Priesterthums erschien ihm immer erhabener und die Sehnsucht, selber Priester zu werden, um hinfort mit jener höhern Kraft, welche durch das Sakrament der Priesterweihe verliehen wird, opferfreudig für die Ehre Gottes und das Heil der Brüder arbeiten zu können, ward immer lebendiger und stärker. Er trat in das Seminar zu Freising und wurde im August des Jahres 1834 zum Priester geweiht. War er schon wegen seiner Bekehrung von Freunden und Verwandten hart angefochten worden, so steigerte sich der Unwille derselben aufs Höchste, als die Kunde sich verbreitete, er wolle Priester werden, so daß er sogar seine Erbansprüche verlor. Für all das Bittere, was ihm widerfuhr, gewährte ihm den besten Trost das Evangelium, das am Tage seiner Weihe (Reliquienfest) verkündet wurde: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen, alles Ueble wider euch reden, so sie daran lügen. Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel Alles wol belohnt werden" (Matth. 5).

Wie erhaben dem Neugeweihten die Aufgabe des Priesterthums erschien, hat er in der Schrift: „Das Priesterthum", 1 Bdch., Charitas, „Gespräche über die christliche Liebe" (Landshut, 1834) trefflich dargelegt. „Vor Allem, das war seine Ueberzeugung, müsse der Priester, ehe er Andere bessern wolle, bei sich selbst anfangen, der Geistliche müsse auch geistlich leben, dem Gebete und dem Studium fleißig obliegen, und der mystischen Ehe eingedenk bleiben, die er mit der

---

[1]) Von da ab ausschließlich nach dem Nekrologe in der „Sion" für 1863.

Kirche eingegangen habe; dann sei es ihm auch ein Leichtes, den Cölibat gewissenhaft zu beobachten. Alles, wozu der Priester verpflichtet sei, das Breviergebet, das heilige Meßopfer, der Beichtstuhl, das Krankenbett, die Kanzel und die Schule — Alles werde ihm ja zur Segensquelle, wenn er gewissenhaft seines Amtes warte."

Schon sollte er als Coadjutor nach Mammendorf abgehen, als er mit Rücksicht auf seine umfassende Bildung als Professor der Philosophie an das Lyzeum in Freising berufen ward. Doch sehnte er sich bald wieder nach priesterlicher Wirksamkeit und stiller literarischer Thätigkeit, und nahm daher (1837) gern eine Stellung als Hilfspriester bei St. Johann in München an. Bald nachher wurde er Kaplan an der dortigen Dreifaltigkeitskirche, wo er besonders im Beichtstuhle mit großem Eifer und segensreich wirkte. In dieser Stellung, welche dem unermüdlich thätigen Manne hinlänglich freie Zeit dazu bot, verfaßte er nicht nur ein Volksbüchlein „die goldene Rose" und eine Uebersetzung der „Nachfolge Christi", sondern begann auch sein dreibändiges, rühmlichst bekanntes Werk: „Exempelbuch, die Lehre der Kirche in Beispielen" zu schreiben, dessen erste Auflage 1839 erschien und so schnell vergriffen war, daß bereits 1840 eine zweite, 1847 eine dritte nothwendig wurde. Außerdem gab er von 1834—35 die religiöse Zeitschrift „Eos" heraus, und übernahm nach des verdienstvollen Brugs Tode im Jahre 1838 die Redaktion der in Augsburg erscheinenden „Sion", die er bis zum Jahre 1844 mit großer Rührigkeit leitete, wo er zurücktrat, theils wegen entstandenen Zerwürfnissen mit dem Verleger, theils auch wegen Ueberhäufung mit Berufsgeschäften. Nachdem er nämlich schon im Jahre 1839 Chorvikar bei St. Cajetan in München, das folgende Jahr Schulrath für Oberbayern geworden war, hatte er 1842 die Pfarrei Giesing bei München übernommen, welche seine Kräfte immer mehr in Anspruch nahm, zumal da er nicht nur die gewöhnliche Seelsorge eifrig übte, sondern der Schule mit aller Hingebung sich widmete, im Armenwesen beträchtliche Verbesserungen einführte, eine Bewahranstalt für kleine Schulkinder gründete, einen Jungfrauenbund sorgsam leitete und sogar die Erbauung einer neuen Pfarrkirche vorbereitete.

Daß er bei dieser angestrengten Thätigkeit noch literarisch wirken konnte, wurde ihm nur durch seine strenge Tagesordnung und sein überaus geregeltes Leben möglich. In dieser Zeit erschienen von ihm außer den Bearbeitungen mehrerer beliebter Volksschriften (Robinson,

Familie Traugott, Isidor Bauer von Ried) „Geistliche Schriften" (3 Bdchn. 1844), und ein sehr brauchbares Handbuch für Katecheten: „Christenlehre in Beispielen" (2. Aufl. Regensb. 1847).

Im Jahre 1848 ward ihm die große Pfarrei in der Vorstadt Au übertragen, die ihm die reichlichste Gelegenheit bot, sich der Seelsorge in umfassendster Weise hinzugeben. Neben den regelmäßigen Arbeiten, die sein Amt in Fülle mit sich brachte, widmete er sich ganz besonders der Pflege eines gesegneten Vincenz-Vereins, eines Jungfrauen-Bundes und den zahlreich besuchten Schulen seiner volkreichen Pfarrei. Sein vortreffliches „Lesebuch für Schule und Haus" (1850 und 1854), seine „Lebensbilder aus der Seelsorge" (1848 und 1854), seine „Glockentöne, Sonntagsblatt für Katholiken mit besonderer Rücksicht auf Armenpflege" (1851), seine „Katholische Liebe und Treue. Christliche Lebensbilder" (Schaffhausen, 1853), seine „Ausgewählten Denksprüche Jesu" (1858) bilden ein dauerndes Zeugniß für den wahrhaft priesterlichen Geist, in welchem der überaus opferwillige Mann auf den bezeichneten Gebieten zu wirken bemüht gewesen ist.

Am 1. Mai des Jahres 1863 war er noch frisch und gesund in die Stadt gegangen, und hatte einen verdienten Lehrer seiner Pfarrei, der auf dem Sterbebette lag, getröstet; des Abends traf ihn ein Schlaganfall, der sein nahes Ende besorgen ließ, welches am 11. Mai in seinem 65. Lebensjahre erfolgte. R. I. P.!

Dr. Heinrich S. Eisenbach,

Professor an der Universität zu Tübingen.

Am 28. März 1795 zu Bietigheim in Würtemberg geboren, bezog er nach Beendigung seiner Vorstudien die Universität Tübingen, um nach dem Wunsche seines Vaters, der Rath an dem dortigen Obertribunal war, die Rechte zu studiren. Da er jedoch keine Neigung für diesen Beruf hatte, so verließ er ihn nach dem inzwischen erfolgten Tode seines Vaters, und machte einige Reisen ins Ausland. Schon von früher Jugend an mit besonderer Vorliebe der Mathematik sich

widmend, hatte er eine Lehrstelle in diesem Fache zu erhalten gehofft; da sich nun nach seiner Rückkehr ins Vaterland keine derartige Laufbahn für ihn eröffnete, so beschäftigte er sich mit der Uebersetzung einiger fremden, zumal historischen Werke, wodurch er auch Gelegenheit fand, einige selbstständige Schriften in diesem Fache auszuarbeiten. 1823 wurde er zum Professor an der Kunstschule, 1825 zum Professor der neuern Sprachen an der Universität in Tübingen ernannt. Indessen unterbrach ein mehrere Jahre andauerndes Augenübel seine dortige Wirksamkeit und nöthigte ihn, sich um eine andere, seinen Umständen angemessenere Stelle zu bewerben. Diese erhielt er 1830 an der Kunst- und Gewerbeschule zu Stuttgart, jedoch mit dem Vorbehalte, wieder an die Universität zurückkehren zu können. Da jedoch seine stets sich verschlimmernden Augenleiden ihn zur Erfüllung seiner Amtspflichten unfähig machten, so zog er sich nach dem erhaltenen Urlaube nach Schwäbisch Gmünd zurück, um dort lediglich der Wiederherstellung seiner Gesundheit zu leben. Nach fünfmonatlichem Aufenthalte daselbst erhielt er ein Dekret, welches ihm seine Stelle in Stuttgart entzog, worauf er nach Tübingen zurückkehrte und daselbst, einer alten Neigung folgend, am 1. Febr. 1833 in den Schooß der katholischen Kirche zurücktrat.

Ueber diesen seinen innern Entwicklungsgang hat er eine Schrift veröffentlicht, aus der wir einige seine Conversion betreffende Stellen hier folgen lassen.

„Die vorherrschende Leidenschaft in mir war der Stolz; dieser war, wenigstens in Bezug auf mich selbst, die Haupttriebfeder aller meiner Handlungen. Was diese Leidenschaft nährte, war die Lektüre der klassischen Schriftsteller des alten Roms, welche ich schon in meiner früheften Studienzeit zum Gegenstande meines Nachdenkens machte, nicht nur, um meine Pflicht zu erfüllen, sondern auch, weil sie für mich in meinen Mußestunden die angenehmste Beschäftigung waren; so wurde die römische Tugend mein Ideal. — In der Anmaßung des jungen Menschen und in der Meinung ungewöhnlichen Wissens fing ich frühe an, gewisse Wahrheiten des Christenthums zu verwerfen. Ich wurde für meine leichtsinnige Hintansetzung des Glaubens bald bestraft; das ganze Christenthum verlor für mich seinen innern Gehalt, der verlorene Gehalt ersetzte sich durch keine menschliche Vernunft, kein Beweis, weder ein historischer, noch philosophischer genügte mir. Vergebens suchte ich durch Geistesanstrengungen festzuhalten, was mir

entwich, vergebens weinte und betete ich zuweilen ganze Stunden lang, also daß ich meinte, um nicht in Widerspruch mit meiner eigenen Vernunft zu gerathen, ich müsse dem Christenthum ganz entsagen. Wenn ich übrigens die Wahrheiten des Christenthums verwarf, so geschah es nur deswegen, weil sie mir unverständlich waren. Die Natur, welche ich studirt hatte, bot mir der Vernunft widersprechende Geheimnisse dar, und doch mußte man z. B. die Anziehung der Himmelskörper zugeben. Ich konnte also aus diesem Grunde das Wort Gottes nicht verwerfen. Wenn ich aber die Sache aus dem protestantischen Gesichtspunkt betrachtete, wer bürgt mir dafür, daß die heilige Schrift wirklich das Wort Gottes sei? Und dieß angenommen, wer bürgte mir für ihre Integrität? Wenn Luther gewisse Bücher für Apokryphen erklärt hat, warum sollten nicht auch Andere das Recht haben, ein anderes Buch oder eine andere Stelle für apokryphisch zu erklären? Wer war mir überdieß für den rechten Sinn Bürge? Man verwies mich auf meine Vernunft, und diese glaubte in der Schrift zahllose Zweifel entdeckt zu haben. Diese Zweifel schienen mir unauflöslich und ließen mich die Göttlichkeit und unfehlbare Weisheit der heiligen Schrift mißkennen; und wer nach den Grundsätzen des Protestantismus die Tradition und Autorität der Kirche verwirft, wird nothwendiger Weise so weit kommen, wenn er in seinem Denken consequent ist. Die Bücher und Menschen, bei welchen ich Rath suchte, boten mir nur künstliche Sophismen oder vielmehr oberflächliche Beweise, welche sich großentheils in demselben Kreise bewegten; überdieß hielt die beißende Art, mit welcher man diese Ansicht begründete, ab, davon zu reden. Nur ein außerordentliches Wunder kann einem Menschen, der auf diesem Wege wandelt, die Gnade gewähren, daß er die Wahrheit als solche erkennt; aber ein Wunder zu begehren ist für Denjenigen ein Frevel, welchem der rechte Weg zur Wahrheit offen steht. . ."

Aus diesem Zustande der Ungewißheit und des Unglaubens wurde er auf eine für ihn ganz außerordentliche Weise gerettet. Bei einer wichtigen Angelegenheit, die für ihn übel bestellt war, that er in seiner Verzweiflung ein Gelübde an die heilige Jungfrau, und siehe da, die Sache nahm unmittelbar darauf eine für ihn äußerst günstige Wendung. Ein so plötzliches und unerwartetes Zusammentreffen der Erfüllung eines Wunsches mit der Ablegung seines Gelübdes hatte für ihn etwas Wunderbares, und getreulich erfüllte er sein Gelübde, obschon er immerhin jenes Zusammentreffen nur als einen glücklichen Zufall be-

trachtete. Voll Dankbarbeit wollte er sogar noch etwas mehr thun, als er versprochen hatte, und nach einer dunkeln Vorstellung, daß man nach der Meinung der Katholiken auf diese Weise Etwas den Heiligen Angenehmes verrichten könne, wohnte er einer heiligen Messe bei.

„Es machte einen ganz besondern Eindruck auf mich, und ich fühlte mich ganz wunderbar ergriffen. Ein solches Gefühl kam gewiß nicht vom sinnlichen Eindruck oder vom Reize der Neuheit her, denn in Stuttgart feiert man den Gottesdienst ohne Pomp und mit der höchsten Einfachheit; mein schlechtes Gesicht verhinderte mich, zu bemerken, was am Altare vorging, und auf meinen Reisen hatte ich zu Paris und in größeren Städten Deutschlands hohen Fest-Gottesdiensten beigewohnt, wo ich für die Musik ungleich empfänglicher war. Sogar dießmal war der Besuch der Messe Anfangs für mich eine reine Ceremonie, ein äußeres Werk gewesen; aber ich verließ dieselbe voll wahrer Andacht und mit dem Wunsche, bald wieder dahin zurückzukehren. So oft ich ihr seither beiwohnte, wurde ich durch ein gewisses religiöses Hochgefühl dafür belohnt; nie ging ich aus einer heiligen Messe, ohne einige gute Entschlüsse gefaßt zu haben, besonders aber erhielt ich jedesmal zu ihrer Vollbringung eine Stärke, welche ich früher sehr oft vergebens gewünscht hatte."

Um katholisches Leben besser kennen zu lernen, besonders über die Verehrung der heiligen Jungfrau richtigere Anschauungen zu erhalten, reiste er am Gründonnerstag 1832 nach Schwäbisch Gmünd, in dessen unmittelbarer Nähe sich ein berühmter Wallfahrtsort, St. Salvator, mit einer Calvarie befindet. Unzählige Wallfahrer waren daselbst versammelt; von skeptischen Gedanken erfüllt, schloß Eisenbach sich ihnen an. Ueber die Einwirkung lassen wir ihn selbst reden:

„Ich blieb vorn, weil auch die andern Personen dabei anhielten, und verrichtete etliche Gebete, aber auf einmal fühlte ich einen segenvollen Einfluß und ich erfuhr die Erfüllung jener Worte des Herrn: „Wo Zwei oder Drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen." Sowol die hohe Wichtigkeit des Leidens Jesu Christi, als auch das Schreckliche desselben, stellte sich meinem Geiste deutlich dar, wenigstens deutlich genug, um über meine Zweifel zu siegen, obgleich ich meine Gedanken Andern noch nicht bestimmt mittheilen konnte. Dieses geschah bei der Station der Dornenkrönung. Bei der folgenden Station, wo Pilatus dem Volke unsern Heiland vorstellt, wurde ich von einem tiefen Gefühle meiner Geistesschwäche,

meiner seitherigen Thorheit und meiner vollkommenen Unwürdigkeit ergriffen. In diesem Zustande der Erniedrigung versuchte ich noch mit Gott zu rechten und ihm zu meiner Vertheidigung diese unüberwindliche Schwäche selbst entgegenzusetzen. Besonders wurde ich von einer kleinmüthigen Furcht niedergedrückt, ich möchte das Gute nie erreichen können, da ich bis dahin oft der Meinung war, bei jedem Schritt, welchen der Mensch gegen das Gute thue, falle er um so tiefer. Die letzten Zweifel wurden durch eine Gnade gehoben, welche mir bei der folgenden Station zu Theil wurde, wo ich den Erlöser unter der Last des Kreuzes zur Erde sinken sah, und hierin erkannte ich einen symbolischen Wink, daß wir uns nach einem wiederholten Fall nicht der Verzweiflung überlassen sollen" . . .

Nach Stuttgart zurückgekehrt, wohnte Eisenbach am Osterfeste dem Gottesdienste in der katholischen Kirche bei und ward während der heiligen Handlung von glühender Andacht ergriffen. Da er nun einige Zeit später durch das Ueberhandnehmen seines Augenleidens genöthigt wurde, seine Funktionen zu unterbrechen, ging er abermals, und dießmal auf längere Zeit, nach Gmünd, doch war er noch nicht entschlossen, weder öffentlich noch geheim zur katholischen Kirche überzutreten. „Was mich einerseits abhielt, sagt er, war die Unterwerfung unter die Hierarchie, deren Grund mir noch nicht deutlich war, und von welcher ich nach den gewöhnlichen Vorurtheilen glaubte, sie könne nach ihrem Belieben neue Glaubensartikel aufstellen. Andrerseits glaubte ich nach der von mir bis jetzt gemachten Beobachtung eine tiefe Erschütterung in der römischen Kirche und Spaltungen über sehr wesentliche Punkte bemerkt zu haben. Bei einer solchen Unentschlossenheit war es keine Heuchelei, wenn ich meine Absicht immer geheim hielt. Was mich jetzt und selbst noch später dazu antrieb, war nicht bloß kluge Vorsicht: ich fürchtete, meine Glaubensgenossen möchten Gewalt brauchen, mich abzuhalten, und ich wußte aus Erfahrung, daß bei Untersuchungen dieser Art die intoleranten Verläumdungen, die Bitterkeit, die lieblosen Urtheile gewöhnlich die Stelle der Gründe vertreten, und daß man gerade dadurch denjenigen, welchen man bekehren wollte, nur um so viel mehr entfremdete. Nur sollte ein so wichtiger Schritt nicht unter dem Einflusse der Leidenschaft geschehen, sondern die Folge einer ernsten und gründlichen Prüfung sein; ich ging daher bis auf den letzten Tag durch ausweichende Antworten allen polemischen Versuchungen aus dem Wege".

Der Umgang mit einigen würdigen katholischen Geistlichen, sowie geeignete Lektüre verschafften ihm bald bessere Ueberzeugung, und so kehrte er nach Tübingen zurück, wo er nach gründlichem Vorunterricht Seitens des katholischen Stadtpfarrers seinen Rücktritt in den Schooß der katholischen Kirche bewerkstelligte.

Karl Franz Weickum,

Domkapitular und geistlicher Rath zu Freiburg i. B.

Dieser noch in voller Manneskraft stehende, rastlos thätige und allgemein geschätzte Priester hat uns auf unsere Bitte die folgenden Mittheilungen über seinen Lebensgang gemacht:

„Abstammend von reformirten Eltern, die, wie die Familienüberlieferung sagt, väterlicher Seits aus England, mütterlicher Seits aus der Schweiz, Kanton Zürich, herstammen, kam ich eilf Jahre alt nach dem frühzeitigen Tode des Vaters, der letzte von ursprünglich zwölf, damals noch sechs Geschwistern, zum ersten Unterricht im Latein zu einem benachbarten protestantischen Landpfarrer, sodann auf das Gymnasium zu Wertheim am Main. Schon bei Ersterem fiel mir eine gewisse Unsicherheit in den Glaubenssätzen und theologischen Anschauungen auf; insbesondere nahm mich Wunder, wie er das Abendmahl an Kranke und einmal des Jahres an Sechzigjährige nach altem, d. h. lutherischem, Ritus spenden konnte; sonst geschah dieß nach dem der vereinigten Landeskirche. Letzterer wandten sich, nothgedrungen, nur die jährlichen Confirmanden zu. Am Gymnasium bekam ich Religionsunterricht ohne bestimmte Färbung; Niemeyers Lehrbuch diente uns als Führer. Im Ganzen Alles indifferent, und wo auf katholische Zustände und Dogmen die Rede kam, harte Ausfälle, die mir bald übertrieben und entstellend vorkamen.

„Von der Familie aus war ich einfach religiös, durchaus nicht pietistisch, erzogen worden; Ehrfurcht vor Gott, vor dem lieben Heiland, strenge Sabbatsruhe, gottesfürchtige einfache Familienpietät, ohne daß eigentlich je davon die Rede war. Wäre mir der Glaube an den Sohn Gottes nicht erschüttert worden, ich glaube, die Entwickelung meiner

religiösen Gesinnung hätte nicht diesen, jedenfalls nicht den schnellen Gang genommen.

„Siebzehn Jahre alt fing ich an darüber nachzudenken, suchte katholische Bücher, (fand aber nur den Thomas von Kempis, einen canisischen Katechismus und ein altes lateinisches Gebetbuch), sprach mehreremale mit einem braven katholischen Seelsorger, der mich wolwollend, aber sehr zurückhaltend behandelte, und trat am 18. Mai 1834, achtzehn Jahre und zehn Monate alt[1]), zur katholischen Kirche über. Zunächst von Wertheim weg und nach Aschaffenburg ziehend, studirte ich von nun ab an katholischen Lehranstalten, und zwar Theologie zu Würzburg und Freiburg; somit bin ich eigentlich von dem Zeitpunkt an katholisch, wo ich rechts und links verstand, da ich nie einer andern Gesinnung und Lebensrichtung angehörte." —

Diesen wenigen Zeilen fügen wir einige Notizen bei, die sich im 54. Bande der historisch-politischen Blätter über ihn finden. „Geborener Protestant, studirte er Medizin und wurde namentlich durch die kolossalen Vorurtheile und Irrthümer, welche vor 30 und mehr Jahren bei seinen Glaubensgenossen im Schwange waren und allem Fortschritt zum Hohne bis zur Stunde im Schwange geblieben sind, angeregt, Studien über die römisch-katholische Lehre und Kirche zu machen. Das reine Gemüth und der kerngesunde Verstand des Jünglings vermochte die Möglichkeit nicht zu verdauen, daß Millionen seiner deutschen Landsleute einer Religion huldigen sollten, welche auf das Nonplusultra des Unsinnes, auf förmlichen Fetischismus inmitten der europäischen Culturwelt hinauslief. Er las und studirte katholische Schriften, lernte zu Würzburg und anderwärts katholisches Leben kennen und die Folge war, daß er selbst Katholik und Priester obendrein wurde. Sein Leben und Streben ist vorherrschend der praktischen Seelsorge zugewendet, doch ist er auch als Schriftsteller mehrfach aufgetreten."

Außer Theaterstücken für die Jugend, die durchweg deutsch-patriotische Stoffe mit Geist und Geschick behandeln, hat er eine Auswahl seiner bei besondern Gelegenheiten gehaltenen Reden unter dem Titel „Klosterreden"[2]) veröffentlicht, die sich eines großen und verdienten Beifalls erfreuten, sowie ein ausführliches Werk über „das heilige Meßopfer" (Schaffhausen, 1865).

---

[1]) Weickum ist somit im Juli 1815 geboren.

[2]) Schaffhausen, 1858.

Aus demselben Jahre haben wir der Conversion einer durch Geist, hohe Bildung und Tugend gleich ausgezeichneten Dame zu gedenken. Es ist dieß das

Freifräulein Sophie von Scheel,

Hofdame der Kurfürstin von Hessen, die sich in Folge ihrer persönlichen Eigenschaften der allgemeinsten Achtung und der Gunst ihrer Herrin erfreute. Nachdenken, Vergleichung, Lektüre, Bedürfniß des Geistes wie des Herzens und demüthiges Sehnen nach göttlicher Erleuchtung hatten sie zur Erkenntniß der Wahrheit geführt und ihr den Muth gegeben, ihre Ueberzeugung auch öffentlich vor der Welt zu bekennen. In Gegenwart des österreichischen und französischen Gesandten (de Cabre) legte sie zu Ende des Jahres 1834 zu Kassel das katholische Glaubensbekenntniß ab, ein Akt, der allgemeines Aufsehen erregte, ihr aber in der allgemeinen Achtung, deren sie genoß, nicht schadete. Sie war eine große Wohlthäterin der Armen, zumal der Kinder, mit deren Unterricht und Erziehung sie sich eifrigst beschäftigte. —

Luise von Bornstedt,

Dichterin.

Die Tochter eines preußischen Obersten, der sich 1815 durch das Gefecht bei Wawre, durch welches General Grouchy verhindert ward, sich mit Napoleon zu vereinigen, einen Namen erworben, wurde Luise von Bornstedt den 2. December 1814 zu Kronen-Teltow bei Potsdam geboren: dichterisch begabt[1]) zeigte sie auch früh schon Hinneigung zur katholischen Kirche, die sie späterhin während eines längeren Aufenthaltes in Sachsen durch Vermittelung eines alten Domherrn genauer kennen und lieben lernte. Gleichzeitig mit ihrer Mutter trat sie im Jahr 1835 in den Schooß derselben zurück. Sie lebte darauf mit ihrer Mutter mehrere Jahre in Münster, wo sie auch ihre von Josef Görres bevor-

---

[1]) Schon im Jahre 1833 hatte sie Gedichte unter dem Titel: „Pilgerklänge einer Heimatlosen" (Berlin) veröffentlicht.

wortete „Legende der heiligen Jungfrau und Märtyrin St. Katharina" (1838) herausgab, sowie ein zweites Gedicht „Der heilige Ludgerus" (1844). In diesem Jahre ging sie nach Luzern, wo sie die „Legende von den heiligen Büßerinnen Maria Magdalena und ihrer Schwester Martha" (1845) herausgab. Von dort folgte sie einer Einladung nach Paris, wo sie in dem Hause der Gräfin Bocarmé (der Mutter des durch die Anwendung des Nicotin bekannt gewordenen Giftmischers) Gelegenheit fand, mit der ganzen Pariser Literatenwelt bekannt zu werden. Doch fühlte sie sich in dieser Gesellschaft nicht behaglich, konnte es auch füglich nicht, und so kehrte sie bald wieder nach Deutschland zurück. Nachdem sie in Berlin eine Schrift zur Ehrenrettung ihres verstorbenen Vaters veröffentlicht, die ihr eine Unterstützung von Seiten des Königs Friedrich Wilhelm IV. und dessen Gemahlin verschaffte, hielt sie sich an verschiedenen Orten Deutschlands auf, und lebt gegenwärtig in Dresden von einem kleinen Vermögen, das sie von einer Tante ererbt. Im Jahre 1854 erschienen von ihr „Gedichte" (Berlin).

Rudolf Friedrich Waßmann,

Maler.

Die von mir verlangte biographische Notiz ist eine kurze Lebensskizze, in welche ich nur das aufgenommen habe, was mit der Conversion im Zusammenhang steht, die wie viele andere ein unbegreiflicher Akt der göttlichen Barmherzigkeit ist, welche aus dem Haufen herauszieht, wen sie will, und von sich spricht: „miserebor cui miserebor".

Meine Kinderjahre brachte ich auf einer der Elbinseln bei Hamburg zu, weil mein Vater, ein Kaufmann, vor den Franzosen nach England geflüchtet war, und meine Mutter mit den Kindern sich unter den Schutz eines Landpfarrers begeben hatte, der unser Verwandter war. Ich kann diese Zeit als eine harmlose bezeichnen. Der Pastor war der Wohlthäter seiner Gemeinde, und hatte wegen seiner Klugheit und Sprachkenntniß oftmals Gelegenheit, in den Kriegsjahren die Gegend vor Plünderung und Unfug durchziehender Feinde zu bewahren. Dabei hielt er treffliche Hausordnung, und war ein strenger,

aber höchst liebreicher Vater seiner Kinder und der vielen Zöglinge, zu denen auch ich gehörte. Oft wenn er in Geschäften über Land geritten war und Abends heimkehrte, trat er mit Stiefeln und Sporen mitten in unsern lustigen Haufen, und tanzte zwischen den Reihen der Kinder die lange Hausflur auf und ab. Ungeachtet dieser günstigen Eindrücke kann ich mich nicht besinnen, einen sympathetischen Zug zu den üblichen Andachtsübungen gefühlt zu haben, und merkte in der Stille auf allerlei Dinge, die zu mir eben nicht gesagt waren. So hörte ich, daß der Pastor sich über die Geistlichen, welche mit dem spanischen Militär kamen, lobend äußerte, doch mit dem Zusatze, man müsse sich vor ihnen in Acht nehmen, und nicht in einen Religionsdisput einlassen. Einst äußerte ich Gedanken über die Beichte, nach katholischer Weise. Wie ich darauf gekommen, weiß ich nicht. Am Platze waren sie nicht. —

Dieses unschuldige ländliche Treiben hörte auf, als ich nach der Rückkehr meines Vaters mich wieder in Hamburg befand. An die Stelle des ruhigen Stilllebens trat die ernste und für mich traurige Schulzeit. Da ich leicht lernte, leicht auffaßte, am liebsten das Schlimme, so ist die dunkle Seite, welche dieser Abschnitt in meinem Leben bildet, wol mehr meiner Schuld, und einer bei einem schwächlichen Körper entzündlichen Natur, als der Umgebung zuzuschreiben, in der ich mich befand. Ich machte mit, deklamirte auf einem Actus (Schulprüfung) mit Pathos die Ode auf Luther: „Brich aus, brich aus, du lang verhaltnes Feuer," kümmerte mich aber nur um das, was meinen Sinnen und meiner Phantasie behagte, und ergötzte mich an dem Geschichts-Unterricht in der Manier von Schillers Theaterstücken. Die Kirchen vermied ich zum Kummer meiner guten Mutter, und entsinne mich nicht, eine Predigt gehört zu haben. So ging auch der Confirmationsunterricht spurlos an mir vorüber. Splitter der Wahrheit hörten wir, daß die Bibel heilig sei, von Manichäern ꝛc., aber nicht von einer Wahrheit, die auf dem Grund einer unfehlbaren Kirche ruhe. Als der würdige Geistliche zu Ende der Feierlichkeit die Hand segnend auf mein Haupt legte, kam mir eine Rührung und Weinen an. Ich war auch bei der Confirmation meiner Schwester zugegen, und ärgerte mich, als der orthodoxe Herr Pastor dieser und andern Mädchen strenge befahl, fürder keine andere Predigt als die seinige zu besuchen. Mißtrauen und Widerwillen gegen angemaßte kirchliche Autorität stieg, als ich die höheren Gymnasialklassen besuchte,

und in die heidnische Weltanschauung wie in einen Strom von Lust und Freiheit untertauchte. Der Direktor war einer der ersten Orientalisten, dabei ein alter gutmüthiger Herr, welcher, außer den Schulstunden zuweilen auf einer Bank sitzend, umstehenden Schülern mit der größten Klarheit und Leichtigkeit die Verbindung der Ursprachen auseinandersetzte. Sein Privatleben war nach attischem Muster eingerichtet. Man erzählt sich, daß, als er zum Sterben kam, er in der Einsamkeit der Todesstunde den heiligen Namen Jesus oft und innig angerufen habe, woraus zu hoffen, daß er die noch im letzten Augenblicke dargebotene Gnade nicht verschmäht habe. Es konnte unter diesen Umständen bei meiner Sinnesweise die erste Communion kein erhebender Moment für mich sein. Zuvor mußte ich, wie üblich, in das mit Glasfenstern versehene Kabinet in der Kirche mich begeben, und ward von dem anwesenden Geistlichen absolvirt, das heißt, er sagte, „es thäten mir gewiß meine Sünden leid, und wolle er mir daher die Absolution ertheilen". Ich konnte keinen Zusammenhang hinein bringen, und ging wie auf den Kopf geschlagen dem singenden Haufen nach, der sich zum Altar hin bewegte, fast wie ein Schaaf, so zur Schlachtbank geführt wird. —

Nun war ich selbstständig, verspottete, was mir nicht gefiel, und liebte, was mir schön vorkam. Von allen Bibelstellen hatte ich besonders die Stelle aus S. Pauli Briefen gemerkt: „Alles erforschet, das beste behaltet", im Urtext *πάντα διαγορεύετε, τὰ καλὰ κατέχετε,* nach der Erklärung eines heidnisch gesinnten Professors: „das Schöne aber behaltet." Es entstand nun die Familienfrage, was aus mir machen? — Als Gegensatz zu dem träumerischen Sinnenrausch, den ich, obwol dunkel, als böse erkannte, kam mir der Einfall, Arzt zu werden; ich suchte mit einer Art Befriedigung eine Abtödtung darin, in den Sälen der Anatomie und der Klinik die zerschnittenen Leichen zu betrachten, gleichmüthig im Spital die Chirurgen zu den ekelhaftesten Kranken zu begleiten und den Gestank des Eiters einzuathmen. Leider war dieses nur eine kurz andauernde Reaktion einer edleren Natur. Wegen der großen Kosten durfte ich nicht Arzt werden. Mein Vater weigerte sich entschieden und ließ mich durch einen alten Zeichenlehrer, der mich für ein Talent erklärte, in die Kunst hineinschieben, demzufolge ich auf die Dresdner Akademie geschickt wurde zur Ausbildung. Fast ein halbes Jahr that ich auf einem Dachstübchen nichts, als Homer und die alten Klassiker lesen. Später, als ich in

den zuchtlosen Rudel wilder Kunstgesellen hineingerieth, kam mir der Sinn für schöne edle Formen, durch das Studium der Alten geweckt, zu Statten, und machte mich ohne große Mühe zu einem leidlichen Portraitirer mit akademischer Zuthat. Zugleich erweckten die Bilder und der Rath des Professor Näke, der aus Rom gekommen, in mir die Ahnung einer reinen Kunst, mitten in dem naturalistischen Treiben. Auch die Musik in der katholischen Kirche und die Andacht der Betenden gefiel mir. Das berühmte Requiem von Mozart, in einem Monstrekonzert der Neustädter Liebfrauenkirche aufgeführt, überwältigte mich dergestalt, daß, als ich heimkam, ich mich auf den Boden warf und wie unsinnig schrie und weinte. Das Gefühl erleuchtet oft wie ein greller Blitzstrahl die schauerliche Untiefe der Seele und das kommende Gericht, aber, wenn Verstand und Wille nicht mitwirkt, so geht es vorüber, und es ist Nacht, wie vorher. So ging es mir.

Als vier Jahre vorbei waren, kehrte ich wieder in meine Vaterstadt zurück, fand noch unleidlicher, was ich vordem nicht leiden konnte, und die Ausübung der Kunst kam mir bei meinem unpraktischen Wesen hart an. Auf Befehl meines strengen Vaters mit einem Portrait unterm Arm in die Comptoire gehen, mich empfehlen, mit so noblen Ideen?! Ein Jahr dauerte diese Qual; da erhielt ich durch Fürsprache eines Freundes, der aus Rom zurückgekehrt war, Stipendien nach München. Es war ein Maler der strengsten protestantischen Richtung, und mehr Theologe als Maler, der Mitleid mit meiner Sehnsucht trug und mich erlösete. Obwol es ihm nicht gelang, mich zur sola fides zu bekehren, wobei er so in Eifer kam, daß die Stirnadern schwollen, während ich entschieden und kalt widersprach, so minderte es seine Theilnahme und Freundschaft nicht. Gott vergelte es ihm! Also saß ich eines schönen Nachmittages wieder auf dem Postwagen, fuhr Nachts beim Mondenschein über die Lüneburger Haide und sah wie im Traum die Eichwälder und fernen Bauernhöfe mit hohen Ziehbrunnen, während der Postillon langsam neben den Pferden durch den tiefen Sand watete. Es war die Zeit, wo die klangreichen Liebeslieder Heines fast jedes junge Herz umstrickten, zugleich die Zeit der Reisepoesie, wo man beinahe acht Tage brauchte von Hamburg nach Leipzig. Wegen Unwolsein blieb ich vier Wochen im Ilsethal am Harz und dünkte mich überglücklich, langsam unter Brustbeschwerden den sagenreichen gespenstischen Brocken hinanzusteigen. Noch muß ich der süßen Empfindung gedenken, als ich darauf, von Koburg in das Mainthal herab-

fahrend, den weiten Strom erblickte und auf den Hügeln alte Kirchen und Klöster. Auch die Menschen in diesen Gegenden schienen mir einen ernsten wehmüthigen Zug in den Gesichtern zu haben, den ich bis dahin noch nie gekannt hatte. Es war das erste aufdämmernde Bewußtsein der heiligen katholischen Kirche.

In München gab ich einen Empfehlungsbrief an ein berühmtes protestantisches Haus ab, wurde von dem Herrn desselben mit einem Bruderkuß empfangen und mit etwas Bier traktirt, was mir nebst den frommen Reden so schlecht mundete, daß ich nicht wieder kam. München stand damals auf der Höhe der christlichen Romantik unter dem Stern des großen König Ludwig, und machte strebenden Geistern, nicht nur Künstlern, den Aufenthalt zu einer Art Erdenhimmel. Cornelius und seine Schule genoßen eine solche Autorität, daß Mittelmäßigkeit und technische Bravour noch nicht wie jetzt zur Tagesordnung gehörten. Ich fühlte mich von dem schönen Strom der Ideen emporgehoben und getragen und mein Herz erweitert, konnte aber wegen fortwährender Kränklichkeit nicht recht zum Arbeiten und künstlerischen Schaffen kommen. Daher führte mich die Hand der Vorsehung nach einem Jahre in das noch fast unbekannte wunderschöne Meran, um meine Gesundheit wieder herzustellen. Der Ort war damals von Touristen wenig berührt, von der Cultur noch unbeleckt, in ursprünglicher Naivetät und Wolfeilheit. Der alte Katholizismus in dem naturwüchsigen derben Gepräge der Landbewohner gefiel mir, und während ich in einsamer Stille wie ausruhend meine Malstudien fortsetzte, begann ich, mit dem Verstand zu prüfen und zu untersuchen, was bis dahin nur Gegenstand vorüberfliegender Empfindungen gewesen war. Haus- und Tischgenosse bei einem wolhabenden Bürger und Handwerker hatte ich Gelegenheit, mit Muße das altkatholische patriarchalische Familienleben in der Nähe beobachten und kennen zu lernen. Am liebsten nahm ich von dem Bücherbrett die abgerissene Hauslegende, vertiefte mich mit Behagen und Andacht in all die wunderbaren Geschichten in seltsam veralteter Sprachweise, und setzte mir nach und nach aus dem wiederholt Gelesenen eine Art katholisches Dogma zusammen, das mir höchst vernünftig und zusammenhängend schien. Weiter jedoch gelangte ich für jetzt nicht. Mit Geistlichen verkehrte ich selten und begnügte mich, träumend nachzusinnen; nur um die österliche Zeit stieg ein unklares Verlangen in mir auf, von dem Sündendruck befreit zu sein. Ich ging dann traurig dem Menschen-

strom nach, der die Auferstehung unsers Herrn in den verschiedenen Kirchen feierte.

Nur zu bald war der fromme Eindruck wieder vergessen, als ich, noch weiter in den Süden gerückt, durch die Gunst meiner Gönner das Glück hatte, zu höherer Ausbildung Rom zu sehen. Ich betrat den heiligen Boden nicht als Büßer, sondern als Pantheist, welcher der Natur und allen ihren Geistern ohne Unterschied als einer göttlichen Macht den Eingang in das verderbte Herz gestattet. Nachdem ich eine Zeitlang das Genrefach geübt, wandte ich Herz und Sinn der Antike zu. Die heidnische Kunst in ihrer vollendeten Formenschönheit schien mir das erhabenste Ideal des Menschen zu sein. In dem Museum des Vatikan ist eine Rotunde, in welcher die herrlichen Büsten Jupiters und andrer Gottheiten aufgestellt sind. Wenn ich hier einsam weilte und durch die obere Lichtöffnung in klarer Morgensonne kleine Bienen herabflogen und leise die Bilder umsummten, war mir zu Muthe, ich muß es zu meiner Beschämung gestehen, wie in einer Kirche. Ich wußte es nicht besser, denn obwol ich auf dem Lande oder im römischen Gebirg unter dem Volke zuweilen Sonntags den Gottesdienst und die Messe besuchte und bei den Landleuten für einen Katholiken galt, so kümmerte ich mich nicht um den Inhalt der heiligen Funktionen. Schon auf der Herreise nach Rom war ich von Siena aus mit einem jungen Carmeliter-Mönch zusammengetroffen, den ich wie ein ächter Göthianer ausweidete und von ihm mir, den er für einen Gleichgesinnten hielt, das Glück preisen ließ, dem Orden der heiligen Theresia anzugehören. Als wir an einem Sonntag Morgen an einem kleinen römischen Ort anlangten, und ich draußen vor dem Städtchen stehend, dasselbe und das zum Gottesdienst ziehende Landvolk skizzirte, trat er zu mir, und fragte mich, da er wußte, daß ich keine Messe gehört hatte, ob ich Katholik sei? Dreimal fragte er und dreimal sagte ich ja, weil ich mich die Wahrheit zu sagen schämte. Gott hat mich später, um mir die Schande der Lüge am schrecklichen Gerichtstage zu sparen, in seiner unendlichen Barmherzigkeit beim Wort genommen und mich werden lassen, wofür ich mich fälschlich ausgab. Das ist nun so zugegangen.

Nachdem ich von dem heidnischen Rausch ernüchtert war, gelangte ich zu einem gewissen Nachdenken. Dazu kam, daß ich mit einem Freund zusammenwohnte, der, ein sehr geschickter Maler, dabei Protestant und sittenrein, alle meine Extravaganzen mit der Ruhe, welche ein

Mann einem verzogenen Kinde gegenüber hat, ansah, weil er mich lieb hatte, und wir wie unzertrennlich waren. Nun ist auch er längst in die Ewigkeit hinübergegangen. Wie Viele habe ich überlebt, die mir lieb und theuer waren! Er war schön und edel von Gestalt, ernst und lakonisch im Reden. Er hörte mir gerne zu, aber mischte sich nicht in meine Unarten. Obwol er Rationalist war und nie über Religion sprach, so brachte seine ruhige Haltung mich dahin, zu überlegen, was ich eigentlich sei, und in welche Kirche ich gehöre? Von Geburt aus war ich Lutheraner. So wollte ich denn mit Ernst ein solcher werden. Und um den Stifter besser kennen zu lernen, erbat ich mir aus der Gesandtschaftsbibliothek des Capitols etliche Werke desselben. Auch besaß ich eine Bibelübersetzung mit einer Vorrede dieses Mannes zu den Briefen Pauli an die Römer, welche ich zum ersten Male mit größtem Erstaunen und geringer Erbauung las. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Wie! sagte ich zu mir selber, dieser Mann wagt es, aus eigner Vollmacht über Kirchenväter und Concilien sich zu erheben, und seine Lehre und Erklärung apodiktisch als unfehlbar auszugeben, und ohne allen Beweis. Die sola fides hatte mir nie eingeleuchtet, aber hier an der Quelle mit göttlicher Grobheit hervorgesprudelt, ward sie mir so unleidlich, daß ich urtheilte, ein so aller Demuth barer Mensch könne unmöglich Religionsstifter sein. O wenn die Werke des theuren Gottesmannes, wie Heshusius und seine Zeit ihn nennen, doch mehr verbreitet wären! Wohl Manchem würde der Staar gestochen werden. Leider liegen, wie Luther einst die Bibel unter der Bank will gefunden haben, seine Werke zwar nicht unter der Bank, aber meist ungelesen oder halb gelesen da, weil man sich vor einer allzu nahen Bekanntschaft mit diesem himmelsstürmenden Titan fürchtet.

Mit Luther war ich also fertig. Was nun beginnen? Rasch antwortete ich mir selber: „Irgendwo muß ich zu Hause sein. So will ich katholisch werden.“ Ich that wie ein Pferd, das, angespornt, unbedenklich über einen tiefen Abgrund setzt, und weiß nur, daß ich noch denselben Tag zu Overbeck ging, den ich gut kannte, und ihm meinen Entschluß mittheilte. Er war sehr überrascht, weil ich ihm nie derartig gekommen, zog ruhig aus einer Schublade ein Zettelchen, auf welchem die Addresse eines Canonikus und Pfarrers in Trastevere stand. Denn er kannte mich vortrefflich, daß ich für strengen Unterricht nicht reif war. Ich kam in den dunkeln Theil des alten Roms, wo das ärmere

Volk wohnt, zu einem bejahrten gutmüthigen Geistlichen, der mich wie ein Kind aufnahm und in dem kleinen Katechismus unterrichtete. Mir fiel nie ein, diesem heiligmäßigen Mann mit philosophischen Skrupeln entgegenzutreten. Sie waren wie verschwunden. Er würde auch eben so wenig Umstände gemacht haben, als mit den streitenden Parteien, die Abends kamen, um ihm als Patriarchen und Richter ihre Händel vorzutragen, und denen er ruhig entgegnete, wenns zu arg wurde: „Quest' è contra la legge.“ So würde er mir gesagt haben: „figlio mio, quest' è contra la chiesa.“ Oft mußte ich Stunden lang warten, ehe er wegen der Leute Zeit fand. Dann sagte er freundlich: „adesso faceiamo un po' la christianella,“ und begann den Unterricht. Es ward mir durch seinen Einfluß die Gnade des unbedingten Glaubens an die heilige Kirche und zwar so fest, daß ich im innersten Herzen zerknirscht mich fühlte. Der Unterricht war beendet. Ich hatte die abjura der Ketzerei bei dem Cardinal Piatti, viceregente des Pabstes geleistet, und sehnte mich, ein lebendiges Glied der Kirche zu werden. Da der Herr Canonikus allzu beschäftigt war, so wandte ich mich an den Rektor des collegium germanicum, den würdigen Jesuitenpater de la Croix, der meine Generalbeichte annahm. Es war dieß am 2. Mai 1835. Nun war ich wie zu Hause, besuchte die Kirchen und lernte die christliche Seite des alten Roms kennen, da ich früher nur Auge für das heidnische Rom gehabt hatte.

Leider war meines Bleibens nicht mehr, die Stipendienzeit beendigt. Ich mußte dem schönen Italien Valet sagen. Mein letztes Bild stellte Vignerolen [1]) vor, die sich in einem Garten mit Tanz belustigen. Während der Zeit meiner Bekehrung beendete ich es, oft unter Skrupeln, weil es meine frühere heidnische Anschauungsweise aussprach. Langsam und zögernd, meist zu Fuß, um in den Städten Alles zu sehen, verließ ich die bella Italia, und kehrte, nachdem ich etliche Monate in Meran ausgerastet, mitten im Winter wieder nach München zurück. Da ich mein Brod selber verdienen mußte, auch oft schwer krank war, und Vieles, was ich früher angebetet, gering achtete, hatte ich eine wahre Zeit der Buße und oft traurige Tage. Als nun das letzte Geld zu Ende, kam mir der Gedanke, wieder nach Tirol zu gehen, wo ich einst so glücklich gelebt hatte. Gesagt, gethan! An einem schönen Oktober=

[1]) Winzer.

Nachmittage machte ich mich, nachdem etliche Freunde mich mit Geld versehen, auf den Weg, und langte nach einigem Herumstreifen in den schönen Alpenthälern wieder in Meran an. Von nun an sollte Alles glücken. Ich fand in Meran und späterhin in Botzen so viel zu thun im Portraitfach, daß ich binnen vier Jahren nicht nur die Schulden abgezahlt, gelebt, sondern auch ein erkleckliches Sümmchen in den schönsten Geldrollen daliegen hatte, welches der Lohn meines angestrengten Fleißes war. In sehr gehobener Stimmung kehrte ich 1844 nach meiner Vaterstadt zurück, die ich seit meinem siebenzehnten Jahr nicht wieder gesehen hatte, und ward von Eltern und Verwandten ungeachtet meines Religionswechsels ungemein freundlich aufgenommen. Es war noch die goldne Zeit der romantischen Periode, wo man es einem Maler am wenigsten verübelte, wenn er der altkirchlichen Kunst zu Liebe, welche auch von den Protestanten geehrt wird — denn dieses Motiv legte man ihm gerne unter — katholisch wurde. Auch hatte der offne Prinzipienkampf noch nicht begonnen, der heut zu Tage die Welt in zwei Theile spaltet, der Christianus vagus erkannte allen Confessionen eine Partikel der Wahrheit zu, folglich auch der katholischen Kirche. Ich war im Sinne der Welt ein gemachter Mann. Als Künstler hatte ich in den besten Gesellschaften Zutritt, und es war mir überraschend, wie viele meiner protestantischen Kunstgenossen in der Erkenntniß der Wahrheit vorangeschritten waren, so daß man meinen sollte, es fehle nur ein Tüttelchen zur ganzen Wahrheit, aber eben dieses Tüttelchen fehlte, nemlich das Eingehen in den geheimnißvollen Zug der göttlichen Gnade, kraft welcher man sich vor der Autorität der Kirche beugt und muthig das Erkannte öffentlich bekennt. So lebte ich zwei Jahre. Schon schmiedete ich neue Reisepläne, Gott weiß, wohin, da packte mich der Himmel von Neuem und zeigte mir meinen Weg. Ich machte die Bekanntschaft meiner nachherigen Frau, Emilie Marie Krämer, der Tochter eines geachteten Gelehrten, des Direktors an der Realschule, Erich August Krämer, und war nach dem Tode ihres Vaters, den ich gemalt hatte, in der Familie wolgelitten. Erst als ihre Verwandten eine ernste Absicht vermutheten, erhuben sie einen solchen Lärm wegen meiner Religion, die bis dahin allen gleichgültig gewesen, daß ich meinen Bruder, einen der ersten Aerzte meiner Vaterstadt, zu Hülfe rief und mich unter seinen Schutz stellte. Dann veröffentlichten wir unsre Verlobung. Den folgenden Winter zog ich mich nach München zurück, um dem Sturm, der noch immer fort-

dauerte, aus dem Weg zu gehen, und brachte brieflich mit Hilfe des edlen Domkapitular Windischmann, der mein Beichtvater war, die Differenzen wegen der gemischten Ehe in Ordnung. Meine Braut sträubte sich eine Zeitlang, die Bedingungen einzugehen, welche die Kirche in Betreff der katholischen Kindererziehung stellt, und befragte sich deshalb bei ihrem Seelsorger. An diesen richtete Windischmann auf meine Bitte, da er uns Beiden von München her persönlich bekannt war, geradezu ein Schreiben des Inhalts: eine protestantische Mutter müsse es sich zum Glück schätzen, überzeugt, daß die katholische Kirche die Fundamental-Artikel des christlichen Glaubens festhalte, wenn ihre Kinder von einem Wrack auf ein festes Schiff hinübergerettet würden, da er selber, der Herr Pastor, nur zu wol wisse, wie oft er in Einem Joch mit ganz ungläubigen Collegen zu ziehen genöthigt sei. Daher möge er die Sache wol in Ueberlegung ziehen rc. Mit diesem Briefe in der Hand kam der Herr Pastor zu meiner Braut, und wiederholt gefragt, zuckte er die Achseln und schwieg. Da er also eigentlich nichts dagegen zu sagen wußte, so willigte sie ein, wir feierten unsre eheliche Verbindung im nächsten Frühjahr (1846) und begaben uns gleich nach der Hochzeit, in Begleitung meiner Schwiegermutter, in das altgewohnte liebgewonnene Meran und wohnen hier seit 18 Jahren. Schon im ersten Jahre, am 1. Juni 1847, trat meine geliebte Frau zur katholischen Kirche zurück, ein halbes Jahr später ihre Stiefmutter Mary Bruce, Beide hat der hochwürdige Herr Dekan Anton Samtner von Meran unterrichtet. Gott hat uns mit mehren Kindern gesegnet, welche wir der heiligen Kirche zuführen. Auch meine Kunst hat einen Abschluß erhalten, indem ich seit anno 1848 mit allem Eifer mich in die kirchliche Kunst hineingearbeitet habe und das zu verwerthen suche, was ich in Rom und in München erfahren, gesehen und gelernt habe. Gott gebe uns Allen die endliche Beharrlichkeit: so fehlt uns nichts hier und dorten. In meinem sechzigsten Lebensjahre habe ich dieses geschrieben, und bitte Diejenigen, welche es lesen, um ein gnädiges Urtheil und ein Gebetlein, so wie ich von Gottes Barmherzigkeit Gnade und Vergebung meiner Sünden hoffe.

Geschrieben an corporis Christi Tag.

Meran, den 15. Juni 1865.

Rudolf Friedrich Waßmann.

Johann Karl Gottfried Kahl,

Königlich preußischer Hauptmann bei der Artillerie.

Derselbe war den 22. April 1788 zu Neu-Wernersdorf im Kreise Bolkenhain in Schlesien geboren, der Sohn armer, aber frommer Eltern, die ihm eine religiöse Erziehung gaben. Zum Schullehrer bestimmt, kam er 1804 auf das damalige Lyzeum zu Landshut, und wirkte dann einige Jahre als Adjuvant an verschiedenen Orten. 1809 vertauschte er den Lehrstand mit dem Wehrstand, indem er in Breslau bei der Artillerie eintrat. Seine Vorbildung kam ihm sehr zu Statten, so daß er schon 1813 zum Secondelieutenant vorrückte. Nach mannichfachem Garnisonswechsel kam er 1816 nach Kosel, wo er heirathete und Premierlieutenant wurde, aber schon einige Jahre darauf ward er nach Glatz versetzt, von wo er als Hauptmann und Chef der Handwerks-Compagnie nach Neiße kam. Hier war es, wo er den Entschluß, zur katholischen Kirche überzutreten, kundgab, worauf er gewissermaßen zur Strafe nach Colberg versetzt wurde. Das dortige Klima jedoch sagte ihm nicht zu, er kränkelte fortwährend, weshalb er um seinen Abschied einkam, der ihm denn auch bewilligt ward, worauf er in seine Heimath Schlesien zurückkehrte und in Münsterberg sein Domizil aufschlug.

Da er ein Tagebuch geführt [1]), worin er auch den Gang seiner religiösen Entwickelung beschrieben, so sind wir im Stande, denselben in Kürze hier mitzutheilen. Es ist bereits erwähnt worden, daß er eine religiöse Jugenderziehung genossen hatte, und wenn auch der Militärstand, dem er sich später gewidmet, gerade keine allzugünstige Basis für deren Fortbau darbot, so gewährten ihm die Erinnerungen aus

---

[1]) Es erschien unter dem Titel: „Züge aus dem Leben eines preußischen Officiers.“ Herausgegeben von Jakob Buchmann. Speyer, 1843.

seiner Jugendzeit doch immerhin Anhaltspunkte in den Stürmen des Lebens. Er heirathete, und die erwählte Lebensgefährtin war — eine fromme Katholikin. „Die Frömmigkeit und der kirchliche Sinn meiner Theresia blieb auf mich nicht ohne Einfluß. Ihr zu Liebe ging ich oft mit in die Kirche ihres Bekenntnisses, wo mich schon ihre Andacht erbaute, und wo ich doch auch von der Kanzel so manches Wort vernahm, das zu seiner Zeit seine Frucht brachte, wieder Leben hauchte in das matte Herz. Aber auch die evangelischen Gottesdienste besuchte ich jetzt fleißiger und ging auch regelmäßig zum heiligen Abendmahl. Gegen die Religionsverschiedenheit war ich zu jener Zeit noch ganz gleichgültig. Mich um innere kirchliche Zustände oder um die Gegensätze der katholischen und evangelischen Kirche zu bekümmern, war mir bisher nie in den Sinn gekommen; dergleichen Gebiete waren mir eine terra incognita."

Um die Zeit machte das berüchtigte Theinersche Werk: „Die katholische Kirche Schlesiens," großes Aufsehen und wurde besonders in protestantischen Kreisen viel gelesen. „Mit Heißhunger fiel man darüber her als über einen literarischen Leckerbissen, und wer es gelesen hatte, strich sich behaglich den Bauch und glaubte nun, von der katholischen Kirche ein ganz treues Bild, wie es leibt und lebt, vor sich zu sehen." Die Gegenschriften hatten natürlich nicht das gleiche Interesse für den betreffenden Leserkreis und konnten daher die Lügensaat nicht zertreten. So blieb auch das Bild, welches sich Kahl aus dem Theinerschen Werke von der katholischen Kirche construirt hatte, ein unfreundliches. „Sie erschien mir wie eine abgelebte, altmodisch gekleidete Matrone mit grämlichem Gesicht und schroffem Wesen, über welche sich in meinem Tagebuche so manche fade Witzelei und bitter ironische Bemerkungen vorfinden, deren ich mich heute schäme." Seiner Frau gegenüber äußerte er sich: „Wenn es um die katholische Kirche so steht, wie dieß Buch behauptet, so ist ihr Bau wurmstichig worden und dem Verfalle nahe," worauf dieselbe nur bemerkte: „Ein Felsen wird nicht wurmstichig."

Trotz dieser der Kirche so ungünstigen Stimmung besuchte er gern den katholischen Gottesdienst, obschon er auch den protestantischen nicht vernachläßigte, und er ernstlich und anhaltend dahin arbeitete, nach und nach sich im lutherischen Glauben so zu befestigen, daß er im Stande wäre, sich und Andern von demselben Rechenschaft zu geben. Zu dem Ende studirte er das Augsburgische Glaubensbekenntniß, den

lutherischen Katechismus, eine Menge Predigtwerke, Zschokkes Stunden der Andacht" u. dgl. „Mit derartigen Schriften," sagt er, „habe ich mich in Dienstferien und besonders in den frühen Morgenstunden durch zwei Jahre angelegentlich beschäftigt, ja ich hatte mir daraus sogar voluminöse Excerpte gemacht. Ich kann aber nicht sagen, daß ich in dieser Zeit eine klare Uebersicht von den evangelischen Glaubenslehren gewonnen hätte, jedoch würde ich meine Bemühungen darum geduldig fortgesetzt haben, wenn es mir nicht verleidet worden wäre, und zwar

1) durch die Paragraphen über die katholische Kirche,
2) durch mehrere gedruckte Reformationspredigten,
3) durch den kanonischen Wächter und endlich
4) durch die beiden letzten Bände von den Aarauer Stunden der Andacht.

„Die eben genannten Schriften machten auf mich einen sehr übeln Eindruck. Sie spritzten nach meinem Urtheil doch gar zu viel Gift und Geifer über die katholische Kirche, die jedem frommen Gemüthe schon wegen ihres Ursprungs und Alters ehrwürdig erscheint. Daß ein so großer Haß gegen sie in den Herzen der evangelischen Theologen Wurzel gefaßt habe, davon hatte ich bisher gar keine Ahnung gehabt. Kann denn auch, so frug ich mich, aus einem Munde, der davon übergeht, wovon das Herz voll ist (nämlich von Haß), die lautere Wahrheit kommen? . . . Ich gestehe es aufrichtig, solch Gebahren des jungen Protestantismus auf Kanzeln und in Schriften erinnerte mich lebhaft an das verzogene junge Volk unserer Zeit, welches den Eltern alle Ehrerbietung versagt, ihnen superklug, keck und schneidend widerspricht und Alles besser wissen will. Zu gleicher Zeit stieß mich auch das öftere Wechseln und Verändern der evangelischen Liturgie vor den Kopf, welches sie mir als einen Modeartikel erscheinen ließ. Ich gerieth nun in ein Meer von Zweifeln, welches in verschlossener Brust tobte und braufte."

Darüber vergingen einige Jahre, die Kahl mit dem Lesen katholischer Schriften ausfüllte. „Wenn ich in den genannten Schriften," sagt er, „Gelegenheit fand, mit dem Leben vieler Heiligen und mit den erhabenen kraft- und salbungsvollen Reden der ehrwürdigen Väter und Lehrer der Kirche bekannt zu werden, so war es wol ganz natürlich, daß eine Mutter, welche solche Kinder erzogen, mir nicht anders als verehrungs- und liebenswürdig erscheinen mußte. . . Nachdem ich

die dienstfreien und geeigneten Stunden zweier Jahre gleichsam zu Vorstudien, zu Recognoscirungen auf katholischem Terrain, zur Auskundschaftung des Heerlagers der kampfgewohnten und kampfgeübten Kirche Jesu Christi verwendet, ihre felsenfesten Bollwerke und unwiderstehlichen Waffen kennen gelernt hatte: sah ich wol ein, daß das Heer ihrer Gegner, welches noch obendrein unter sich uneins war, keine Lorbeeren erringen könne. Ich für meinen Theil hatte im Herzen schon aufgehört, ein Gegner der allgemeinen Kirche, d. h. ein Protestant zu sein, und Niemand kann mit gutem Gewissen ein solcher bleiben, der das gelesen und verstanden hat, was ich gelesen habe." Das Studium von Möhlers Symbolik und Fr. Herbsts Bekenntnißschrift: „Die Kirche und ihre Gegner" verschaffte ihm eine klare und systematische Uebersicht von den Unterscheidungslehren beider Kirchen, und so zeigte er im Juni 1835 dem Militärprediger zu Neiße seinen Entschluß an, aus der evangelischen Kirche auszuscheiden, und ersuchte um ein Entlassungszeugniß. Bevor er dasselbe erhielt, sollte er die Gründe angeben, die ihn zu seinem Entschlusse bewogen hätten. Zu diesem Behufe arbeitete er einen Aufsatz aus, in welchem er jene entwickelte. Nachdem er darin über seine religiöse Erziehung gesprochen, seiner Lektüre protestantischer Schriften erwähnt, aus denen ihm ein unglaublicher Haß gegen die alte Kirche entgegengetreten, nannte er auch die katholischen Schriften, die er gelesen, um auch die andere Partei zu hören. „Alt genug war ich geworden, heißt es darin, und hatte immer nur protestantische Urtheile über den Katholizismus vernommen, nun wollte ich ihn vom katholischen Standpunkte aus kennen lernen. Dies ist geschehen! Ich habe ihn kennen, aber auch lieben und verehren gelernt. Ausgesöhnt mit der Kirche, die im apostolischen Glaubensbekenntnisse die allgemeine heißt und die Verheißung hat, daß die Pforte der Hölle sie nicht überwältigen soll, kann ich zu ihren Gegnern nicht mehr gehören. Auch verlasse ich ja im Grunde Nichts. Was ich in der bisherigen Kirchengemeinschaft gehabt habe, heilige Schrift, Sakramente, Verkündigung des göttlichen Wortes, finde ich ja wieder. Die evangelische Liturgie, die ja aus dem römischen Missale entnommen ist, habe ich dann ohne Defekt. Die unerschütterliche Ueberzeugung, daß die katholische Kirche die von Christus durch seine Apostel gegründete, vom heiligen Geist geleitete, mithin wahre und unfehlbare Kirche sei, und daß außer ihr kein Heil ist, läßt mich nicht länger Anstand nehmen, zu ihr, die meine Vorfahren vielleicht von der Ge-

walt der Umstände fortgerissen, also willenlos, verlassen haben, zurückzukehren. Dies ist der einzige Grund, der mir den Uebertritt zur katholischen Kirche nicht bloß wünschenswerth, sondern zur Pflicht macht. . ."

Der betreffende Seelsorger machte von dem Vorhaben Kahls Anzeige an die Vorgesetzten desselben, und derselbe erhielt zu seiner großen Ueberraschung von seinem Brigadier folgende Mittheilung:

„Ew. Hochwolgeboren theile ich ergebenst mit, daß Seine Majestät der König von Ihrem Vorhaben, zur katholischen Religion überzutreten, Kenntniß erhalten, und mir über verschiedene Sie betreffende Punkte Bericht zu erstatten befohlen hat. Zugleich soll ich Ihnen auf Allerhöchsten Befehl bekannt machen, daß Seine Majestät, obgleich Allerhöchst Dieselben keinen ihrer Unterthanen wegen seiner Religionsmeinung beunruhigt sehen wollen, Allerhöchst Dieselben jedoch Uebertritte aus der evangelischen Kirche niemals billigen können, indem sie bei der betheiligten Person auf Unzuverläßigkeit des Charakters und der Grundsätze schließen lassen. Ich ersuche Woldieselben, den wirklichen Akt des Uebertritts nicht eher in Ausführung zu bringen, bis ich Ihnen über diesen Gegenstand noch weitere Mittheilung gemacht haben werde." —

Welch herrliche Logik und welche erhabene Duldung! Der Austritt aus der protestantischen Kirche wirft auf den Betreffenden den Charakter der Unzuverläßigkeit, nicht aber, so liest man zwischen den Zeilen, der Eintritt in dieselbe; und doch war die Tochter desselben Monarchen mit seiner Bewilligung griechisch-katholisch geworden, um — Kaiserin von Rußland zu werden.

Einige Wochen später kam der betreffende Vorgesetzte selbst nach Neiße, um die Landwehrartillerie zu inspiziren. Er ließ den Hauptmann Kahl zu sich rufen. Doch hören wir diesen selbst. „Als ich Nachmittags (am 10. Oktober) zu ihm kam, wurde ich gefragt, ob ich krank sei. Ich verneinte es, worauf mir entgegnet ward, ich müsse wenigstens hypochondrisch sein, denn es ließe sich sonst nicht erklären, wie ein gebildeter Mann noch darauf bestehen könne, katholisch zu werden, nachdem ihm gesagt worden sei, was Seine Majestät der König von denen halte, die aus der evangelischen zur katholischen Kirche überträten. Er nannte mich einen Unglücklichen, der, befangen in Intoleranz und Aberglauben, den königlichen Wink nicht achte und mit dem Kopfe

durch die Wand wolle. Es wäre unbegreiflich, wie ein Mann, der so lange in der Welt gelebt habe, bloßer Formen wegen sich um die Gnade des Königs, seines Herrn, und um das Wolwollen Vieler bringen könne. Mein letzter Brief sei an den König geschickt worden; die Folgen davon habe ich lediglich meiner Befangenheit zuzuschreiben u. s. w."

Diese Worte bedürfen keines Commentars. Die angedrohten Folgen ließen auch nicht auf sich warten. Kahl ward nach Colberg versetzt, woselbst er Mitte Dezember desselben Jahres anlangte. Am 14. Juli 1836 wurde er von dem Pfarrer von Stettin, der als Missionspfarrer auch nach Colberg kam, in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen.

Das Klima aber sagte weder ihm noch seiner Frau zu. Neujahr 1837 erkrankten Beide an der Grippe, seine Frau starb. Kahl nahm seinen Abschied und kehrte in seine Heimath Schlesien zurück, wo er in Münsterberg den Rest seiner Tage verlebte, und die Bewohner durch sein frommes Beispiel erbaute. —

Heinrich Ferdinand von Bülow.

Geboren zu Christiania in Norwegen, verlor Bülow schon als Kind von drei Jahren seine Mutter, drei Jahre später auch seinen Vater. Sechzehn Jahre alt ging er nach Berlin und trat daselbst in den Militärdienst, so dem Beispiele seines Vaters und seiner meisten Verwandten folgend. Sechs Jahre folgte er diesem Berufe, da starb auch seine Stiefmutter, und da er in Preußen weder Verwandte noch Freunde besaß, nahm er seinen Abschied und ging nach Lausanne, um die Verwandten seiner Mutter, die von dort stammte, aufzusuchen. Doch gelang ihm dieses nicht und bald hatte er das kleine Erbtheil, das ihm von seinem Vater zugefallen war, aufgezehrt. Da benutzte er die Gelegenheit einer Truppenwerbung für den Kirchenstaat und nahm päbstliche Dienste. So kam er nach Faënza, wo er Gelegenheit hatte, einer Jesuitenmission beizuwohnen, die einen großen Eindruck auf ihn machte. Er suchte sich über die katholische Religion, ihren Ursprung, ihre Verbreitung und ihre Glaubenslehren zu belehren, und das Resultat seiner Studien war das, daß er sich von einem Priester noch gründlicher unterrichten ließ und am 3. Mai 1836 in die Hände des Bischofs von Faënza, des hochwürdigsten Herrn Folinaldi, das katholische Glaubensbekenntniß ablegte. Er hat über seine Conversion eine kleine Schrift veröffentlicht, in welcher er die Motive derselben bespricht.[1]) —

Dr. Karl Wilhelm Bunger,

protestantischer Prediger zu Dresden, später zu Bautzen, resignirte freiwillig auf seine Stelle und ging nach Wien, wo er am 29. Juli 1836 in die Hände des Cardinals Ostini das katholische Glaubensbekenntniß ablegte.

---

[1]) Ueber dieselbe haben wir Nichts erfahren können.

Dr. Ernst Koch,

Professor am Athenäum zu Luxemburg.

Im Jahre 1834 erschien in Kassel eine Dichtung unter dem Titel: „Prinz Rosa Stramin," die durch Originalität, Lebhaftigkeit der Darstellung und glänzende Farbenpracht ein ungewöhnliches Aufsehen erregte. Ihr Verfasser nannte sich Eduard Helmer, aber man wußte bald, daß dies nur ein angenommener, nicht der wirkliche Name des so viel verheißenden Dichters sei, und war um so mehr gespannt, diesen kennen zu lernen. Der Dichter war — Ernst Koch.

Wenn trotz des so glänzenden Beginnes seiner Dichterlaufbahn sein Name unter den deutschen Dichtern weniger genannt wird, als der so mancher Anderer, die er an Geist und dichterischer Begabung weitaus überragte, so dürfte der Grund wol darin zu suchen sein, daß er nach einer abenteuerlichen, unter harten Drangsalen verlebten Jugend, leidend und mit Amtsgeschäften und Arbeiten überhäuft, wenig Muße gewann für dichterische Produktion und somit nicht jede Ostermesse neue Geisteserzeugnisse in die Welt zu senden vermochte; daß er im fernsten Westen des deutschen Vaterlandes, fast schon unter der Herrschaft französischer Sprache und Literatur, in Luxemburg lebte, und daß er endlich Katholik war, und noch dazu — Convertit.

Ernst Koch war am 3. Juni 1808 zu Singlis in Niederhessen geboren. Sein Vater, der 1847 als pensionirter Regierungsrath zu Marburg starb, kam im Jahre 1821 als Kreisrath nach Kassel. Daselbst besuchte der Knabe, der frühzeitig poetische Anlagen verrieth, das Lyzeum, welches er, nachdem er alle Leiden und Freuden einer poetischen Gymnasiastenliebe durchschwärmt, im Jahre 1825 verließ, um, siebzehn Jahre alt, in Marburg, dann in Göttingen die Rechte zu studiren. Zu Marburg erhielt er 1829 im Alter von 21 Jahren die juristische Doktorwürde und ging nach Berlin, um sich daselbst als Privatdozent zu habilitiren.

Die politischen Ereignisse des Jahres 1830 riefen ihn jedoch in sein Vaterland Hessen zurück, woselbst er als Referendar am Obergericht in Kassel in den Staatsdienst trat. Um diese Zeit erschienen seine ersten Gedichte, feurige Freiheitsgesänge (Vigilien), die ihm rasch die Gunst und Liebe des Publikums verschafften, allerdings nur auf kurze Dauer, da jene Zuneigung sich in Haß und Mißachtung verwandelte, als er 1832 zum außerordentlichen Referenten im Hassenpflug'schen Ministerium ernannt wurde. Zum Obergericht zurückgeschickt, wollte er sich zur zweiten Staatsprüfung vorbereiten, aber der schmerzliche Stachel, der in seiner Brust durch den so schnell erfolgten Umschwung in der öffentlichen Meinung über ihn zurückgeblieben war, gekränkter Ehrgeiz und jugendliche Unbesonnenheit hielten ihn in seinem Streben auf. Er stürzte sich in den Strudel des ungebundensten Lebens, gerieth in Schulden, und was das Schlimmste, gerieth in Zerfall mit sich selbst und kam endlich zu dem Entschluß, sein Vaterland heimlich zu verlassen und in Frankreich sein Glück zu suchen. So kam er nach Paris, jenem Mittel- und Vereinigungspunkt aller Abenteurer der Welt.

Schon nach wenigen Monaten gingen seine Subsistenzmittel aus, alle seine Pläne, sich eine Existenz zu gründen, schlugen fehl, und er sah sich genöthigt, nach dem Beispiele so vieler verlorener Söhne Deutschlands in die Fremdenlegion zu treten. So kam er nach Algier, wo die Anstrengungen und Mühseligkeiten unter einem tropischen Himmel in seiner Brust den Keim zu jener Krankheit legten, die ihn einem frühen Grabe überlieferte.

Nicht lange blieb er in Afrika. Schon im folgenden Jahre (1835) wurde die Fremdenlegion nach Spanien geschickt, um die Königin Christine in ihrem Kampfe gegen die Carlisten zu unterstützen. Nach zwei Jahren war dieses Corps durch Schwert, Krankheit und Anstrengung von 7000 auf 381 Mann herabgeschmolzen und wurde ehrenvoll entlassen. Auch Koch erhielt als Unteroffizier seinen Abschied und wollte sich zur Rückreise in die Heimath anschicken, als er in Pamplona erkrankte und in einem dortigen Hospitale Aufnahme fand. Während seiner Genesung hatte er Zeit und Muße, über sein Leben, sein vergangenes wie sein zukünftiges, nachzudenken und Betrachtungen anzustellen. Und da war es, wo der Lichtstrahl der göttlichen Gnade in sein Herz traf und ihn den Tröstungen einer Religion zugänglich machte, für welche er schon früher einmal in seiner Heimath ein flüchtiges In-

teresse gefühlt hatte. In Pamplona trat er zur katholischen Kirche zurück.

Nach einer sechswöchentlichen Wanderung kam er im September 1837 in seiner Heimath an, wo er zwar seine Eltern zu versöhnen im Stande war, nicht jedoch seinen Landesherrn, der ihm jede Anstellung beharrlich verweigerte. Nach zwei Jahren wurde er von seinem frühern Gönner Hassenpflug nach Luxemburg berufen und zunächst als Regierungssekretär angestellt. Als jedoch in Folge der schon am 12. Oktober 1841 im Haag unterzeichneten Constitution die Verwaltung des Landes auf französischem Fuß eingerichtet wurde, fing auch seine Stellung an zu schwanken. Mit dem Aufhören der sogenannten Landesregierung unter Vorsitz Hassenpflugs, der sich um Aufrechthaltung deutschen Wesens und deutscher Sprache in Luxemburg unleugbare Verdienste erworben, fiel auch der bisherige Sekretär derselben weg, und man ernannte Koch zum Bureauchef bei der neuen Regierung, dann zum Hauptzollamts-Rendanten, welcher Stelle er jedoch im Jahre 1846 entbunden ward. Er erhielt einen Wartegehalt und blieb, außer der geringen Beschäftigung als beeideter Uebersetzer des „Memorial", für das er den deutschen Text zu besorgen hatte, ohne Amt und Anstellung bis zum Jahre 1848, wo er zum Professor der deutschen Sprache und Literatur am Athenäum zu Luxemburg ernannt wurde.

So war er endlich nach so vielen Stürmen glücklich, einen seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprechenden Wirkungskreis zu erhalten, und mit aller Lebendigkeit seines feurigen Temperaments widmete er sich einem Berufe, der ihm täglich lieber ward, ihm auch die allgemeinste Achtung und Liebe der gutgesinnten Einwohnerschaft seiner zweiten Heimath erwarb. Aber schon nach wenigen Jahren zeigten sich als Nachwirkungen seiner in der Feuergluth Afrikas und in den Hochgebirgen Spaniens erduldeten Anstrengungen, die ersten Symptome jener Lungenkrankheit, die aller Kunst der Aerzte spottend ihn am 24. November 1858 seiner Familie, seinen Schülern und seinem Wirken entriß.

Bei dem Aufsehen, das, wie bemerkt, seine Dichtung „Prinz Rosa Stramin" erregt hatte, konnte es nicht fehlen, daß seine Rückkehr zur Kirche viele Angriffe auf seine Person und die Motive hervorrief, die ihn bei jenem Schritte geleitet haben sollten. Mit gewohnter Duldsamkeit bezeichnete man diesen „als eine der dunkelsten Stellen in seinem Lebenslaufe", und Koch sah sich veranlaßt, um diesen gehässigen

Anfeindungen und verleumderischen Verdächtigungen entgegenzutreten, selbst eine Rechtfertigung zu veröffentlichen, die wir hier mittheilen. Sie befindet sich in den Mainzer „Katholischen Sonntagsblättern", Jahrgang 1856, Nr. 28, unter dem Titel:

Eine Bekehrung.

„Während des neuesten Religionskrieges in Spanien war der Bischofssitz in Pamplona eine Zeitlang unbesetzt geblieben, und der bischöfliche Palast zum Militärhospital für die Christinos eingerichtet worden. Dies Gebäude, kaum noch kenntlich an der über seinem Haupteingange befindlichen Ueberschrift, war in Folge dieser veränderten Bestimmung aus einem Hause des Glanzes und des geistlichen Friedens eine schmutzige Wohnung unbeschreiblichen Elendes und Jammers geworden. Im Jahre 1837 waren nicht bloß die zwölf Säle, sondern auch die Gänge und Corridore zu Krankenzimmern eingerichtet, in welchen die täglich vom Heere ankommenden Verwundeten, Siechen, Fieberkranken und sonstigen Leidenden aufgenommen wurden. Die ärztliche Behandlung war im höchsten Grade erbärmlich. Arzneien wurden gar nicht gegeben. Die Kranken wurden auf dürftigen Strohlagern von Ungeziefer fast verzehrt. Da lagen die Armen aus allen Provinzen des Reiches, der feurige Andalusier, der untersetzte Baske, der schlanke Catalane, der Sohn der fernen Mancha, stöhnend und seufzend. Nur zwei Erscheinungen schwebten über der ganzen Einrichtung wie die Engel. Es waren die barmherzigen Schwestern (hijas de la caridad) und der bischöfliche Kaplan Rafael Salvador. Die ersten besorgten die Wäsche, Küche, und trösteten in ihrer bekannten liebevollen Weise. Der letztere, ein junger Mann von etwa 35 Jahren, wandelte durch die Säle mit dem Sakramente und tröstete die Sterbenden."

„Am 15. März 1837 ging durch das von Wachen besetzte Thor dieses Hospitals mit Tornister und Gewehr ein Unteroffizier der französischen Fremdenlegion (welche bekanntlich von Frankreich der Königin Christine aus Algier herüber zu Hilfe geschickt war, und binnen zwei Jahren durch Kugeln und Krankheiten von 7000 Mann auf 381 zusammenschmolz). Der Fremde zeigte das Eintrittsbillet vor, wankte mit zitternden Knieen die Treppe hinauf, und war schon nach wenigen Stunden der Besinnungslosigkeit und einem heftigen Nervenfieber zur Beute."

„Dieser Kranke war der Verfasser des Gegenwärtigen. Zum ersten Male nach anderthalb Jahren Kriegsleben, war ich in der Nothwendigkeit, Stunden weit, das Fieber in den Gliedern, nach dem Lazareth zu marschiren."

„Ich bin von protestantischen Eltern in einem protestantischen Lande geboren und in der sogenannten reformirten Lehre, so wie es zu geschehen pflegt, erzogen worden. Vom Katechismus kannte ich nur noch höchstens die Unterscheidungslehren. Das in jedem Menschen wohnende Bedürfniß des Glaubens hatte bei mir sich schon früher in ruhigen Stunden in der Art geregt, daß ich mir vornahm, wenn ich einmal Zeit hätte, mir mein vollständiges Glaubensbekenntniß aufzubauen, damit ich wüßte, woran ich wäre. Denn am Ende muß man doch, dacht' ich, an Etwas glauben und mit sich in diesem wichtigen Kapitel im Reinen sein. Aehnliches kam mir hier in dem Hospital in den Sinn, in dem ich nach vier Wochen zum ersten Male mit ruhiger Besinnung aufgewacht war, dem Tode, wie es schien, durch Zufall entrissen. Aber warum fing ich nicht damit an, die Lehren, in denen ich erzogen war, wenn nicht unbedingt anzunehmen, doch wenigstens etwas näher zu prüfen? Eben darum nicht, weil ich darin erzogen war, und nach derselben es meinem forschenden Geiste frei stand, mich von einer Unterwerfung oder einer Prüfung meiner Einsicht nach zu dispensiren oder nicht. Es wird keinem Katholiken einfallen, sich in einer Stunde der Muße seinen Glauben selber machen zu wollen, oder er tritt, wenn er wirklich diesen Entschluß faßt, sofort auf das Gebiet des Protestantismus. Daß ich nun die Idee, mir ein System meines Glaubens zu bauen (welches ich mir wahrscheinlich sehr bequem eingerichtet haben würde), bald wieder aufgab, läßt sich wol glauben. Schon die Umgebungen waren zu erbärmlich und niederschlagend, um meinen Geist auf das hohe Pferd zu setzen."

„Daß schon früher zweimal, einmal in meiner Heimath 1834, und später in Spanien 1836, die Gnade Gottes mit dem flüchtigen Gedanken, in die katholische Kirche zurückzukehren, bei mir angepocht hatte, daran dachte ich nicht mehr. Jener Gedanke war ohne Früchte geblieben, weil ich mich fragte: was würden die Leute dazu sagen, wenn du den Glauben deiner Väter verließest? — Hätte mir doch damals Jemand die Antwort L. von Stolbergs erzählt, welcher dem Könige von Preußen, als ihm dieser sagte: „Ich kann die Leute nicht leiden, die von ihrem Glauben abfallen," erwiderte: „Ich auch nicht,

Majestät," und so auf den Abfall im 16. Jahrhundert mit einer Ironie anspielte, die ein Protestant selten eher begreift, als bis er mit dem Kopf darauf stößt [1])."

„Einige Stunden nach meinem Erwachen aus den Fieberphantasien, worin ich, ich weiß nicht wie viele Tage gelegen hatte, trat folgendes Ereigniß ein. Nicht weit von meinem Lager wurde ein eben angekommener spanischer Soldat aus Andalusien gebettet, welcher sich wie rasend geberdete, alle ärztliche Hilfe verweigerte, den Arzt und die Nonnen insultirte, und endlich den Kaplan unter Schimpfen und Blasphemien zurückwies. Der würdige Kaplan ließ sich aber nicht abschrecken, und als es ihm gelungen war, sich auf einige Minuten dem Ohre des Kranken zu nähern, sank dieser langsam auf das Kissen zurück und beichtete mit lammfrommer Ruhe zwei Stunden lang. Kurz nachher erklang die Schelle durch Treppen und Gänge, Kranke und Gesunde knieten vor dem hochwürdigsten Gute, welches jetzt der Kaplan nach dem Bette des Andalusiers trug. Der richtete die großen Augen, aus denen noch vor wenigen Stunden die Teufel geblitzt hatten, mit einem unbeschreiblich süßen Verlangen nach der Hostie. Wir andern zogen vorschriftsmäßig die Mützen vom Kopfe und falteten die Hände, während der Spanier die Hostie nahm, und wenige Augenblicke darauf in einem Frieden verschied, der sein Gesicht verklärte. Ich betete auch mit, weiß aber nicht mehr was. Jedenfalls wars mir kurios zu Sinnen."

„Am andern Morgen erwachte ich, das Gesicht nach der Wand gekehrt, frühe, in jenem süßen Gefühle der wachsenden Genesung, und gestärkt durch einen erquickenden Schlaf. Mein Auge fiel auf einen Sonnenstrahl, welchen der Frühling dicht neben meinem Gesichte an die Mauer sandte. Die Kranken schliefen alle ruhig. Als ich eine Zeitlang so auf den Sonnenstrahl gedankenlos meinen Blick geheftet hielt, erschallte auf einmal von allen Kirchen Pamplonas zu gleicher Zeit ein erhabenes Glockengeläute. Es war am Sonntag — vielleicht Ostern? Nie hat ein Geläute einen so frappanten Eindruck auf mich gemacht."

„Eine halbe Stunde nachher verschaffte ich mir Dinte und Feder, und bat den Kaplan schriftlich, mich an meinem Bette zu besuchen,

---

[1]) Diese Unterhaltung, soviel davon auch die Rede ist, hat niemals stattgehabt und gehört in das Reich der Mythe, wie ein sehr naher Verwandter des Dichters dem Verfasser versicherte.

um sich mit mir über meinen Wunsch, in den katholischen Glaubenslehren unterrichtet zu werden, zu besprechen. Sogleich stand der Mann mit dem schönen, bleichen Gesichte vor mir. Die Erscheinung verwirrte mich. Sie hatte sogar etwas Furchtbares für mich. Ich erschrak vor dem, was ich gethan. Fast war mir, als hätte ich die katholische Kirche vor mir. Wir verständigten uns bald, da er mir sehr liebevoll zuredete, in französischer Sprache. Er gab mir zunächst eine zweibändige, lateinisch geschriebene Symbolik, deren Verfasser ich leider vergessen habe, hiernächst den französischen Katechismus, der unter Napoleon erschien. Mit Begierde, mit einem Heißhunger meiner Seele verschlang ich die geistige Speise, sitzend und betend auf meinem Lager. Nach etwa acht Tagen konnte ich aufstehen und täglich den Kaplan eine Stunde auf seinem Zimmer besuchen, um mich von ihm prüfen zu lassen. Am 27. April wurde ich für reif erklärt, die Sakramente zu empfangen. Nach genommener Rücksprache mit dem Kapitel nahm der Geistliche die mir als Protestanten ertheilte Taufe, weil sie unter Ablution im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes geschehen war, als giltig an. Dieses Sakrament wurde daher nicht wiederholt. Noch denselben Abend beichtete ich meinem würdigen Kaplan, der für mich ein wirklicher Salvador war, und am andern Morgen empfing ich die heilige Communion, beides in der im Hospital wolerhaltenen bischöflichen Kapelle. Eine förmliche Abschwörung ist nicht für erforderlich gehalten worden. Der Rücktritt in die mütterliche Kirche erfolgte also bloß durch die beiden Sakramente der Beichte und der Communion. — Am folgenden Tage wurde ich vom Arzt für kurirt erklärt und ging zu meinem Bataillon zurück. Im Monat Juni kam die unerwartete Nachricht, daß der Rest der Fremdenlegion nach Hause geschickt werden sollte. Am ersten August ging ich mit Abschied von Pamplona weg und betrat im Anfang September den heimathlichen Boden."

„Zur Würdigung dieser Umstände dürfte zu bemerken sein:

1) Anderthalb Jahre hatte ich dem Feldzug in Spanien beigewohnt, ehe ich in das Hospital ging, viele Menschen sterben gesehen, viele Kirchen gezwungen oder aus Laune besucht, und all den Pomp der spanischen Gotteshäuser beobachtet, warum machte er nie vorher den Eindruck auf mich, den später in Pamplona das Glockengeläute auf mich machte?

2) Gewisse Leute sind bei der erfolgten Bekehrung in Spanien

schnell mit dem Zweifel bei der Hand, ob nicht die Bekehrung die Folge eines geistigen Zwanges, der Ueberredung oder gar der Aussicht auf zeitliche Vortheile gewesen? Wo aber hier die Ueberredung? und die zeitlichen Vortheile, die mir Niemand in Aussicht stellte und stellen konnte, bestanden darin, daß mein guter Kaplan, der selbst so arm war wie eine Kirchenmaus, mich auf seine Kosten vor der Communion rasiren ließ.

3) Konnte ich überhaupt hoffen, daß ich als Katholik meine zeitliche Zukunft in irgend etwas verbessern würde? Nein, denn für den Fall der Rückkehr in mein Vaterland konnte ich als Convertit mir nur Nachtheil und Zurücksetzung, oder gar Verachtung versprechen, in Spanien selbst erwartete ich täglich den Soldatentod.

4) War es Furcht vor dem Tode, die mich bewog, katholisch zu werden? Nein, denn die Krankheit war überstanden, und als Protestant konnte ich ja überhaupt nicht annehmen, daß man Katholik sein müsse, um gut zu sterben.

5) War es Dankbarkeit gegen Gott für die Genesung? Wie hätte ich als Protestant dann annehmen können, daß man Gott einen Gefallen erzeige, wenn man katholisch werde?

6) Es ist sonderbar, daß ich gerade an jenem Tage nach meiner Bekehrung aus dem Hospital geschickt wurde. Wäre es einen Tag früher geschehen, so wäre das Werk unvollendet geblieben."

„Es war also eine reine und ganz unverdiente Barmherzigkeit des allmächtigen Vaters, welche mich, nachdem sein Ruf in der Heimath nicht gefruchtet, in lange Entbehrungen und Leiden, und nachdem auch sein zweiter Ruf unbeachtet geblieben war, endlich in das Lazareth von Pamplona warf, mich dort von einer schweren Krankheit rettete und mir dann mit seinem Sonnenstrahle und dem Glockengeläute seiner Kirchen die Gnade sandte. Wäre der Ausdruck nicht so menschlich, so würde ich sagen: so viel Mühe gibt sich Gott, um ein störriges, eitles Kind, das nicht hören und nicht sehen will, zurückzuführen. Der Herr sei gepriesen in Ewigkeit. Amen!"

Wir kommen nunmehr auf Kochs dichterische Leistungen zurück. Sein erstes Werk, die Frühlingsgabe seiner Muse, war die bereits mehrfach erwähnte Dichtung „Prinz Rosa Stramin" (Kassel 1834), die im Jahre 1857 eine zweite Auflage, sowie eine Uebertragung ins Englische (von A. von Beresford) erlebte. „Wir sehen," sagt ein Beurtheiler, eine Galerie der lebendigsten Gemälde, die in bunter rascher

Variation aufeinander folgen, Bilder aus dem Studenten- und Philisterleben, in welchem sich überall des Verfassers reiche, gemüthlich schwärmerische Natur abspiegelt, und in die er meist seine eigenen Erlebnisse, seine jugendlichen Träume und Verirrungen, seine Freuden wie seine Leiden hineinträgt, aber mit einer Wärme des Gefühls, einer Frische des Colorits, einem sprudelnden Humor, die den Leser von einem Ende zum andern in fesselnder Spannung erhält."

Das unruhige, wechselvolle Jugendleben Kochs, sowie seine erdrückenden Amtsgeschäfte, scheinen auf seine Produktionskraft hindernd eingewirkt zu haben, wenn auch sein Genius unter den seltenen Erzeugnissen seiner Muse um so reiner hervorblitzte, und es ihm nicht an Anerkennung und Aufmunterung fehlte. Dingelstedt, selbst Dichter und Kritiker, machte über ihn in Lewalds „Europa" (1837) die Bemerkung: „Kassel hat eigentlich nur einen einzigen Dichter geboren und diesen nur zufällig, der ist Ernst Koch, der Verfasser des Prinz Rosa Stramin. Seitdem er seine Vaterstadt verlassen, ist seine Spur verschwunden. Möge die Vorsehung ihn schützen auf seinem dunkeln Pfade." Wie er sein Erstlingswerk pseudonym herausgegeben, so auch einzelne Erzählungen und Novellen, in welchen kriegerische Thaten, Kriegsscenen und Naturbilder aus Afrika und Spanien die Staffage bilden, und die gesammelt als „Erzählungen" (Kassel 1847) erschienen. Auch sie zeichneten sich durch Frische, Naturwüchsigkeit und Wahrheit aus, so daß sie nach dem Urtheil berechtigter Kritiker das Beste waren, was seit längerer Zeit auf diesem Gebiete erschienen war. Ebenso günstig wurden seine „Salon-Novellen" (Kassel 1854) von Kritik und Publikum aufgenommen.

Nachdem in verschiedenen Zeitschriften, in letzterer Zeit besonders in den Mainzer „Katholischen Sonntagsblättern" einzelne Gedichte von ihm abgedruckt waren, in denen sich die Tiefe seines Gemüthes rein und lauter abspiegelte, erschien erst nach seinem Tode aus seinem Nachlaß eine vollständige Sammlung derselben von seinem Schüler und Nachfolger im Amte. Auch diese Sammlung, obschon sie manches Unfertige enthält, was der Dichter selbst wahrscheinlich nicht aufgenommen hätte, läßt tief bedauern, daß ein so reiches Talent im Ganzen nur so wenige Früchte seiner Schaffungskraft hinterlassen hat.

Diesem Umstande, sowie der Pseudonymität, unter welcher er seine Werke veröffentlichte, dürfte es zuzuschreiben sein, daß Koch, der katholische Dichter, im deutschen Norden so gut wie unbekannt geblieben

ist, wie denn auch Brühl in seinem fleißigen Sammelwerke: „Die katholische Literatur Deutschlands“ (Leipzig 1857), seiner auch nicht einmal nennungsweise gedenkt. Aus dem reichen Inhalte der Sammlung seiner Gedichte möge es uns verstattet sein, einige wenige der Prüfung unserer Leser vorzulegen, der Prüfung, aber auch dem Genusse.

Maria.

O du süßester von allen Namen!
Wie so sanft durch meiner Harfe Saiten,
So melodisch, deine Töne gleiten!
Wie Akkorde, die von jenseits kommen,
Die aus unbekannten Herrlichkeiten
Leise Lüfte zu mir her geleiten, —
Lieblich, wie ein fernes sel'ges Amen,
Tönst du, Name der Gebenedeiten:
Maria!

Dunkel ist die Nacht. Verirrt und müde
Hebt empor der Pilger seine Hände,
Daß ein Stern ihm Licht und Tröstung sende.
Da, wie wenn der Osten Purpur sprühte,
Wie wenn die Natur in Lieb' entbrennte,
Wie das Morgenroth am Firmamente, —
Also flammt dein Nam' in mein Gemüthe,
Und ich nenn' ihn tausendmal ohn' Ende:
Maria!

Ja, den Morgen fühl' ich in mir tagen,
Meine Seel' erglüht in heil'ger Freude,
Wenn du einziehst, lieblichste der Bräute,
Wie ein Königsweib auf gold'nem Wagen.
Meine Blumen steh'n im Festgeschmeide,
Alle Berge steh'n im ros'gen Kleide,
Und die Glocken meines Innern schlagen
Ein unendlich liebliches Geläute:
Maria!

O du Heil'ge! Sieh in andrem Bilde
(Denn wie du bist, singen keine Lieder)
Nacht und Graus bedecken die Gefilde,
Mit dem Racheschwert auf Blitzen zieht er
Hoch einher, der Herr und Weltgebieter, —
Plötzlich unter Donnerwetter, milde,
Blickst du, Mond der Liebe, auf mich nieder,
Maria!

Wenn ich so die alten Lieder zähle,
Die ich frisch, von Melodien durchdrungen,
Froh und weinend in die Welt gesungen,
Fühl' ich schmerzlich eine schwere Fehle.
Wo ein Kranz mir rund und schön gelungen,
Für die Welt nur hatt' ich ihn geschlungen:
Keiner hat geheiligt meine Seele,
Kein Lied, keines ist für dich erklungen,
Maria!

Sieh', mein Götze war ein ird'sches Lieben,
Ruhm und Ehre meine goldnen Sterne,
All mein Dichten, Blüthen ohne Kerne,
Mein Talent im Dienst von eiteln Trieben.
Deine Bilder hatt' ich lieb und gerne,
Doch du selber bliebst mir ewig ferne.
Ferne? Nein, du bist mir nah' geblieben:
Meine Harfe tönt', ich lausch', ich lerne:
Maria!

Neu und ewig nur zu deinem Ruhme,
Will ich rauschend meine Saiten schwingen,
Will ich dir zum Weihgeschenke bringen,
Segne sie zu deinem Heiligthume!
Wenn sich tönend Reim um Reime schlingen,
Soll dein süßer Name sie durchklingen,
Und mein letztes Lied, du Himmelsblume,
Jubelnd deine Herrlichkeiten singen,
Maria!

O, ein Psalm ist schon allein dein Name,
Und er tönt in allen Erdenkreisen.
Also laß auch mich dein Sänger heißen,
Sei du, Jungfrau, meine heil'ge Dame!
Lehr' mein Lied nur einen einz'gen leisen
Wiederhall von jenen Himmelsweisen,
Meine Stimme, daß sie nicht erlahme
Deine Schönheit für und für zu preisen,
Maria!

Du dagegen wollest für mich bitten!
Des Allmächt'gen donnernde Gewalten
Hätten längst mein sünd'ges Herz zerspalten,
Wenn nicht Jesus an dem Kreuz gelitten.

Bitt' für mich, damit sie gnädig walten,
Und den Fluch von meinem Haupte halten!
Laß zu Jesus sich die Lieb' inmitten
Meiner Seele wie die Blum' entfalten!
Maria!

Und zum andern woll'st du mir erflehen,
Daß ich spät und frühe dein gedenke,
Treu und warm dir meine Andacht schenke,
Und auf dich stets meine Augen sehen.
Daß dein liebes Bild sich zu mir senke,
Wenn mit Gaukelbildern mir die Ränke
Einer eiteln Welt den Sinn verdrehen,
Daß ich nimmer deine Liebe kränke,
O Mutter!

Mutter! Welch ein Schmerz in diesem Worte!
Ach, ich seh' dich mit den bleichen Wangen,
Wie die Söldner ihre Geißeln schwangen,
Seh' dich bringen durch die wilde Horde,
Und vergehn in jammervollem Bangen,
Als die heil'gen Lippen: Mutter! klangen,
Seh', wie bei dem blut'gen Gottesmorde
Dir das Schwert durch's keusche Herz gegangen.
O Mutter!

Dennoch gibt dies Wort mir Trost und süßen
Muth; verherrlicht und verehrt wie Keine
Thronst du ja in ew'gem Glorienscheine,
Und die Engel ruh'n zu deinen Füßen.
Mutter! o wie ich vor Freude weine,
Daß du, Mutter Gottes, auch die meine,
Daß ich dich mit diesem Namen grüßen,
Zu dir sagen darf, du himmlisch Reine:
O Mutter!

Bitt' für mich bei deines Sohnes Wunden!
Laß nicht seine Liebe von mir weichen,
Laß mich mehr und mehr dir, Mutter, gleichen!
Und dann, in den letzten meiner Stunden,
Mutter, gib mir dann ein freundlich Zeichen,
Daß ich froh dir mag die Hände reichen,
Und mein Herz dem ew'gen Licht gesunden,
Maria!

„1 8 4 8."

Ein wilder Sturm ist in die Welt gefahren,
Durchwühlt die Völker, wie ein brausend Meer.
Prophetenstimmen aus verklung'nen Jahren
Zieh'n wie Posaunentöne vor ihm her.
Entfesselt sind der Geister wilde Schaaren
Und die Empörung schwingt den blut'gen Speer.
Es ist ein Toben und ein wildes Kämpfen,
Als wälzte sich die Zeit in schweren Krämpfen.

Wer ist der Steuermann in solchen Wettern,
Wer ist der Geist, der über'n Wässern schwebt?
Ein Herrscher, der das Schiff aus morschen Brettern
Maschinenmäßig durch die Wellen hebt?
Ein Feldmarschall, der unter Bombenschmettern
Sich in die Weichen der Empörung gräbt?
Kann Menschenweisheit jenem Sturm gebieten,
Gibt uns ein Machtwort den verlor'nen Frieden?

Wol mag ein Stern uns aus den Wogen retten,
Doch keiner, der auf Uniformen blinkt,
Wol eine Hand vermag uns warm zu betten,
Doch keine, die ein irdisch Scepter schwingt.
Und für das Schiff gibt's neue, sichre Ketten,
Doch keine, die uns um die Freiheit bringt.
Wo Geister kämpfen mit der wilden Brandung,
Führt nur ein Geist die Ringenden zur Landung.

Der Stern, die stella maris, die wir kennen,
Wir seh'n ihn hehr und schön vom Himmel schauen,
's ist kein Pilot, der ihn nicht weiß zu nennen,
Den süßen Namen Uns'rer Lieben Frauen.
Wo gibt's Fanale, die so glänzend brennen,
Wenn uns die Nacht umfängt und Tod und Grauen?
Das ist der Stern, vor dem in Sturmesreigen
Die Wogen ihre stolzen Häupter neigen.

Die Hand, das ist die Hand der Braut des Herren,
Die lehrend sich herab zum Schiffer neigt,
Die, wenn sich Fels auf Fels entgegensperren,
Ihm winkt, und ihm die Fahrt zum Hafen zeigt,
Und daß die Wogen ihn nicht abwärts zerren,
Den Segen ihres hohen Bräut'gams reicht.
Wo diese Hand regiert, von Gottes wegen,
Da geht das Schiff dem sichern Port entgegen.

Die Kette, die es hält für alle Zeiten,
Reicht von der Erde in die Ewigkeit,
Die Kette zweier Welten, die in beiden
Uns zur Gemeinschaft aller Heil'gen weiht —
Im Siegen, wie im Sterben und im Leiden,
In Nacht und Trübsal, Gnad' und Herrlichkeit —
Das ist die Kette von Demant und Eisen,
Die keine Stürme dieser Welt zerreißen.

O süßer Meerstern, der vom Himmel droben
So mild und freundlich auf uns niederschaut,
O zarte Hand, der, wenn die Wellen toben,
Der Schiffer demuthsvoll den Kahn vertraut,
O diamantnes Band, von Gott gewoben, —
Ja, wenn es uns in Nacht und Stürmen graut —
Und wenn wir Nichts mehr hoffen, Nichts mehr lieben,
Wir glauben noch, denn ihr seid uns geblieben.

Diese wenigen Gedichte, in denen sich die innigste, hingebendste Liebe zur Mutter des Herrn ausspricht, sowie das felsenfeste, unerschütterliche Vertrauen auf ihre Hilfe in den Nöthen und Stürmen des Lebens, und denen sich leicht eine ganze Reihe ähnlicher, vielleicht noch gelungenerer Dichtungen anreihen ließe, mögen genügen, eine Anschauung von Kochs bedeutendem Talente und seiner echt katholischen Gesinnung, und im Verein mit der vorhergehenden Lebensskizze ein vollständiges Bild eines Mannes zu geben, der, wie er selbst äußerte, „in der Literatur nach keinem fürstlichen Kleide gestrebt, aber auch hoffen durfte, nicht zu den literarischen Bettlern geworfen zu werden".

Aus dem folgenden Jahre 1838 ist der Conversion des

Barons Carl von Richthofen

auf Leszczyn in Oberschlesien zu gedenken, der im Alter von 37 Jahren am 6. September das katholische Glaubensbekenntniß ablegte. Einer seiner Söhne studirte, nachdem er zuvor sich dem Forstfache gewidmet hatte und königlicher Oberförster geworden war, katholische Theologie und ist gegenwärtig Kaplan bei Corpus Christi in Breslau. —

Wilhelm Ahlborn,

Maler.

Ueber diesen bedeutenden Künstler, von dem Hagen in seiner Geschichte der neueren deutschen Kunst sagt: „Den hinreißend südlichen Zauber versinnlicht er wie kein Anderer auf seinen eigenen Werken," verdanken wir der Güte seines Freundes, des Consistorialraths und Professors Herrn Dr. J. G. Müller, die folgenden interessanten, auf die eigenen Mittheilungen des Verstorbenen basirten Mittheilungen [1]).

Wilhelm Ahlborn ist den 11. Oct. 1796 zu Hannover geboren. Sein Vater, Bürger und Schneidermeister daselbst, war lutherisch, seine Mutter reformirt. Selbst fromm und brav, hielten sie ihre Kinder zu Fleiß und Sittsamkeit, zur Schule und Kirche an, und Ahlborn erinnerte sich noch in den spätesten Jahren besonders dankbar des bei dem Rektor Fromme genossenen Unterrichts. Frühzeitig entwickelte sich bei dem Knaben die Lust am Zeichnen und Malen und der Wunsch, Kunstmaler zu werden. Doch reichten die Mittel der Eltern nicht so weit, dem Sohne eine derartige Ausbildung zu gewähren, und Ahlborn kam deshalb nach seiner Confirmation auf fünf Jahre bei einem Zimmermaler in die Lehre. Hier schloß er Freundschaft mit einem katholischen Malergesellen, Joseph Tepe aus Osnabrück, der sich von der Rohheit der übrigen Gesellen sehr vortheilhaft unterschied. Bei ihm sah und hörte Ahlborn zuerst etwas vom Katholizismus, und Tepe hat überhaupt auf seine religiöse Entwickelung einen nicht zu verkennenden Einfluß durch Wort und Beispiel geübt.

Auf die Lehrjahre folgte die Wanderschaft. Diese führte Ahlborn zuerst nach Braunschweig, wo er bei einer seinem Vater befreundeten

---

[1]) Aus einer ausführlichen Selbstbiographie des Verstorbenen, die sich in den Händen des Herrn Dr. Müller befindet, und die derselbe herauszugeben beabsichtigt.

Familie, der des Schneidermeisters Herdegen, liebevolle Aufnahme fand. Das Haus war katholisch und die Zeichen des katholischen Lebens, die dem jungen Ahlborn überall darin vor die Augen traten, verfehlten nicht ihres Eindrucks. Er macht bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, wie es ihm merkwürdig vorkomme, daß die ersten aller fremden Leute, die ihm lieb geworden, entschiedene Katholiken waren.

Der Wunsch nach weiterer Vervollkommnung im Handwerk und, wo möglich, in der Kunst, trieb den jungen Wanderburschen bald nach Berlin (1816), und er ging von dem Gebete der Mutter Herdegen, die ihn recht ins Herz geschlossen hatte, begleitet. Als Ahlborn nach seiner Ankunft noch arbeitslos, wie verloren, in der großen Stadt umherirrte, gerieth er in die St. Hedwigs-Kirche, in der man gerade das Fest S. Peter und Paul feierte. Der ihm noch fremde Cultus ergriff ihn, namentlich bei seiner bewegten Stimmung, tief; er nahm sich vor, die Hedwigskirche oft zu besuchen und hat es auch gethan. Ahlborn hat auf diesen ersten Gang in Berlin und gerade an dem Tage ein großes Gewicht gelegt und eine providentielle Führung darin erkannt.

Während Ahlborn als Zimmermaler in Berlin arbeitete, kam auch sein Freund Tepe dorthin und der freundliche Verkehr wurde inniger und lebendiger. Die Reformationsjubelfeier 1817 gab den beiden Freunden Veranlassung zu vielen religiösen Gesprächen, in denen der wolunterrichtete Tepe viele protestantische Vorurtheile bei Ahlborn zerstreuete, während diesen letztern die gleichzeitigen preußischen Unionsversuche beunruhigten und verwirrten, und ihm manches von dem, was er in den Jubelschriften und Jubelpredigten vom Katholizismus las und hörte, den erhaltenen Belehrungen gegenüber als ungerecht erschien. „Ich ging, schreibt Ahlborn, während der Jubelzeit öfter nach St. Hedwig, als sonst, ohne es dem Freunde jedesmal zu sagen; ich hörte da vortreffliche Predigten ohne irgend eine Erwähnung der Jubelperiode; man schien gar nicht zu wissen, was draußen vorgehe. Ich hörte oft Kirchenväter und Heilige erwähnen und ganze Sätze aus ihren Schriften, die ich nie hatte nennen hören und die den Eindruck machten, wie Bibel- und Apostelworte, indem die protestantischen Prediger immer viel von Licht und Finsterniß sprachen. Das war mir recht zuwider, denn ich hatte Niemand lieber, als meinen katholischen Freund Tepe."

Durch das Interesse, welches der Professor der Akademie Pähling an dem strebsamen jungen Ahlborn nahm, kam dieser zu weiterer Kunst-

übung, wurde 1820 als akademischer Schüler immatriculirt, und begann sein neues Leben mit Lust und Begeisterung. Vorzüglich förderte ihn die Theilnahme und die Lehre des Professor Wach, dem er sein ganzes Leben lang am meisten von seinen Lehrern dankbar blieb, und der auch seine Wahl für Landschaftsmalerei bestimmte und seine Blicke zuerst nach Italien lenkte. Copien nach Lütken, Wach und Schinkel, bald auch eigene Compositionen brachten dem angehenden Künstler Ehre und Mittel zu der Reise in das Land seiner Sehnsucht. In diese Zeit des sich entwickelnden Kunstbewußtseins und des glücklichen Verkehrs mit gleichstrebenden begabten Freunden, Steinbrück, Schirmer, Hopfgarten und mit andern Künstlern, wie dem Kupferstecher Joseph Caspar, fiel auch Ahlborns erste Bekanntschaft mit der Familie des damaligen Oberbergamtsdirektors Martins, dessen älteste Tochter Therese auf Ahlborn entscheidenden Eindruck machte. Obwol in der religiösen Entwickelung Ahlborns während dieses Zeitraums kein eigentlicher Fortgang ersichtlich ist, besonders nachdem er auf seiner neuen Kunstlaufbahn von seinem Jugendfreunde Tepe mehr und mehr sich hatte entfernen müssen, so blieb doch die alte Sympathie für alles Katholische, wie es im Leben und in der Kunst sich offenbart, in Ahlborns frommer und reiner Seele stets lebendig und hat in all seinen Erinnerungen aus dieser Zeit einen beredten Ausdruck gefunden.

Im Sommer 1827 reiste Ahlborn mit Schirmer und Hopfgarten nach Rom. Mächtig ergriffen ihn neben den landschaftlichen Schönheiten besonders die Dome von Straßburg, Freiburg, Mailand, Pisa und Florenz. In dem, was er in ihnen und an ihnen sah, schien es ihm „immer mehr klar zu werden, daß man in der katholischen Kirche stets das Beste, dessen der Mensch fähig ist, für das ewige Heil, wie für die Verherrlichung Gottes gethan habe". In Rom angelangt durchlebte Ahlborn vom Oktober 1827 ab, bald an der Staffelei, bald auf Studienreisen durch Mittel- und Unter-Italien und Sicilien, bald im geistigen Verkehr mit hochstehenden Kunstgenossen und Gelehrten, und vom Sommer 1829 ab dazu als glücklicher Bräutigam und Verlobter seiner Therese, die vier reichsten und schönsten Jahre seines Lebens, die ihn Schritt für Schritt der Kirche näher brachten. Er malte sein erstes Bild in Rom in dem Klostergarten der Passionisten auf dem Cöliushügel. „Im Schatten des immer grünen Laubenganges, der von der stillen Klosterpforte bis zu dem äußersten Ende des Gartens führte, weilte ich," sagt er selbst, „gar oft; ich hatte diesen

Platz sehr lieb und habe ihn immer lieber gewonnen. Dort dachte ich meinem Leben und meinem Berufe nach, machte Pläne, die mir die schöne Vergangenheit durch die Zukunft webte; ich begann überhaupt in jener Zeit den ernsthaften Abschnitt meines Lebens. Jener Klostergarten hat viel Vorsätze geboren und unterstützt. Es war ein sehr frommer Pförtner da, der bei verschiedenen Gelegenheiten wol merkte, daß ich Protestant sei; er sagte mir immer, er hätte viel für mich gebetet. Ich erklärte mich einmal bestimmt, daß wir in unserer preußischen Gesandtschaftskapelle einen herrlichen Prediger hätten, und daß ich dahin lieber ginge als zum Pabst nach St. Peter. Mir gefiel wirklich gerade das am Besten, was Bunsen Katholisches geborgt und dort eingeführt hatte, und ich war an der Gesandtschaftskapelle eine kleine Säule, wie auch Viele darüber die Achseln zuckten, die doch selbst hingingen, um sich dem Herrn Gesandten zu zeigen. Der Passionistenpförtner war still und betete weiter für mich, denn er hatte Interesse an meiner Seele. Was ich im Garten zeichnete und malte, kümmerte ihn gar nicht." — Solche Eindrücke wogen bei Ahlborn mehr und hafteten tiefer, als die geistreichen Predigten Rothes, Tholucks und von Tippelkirchens und die Bibelabende auf dem Capitol, bei denen Ahlborn dennoch, um sein tiefes religiöses Bedürfniß wo möglich noch im Protestantismus zu befriedigen, sich eifrig betheiligte. Der Ausdruck des katholischen Lebens, wie man ihn in Italien sieht, die sinnvollen Gebräuche und erhabenen Ceremonien der Kirche, die Wunder, welche der Glaube in der Kunst der verflossenen Jahrhunderte gewirkt und auch in der neuern Kunst eines Overbeck, Führich, Veit u. A. wirkte, waren für Ahlborn unablässige Mahnungen und Fingerzeige zum Katholizismus, und Tage, wie er sie auf seinen Kunstwanderungen in den gastlichen Klöstern, besonders in Vallombrosa und Alvernia verlebte, waren gewissermaßen Noviziat- und Probetage für sein der Kirche immer mehr sich zuwendendes Herz. In gleicher Richtung wirkte auch der geistige Verkehr mit Freunden, unter denen außer den obengenannten Künstlern noch besonders von Rohden, Koch, Ambrosch (später Professor in Breslau) und die damals noch protestantische gemüthvolle Künstlerin Emilie Linder, die Freundin Cornelius und Schuberts, mit der Ahlborn den Dante las, hervorzuheben sind.

„Beim Rückblick auf den bedeutenden Zeitraum meines Lebens," sagt Ahlborn, „den ich in Italien zugebracht, war es mir im Ganzen, als sei eine große Veränderung mit mir vorgegangen. Im Gebiete

der Kirche hatte ich manches kennen gelernt, was ich nicht mehr mit den Protestanten verwarf, was den Stempel der ewigen Wahrheit trug. Die große Spaltung Deutschlands sah ich deutlich und die Katholiken unter den Deutschen, die ich in Rom kennen gelernt, waren mir persönlich lieb, fast lieber als die Protestanten. Indessen lagen damals andere Sorgen vor mir; ich wollte heirathen, und meine Braut war die Tochter eines höhern Beamten aus durchaus protestantischer Familie. Ich hatte nur sichere Zeichen, daß Therese ein religiöses Gemüth war. Ich ging mit Gebet und Hoffnung meiner Zukunft entgegen."

Gegen Neujahr 1832 war Ahlborn in Berlin zurück, und nachdem Alles geordnet und vorbereitet war zum künftigen Hausstande, führte er am Ende desselben Jahres seine Therese als Frau heim. Schleiermacher hatte die Trauung, der hochgefeierte Redner, doch lief es Ahlborn „kalt über den Rücken und durch die Glieder", als er statt eines bindenden, verpflichtenden Ausdrucks nach dem Wechsel der Ringe von ihm die Worte hören mußte: Was Gott vereinigt hat, das möge der Mensch nicht scheiden. Die ersten Tage nach der Hochzeit verlebten die Neuvermählten im Augustinerkloster zu Wittenberg, bei dem mit Ahlborn befreundeten Pastor Rothe, der früher Gesandtschaftsprediger in Rom gewesen war. So lagen die Gegensätze in Ahlborns Seele noch unvermittelt oder ungeschieden neben einander.

Das neue Leben im Ehestande begann. Es war für Ahlborn um so glücklicher, als er nicht nur in der Ausübung seiner Kunst hohe Anerkennung und reichliches Auskommen, sondern auch in seinen religiösen Herzensangelegenheiten bei seiner Frau das innigste Verständniß und die wärmste Theilnahme fand. Die Erinnerungen an Italien, der Briefwechsel mit Freunden im Süden und mit Theologen in der Familie, Reisen nach Prag (zu Führich), nach Salzburg und München, wodurch die in Ahlborn schon längst lebendigen Sympathien für das Katholische auch bei der Frau mehr geweckt wurden, waren die Samenkörner, aus denen im Ahlborn'schen Hause ganz allmählig ein innerlich katholisches Leben erwuchs. Es reihete sich bald daran das Studium religiöser Schriften und der Besuch der katholischen Kirche, so wie katholischer Geistlicher, besonders des würdigen Probstes zu St. Hedwig, von dem Ahlborn sagt: „Ich wunderte mich, daß er uns nie zugeredet, in den Schooß der Kirche zurückzukehren, da wir doch bei ihm Belehrung suchten und auf dem Wege waren, wie lange

schon, wußten wir selbst nicht." Die Entscheidung war allerdings schwer und dauerte lange. Nachdem die innern Bedenken überwunden waren, blieb noch die Rücksicht auf die äußere Stellung des für den Hof vielfach beschäftigten Künstlers und auf die ausgebreitete hochstehende Familie der Frau zu überwinden. Doch geschah auch endlich dieses.

Im Jahre 1837 war Ahlborn mit seiner Frau in Wien und besuchte seinen Freund Führich, der von Prag dorthin übergesiedelt war. Bei ihm „fanden sie und verstanden sie zuerst das Bild einer katholischen Familie". Hier nahm Ahlborn seine Zuflucht zu dem Redemptoristenpater Madlener.

„Er war," so sind Ahlborns eigene Worte, „Führichs Beichtvater, und ich beichtete ihm, so zu sagen, auch mein Verlangen nach der Kirche, das ich aber nicht zu nähren wagte, ehe meine Therese es selbst freiwillig ausgesprochen. Ich mußte ihm meine Meinung über ihren innern Zustand in dieser Angelegenheit mittheilen und sagte meine Bedenken in Beziehung auf ihre Familie und auf meine Stellung in Berlin. Er erwiderte: „Beten wir um die Gnade Gottes; ich will treulich helfen beten und hoffe, Gott wird Sie erhören!" — Und so ists geschehen. Die guten Führichs hatten dies längst gethan, das wußte ich. Dort waren wir oft, und in Gesprächen über Kirche und Kunst vergingen gesegnete Stunden. Die Erziehung der Kinder, die Theilnahme und Zuneigung der lieben Frau zu meiner Therese, alles dies trug dazu bei, daß Letztere klarer und freier wurde; sie hatte große Kraft gewonnen, sprach mit Ruhe und Bestimmtheit Vieles aus, was ich gedacht, aber nicht gesagt, und ich freuete mich dessen von ganzer Seele. An einem der letzten Abende, die wir in Wien lebten, kam der entscheidende Augenblick. Als wir von unsern Freunden nach Hause kamen, setzten wir das Gespräch wie gewöhnlich noch fort. Da fiel mir Therese nach einer Pause um den Hals: „Liebes Herz! wir sind katholisch!" sagte sie mit freudeglänzendem Gesichte; „wenn es aber so ist, wie bei uns, so müssen wir es auch äußerlich bekennen. Ich fühle mich bereit und wollte, Du könntest Dich auch entschließen. Laß uns in die Mutterkirche eingehen; ich glaube, es wäre eine Sünde, wenn wir länger so leben wollten." — Statt aller Antwort fiel ich auf die Kniee und dankte laut Gott. Ich hatte darauf gewartet, daß Therese das Verlangen entschieden aussprechen sollte. Dann sagte ich ihr: „Ich kenne nun kein Hinderniß mehr. Sobald wir in Berlin an-

kommen, ist der erste Gang ins Pfarrhaus von St. Hedwig! Wir wollen unterrichtet sein und mit vollem Verstande thun, wozu das lebendige Gefühl uns längst gerufen und bestimmt". — Es war ein neues Glück, eine neue Freude in uns gekommen; das ausgesprochene Wort hatte uns fest und froh gemacht. Ich theilte es am andern Tage Führich mit, und die Freude der ganzen Familie bei unserm Vorsatze war Glück und Dank und katholische Innigkeit. Pater Madlener setzte sein Gebet fort für unsere Treue und Beharrlichkeit, die in Berlin doch vielleicht gefährdet sein konnte; aber Gott hat sein Gebet mit Erfüllung gekrönt. Dank und Preis Ihm!!!"

Das glückliche Ehepaar reiste sodann über Salzburg und München, überall Ahlborns alte katholische Freunde begrüßend und mit der frohen Mittheilung beglückend, so wie über Eichstädt, wo der Bischof Graf Reisach, dem sie sich vorstellten, durch sein oberhirtliches Belehrungs- und Segenswort, gewissermaßen das letzte Siegel auf ihren heiligen Entschluß drückte, nach Berlin zurück, wo bei dem damaligen Oberkaplan an St. Hedwig sofort der gründlichste Unterricht begann, dem am Himmelfahrtstage Mariä 1838 die Aufnahme in die Kirche folgte. „Ich gedachte," schreibt Ahlborn, „an jenem Tage auch der Zeit, als ich 22 Jahre früher nach Berlin und zuerst in die St. Hedwigskirche kam, am hohen Feste der Apostelfürsten St. Petrus und St. Paulus, von deren kirchlicher Feier ich nie etwas vorher gewußt; gedachte der Freundschaft des Tepe, und wenn ich so vom Beginn meines Lebens die Jahrzehnte bis zum Festtage unseres Bekenntnisses verfolgte, so sah ich überall die Hand Gottes aus der Kirche mir entgegenkommen; ich durfte sie nur ergreifen, nur auch selbst wollen, und — warum geschah dieses erst so spät? — Es war nur, glaube ich fast, um die gottselige Frau Therese mit mir in die sichere und ewige Arche Gottes einzuführen. Gelobt sei Gott und die heilige Jungfrau; gebenedeiet sei das Fest der Aufnahme Mariä in den Himmel, das Fest unserer Aufnahme in die Kirche."

Keine von den Befürchtungen, die Ahlborn noch während des Unterrichts hie und da beunruhigten, so daß er zuweilen nach eigenem Geständniß an dem gottvertrauenden und gläubigen Muthe seiner Therese sich aufrichten mußte, traf ein. Die Eltern insbesondere behielten ihre frommen katholischen Kinder lieb, und diese lebten in ungestörter Liebes- und Glaubensgemeinschaft ein doppelt verschöntes Leben, bis auf der gemeinsamen italienischen Reise, auf der Ahlborn

seine Frau in das Land seiner steten Sehnsucht und seiner schönsten Erinnerungen führte, Gott der Herr die letztere zu Assisi im Jahre 1841 zu sich rief. Sie liegt in der Frauengruft im Dome daselbst begraben. Ahlborns ganzes späteres Leben bis zu seinem eigenen Tode war ein schmerzlich-süßes, aber religiös-geweihetes Doppelleben in der Erinnerung an die seligen mit ihr getheilten Tage.

In demselben Jahre trat in Bayern ein protestantischer Geistlicher in den Schooß der katholischen Kirche zurück, Herr

Dr. (J. G.) Bartholmä,

Verfasser mehrerer Schriften, von denen besonders die über „die barmherzigen Schwestern in München" (Augsburg, 1838) bekannt geworden ist. Nach seiner Conversion schrieb er: „Ist das Christenthum wirklich perfektibel? Sendschreiben an Professor Krug" (Augsb., 1839). Bartholmäs Uebertritt hat seiner Zeit viel Aufsehen gemacht, und es wurden, wie so häufig, die lügenhaftesten Gerüchte über die Relation seines Schrittes verbreitet.

Dr. Johann Carl August Gregor Müglich,

ehemaliger lutherischer Pastor zu Hundshübel im sächsischen Erzgebirge.

Carl Müglich, der Sohn eines Winzers, ward am 23. Sept. 1793 zu Königsbrück in der sächsischen Oberlausitz geboren. Nachdem er in Bautzen die Gymnasialstudien zurückgelegt, bezog er 1815 die Universität Leipzig, um sich der Gottesgelehrsamkeit zu widmen, nahm jedoch noch vor Beendigung seiner Studienzeit eine Hofmeisterstelle bei dem Sohne des bekannten Grafen Ernst von Bentzel-Sternau[1]) an, der sich einen großen Theil des Jahres auf seinem Gute Mariahalden am Züricher See aufhielt. Nachdem er noch einige ähnliche Stellungen in der Schweiz bekleidet hatte, ging er 1820 nach Tübingen, um da-

[1]) Derselbe, ursprünglich Katholik und Minister beim Primas von Dalberg, war um diese Zeit apostasirt.

selbst, einer alten wiedererwachten Neigung folgend, unter Eschenmayer Naturphilosophie zu studiren, von da im folgenden Jahre nach Erlangen, wo er zwei Jahre hindurch Schellings Umgang genoß, und mit Leo, Bensen, dem Grafen Platen u. a. freundschaftlichst verkehrte. Erst im Frühjahr 1823, also über 29 Jahr alt, reiste Müglich wieder in seine Heimath, wo er zu Dresden die theologische Candidatenprüfung bestand und nachher zu Bautzen in das Predigerkollegium aufgenommen ward. Eine Schulkaplanstelle in Preußen, die ihm angetragen ward, schlug er aus, nahm dagegen abermals eine Hauslehrerstelle bei dem Appenzeller Kaufmann Karl Müller in Genua an, um Italien zu sehen. Auf einer Villa bei Santa Chiara zu Genua verlebte er zwei glückliche Jahre, und erwarb er sich die Kenntniß der italienischen Sprache. Daselbst lernte er auch seine nachmalige Gattin, die ältere Schwester seines Prinzipals, eine Zwinglianerin, kennen. Im Herbste 1825 reiste er zu Schiff nach Neapel. Auf der eilftägigen Fahrt litt er mit einigen hundert angeworbenen Schweizern vor der Insel Ponza beinahe Schiffbruch, reiste von Neapel nach Rom, wo er am 31. Okt. in der preußischen Kapelle das Reformationsfest feierte und sich in das Studium der Kunst und des Alterthums vertiefte. Nachdem er ganz Italien durchreist, kehrte er im folgenden Jahre nach Deutschland zurück, in der Absicht, sich in Jena zu habilitiren. Dieser Plan schlug fehl, weil er daselbst für einen Anhänger Hegels gehalten ward, während seine desfallsigen Bestrebungen in Halle gleichfalls keine Erfolge hatten, weil er für einen Gegner Hegels galt.

Nun reiste Müglich abermals nach der Schweiz, holte seine Braut heim und ließ sich in Dresden nieder, wo er als Lehrer in der Blochmannschen Erziehungsanstalt und in der gräflich Bühnauschen Familie wirkte. Streng bibelgläubig geworden erhielt er die sittlich verwahrloste Pfarrei Hundshübel im Obererzgebirge, wo er sich durch sein Bestreben, eine strengere Disciplin einzuführen, aus leicht begreiflichen Gründen viele Gegner erweckte und unendliche Unannehmlichkeiten bereitete. Nach zahllosen Plackereien, er wurde als Rigorist und Kryptokatholik bezeichnet, in Prozesse verwickelt und in öffentlichen Blättern verleumdet und verlästert, wurde er im Jahre 1837, nachdem schon zwei Jahre vorher seine Frau vor Gram gestorben, seines Amtes ohne Urtheil und Recht und ohne das geringste Jahrgehalt entsetzt. Jede Protestation war vergeblich. Am Tage nach Christi Himmelfahrt 1837 griff er traurig zum Wanderstabe, betete noch knieend am

Grabe seiner Gattin und schied, von vielen seiner Pfarrkinder geleitet, von seinem Kirchspiel. Er nahm seinen Wohnsitz in Altenburg, wo er seinen angeborenen Humor wieder gewann und neben streng-wissenschaftlichen Studien sich auch mit den alten Klassikern, zumal Aristophanes und Plautus, beschäftigte. Aber auch der Bibel und dem Büchlein „Von der Nachfolgung Christi" widmete er viele Zeit. Durch die Beschuldigung, er „neige sich zum Katholizismus hin", welche in seinem Entsetzungsdekret eine Hauptrolle spielte, war Müglich selbst erst auf die katholische Kirche aufmerksam gemacht worden, und er fing jetzt erst an, sie gründlicher kennen zu lernen, während doch ein mehrjähriger Aufenthalt in Italien spurlos an ihm war vorübergegangen.

Ueber diesen seinen religiösen Entwicklungsgang hat sich Müglich in einem Briefe an einen Jugendfreund ausgesprochen[1]), der noch vor seiner Conversion datirt. „An der Haltbarkeit unserer alt-lutherischen Kirchenlehre, schreibt er, an ihren Vorzügen vor der katholischen, hatte ich bisher (bis zum Jahre 1835) nicht gezweifelt, höchstens nur mit Ausnahme des lutherischen servi arbitrii, das ich niemals angenommen habe, weil es gar zu sonnenklar gegen jedes Blatt in der Bibel streitet und weil es, wie ein Block, mir allemal in den Weg trat, wenn ich eine christliche Sittenlehre bilden wollte. Semipelagier war ich also stets, wie Du weißt. Damit war ich noch Semirationalist. Es fiel mir aber noch nicht ein, daß ich somit auch Semikatholik sei. Ich hatte mich aus dem rationalistischen Philosophismus zum Schriftglauben durchgekämpft. Quenstedts Nachsprecher war ich nicht geworden. Aber auf Speners praktischen Standpunkt war ich gelangt. Daß dieser Mann im Pabst noch den Antichrist erblickte, war mir nicht gegenwärtig; es hätte mich wol damals auch noch nicht empört. Darum hörtest Du mich die Herrnhuter und Methodisten vertheidigen, für die protestantische Missionsthätigkeit mit Wärme sprechen und als einen Glaubensgenossen von Lindner, Tholuck, Brand und ihres Gleichen mich ankündigen. Von den katholischen Mystikern: Bonaventura, Tauler, Suso, dem deutschen Theologen, Thomas von Kempen, Franz von Sales, hatte ich zwar Vieles gelesen; auch von andern Katholiken wie Christoph Schmid, Seiler, Friedrich von Schlegel, Mehreres. Aber ich machte es, wie alle protestantische Schriftgläubige: Das, was mir

---

[1]) „Die Hegelweisheit und ihre Früchte. Briefe an Pastor Fix." Regensb., 1849.

in ihnen gefiel, was ich wahr und schön fand, nahm ich als allgemein- — aber nicht als katholisch-christlich; öfter betrachtete ich es als im Grunde protestantisch. Nur als Vorläufer oder als Wiederstrahlen des Protestantismus oder nur als Kryptoprotestanten konnten sie, meiner Gewohnheitsmeinung nach, so schön gefühlt, gedacht und geschrieben haben. Denn wie durfte mein protestantisches Gewissen im Widerspruch mit meinen ehrwürdigen Lehrern Klinghardt, Siebelis, Otto, Lindner, Wolf, Steudel, Eschenmayer, Schubert, Krafft, und mit meinen Freunden Kittan, Göhring, Adler, Zober, Guerike, Gottlob Lange u. A., den Protestantismus für einen Rückschritt anstatt für einen Fortschritt halten? Daß ich als Hauslehrer im Haus eines damals katholischen Grafen gelebt hatte, war nur günstig für meinen Protestantismus gewesen. Denn dieses Hauses Geist war, bei allem sonst wahrhaft Edlen, der neuprotestantische Aufklärungsgeist, welcher eine Reaktion in mir weckte und nur dazu beigetragen hat, mich schon damals wieder dem kirchlichen Altprotestantismus zu befreunden. Daß ich nachmals Jahre lang unter Katholiken in Italien lebte, schien mich eher noch anhänglicher an den Protestantismus zu machen. Ich predigte protestantisch im reformirten Betsaal zu Genua. Stolz wies ich einen Bekehrungsantrag im Benediktinerkloster zu Cava bei Salerno zurück. Triumphirend communicirte ich am Reformationsfest 1825 zu Rom auf dem Capitol in der preußischen Gesandtschaftskapelle nach der Unionsagende. Rothe, der nunmehrige Kirchenbekämpfer, administrirte. So viel aber hatte ich freilich sehen müssen, daß die Katholiken keine Menschenfresser wären, ja sogar unter Mönchen, selbst unter den Jesuiten, und unter diesen vor Allen, ganz ausgezeichnete Prediger seien, die nicht im Leipziger Meßkatalog standen. Bloß einige Anreden an die Mutter Gottes oder an andere Heilige schienen mir manche solche Predigt wieder zu verderben, erschienen mir als Mißtöne und Flecken der katholischen Homiletik. Es ging mir, wie dem Domherrn Illgen in Leipzig. Der deklamirte in Ottos Zimmer einmal das Lied von dem herrlichen Novalis: „Wenn ich Dich nur habe.“ Daß Illgen es auswendig wußte, war ein Beweis, wie sehr es ihm gefiel. Als er aber auf den letzten Vers kam, worin von der Jungfrau Maria geredet wird, brach er fast ärgerlich ab und sagte: „Hier wird Novalis katholisch.“

„Ich wars in Wälschland nicht geworden. Zu Dresden und Loschwitz übersetzte ich mehr als die Hälfte des neuen Testaments.

Mein Protestantismus würde ohne Zweifel unerschüttert geblieben sein, wenn ich nicht in das protestantische Pfarramt getreten wäre. Denn obwol ich schon im reiferen Alter stand, als dies geschah, so kannte ich doch die evangelische Kirche in ihrem innersten Grunde und in ihren jetzigen Verhältnissen zur Welt nicht aus eigener Erfahrung. Mein Protestantismus war ein Ideal. Und im Vertrauen auf Zobels Predigerhilfsbuch wähnte ich, die Kirchenordnung vom Jahre 1580 sei noch in Kraft. Consistorien hatten wir damals auch noch. Und welche Rechte der Pfarrer habe, seine heiligsten Pflichten zu erfüllen, das hatte ich als Knabe in der Oberlausitz auch mit angeschaut. Ich vergaß, daß ein Vierteljahrhundert seit jener Zeit verflossen sei, daß von 1789 bis 1830 die gepriesene Revolution und Evolution fortgedauert habe, und ich war weiter damit gar nicht unzufrieden. Jetzt sollte und wollte ich mit eingreifen, Zucht handhaben, Zuchtlosigkeit abstellen, das Laster züchtigen, Züchtigkeit wieder einführen helfen. Du weißt, wie bald ich scheiterte. Ich erkannte aber das Grundübel des Protestantismus immer nur in der erbärmlichen Kirchenverfassung, die den Geistlichen zum Schatten der Weltlichen macht. Ermüdet von tausend Chicanen ward ich krank. Da fiel Möhlers treffliche Symbolik in meine Hände, während ich unbefangen mein Studium der Kirchengeschichte fortsetzte. Auch Ontrups Katechismus erfüllte mich mit Hochachtung für den Katholizismus. Durch tiefe andere Ueberzeugungen, welche ich nun gewann, fühlte ich auch das zweite Hauptelement alles kirchlichen Lebens, das protestantische Lehrprinzip, immer mehr erschüttert. Im Rationalismus hatte ich längst einen verkappten Antichristianismus verabscheut. Im protestantischen Supranaturalismus begegneten mir nun so viele Halbheiten, Inconsequenzen, individuelle Ansichten, daß ich ihn bloß für Semichristianismus anerkennen konnte. So führte mich das verlorene Kirchenrecht endlich zur Erkenntniß der wenigstens halbverlorenen Kirchen*lehre*. Das Kirchenrecht hatte Luther in seiner persönlichen Leidenschaft vor dem Wittenberger Elsterthor schon verbrannt. Fruchtlos rührte ich in der Asche herum. Nun zerfloß mir auch noch seine Kirchenlehre zu Wasser. Und ich konnte das Elsterthorfeuer damit nicht löschen. Dieses war längst erloschen, seit es die Kirchengesetze verzehrt hatte. Mit einer Art Neid sah ich daher in die katholische Kirche hinüber, wo diese Gesetze, aus der vollständigen Kirchenlehre hergeleitet, immer noch sind und festgehalten werden, wenngleich Satan seine Anläufe, besonders in dem letzten halben Jahr-

hundert, auch an dieser standhaften Kirche, welche eigentlich allein die Kirche heißen sollte, versucht hat. Er hat auch sie fast aller zeitlichen Mittel beraubt. Kein Armer und Kranker sollte forthin mehr der Kirche seine Rettung verdanken können. Sie sollte die nothwendigsten Baukosten und Lehrergehalte nur vom Staate erbetteln, welcher ihre Güter geraubt hat, oder von dem Volk erpressen lassen, welches keinen Segen aus den Säcularisationen seit 1517 bis 1817 verspürte. Aber diese Kirche hält nichts destoweniger ihren Felsenglaubensgrund fest. Das haben Pabst Pius VII. gegen Bonaparte, und das haben zwei Erzbischöfe gegen Berlin gezeigt, wie Hildebrand gegen den sittenlosen Jüngling Heinrich IV.

„Inzwischen hatte man uns die Consistorien genommen. Mindestens vier weltliche Behörden theilten sich nun in die Consistorialgewalt: ein Cultusministerium, ein Appellationsgericht, eine Kreisdirektion und ein Justizamt. Daß die weltlich-protestantische Behörde, welche mich meines Amtes entsetzte, da ich es nicht niederlegen mochte, in ihrem Absetzungsbefehl neben dem Vorwurf, ich hätte meine Vorgesetzten (besonders die im Justizamt) verhöhnt, auch noch beifügte, ich hätte die evangelische Lehre verkannt, welches nur heißen konnte, ich hätte dieselbe nicht Ammonisch aufgefaßt; — ich hätte meine Kirche geschmäht — beklagt hatte ich sie — und ich hätte mich zum Katholizismus unumwunden hingeneigt — Hinneigung zum Straußianismus, der, folgerichtig durchgeführt, als Atheismus dasteht, hätte mir nichts geschadet, — dies konnte den Katholizismus, welchen man mehr haßt als Türken- und Heidenthum, in meinem Herzen bloß noch höher stellen. Die Grausamkeit aber, mit welcher man mir, nach jahrelangen Quälereien und Verfolgungen, auch noch allen Gehaltsantheil versagte und mich, ausgeplündert und krank, fortjagte, konnte den Protestantismus, als eine verfolgende Religion, in meinen Augen bloß noch tiefer herabsetzen.

„Aber allen diesen gräuelvollen Umständen — und Gott bedient sich immer auch äußerlicher Mittel, um uns zu gürten und uns zu führen, wohin wir selbst in unserm jüngern Alter nicht gewollt hatten — verdank ichs, daß ich den Weg in die wahre Felsenkirche desto früher wieder gefunden habe. Erkennt aber auch mancher andere protestantische Geistliche in seinen Wolffesseln diesen Weg: selten wandelt er ihn. Weib und Kind halten ihn zurück in der Weltsklaverei. Mir aber nahm Gott mein geliebtes Weib. Das hält mich nicht mehr zurück.